




Dei
Sub Numine
Viget



Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXXIII.

ERFURT, 1907.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)

Inhalt.

Gedenkrede

auf den verewigten

Vizepräsidenten der Königlichen Akademie
gemeinnützlger Wissenschaften zu Erfurt

Kgl. Gymnasialdirektor Dr. Richard Thiele,

gehalten am Mittwoch, den 18. September 1907
in der ordentlichen Sitzung der Akademie

von

Prof. Dr. Stange,
Sekretär der Akademie.


PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
PAIR
32101 030955742

Am 17. September des vergangenen Jahres kamen wir zusammen, um in ernster Trauer das Andenken des vier Tage vorher zu seinen Vätern heimgegangenen erlauchten Präsidenten unserer Akademie, Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, zu ehren, der nur wenige Jahre an der Spitze unserer Gesellschaft stand, aber in dieser kurzen Zeit stets die wärmste Teilnahme für alle unsere wissenschaftlichen Bestrebungen bekundete. Am Karfreitag dieses Jahres, den 29. März, schied von uns der würdige, uns allen durch sein immer hilfsbereites, freundliches, bescheidenes Wesen liebgewordene, um die Wissenschaft hochverdiente Sekretär der Akademie, Herr Pastor em. D. theol. Georg Oergel, dessen Persönlichkeit und wissenschaftliches Wirken uns hier noch einmal am 24. April von berufener Seite vor Augen geführt wurde. Und zum 3. Male binnen Jahresfrist müssen wir uns heute zu einer ernsten Feier vereinigen. Sie gilt dem Andenken unseres am 11. August d. J. so jäh verschiedenen, nunmehr in Gott ruhenden Vizepräsidenten, des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Richard Thiele. Eine reiche Ernte hat der Tod wahrlich gehalten. Es ist ein Jahr der Trauer, wie es unsere Akademie seit ihrem Bestehen noch nicht erlebt hat. Doch nicht klagen wollen wir in dieser Stunde. Seit Tacitus' Zeiten ist es die schöne Sitte deutscher Männer gewesen, ihrer Trauer Ausdruck zu geben in pietätvollem Gedenken an das, was ihnen ein Verstorbener gewesen ist.

Und in diesem Sinne lassen Sie diese ernste Stunde der pietätvollen Erinnerung an die Persönlichkeit und das Wirken des Heimgegangenen geweiht sein. Als ich am 15. April d. J. das Amt eines Sekretärs übernahm, der Schwere der meiner wartenden Bürde wohl bewußt durch den langjährigen näheren

Verkehr mit meinen beiden Vorgängern, wurde ich ermutigt durch den von Herzen kommenden Zuspruch unseres Vizepräsidenten, durch die liebenswürdige Freundlichkeit, mit der er mir seine reiche Erfahrung zur Verfügung stellte. Eine weite Aussicht eröffnete sich mir in eingehenden Zwiegesprächen über unser gemeinsames Arbeiten zur Verwirklichung der idealen Ziele unserer gelehrten Körperschaft. Nur ein Vierteljahr sollte ich mich seiner Unterstützung erfreuen. Da rief ihn Gott fast noch auf der Höhe des Lebens, mitten im rüstigsten Schaffen ab. Nie hätte ich gedacht, daß so bald schon mir die traurige Pflicht obliegen würde, ihm hier die Gedenkrede zu halten. Aber wenn es auch eine schmerzliche Aufgabe ist, so erfülle ich sie doch gern, da sie die Gelegenheit bietet, den Gefühlen dankbarer Verehrung, die uns für ihn erfüllen, Ausdruck zu geben.

Richard Friedrich Karl Theodor Thiele wurde geboren am 30. Dezember 1846 in Schwenda i. Harz (Kreis Sangerhausen) als Sohn des Pfarrers Dr. Karl Thiele, der 1855 als Oberpfarrer nach Heringen in der goldnen Aue versetzt wurde und dort am 14. März 1862 starb. Seine Kindheit verlebte er im Elternhause, in der herrlichsten Gebirgsgegend, und so prägte sich ihm von früh an jene Vorliebe für die Berge ein, die ihn so oft in unsern schönen Thüringerwald und in die Alpen reisen und dort Erholung von den Anstrengungen der Berufsarbeiten suchen ließ. Auch die ersten Schuljahre verlebte er in dieser Gegend, indem er das Gymnasium zu Nordhausen besuchte. Erst später ging er an die Lateinische Hauptschule der Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. über, wo er am 19. Februar 1866 ehrenvoll die Reifeprüfung bestand. Schon auf der Schule hatten ihn die deutsche und die klassischen Sprachen in besonderem Maße angezogen. Er bezog nun Ostern 1866 die Universität Leipzig, um klassische Philologie und deutsche Sprache und Literatur zu studieren, und ging Ostern 1868 nach Halle, um dort seine Studien fortzusetzen und zum ersten Abschluss zu bringen. Reich begabt, von der Schule mit einer tüchtigen Grundlage ausgerüstet, faßte er das Lebensziel, das er sich gesteckt hatte, fest ins Auge, betrieb seine Studien mit zähem und energischem Fleiße und konnte sie deshalb auch in kürzester Zeit vollenden. Am 15. November

1869 wurde er auf Grund der von ihm eingereichten Dissertation „Prolegomena ad Hymnum in Venerem Homericum" zum Doctor der Philosophie promoviert, und am 30. Juli 1870 bestand er mit Auszeichnung das Examen pro facultate docendi. Es war eine unruhige Zeit. Am 19. Juli hatte Frankreich Preußen den Krieg erklärt. Viele gleichaltrige Studiengenossen Thieles zogen hinaus in den Kampf für das Vaterland und mußten ihre Studien auf lange Zeit unterbrechen. Ihm war es nicht vergönnt gewesen, des Königs Rock zu tragen, aber reichliche Arbeit bot sich ihm in der Heimat in der Vertretung eingezogener Kollegen. Schon seit Ostern 1870 war er an der Latina in Halle als Hilfslehrer beschäftigt gewesen. Von Michaelis dieses Jahres bis Michaelis 1871 leistete er an derselben Anstalt sein pädagogisches Probejahr ab. Den 1. Oktober 1871 wurde er sofort als ordentlicher Lehrer und Inspektor auf der Pensionsanstalt angestellt und wirkte in dieser Stellung bis Michaelis 1874. Die Lehrer der Latina nahmen den eifrigen Kollegen, den sie schon als strebsamen Schüler schätzen gelernt hatten, gern in ihre Mitte auf, und in regem, nicht bloß geselligem, sondern auch wissenschaftlichem Verkehr mit ihnen und mit seinen akademischen Lehrern verlebte er in Halle eine Reihe von Jahren, an die er stets gern zurückdachte. Die Erinnerung an sie erweckte in ihm auch den Wunsch, nach seiner Pensionierung den Rest seines Lebens in Halle zu verbringen. Nahm auch sein Beruf viel Zeit in Anspruch, so fand er doch immer Gelegenheit, sich mit den liebgewonnenen philologischen Studien zu beschäftigen. In der Gelehrtengeschichte fesselte ihn namentlich eine Persönlichkeit, mit der er viel Verwandtes hatte und deren Geistesentwicklung und Werken er sein ganzes Leben hindurch sein größtes Interesse zuwandte: Gotthold Ephraim Lessing. Wie eindringend er sich in Halle mit diesem Geisteshelden beschäftigt hat, zeigt die in den Jahren 1875—76 in Gemeinschaft mit Fr. Schröter bearbeitete große Ausgabe von Lessings Hamburgischer Dramaturgie.

Michaelis 1874 begann für Thiele ein Wanderleben. Aus seiner thüringischen Heimat kam er nach dem Westen Deutschlands, von da nach dem äußersten Osten, um schließlich wieder nach Thüringen, das er in sein Herz geschlossen hatte, zurückzukehren.

Zunächst wirkte er 2 Jahre als ordentlicher Lehrer an dem Gymnasium in Wesel; alsdann war er 3 Jahre an dem Gymnasium in Bochum tätig, wo er auch von Ostern 1878 bis Ostern 1879 stellvertretend das Direktorat verwaltete; Michaelis 1879 aber, also im Alter von 33 Jahren, wurde er zum Direktor am Fürstlich Lippeschen Gymnasium Leopoldinum in Detmold ernannt. Ostern 1884 erhielt er die Leitung des Kgl. Gymnasiums in Ratibor, von wo er den 1. Juni 1892 an das Kgl. Gymnasium in Erfurt versetzt wurde.

In Erfurt wirkte Thiele noch volle fünfzehn Jahre. Was er als Leiter des Gymnasiums geschaffen hat, ist hier nicht meines Amtes zu schildern. Für seine Lehrer war er stets von größtem Wohlwollen erfüllt und suchte vor allem in ihnen die wissenschaftliche Tätigkeit wach zu erhalten. Er sorgte dafür, daß jedes Jahr dem Schulprogramm eine wissenschaftliche Arbeit beigegeben werden konnte. Der reiferen Jugend war er ein hervorragender Lehrer. Selbst voll Begeisterung für das klassische Altertum, war er bestrebt, in strenger Schulung des Geistes und doch in anregendster Weise seine Schüler zu wissenschaftlich tüchtigen Persönlichkeiten heranzubilden. Sein ausgedehntes Wissen befähigte ihn, den Lehrstoff auf das Vielseitigste und Anregendste auszugestalten. Vor allem besaß er einen köstlichen Schatz: die Liebe zu seinen Schülern, die Liebe, die auch im Schwachen die Pflanze sieht, die nach Wärme und Sonnenschein dürstet.

Und welche Arbeit hatte er in der Verwaltung zu leisten! Kaum hatte er 1892 sein neues Amt in Erfurt angetreten, da wurde der Neubau des Gymnasialgebäudes beschlossen, und ihm fiel die schwierige Arbeit zu, diesen Neubau mit zu leiten und die Schüler am 3. Juli 1896 in das neue Gebäude zu überführen. Während seiner Amtsführung nahm die Schülerzahl beständig zu, so daß schließlich alle Klassen von Sexta bis Prima in Doppelcoeten zerlegt werden mußten. Hervorragend war in der Bewältigung der Arbeiten, die die Leitung einer großen Anstalt mit sich brachte, die Sorgfalt und Genauigkeit, die liebevolle Hingabe, mit der er unscheinbare Dinge besorgte, und überall, auch da, wo ein anderer für ihn eintreten konnte, am liebsten zur Vermeidung jeden Zeitverlustes die nötigen Arbeiten selbst erledigte.

Es ist erstaunlich und bewundernswert, wie Thiele bei all dieser Arbeit noch Zeit fand für andere Interessen und für seine Familie. Größeren Gesellschaften, glänzenden Festen abhold, fand er sich gern in kleinerem Kreise mit Freunden zur Pflege heiterer Geselligkeit zusammen. Aber die liebste Erholung suchte er im Kreise der Seinen. Wie hing er an seinen Kindern! Nie traf man ihn ohne sie auf dem Spaziergange. Für sie lebte und strebte er. Sie glücklich zu machen, ihre Zukunft zu sichern, war schließlich doch das letzte Ziel all seines Schaffens.

Ließen ihm auch die Berufsgeschäfte wenig Zeit, so hielt er es doch für seine Pflicht als Staatsbürger und in seiner besonderen Berufsstellung, sich vom öffentlichen Leben nicht fernzuhalten, und er betätigte sich auf sozialem, kirchlichem und politischem Gebiete in hervorragendem Maße. Jahrelang war er in schwieriger Zeit Vorsitzender der größten Gesellschaft unserer Stadt. Ein gläubiger Christ und eifriger Besucher des Gottesdienstes, nahm er stets regen Anteil an den Beratungen der Kreissynode, der er als Mitglied angehörte. Auf politischem Gebiete aus innerster Überzeugung ein Vertreter der konservativen Anschauungen, war er ein eifriges Mitglied des Vorstandes des hiesigen Konservativen Vereins. Als echter Patriot wurde er nicht müde in Vorträgen und Schriften, die für die weitesten Kreise der Bevölkerung bestimmt waren, immer wieder auf die erhabene Gestalt Kaiser Wilhelms I. und die Rolle hinzuweisen, die Preußen in der Entwicklung Deutschlands zu seiner jetzigen Größe gespielt hat.

Man sollte meinen, daß die bisher erwähnte Berufstätigkeit und alle die Verpflichtungen, die die amtliche Stellung des Entschlafenen mit sich brachte, sein Leben vollständig ausfüllten. Schier unbegreiflich muß es einem da scheinen, wie er noch Zeit finden konnte zu streng wissenschaftlicher Arbeit. Und doch war ihm die Beschäftigung mit der Wissenschaft ein Bedürfnis, in dessen Befriedigung er keine Rücksichtnahme auf Gesundheit und andere Interessen kannte. Von den 43 im Druck erschienenen Arbeiten, die ich am Schlusse im Zusammenhang erwähnen werde, sind 10 in den Jahren 1872—1892 und die übrigen 33 in den 15 Jahren seines Aufenthaltes in Erfurt veröffentlicht worden. Eine wissenschaftliche Tätigkeit von ganz

außerordentlicher Ausdehnung, die sich hier in Erfurt zu voller Größe entfaltete. Sein nie ermüdender Fleiß, eine große Schnelligkeit der Auffassung, staunenswerte Leichtigkeit in der Wiedergabe seiner Gedanken, eine lebhafte Phantasie, ein treues Gedächtnis und eine zähe Energie kamen ihm dabei sehr zu statten. Und daß er gerade in Erfurt literarisch so produktiv war, lag vor allem daran, daß er hier unsere altehrwürdige Akademie vorfand. Das war der Boden, den er brauchte, die Vereinigung, die ihn anregte zu wissenschaftlichem Arbeiten. Hier war er in seinem Element. Am 1. Juni 1892 kam er nach Erfurt. Schon fünf Tage später wurde er, da ihm ein guter Ruf als Gelehrter vorausging, Mitglied der Akademie, am 10. Dezember desselben Jahres Mitglied des Senates und am 20. Oktober 1894 der Nachfolger des am 3. des Monats verstorbenen langjährigen, als Mensch und als Gelehrter hervorragenden Vizepräsidenten, des Oberregierungsrates Wilhelm Freiherr von Tettau.

Direktor Thiele trat sein Amt an, als die Akademie sich in einem mächtigen Aufschwung befand. Es war die Zeit, in der die Meinung, die sich schon hier und da regte, daß sie nur eine ehrwürdige Reliquie aus den Zeiten der Erfurter Universität sei, zu Schanden wurde. Überall regte sich neues Leben. Ältere Mitglieder erfuhren die Wirkungen des erfrischenden Balsams echt wissenschaftlichen Strebens. Jüngere Talente wurden zur Mitarbeit herangezogen und zur Entfaltung ihrer Kräfte ermuntert. Das Sekretariat lag in den Händen unseres trefflichen, unvergeßlichen Professor Heinzelmann, der sich für dieses Amt wie kein zweiter eignete. Das wissenschaftliche Leben der Akademie war geregelt und wirkte nach allen Seiten anregend und befruchtend. Man könnte glauben, daß unter diesen Umständen, bei der rastlosen Tätigkeit des Sekretärs, die Stelle des Vizepräsidenten ein angenehmes Ehrenamt war, daß der Inhaber lediglich zur Repräsentation seine Kräfte in den Dienst der Akademie zu stellen brauchte. Die Eingeweihten wissen, daß dem nicht so war, daß Thiele die Pflichten seines Amtes mit einem wahren Feuereifer übernahm und sich der ihm erwiesenen Ehre nach besten Kräften würdig zu zeigen suchte. Lag auch die Pflege des wissenschaftlichen Lebens der Akademie, die Sorge für die

Vorträge in den ordentlichen und öffentlichen Sitzungen, für die Preisaufgaben, die Redaktion der Jahrbücher u. s. w., in guten Händen, für den Vizepräsidenten gab es in den nächsten Jahren doch auch reichlich zu tun. Es galt die für ein erfolgreiches wissenschaftliches Arbeiten unentbehrlichen finanziellen Grundlagen der Akademie zu sichern, es galt Vorbereitung zu treffen für einen würdigen Verlauf der im Jahre 1904 bevorstehenden 150jährigen Wiederkehr des Tages der Gründung der Körperschaft. Daß unser Jubiläum in einer so großartigen und glänzenden Weise gefeiert wurde, daß die Akademie in ihren Bestrebungen die Anerkennung der hohen Behörden gefunden hat und, durch die Munifizenz Seiner Exzellenz des Herrn Kultusministers von ihren materiellen Nöten befreit, sich ohne Sorgen der Pflege und Förderung der Wissenschaften widmen kann, daran hat unser Vizepräsident den wesentlichsten Anteil gehabt, und wir wollen ihm nicht vergessen, wie er gerade in dieser Beziehung alle seine Kräfte für das Wohl der Akademie einsetzte.

Seine aufopfernde Tätigkeit fand auch die gebührende Anerkennung. War ihm schon früher in seiner Eigenschaft als Gymnasialdirektor am 18. April 1881 das Fürstlich Lippesche Ehrenkreuz III. Klasse und am 3. Juli 1896 bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Erfurter Gymnasialgebäudes der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen worden, so erhielt er als Vizepräsident der Akademie am 11. April 1900 von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Sachsen das Ritterkreuz I. Klasse des Großherzoglich Sächsischen Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken. Und aus Anlaß des Jubiläums ernannte ihn am 1. Juni 1904 Seine Majestät der Kaiser und König zum Ritter des Hohenzollernschen Hausordens unter Verleihung des Adlers des Ordens, und Seine Hoheit der Herzog von Meiningen verlieh ihm am 28. Juli 1904 das Ritterkreuz I. Klasse des Herzoglich Sächsisch Ernestinischen Hausordens. Innig freute er sich über die Anerkennung, die sein Wirken durch diese Auszeichnungen gefunden hatte. Aber auch die Akademie muß stolz darauf sein, galt das dem Vizepräsidenten gespendete Lob ja dem Streben aller Mitglieder.

Und er selbst war in erster Linie Mitglied der Körperschaft, d. h. ein Glied, das teilnahm an allen wissenschaftlichen

Bestrebungen. Nicht dekorative Spitze wollte er sein, nein, ein vorbildliches Mitglied. Diesem seinem Ziele ist er treu geblieben bis an sein Ende. Wie er sich in seinem Hauptberufe rühmen konnte, nie eine Unterrichtsstunde versäumt zu haben, so nahm er auch an sämtlichen Sitzungen der Akademie teil, es sei denn, daß ihn die allerdringendsten Umstände fernhielten. Alle in den Vorträgen behandelten Gegenstände erweckten von der einen oder andern Seite sein Interesse und ließen ihn sich in der anregendsten Weise an der folgenden Diskussion beteiligen. Und wie oft bot er uns aus dem reichen Schatze seines Wissens und aus den Studien, die ihn gerade beschäftigten, einen Abschnitt dar! Nie brauchte der Sekretär wegen Besetzung der Vortragstage in Verlegenheit zu sein. War ein Mitglied, vielleicht durch Krankheit, plötzlich verhindert einen angekündigten Vortrag zu halten, so konnte man stets auf den Vizepräsidenten rechnen, der hilfsbereit in die Lücke eintrat.

Auf welchen Gebieten bewegte sich nun sein wissenschaftliches Arbeiten, für das, wie wir gesehen haben, vornehmlich die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens in Betracht kommen? Die Hauptrichtlinien gaben seine germanistischen und altphilologischen Universitätsstudien. Auf dem Gebiete der deutschen Literatur stand Lessing auch in Erfurt im Mittelpunkte seiner Studien. Zu der schon erwähnten großen kritischen Ausgabe der Hamburgischen Dramaturgie fügte er eine kleinere, handlichere Ausgabe für Schule und Haus und wies auf die Wichtigkeit der Theaterzettel der sogenannten Hamburgischen Entreprise, von denen er ein Exemplar in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha fand, für Lessings Dramaturgie hin. Neben der Dramaturgie fesselte ihn besonders die Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet“, und reiches Material für eine geplante Schulausgabe dieser klassischen Schrift findet sich in seinen hinterlassenen Papieren. Ein anderes Mal zeigte er die hohe Bedeutung der Insel Island für das germanische Altertum. In der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Erfurt im Jahre 1903 sprach er über die sprachliche Bedeutung unserer mitteldeutschen Urkunden und Handschriften, deren Wichtigkeit für die Klarlegung der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache heute immer mehr anerkannt wird.

Auf dem Gebiete der klassischen Philologie gab er eine sehr hohe Anforderungen an Wissen und Können stellende Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Lateinische heraus. Dann besorgte er für Unterrichtszwecke eine Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften nebst einem Schülerkommentar und beschäftigte sich wiederholt eingehender mit dem Leben und dem Wirken des Sophokles und des Horaz. Mit Vorliebe wandte er sich später der Archæologie zu. Um die klassischen Stätten des Altertums und die Meisterwerke antiker Kunst mit eigenen Augen zu schauen, machte er in den Jahren, in denen das Reisen schon in unserem zivilisierten Mitteleuropa hohe Anforderungen an den Körper stellt, noch große Reisen nach Italien, Griechenland und selbst nach Kleinasien. Ihre wissenschaftlichen Ergebnisse sind in folgenden Werken enthalten: „Archæologische Wünsche eines altklassischen Philologen"; „Philologische und archæologische Studien"; „Reiseerinnerungen an Griechenland"; „Eine Vertretungsstunde in Oberprima", ein Schriftchen, in dem er das Grabmal der Hegeso in Athen, den Vatikanischen Augustus und den sogenannten Alexandersarkophag in Konstantinopel behandelt; und endlich „Das Forum Romanum mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Ausgrabungen", ein Buch, das bald eine zweite Auflage erlebte und den Neuling in anschaulicher Weise in dem Wirrwarr der Ausgrabungen des Forums zurechtweist.

Die philologischen Studien traten im Laufe der Zeit immer mehr in den Hintergrund gegen die historischen. Denn Thiele lebte hier in Erfurt in einer Stadt, die von größtem Interesse in ihren lokalen Ereignissen und in ihren Beziehungen zu allen großen Epochen der deutschen Geschichte, wie wenige andere zum Studium der Geschichte geradezu zwingt. Seine Vorstudien für die Festschriften zur Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes im Jahre 1896 und zur Jubelfeier unserer Akademie im Jahre 1904 führten ihn auf das Gebiet der heimatlichen Geschichtsforschung, auf dem er die schönsten Erfolge erzielen sollte. Die Klarlegung der Gründungsgeschichte des Gymnasiums im Jahre 1561 ließ ihn sich näher mit der Geschichte des 16. Jahrhunderts beschäftigen, d. h. mit der interessantesten Zeit der Geschichte Erfurts, die ihn in gleichem Maße fesselte wie jeden, der sich in ihren Bann begibt. Als reife Früchte

seiner Studien ergaben sich die Ausgaben von Konrad Stolles thüringisch-erfurtischer Chronik Memoriale und des Erphurdianus Antiquitatum Variloquus in den Publikationen der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt. Beide Werke, besonders das letztere, das dem Bearbeiter die größten Schwierigkeiten darbot, legen Seite für Seite Zeugnis ab von einem wahren Bienenfleiße und bieten in ihren gründlichen Anmerkungen dem Forscher einen reichen Stoff dar. Aus Stolles Chronik ergaben sich als Auszüge die volkstümlichen Schriftchen: „Bilder aus Erfurts Vergangenheit“ und „Bilder aus Thüringens Sage und Geschichte“; aus dem Variloquus die Studie über den Stadtsyndikus Dr. Berthold Bobenzahn, die in dem Jahrbuche dieses Jahres als letzter Beitrag des Verstorbenen zu den Arbeiten der Akademie abgedruckt ist.

Wir sehen, daß Thieles literarische Tätigkeit außerordentlich groß war, so groß, wie sie zu entfalten nur wenigen vergönnt ist, deren Zeit in gleicher Weise durch Berufsgeschäfte in Anspruch genommen ist. Sie gewährte ihm volle innere Befriedigung, verschaffte ihm äußere, höchst ehrende Anerkennung, aber legte auch den Keim zu seinem verhältnismäßig frühen Tode. Er hatte bis auf eine von Jugend auf ihm anhaftende Nervosität einen starken Körper, bezeichnete sich selbst oft als Russen, beachtete aber nicht, daß die geistige Anstrengung, die er sich täglich zumutete, seine Nerven immer mehr zerrüttete. Er konnte nicht rasten. Darin lag, wie er selbst sagte, seine Krankheit. Krankhaft war die Hast, mit der er, von Jahr zu Jahr schneller, von Arbeit zu Arbeit eilte. Kaum war der Druck eines Werkes begonnen, so dachte er schon wieder an ein anderes, und während der Durchsicht der Korrekturbogen entwarf er schon den Plan zu dem neuen Werke und verschaffte sich alle dazu nötigen Hilfsmittel. Alle Warnungen, alle Bitten, auf seine Gesundheit mehr Rücksicht zu nehmen, schlug er in den Wind. Als begeisterter Vertreter der klassischen Philologie hatte er zur Vertiefung seines Wissens Italien und Griechenland bereist. Sein sehnlichster Wunsch war, die Hauptorte des griechischen Festlandes und diejenigen Stätten des ägäischen Meeres, — in der Inselwelt und an der Küste Kleinasiens —, wo die Wiege der griechischen Kultur gestanden hatte, noch einmal in seinem Leben zu sehen. Im vorigen Jahre sollte

dieser Wunsch verwirklicht werden. Ich war einer seiner Begleiter. Wiederholt war Thiele vor Antritt der Reise in seinem Entschlusse wieder schwankend geworden, da Schwindelanfälle und häufiger eintretende Beklemmungen ihn zur Vorsicht mahnten. Nicht ohne bange Besorgnis traten wir die Reise an. Sie sollte uns über Konstantinopel nach der Westküste Kleinasiens von Troja bis zum Mäander und über die Inseln nach Griechenland führen. Durch unsern Beruf gezwungen, hatten wir nicht den Frühling oder Herbst als Reisezeit wählen können, sondern mußten den Juli ausnutzen. Heiß brannte die Sonne jeden Tag von dem ewig wolkenlosen Himmel, und die mangelhafte Kultur der Gegenden, die wir zu Pferde oder Wagen durchkreuzten, stellte an die Kräfte des im 60. Lebensjahre stehenden Mannes hohe Anforderungen. Seit jener Zeit fühlte Thiele sich zwar etwas freier, was seine Schwindelanfälle und seine Nervosität betraf. Aber das Herz, das wohl schon vorher nicht gesund gewesen war, begann ihm einige Wochen nach der Reise bedenklich zu schaffen zu machen. Doch über die körperlichen Schmerzen halfen ihm die Freude, den Hauptwunsch seines Lebens erfüllt zu sehen, und der geistige Gewinn hinweg, den er aus der Reise gezogen hatte. Zunächst hielt er in der Akademie einen öffentlichen Vortrag über „Die Akropolis von Athen auf Grund eigener Anschauung und nach dem neuesten Stande der Forschung geschildert“. Es machte ihm Freude, einen Vortrag über dasselbe Thema in etwas abgeänderter Form in Roßleben zu halten. Ferner sprach er über „Deutsches Wesen in Kleinasien“ in anziehendster Weise im hiesigen Gustav-Adolf-Verein, bei welcher Gelegenheit er seine warme Anteilnahme an der deutsch-evangelischen Sache im Orient an den Tag legte. Schließlich beschrieb er die Reise von Smyrna nach Didyma, die unter dem Titel „Im jonischen Kleinasien“ in einem Hefte der Gymnasialbibliothek dieser Tage erscheinen wird.

Vor Beginn der diesjährigen Sommerferien nahmen die Herzbeklemmungen zu. Häufiges Nasenbluten beunruhigte ihn und flößte ihm selbst Todesahnungen ein. Zur Erholung ging er in seine geliebten Berge, nach Tirol. Hätte er doch nur die dort verbrachten Wochen lediglich der Erholung gewidmet! Doch die Korrektur seines letzten Werkes nahm ihn viel in Anspruch. Seines letzten in dem Sinne seines letzten voll-

endeten Werkes, denn schon sammelte er den Stoff zu einer Arbeit über die Heilanstalten des Asklepios, die antiken Naturheilanstalten. Am 10. August schickte er das Register an die Druckerei. Er teilte mir dies in einer Karte mit, die ich erst am Montag nach Empfang der Todesnachricht erhielt. Die Karte schloß: „Ich befinde mich, Gott sei Dank, recht wohl. Morgen geht es nach Innsbruck, übermorgen nach München; Deo juvante Freitag zu Hause." Ja, Freitag war er zu Hause, aber in einem anderen Sinne, in seiner ewigen Heimat. In Innsbruck war er Sonntag, den 11. August, mittags um ½1 Uhr plötzlich einem Schlaganfall erlegen, und am Freitag begleiteten wir ihn nach seinem Wunsche in Heringen bei Nordhausen zur letzten Ruhestätte, auf einem idyllisch schönen ländlichen Friedhofe in der Nähe seiner geliebten Eltern.

So ist er denn plötzlich, wenn auch für die, die ihn näher kannten, nicht unerwartet, von uns gegangen aus einem inhaltsvollen, arbeitsreichen und von schönsten Erfolgen gekrönten Leben, mitten herausgerissen aus dem tätigsten Wirken. — Unsere Akademie verliert sehr viel an ihm; wie viel, das wird uns erst im Laufe der Jahre zum Bewußtsein kommen. Ein reicher Geist, eine lautere Seele von rührender Dankbarkeit, von liebenswürdigstem Wesen, von scharfem Urteil und rastlosem Fleiße in der wissenschaftlichen Arbeit, so steht er in unser aller Gedächtnis. Diese Eigenschaften machen sein Andenken unvergessen bei uns. Möge er uns vorbildlich bleiben, möge die Liebe zur Wissenschaft, die er gehegt hat, auch uns immerdar beseelen! Ave cara anima!

Verzeichnis der von Gymnasialdirektor Dr. Thiele durch den Druck veröffentlichten Abhandlungen.

1. Prolegomena ad Hymnum in Venerem Homericum. 1872.
2. Der codex Mosquensis der Homerischen Hymnen. 1874 (Philologus XXXIII).
3. Lessings Hamburgische Dramaturgie. Für die oberste Klasse höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert von Fr. Schröter und R. Thiele. 1878.
4. Festrede am 22. März 1877.
5. Die deutsche Frau im Mittelalter. Eine kulturhistorische Skizze. Bochum 1878.

6. Thomas Abbts Anteil an den Briefen die neueste Literatur betreffend (in den Beiträgen zur deutschen Philologie). 1879.
7. Eva Lessing, ein Lebensbild. 1. Teil. 1881.
8. Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich III. 1888.
9. Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische für die Prima des Gymnasiums. 1891.
10. Zur Gestaltung der lateinischen Lektüre im Gymnasium. (Neue Jahrb. f. Philol. u. Päd.) 1891.
11. Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische für angehende Studierende der klassischen Philologie. 1892.
12. Die Insel Island und ihre Bedeutung für das germanische Altertum (Jahrb. d. Akad. 20). 1894.
13. Was hat Preußen für Deutschland getan? 1894. 2. Aufl. 1895.
14. Sophokles und sein Philoktet. (Jahrb. d. Akad. 20). 1894.
15. Lessings Hamburgische Dramaturgie. Ausgabe für Schule und Haus von Fr. Schröter und R. Thiele. Halle 1895.
16. Die Theaterzettel der sogenannten Hamburgischen Entreprise (1767—1769). Beiträge zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte. 1. Die Wichtigkeit der Theaterzettel für Lessings Hamburgische Dramaturgie. 1895.
17. Ein Brief von Eva Lessing (Jahrb. d. Akad. 22). 1896.
18. Aus eines Dichters Werkstatt. Ein Beitrag zur Charakteristik von Ferdinand Freiligrath. Ebenda.
19. Zur ältesten Geschichte von Schulpforta. Drei Briefe des Johannes Rivius aus den Jahren 1543 und 1544. (Mitteilungen d. Ges. f. deutsche Erziehung u. Schulgeschichte IV). 1896.
20. Die Gründung des evangelischen Ratsgymnasiums zu Erfurt (1561) und die ersten Schicksale desselben. 1896.
21. Neun Briefe von Matthaeus Dresser. Ein Beitrag zur Schul- und Gelehrtengeschichte im 16. Jahrhundert. 1897.
22. Michelangelos Moses, ein Deutungsversuch. (Jahrb. d. Akad. 24). 1900.
23. Kaiser Wilhelm der Große, ein Lebensbild. 1900.
24. Horaz und sein Säculargedicht, ein Beitrag zur Geschichte der hellenischen Dichtweise in Rom. (Jahrb. d. Akad. 26). 1900.
25. Memoriale, thüringisch-erfurtische Chronik, von Konrad Stolle. Bearbeitet von R. Thiele. 1900.
26. Deutschlands Weltmachtstellung im Mittelalter. 1901.
27. Bilder aus Erfurts Vergangenheit. Nach Konrad Stolles Chronik. 1901.
28. Die Schicksale der Erfurter Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften nach der 1. Besitznahme Erfurts durch Preußen

(1802—1803). Ein Erinnerungsblatt im Säcularjahr. (Jahrb. d. Akad. 28 und Programm des Kgl. Gymnasiums). 1902.

29. Bilder aus Thüringens Sage und Geschichte. Nach Konrad Stolles Chronik. 1902.
30. Papst Sixtus IV. und der Konzilsversuch des Erzbischofs Andreas von Granea (in Deutsch-evangel. Blätter). 1902.
31. Archäologische Wünsche eines altklassischen Philologen. (Jahrb. d. Akad. 29.) 1903.
32. Philologische und archäologische Studien. Ebenda.
33. Die sprachliche Bedeutung unserer mitteldeutschen Urkunden und Handschriften (im Protokolle der Generalversammlung des Gesamtvereins der Geschichts- und Altertumsvereine zu Erfurt 1903). 1904.
34. Reiseerinnerungen an Griechenland. 1903.
35. Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften. 1904.
36. Die Gründung der Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften zu Erfurt und die Schicksale derselben bis zu ihrer Wiederbelebung durch Dalberg (1754—1776). (Jahrb. d. Akad. 30). 1904.
37. Eine Vertretungsstunde in Oberprima (in Lehrproben und Lehrgänge 80). 1904.
38. Das Forum Romanum mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Ausgrabungen. (Programm des Königl. Gymnasiums). 1904. 2. Auflage 1906.
39. Über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft der Akademie. (Jahrb. d. Akad. 31.) 1905.
40. Schülerkommentar zur Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften. 1905.
41. Erphurdianus antiquitatum Variloquus incerti auctoris. Bearbeitet von R. Thiele. Halle 1906.
42. Der Erfurter Stadtsyndikus Dr. Berthold Bobenzahn und sein Ende. Ein Beitrag zur inneren deutschen Geschichte am Anfange des 16. Jahrhunderts. (Jahrb. d. Akad. 33.) 1907.
43. Im Jonischen Kleinasien (Gymnasialbibliothek, herausgeg. von H. Hoffmann, Heft 45). 1907.

Außerdem viele Rezensionen und kleinere Abhandlungen in germanistischen, altphilologischen und paedagogischen Zeitschriften.

A. Jahresbericht der Akademie

für das Jahr 1906/1907

erstattet vom Sekretär der Akademie **Prof. Dr. Stange.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Wie in dem letzten Jahrbuche, muß auch diesmal wieder zunächst von Veränderungen einschneidender Natur in dem Personalstande der Akademie berichtet werden.

Vor einem Jahre hatte die Akademie den Verlust ihres hochverehrten Präsidenten, Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, zu beklagen. Zu unserer Freude konnten wir noch im Winterhalbjahre allen Mitgliedern mitteilen, daß sein ältester Sohn, Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Heinrich von Preußen, die Gnade gehabt hat durch ein huldvolles Schreiben vom 7. Februar d. J. das Präsidium unserer Akademie zu übernehmen. Sie wird durch ernste wissenschaftliche Arbeit dieses Huldbeweises stets würdig zu sein sich zur vornehmsten Pflicht machen.

Dagegen erlitt die Akademie schwere Verluste durch den Tod ihres Sekretärs und ihres Vizepräsidenten.

Am 29. März, am Karfreitage, verschied nach längerem Leiden Herr Pastor D. Georg Oergel, der nicht ganz zwei Jahre das Sekretariat verwaltete, aber in diesem kurzen Zeitraume sein Amt so geführt hatte, daß wir nur mit dem schmerzlichsten Bedauern ihm das Geleite zur letzten Ruhestätte gaben. Seine Verdienste sind in diesem Jahrbuche in hervorragender Weise gewürdigt. Hier sei nur noch erwähnt, wie der Senat

in dem Nachrufe vom 30. März seiner Persönlichkeit gerecht zu werden versuchte: „Ausgerüstet mit den reichsten Geistesgaben, ein edler Mensch und langjähriger treuer Seelsorger, hat er in nie müder wissenschaftlicher Arbeit der kirchengeschichtlichen Forschung, besonders mit Bezug auf Luthers Leben, die ersprießlichsten Dienste geleistet, ferner auch sich um die Erforschung der Gelehrtengeschichte Deutschlands seit der Reformation und vornehmlich um die innere und äußere Geschichte der ehemaligen Universität Erfurt, in eingehendster Weise um die Geschichte unserer Akademie und überhaupt um die Geschichte Erfurts die hervorragendsten Verdienste erworben." An Oergels Stelle wurde in der am 15. April stattfindenden Senatssitzung der Verfasser dieses Berichtes zum Sekretär erwählt.

Einen weiteren schweren Verlust erlitt die Akademie durch das am 11. August in Innsbruck plötzlich erfolgte Ableben ihres langjährigen Vizepräsidenten, des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Richard Thiele. Wenn uns auch die Nachricht nicht unerwartet kam, da der Verstorbene sich in der letzten Zeit krank fühlte, so hat sie uns doch nicht weniger schmerzlich berührt. Sein Tod hat eine nur schwer zu ersetzende Lücke in die Reihe unserer Mitglieder gerissen. Die Beisetzung der Leiche fand dem Wunsche des Heimgegangenen gemäß am 16. August in Heringen bei Nordhausen statt, wo sein Vater als Oberpfarrer gewirkt hatte und wo seine beiden Eltern zur Ruhe gebettet waren.

Von den Ehrenmitgliedern sind verstorben:

- Seine Königliche Hoheit der Großherzog Friedrich von Baden (28. September 1907).
- Seine Exzellenz der Staatsminister Herr Dr. jur. von Bötticher, Oberpräsident a. D. der Provinz Sachsen, Domherr zu Naumburg a. S. (3. März 1907).
- Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. Kuno Fischer, o. Universitätsprofessor in Heidelberg (5. Juli 1907).
- Herr Geheimer Kirchenrat D. Dr. Adolf Hilgenfeld, o. Universitätsprofessor in Jena (12. Januar 1907).
- Herr Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen a. D., auf Schloß Bodenstein bei Wintzingerode (18. Juli 1907).

Von auswärtigen Mitgliedern sind uns durch den Tod entrissen die Herren:

Geheimer Oberregierungsrat Kammerherr Graf von Bernstorff in Berlin (21. April 1907).

Geheimer Regierungsrat Dr. Alfred Kirchhoff, o. Universitätsprofessor a. D. zu Mockau bei Leipzig (10. Februar 1907).

Geheimer Regierungsrat Dr. Oskar Schade, o. Universitätsprofessor in Königsberg i. Pr. (30. Dezember 1906).

Allen diesen Herren, die rege Mitglieder der Akademie gewesen sind und ihre Bestrebungen eifrigst, zum Teil in hervorragender Weise unterstützt haben, bewahren wir ein dankbares Angedenken.

Insbesondere drängt es uns des schmerzlichen Verlustes zu gedenken, den die Akademie durch den Heimgang Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden erlitten hat. Seit 1902 unser Ehrenmitglied, bezeugte Seine Königliche Hoheit für unsere Arbeiten stets das wärmste Interesse. Seine Teilnahme an den Aufgaben der Akademie gab er auch dadurch kund, daß er ihrer Bibliothek in gnädigster Weise sämtliche Publikationen der Badischen Historischen Kommission schenkte. Die Akademie wird des Heimgegangenen stets in treuester Dankbarkeit gedenken.

Zu ordentlichen Mitgliedern wurden neu ernannt:

Herr Professor Gotthold Deile, Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium in Erfurt (18. September 1907).

Herr Stadtbaurat Paul Peters in Erfurt (2. Juni 1907).

Zu auswärtigen Mitgliedern wurden folgende Herren ernannt:

Dr. Alexander Cartellieri, o. Universitätsprofessor in Jena (18. September 1907).

Lic. Dr. Otto Clemen, Gymnasialoberlehrer in Zwickau i. S. (23. November 1906).

Dr. Gustav Körte, o. Professor der Archæologie an der Universität Göttingen (23. November 1906).

Dr. Kunz von Brunn, gen. von Kauffungen, Stadtarchivar in Mühlhausen i. Thür. (23. November 1906).

Dr. Paul Weber, Universitätsprofessor in Jena (18. September 1907).

Professor Dr. Theodor Wiegand, Abteilungsdirektor der Kgl. Museen in Berlin, z. Z. in Konstantinopel (23. November 1906).

Die Sitzungen wurden in herkömmlicher Weise abgehalten. Es fanden während des verflossenen Jahres 15 Sitzungen statt, 3 Senatssitzungen, 6 ordentliche und 6 öffentliche Sitzungen. Den Herren, die uns in liebenswürdigster Weise durch Übernahme der öffentlichen Vorträge unterstützt haben, sei auch an dieser Stelle für ihr gemeinnütziges Wirken der wärmste Dank ausgesprochen.

Als Preisaufgabe war Ende Januar 1906 das Thema gestellt worden: „Der sächsische Bruderkrieg". Als Endtermin für Einlieferung der Arbeiten war der 1. April 1907 festgesetzt worden. Trotzdem wir hoffen durften, daß ein lebhafter Wettbewerb stattfinden würde, ist keine Bearbeitung eingelaufen. Es muß angenommen werden, daß die gesetzte Frist (ein Jahr) zu kurz war, und deshalb hat der Senat beschlossen, dieselbe Preisaufgabe noch einmal auszuschreiben, und als Endtermin den 1. Januar 1909 festgesetzt. Zugleich wurde der ausgesetzte Preis von 500 auf 800 Mk. erhöht.

Am 18. Dezember 1906 feierte das Ehrenmitglied der Akademie Herr k. k. Sektionschef i. R. Professor Dr. Theodor Ritter von Sickel seinen 80. Geburtstag. Die höchsten Ehrungen wurden dem berühmten Historiker aus allen Teilen der Welt dargebracht. Die Akademie rechnet es sich zur Ehre an, daß auch sie ihre herzliche Freude über dieses seltene Fest durch Übersendung einer Adresse bezeugen durfte.

Auch in diesem Jahre fand im Juli eine Sitzung der Kommission für die Herstellung einer prähistorischen Fundkarte Thüringens statt, an der als Vertreter der Akademie unser verstorbener Vizepräsident teilnahm.

II. Sitzungsberichte.

In der ersten öffentlichen Sitzung am 24. Oktober 1906 hielt Herr Geheimer Regierungsrat Professor D. Dr. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S., Vortrag über „Friedrich Gedike ein altpreußischer Schulmann“. Der Vortrag ist in diesem Jahrbuche abgedruckt.

In der zweiten öffentlichen Sitzung am 31. Oktober hielt der Vizepräsident Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele über „Die Akropolis von Athen auf Grund eigener Anschauung und nach dem neuesten Stande der Forschung geschildert“ einen Vortrag, der durch eine große Zahl von Lichtbildern veranschaulicht wurde.

Nachdem er eine kurze Schilderung der geographischen Verhältnisse gegeben und gezeigt hatte, wie sich aus der Ebene von Attika einzelne Hügel, Reste eines ursprünglich zusammenhängenden Höhenzuges, erhoben, — eine Bodengestaltung, die sich merkwürdigerweise bei unserm Erfurt wiederholt — ging er dann auf den Hügel, der den Namen Akropolis führt und schon in altersgrauer Zeit besiedelt worden ist, näher ein. In einer gedrängten Übersicht führte er dem Zuhörer zunächst die Geschichte vor, die die Akropolis im Laufe der Jahrtausende erfahren hat. In prähistorischer Zeit eine Wallburg, wurde sie von den Urbewohnern, den Pelasgern, zur Königsburg erhoben und mit dem riesigen Mauerwerk befestigt, dessen Reste wir noch heute bewundern. Hier wohnte neben dem Könige oder Gaufürsten das Volk, zugleich thronte hier im Herrscherhause die Stammesgöttin Athene. Die geschichtliche Zeit beginnt mit der Einwanderung der Jonier. Jetzt entsteht durch Ansiedelung am Fuß der Akropolis die Stadt Athen, die von der Göttin den Namen führt. Nach Abschaffung des Königtums wird die Akropolis ein der Göttin Athene geweihter heiliger Bezirk, der im Laufe der Jahrhunderte und dank der sich entwickelnden und von Stufe zu Stufe steigenden hellenischen Kunst mit den herrlichsten Bau- und Kunstdenkmälern geziert worden ist. Der Höhepunkt dieser Kunstschöpfungen fällt in die Zeit nach den Perserkriegen unter Themistokles, Kimon und Perikles, durch deren patriotische Fürsorge die Burg jene architektonischen und

plastischen Kunstwerke erhielt, die Athen zur schönsten Stadt der antiken Welt machten. Den Glanz der Akropolis in jener klassischen Zeit, wo ein Phidias seine Meisterwerke schuf, zeigte neben vielen anderen Bildern die vorgeführte Rekonstruktion von Durms Hand. Mit dem Ausgang des Peloponesischen Krieges trat der Niedergang ein, Athen verlor zugleich mit seinem Ansehen seinen Glanz, und auch die Pracht seiner Burg erblich. Auch diese lange an tragischen Ereignissen reiche Periode des Niedergangs wurde in ihren Hauptzügen geschildert. Zur Zeit der hellenischen Wirren und in den ersten Jahrhunderten der Römerherrschaft erfreute sich Athen zwar noch der Gunst und des Schutzes von oben. Aber seit dem 3. und 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung war die Stadt und ihre Burg einer Reihe von Plünderungen und Zerstörungen ausgesetzt. Die Einfälle nordischer Völkerschaften, die Mißregierung der Byzantinischen Kaiser, die langwierigen und blutigen Türkenkriege, endlich die 400jährige Türkenherrschaft, — alle diese Schicksale haben neben Naturereignissen (1645 zerstörte der Blitz die zu einem Pulvermagazin benutzten Propyläen) den Raub und die Zerstörung der Kunstwerke der Akropolis herbeigeführt. Erst seit infolge des griechischen Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1835 Athen die Hauptstadt des neuen griechischen Königreichs geworden, ist dem Verderben Einhalt geboten worden, und man hat sich bemüht, das noch Vorhandene zu retten. Die Akropolis enthält zwar nur Ruinen, aber Ruinen von einer großartig einzigen Schönheit, wenn diese Marmorpracht von der feurigen Sonne des Südens bestrahlt wird. — Auf diesen historischen Teil folgte nun eine Schilderung der Einzelheiten. Redner führte den Zuhörer zur Akropolis hinauf und zeigte ihm, unterstützt von den bildlichen Darstellungen, die einzelnen erhaltenen oder wieder aufgefundenen oder wenigstens in effigie rekonstruierten Prachtstücke, so den Tempel der Athene Nike, die Propyläen, den Prozessionsweg mit seinen Altären und Weihgeschenken, die Kolossalstatue der Athene Promachos, das Erechtheion, vor allem das eigentliche Wahrzeichen Athens, den selbst in seinen Ruinen noch wunderbar schönen Parthenon, den Haupttempel der Pallas Athene.

In der dritten öffentlichen Sitzung am 14. November hielt Herr Oberbibliothekar Professor Dr. Ehwald aus Gotha einen

Vortrag über „Aldhelm von Malmesbury", der in diesem Jahrbuche abgedruckt ist.

In der vierten öffentlichen Sitzung am 28. November hielt Herr Professor Dr. Schneider Vortrag über „Das Inkareich und seine Einrichtungen". Der Vortrag ist in diesem Jahrbuche abgedruckt.

In der fünften öffentlichen Sitzung am 12. Dezember hielt Herr Universitätsprofessor D. Dr. Baentsch aus Jena Vortrag über das Thema: „Aus der Werdezeit der Religion Israels". Der interessante und mit lebhaftem Beifalle aufgenommene Vortrag ist dann von dem Herrn Redner überarbeitet und unter dem Titel: „Monotheistische Strömungen im alten Orient und der Monotheismus Israels" in diesem Jahrbuche abgedruckt worden.

In der öffentlichen Festversammlung am 26. Januar 1907 zur Vorfeier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs in der Aula des Kgl. Gymnasiums hielt Herr Verwaltungsgerichtsdirektor Jordan den Festvortrag, in dem er die verflossenen ersten 25 Jahre der sozialen Gesetzgebung behandelte.

In der ersten ordentlichen Sitzung am 27. Februar sprach Herr Justizrat Schröer über „Das jus puniendi des Staates". Der Herr Vortragende erläuterte zunächst auf rechtsphilosophischem Wege den Begriff des jus puniendi im subjektiven und objektiven Sinne und zeigte dann an der Hand der Geschichte der Strafe und des Strafrechtes, wie die Strafgewalt erst mit dem Erstarken der Staatsidee zu Ausgang des Mittelalters Staatsregel geworden. Das heutige staatliche Strafrecht folgt aus dem Wesen des Staates selbst als des Behüters der Rechtsordnung. Es stellt sich aber nicht nur als ein Recht, sondern gleichermaßen auch als eine Pflicht des Staates dar, die er zum Schutze seiner Bürger und um seiner eigenen Existenz willen auszuüben hat. Die Grundlage und zwingende Voraussetzung des jus puniendi des Staates ist und bleibt die Gerechtigkeit. Eine kurze Betrachtung über die moderne Strafrechtspflege und Strafgesetzgebung schloß den Vortrag.

In der zweiten ordentlichen Sitzung am 13. März las Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele eine Abhandlung über: „Augustus und Horaz. Ein Beitrag zur Gründungsgeschichte des römischen Kaisertums."

In der dritten ordentlichen Sitzung am 24. April hielt Herr Professor Dr. Krauth Vortrag über: „Die deutschen Flußnamen, deren Wortstamm mit dem Wort Wasser zusammenhängt."

Der Herr Vortragende knüpfte seine Ausführungen an eine Arbeit an, die er dem diesjährigen Osterprogramm des hiesigen Königl. Realgymnasiums beigegeben hat, betitelt: „Vorgeschichtliche Eigentümlichkeiten der mittelländischen Sprachen, erläutert am Stammbaum der Wörter: „Wasser" und „Fluß". Er hat darin eine kurze historische Übersicht gegeben über den jetzigen Stand der Flußnamenforschung und auseinandergesetzt, weshalb er von den herrschenden Ansichten abweicht. Während die übrigen Forscher darauf aus sind, die Flußnamen Deutschlands entweder aus der deutschen Sprache oder aus dem Keltischen oder aus dem Sanskrit zu erklären, ist Krauth der Ansicht, daß die meisten unserer Flußnamen keiner bestimmten indogermanischen Sprache zuzuweisen sind, sondern daß sie in ihren lautlichen Bestandteilen gemeinsames Sprachgut aller um das Mittelmeer herumwohnenden Völker enthalten. Die Entstehung dieser Namen reicht in die vorgeschichtliche Zeit hinein. So erklären sich die in geschichtlicher Zeit nicht mehr angängigen lautlichen Verschiedenheiten in den Urformen des Flußnamens Weser: Visurgis und Wisuraha (Wisara, Wisera, Wesera) in Mitteleuropa, Pisoraca (Pisuerga) in Spanien und Passarge in Ostpreußen. Es ist daher nicht erlaubt, Weser für ein ausschließlich deutsches Wort zu halten. Ebenso verkehrt ist es, die süddeutsche Isar(a) als sicher keltisch anzusehen. Denn neben den französischen Isère-Flüssen gibt es auch eine Iser in Böhmen, eine Usora in Bosnien, einen Ussuri in der Mongolei, ja selbst in Nord-Afrika kommt ein Küstenfluß Isser östlich von Algier vor. Auch das russische Osero „See" gehört hierher. Ferner wendete sich der Vortragende gegen das Streben der Flußnamenforscher, den Flußnamen eine bestimmte Bedeutung unterzulegen, sie also von Eigenschaftswörtern oder Tätigkeitswörtern abzuleiten. Bei dem Uralter der Flüsse selbst ist es viel leichter möglich, daß der Mensch seine Sprache mit Hilfe der Flußnamen weiter bildete und entwickelte als umgekehrt. Es ist z. B. unwahrscheinlich, daß der Mensch die Flußnamen Alle, Ehle, Ihle, Ohlau, Ill, Ollius (Oglio) gab, weil

diese Flüsse „eilen“ — von den drei ersten, die in der Tiefebene fließen, würde das geradezu falsch sein! Vielmehr ist anzunehmen, daß der Mensch das Tätigkeitswort „eilen“ bildete, um zu bezeichnen: „es so machen, wie die Flüsse Alle, Ehle, Ihle, Ohlau, Ill und Ollius.“

Nach diesen einleitenden Bemerkungen suchte dann der Vortragende den Nachweis zu erbringen, daß das Dingwort „Wasser“ in einer ganz beträchtlichen Anzahl unserer Flußnamen vollständig oder teilweise enthalten ist. Vollständig erhalten ist es z. B. in dem Flußnamen „Wetter“ in der Wetterau; zu vergleichen ist das „Wetter“, das „Unwetter“, das „Gewitter“, d. i. eine Ansammlung von „Wasser“ führenden Wolken. In Süddeutschland begegnet der Flußname Pfätter, auch Federbach. Eine Nebenform ist „Vesser“, ein Nebenfluß der Schleuse (zur Werra-Weser). Auch der Name Visur-gis = Wisur-aha (jetzt Weser) enthält in seinen beiden ersten Silben das Wort Wasser; denn die Endung gis (cus in Isar-cus Eisack), später durch aha ersetzt, bedeutet auch weiter nichts als „Bach“, „Fluß“, „Gischt“. Visurgis heißt also „Wasser-Fluß“. Wenn im Namen der Weser das dem niederdeutschen water entsprechende t nicht begegnet, so beweist das, daß dieser Flußname weit älter ist, als die Scheidung der deutschen Sprache in ihre beiden Dialekte. Man ist vielmehr berechtigt, das magyarische viz = Wasser zum Vergleich heranzuziehen, ferner den nordspanischen Flußnamen Pisor-aca, die ostpreußische Passar-ge, ferner das Vezère in Frankreich, die Masser (z. Schwarza) im Thüringerwalde, die Bzura in Polen, den Muzur in Armenien und den Bezor im Lande der alten Philister. Eine kürzere Form bietet die ostpreußische Pissa, ferner die Biese in der Altmark und die Mies in Böhmen, auch der gewöhnliche Ausdruck „pi . . .“ für „das Wasser lassen“ gehört hierher. — Diese Aufzählung von Flußnamen, deren Zusammenhang mit dem Worte „Wasser“ deutlich hervortritt und in dem oben erwähnten Osterprogramm eingehender nachgewiesen wird, ist dem Vortragenden ein Beweis für die Freiheit des Vokalismus und in gewissen Grenzen auch des Consonantismus in den Flußnamen der Länder um das Mittelmeer herum; Eigentümlichkeiten, welche in geschichtlichen Zeiten der Sprachen nicht mehr in diesem Umfange beobachtet werden können. Der Vor-

ragende nennt sie daher „vorgeschichtliche Eigentümlichkeiten der mittelländischen Sprachen".

Um noch tiefer in den verwickellen Bau der Flußnamen einzudringen, stellt er dann folgende Beispiele untereinander:

Visurgis (Weser)
Wisuraha (Weser)
Pisoraca (Spanien)
Passarge (Ostpreußen)
. Isarcus (Eisack)
Syrgis (Irgis zur Wolga) (Herodot)
Siroca (Ungarn)
Sarca (r. zur Etsch)
. . Sarce (Frankreich)
Sorge (zur Nogat)
Zorge (zur Helme) ?
Sorgue (zum Tarn)
. . . Irgis (öfter im unteren Wolgagebiet)
. . . Oraca (Orke zur Eder)
(Ohre zur Apfelstädt)
(Ohre zur Elbe)
. . . . Reca (i. Krain)
. . . . Rega (i. Pommern)
Ega (i. Spanien)
Ehe (i. Franken)
Oka (i. Rußland)
. . . . . Ohe (i. Bayern)
Akes (i. Alt-Persien, Herod.)
Acha (Ache, in Süddeutschland)

Ferner stellt er unter einander:

Vezère (2 Flüsse in Frankreich)
Isara (Isère)
. Isar
Iser
Sara (Rußland)
. . Sarus (Kleinasien)
Söhre (Harz)

. . . +ara
Ahr (zur Lahn bei Dietz)
(l. zum Rhein)
Ar (zur Mosel
Era (zum Arno)
Or (zum Ural).

Wenn man in Betracht zieht, daß Personennamen gern und oft im Anfang verstümmelt werden (z. B. Matthias, Thies, Hias, Hies-el), ist man vielleicht geneigt, zu glauben, daß auch die kleineren Flußnamen aus größeren durch Verstümmlung im Anfang entstanden seien. Aber das geht nicht an. Denn überlieferte Beispiele solcher Verstümmelung sind ganz vereinzelt, z. B. Pathissus, Tissos, Tisia, Theis (z. Donau).

Vielmehr ist der Anfang der Flußnamen unantastbar, nur mit der Einschränkung, daß der erste Konsonant des Namens sein führender Hauptstamm ist, nicht der etwa beginnende Vokal; z. B. Isarcus und Sarca haben als führenden Hauptstamm das S.

Die beiden oben aufgestellten Namenreihen belehren uns ferner, daß die langen Flußnamen durch Aneinanderfügung von einkonsonantischen Stämmen entstanden sind, die, wie acha und ara, auch für sich allein Flußnamen sein können. So stellt sich der Flußname Pisoraca als eine Summe der Einzelstämme: apa (Abbe) + asa (Ise) + ara (Ahr) + aca (Ache) dar. Sie bedeuten alle ohne Ausnahme „Wasser“ oder „Fluß“, aber mit einer besonderen Nüance, auf die der Vortragende in einer späteren Arbeit näher eingehen wird.

In der vierten ordentlichen Sitzung am 15. Mai hielt Herr Professor Dr. Lüttge Vortrag über das Thema: „*Der Humor bei Homer*.“ Der Vortrag ist in diesem Jahrbuche abgedruckt.

In der fünften ordentlichen Sitzung am 19. Juni hielt Herr Dr. med. Reißner Vortrag über das Thema: „*Über neuere physiologische Forschungen im Hochgebirge*.“ In Ergänzung eines früher in der Akademie gehaltenen Vortrages „Über Ursachen und Wesen der Bergkrankheit“ berichtete der Herr Vortragende über neuere Untersuchungen, welche von den Berliner Professoren Zuntz, Löwy, Müller und Caspari im Schweizer Hochgebirge vorgenommen worden sind. Die An-

schauungen, zu welchen jene Forscher über die Physiologie des Menschen in den Hochalpen gelangt sind, wurden hierbei ausführlich erörtert.

In der sechsten ordentlichen Sitzung am 18. September hielt der Sekretär die Gedenkrede auf den am 11. August verstorbenen Vizepräsidenten der Akademie, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele.

III. Verzeichnis der Mitglieder der Akademie.[1]

Gesamtzahl: 205.

---

a. Präsidium.

Präsident der Akademie: Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Heinrich von Preußen.

b. Ehrenmitglieder (21).

Seine Königliche Hoheit der Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen. 1901.

Seine Hoheit der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen. 1902.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha. 1905.

Seine Durchlaucht der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg. 1902.

Seine Exzellenz der Staatsminister Herr D. Dr. von Studt. 1904.

Seine Exzellenz der Staatsminister Herr Freiherr von Rheinbaben, Chef des Finanzministeriums in Berlin. 1904.

Seine Exzellenz der Staatsminister Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen. 1891.

[1] Die den einzelnen Namen beigefügten Ziffern bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. Althoff, Direktor der 1. Abteilung für die Unterrichts- und Kunst-Angelegenheiten im Kultusministerium zu Berlin. 1904.

Herr Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat von Brauchitsch, Regierungspräsident a. D., auf Mittel-Gerlachsheim bei Marklissa in Schlesien. 1891.

„ Oberpräsident a. D. der Provinz Schleswig-Holstein von Dewitz in Schleswig. 1899.

„ Regierungspräsident von Fidler in Erfurt. 1904.

„ Geheimer Oberregierungsrat D. Dr. Wilh. Schrader, Kurator a. D. der vereinigten Friedrich-Universität Halle-Wittenberg in Halle a. S. 1894.

„ Geheimer Regierungs- und Obermedizinalrat Dr. med. Schuchardt in Gotha. 1868.

„ Professor Dr. phil. et jur. Theodor Ritter von Sickel, k. k. Sektionschef i. R., in Meran. 1897.

„ Dr. phil. August Baumeister, Kaiserlicher Ministerialrat a. D. in München. 1899.

„ Ober- und Geheimer Regierungsrat Trosien, Direktor des Königl. Provinzialschulkollegiums in Magdeburg. 1901.

„ Geheimer Hofrat Dr. Karl Ruland, Direktor des Goethe-Nationalmuseums in Weimar. 1894.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Hittorf, o. Professor der Chemie und Physik an der Universität in Münster. 1904.

„ Professor D. Martin Kähler, Senior der theologischen Fakultät in Halle a. S. 1004.

„ Geheimer Justizrat Dr. Heinrich Dernburg, o. Universitätsprofessor und Mitglied des Herrenhauses, in Berlin.

„ Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat D. Dr. Harnack, o. Professor der Theologie und Generaldirektor der Königl. Bibliothek in Berlin. 1904.

c. Mitglieder des Senates (8).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Professor Dr. Emil Stange, Sekretär der Akademie. 1891.

„ Sanitätsrat Dr. Loth, Rendant der Akademie. 1893.

„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1891.

Herr Senior, Superintendent und Pastor D. Dr. Bärwinkel. 1891.
„ Oberbürgermeister Dr. jur. Schmidt. 1897.
„ Oberrealschuldirektor Dr. Venediger. 1892.
„ Professor Schubring. 1877.
„ Verwaltungsgerichtsdirektor Jordan. 1902.

d. Ordentliche Mitglieder (47).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Professor Apel. 1897.
„ Dr. med. Axmann, praktischer Arzt. 1899.
„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.
„ Professor Dr. Beermann. 1896.
„ Professor Dr. Bernhardt. 1877.
„ Schulrat Dr. Brinckmann, Direktor des Lehrerinnen-Seminars. 1897.
„ Professor Dr. Brünnert. 1892.
„ Professor Dr. Cramer. 1897.
„ Professor Deile. 1907.
„ Professor Dischner. 1897.
„ Pastor Dr. Fischer. 1904.
„ Oberregierungsrat a. D. Dr. jur. Geutebrück. 1889.
„ Stadtschulrat Dr. Gutsche. 1904.
„ Geschichts- und Porträtmaler von Hagen. 1891.
„ Professor Hellmann. 1897.
„ Professor Dr. Herwig. 1898.
„ Medizinalrat und Kreisarzt Dr. Heydloff. 1904.
„ Professor Hoffmann. 1991.
„ Justizrat Huschke. 1895.
„ Regierungsrat Johannes. 1906.
„ Stadtrat Kappelmann. 1902.
„ Professor Dr. Krauth. 1904.
„ Oberstleutnant a. D. Kubale. 1899.
„ Geheimer Regierungsrat Lange, Bürgermeister a. D. 1902.
„ Geheimer Kommerzienrat Lucius. 1893.
„ Professor Dr. Lüttge. 1903.
„ Geheimer Baurat Neumann. 1895.
„ Stadtarchivar Dr. Overmann. 1903.
„ Stadtbaurat Peters. 1907.
„ Professor Dr. Pöhlig. 1899.

Herr Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.
„ Dr. med. Reißner, praktischer Arzt. 1901.
„ Pfarrer Scheibe. 1898.
„ Professor Dr. Schmitz. 1877.
„ Professor Dr. Schneider. 1905.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat a. D. Scholtz. 1897.
„ Justizrat Schröer. 1904.
„ Generalmajor z. D. Freiherr von Schroetter. 1900.
„ Pastor Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Professor Schulze. 1897.
„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Professor Dr. med. Stacke. 1898.
„ Professor Dr. Paul Stange. 1899.
„ Professor Dr. Thimme. 1904.
„ Landrat Dr. Voigt. 1903.
„ Justizrat Dr. Weydemann. 1894.
„ Sanitätsrat Dr. Zschiesche, Direktor der Provinzial-Hebammenlehr- und Entbindungs-Anstalt. 1893.

e. Auswärtige Mitglieder (127).[1]

Herr Pastor Lic. Albrecht in Naumburg a. S. 1895.
„ Professor Dr. Anemüller in Detmold. 1906.
„ D. Dr. Baentsch, o. Universitätsprofessor in Jena. 1892.
„ Geheimer Oberschulrat Dr. von Bamberg, Gymnasialdirektor in Gotha. 1899.
„ Amtsgerichtsrat Bartolomäus in Krotoschin. 1903.
Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. med. von Behring, o. Universitätsprofessor in Marburg. 1894.
Herr Amtsgerichtsrat Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Professor Dr. Biereye, Rektor der Klosterschule in Roßleben. 1903.
„ Geheimer Medizinalrat Dr. Binswanger, o. Universitätsprofessor in Jena. 1904.
„ Professor Bithorn, Stiftssuperintendent und Erster Domprediger in Merseburg. 1894.

[1] Wir bitten die verehrten Mitglieder dringend, uns von jeder eintretenden Veränderung des Wohnortes oder des Titels Kenntnis zu geben.
Der Sekretär der Akademie.

Herr Landrat von Bloedau in Arnstadt. 1904.
„ Landgerichtsdirektor Dr. Bockenheimer in Mainz. 1902.
„ Geheimer Baurat Boie in Elgersburg. 1899.
„ Geheimer Hofrat von Bojanowski, Oberbibliothekar in Weimar. 1899.
„ Dr. jur. Brandis, Großherzogl. Bibliotheksdirektor in Jena. 1906.
„ Dr. Breysig, o. Universitätsprofessor in Berlin-Schmargendorf. 1894.
„ Dr. Brode, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.
„ Leutnant a. D. Brunckow, Schriftsteller in Dessau. 1880.
„ Geheimer Hofrat Dr. Burkhardt, Großherzogl. Archivdirektor und Herzogl. Sächsischer Archivar in Weimar. 1899.
„ Dr. Cartellieri, o. Universitätsprofessor in Jena. 1907.
„ Lic. Dr. Clemen, Oberlehrer in Zwickau i. S. 1906.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Conrad, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.
„ Professor Dr. Dobenecker in Jena. 1897.
„ Professor Dr. phil. et jur. Dörpfeld, erster Sekretär des Kaiserlichen Deutschen Archäologischen Instituts in Athen. 1904.
„ D. theol. Ecke, o. Universitätsprofessor in Bonn. 1899.
„ Professor Dr. Ehwald, Oberbibliothekar in Gotha. 1900.
„ Oberbaurat Erlandsen in Sondershausen. 1906.
„ Geheimer Hofrat Dr. Eucken, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.
„ Militäroberpfarrer R. Falke in Frankfurt a. M. 1894.
„ Professor Dr. H. Fechner in Breslau. 1860.
„ Oberleutnant a. D. K. W. Th. Fischer in München. 1902.
„ Geheimer Regierungsrat D. Dr. Fries, o. Universitätsprofessor und Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1899.
„ Geheimer Schulrat Dr. Funck, Gymnasialdirektor in Sondershausen. 1900.
„ Professor Dr. Georges, Herzogl. Bibliothekar und Vorsteher des Herzogl. Haus- und Staatsarchivs in Gotha. 1899.

Herr Dr. A. Götze, Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin. 1901.
„ D. theol. G. Graue, Superintendent a. D. in Nordhausen. 1903.
„ Professor Dr. H. Größler in Eisleben. 1899.
„ Dr. O. Harnack, o. Professor der Literaturgeschichte an der technischen Hochschule in Stuttgart. 1904.
„ Geheimer Kirchenrat D. Dr. jur. et phil. A. Hauck, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1904.
„ Konsistorialrat D. Haupt, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1893.
„ Konsistorialrat Dr. Heine, Militäroberpfarrer a. D. in Kirchscheidungen a. U. 1891.
„ Pfarrer J. Heinzelmann in Villach in Kärnten. 1902.
„ Konsistorialrat Dr. Hermens, Militäroberpfarrer in Magdeburg. 1897.
„ Geheimer Regierungsrat Herrmannn, Provinzialschulrat in Berlin. 1894.
„ Geheimer Ober-Justizrat Herrmann, Landgerichtspräsident in Nordhausen. 1894.
„ Professor Dr. E. Hesse in Magdeburg. 1885.
„ Dr. H. Hilgenfeld, o. Universitätsprofessor in Jena. 1903.
„ K. K. Schulrat Professor Dr. V. Hintner in Wien. 1894.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. O. Holder-Egger, o. Universitätsprofessor in Berlin. 1906.
„ Dr. H. Hübschmann, o. Universitätsprofessor in Straßburg. 1875.
„ Professor Dr. Hülsen, Sekretär des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Rom. 1904.
„ Dekan Lic. Hummel in Crailsheim. 1893.
„ Archivrat Dr. Jacobs, Fürstlicher Archivar und Bibliothekar in Wernigerode. 1899.
„ Dr. F. Jacobsen, Landgerichtsdirektor in Flensburg. 1892.
„ Schulrat Dr. F. Jonas, Stadtschulinspektor in Berlin. 1901.
„ D. Dr. Kautzsch, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1904.
„ Oberkonsistorialrat Professor D. Kawerau, Propst von St. Petri in Berlin. 1898.

Herr Dr. jur. et phil. St. Kekule von Stradonitz, Kammerherr des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, in Berlin-Groß-Lichterfelde. 1901.

„ Geheimer Archivrat Dr. L. Keller in Charlottenburg. 1894.

„ Kgl. Studienrat Dr. G. Kerschensteiner in München. 1901.

„ Kaiserlicher Geheimer Regierungsrat E. Klewitz, Direktor im Aufsichtsrat für Privatversicherung, in Berlin-Grunewald. 1898.

„ Dr. Knabe, Oberrealschuldirektor in Marburg a. L. 1896.

„ Geheimer Legationsrat Dr. Knappe, General-Konsul a. D. in Berlin. 1900.

„ Dr. G. Körte, o. Universitätsprofessor in Göttingen. 1906.

„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.

„ Professor Dr. P. Koetschau, Gymnasialdirektor in Eisenach. 1905.

„ D. Dr. Kolde, o. Universitätsprofessor in Erlangen. 1898.

„ Professor Dr. J. Kreutzer in Köln a. Rh. 1902.

„ Kirchenrat Dr. Kroner in Stuttgart. 1865.

„ Dr. Kunz von Brunn gen. von Kauffungen, Stadtarchivar in Mühlhausen (Thür.). 1906.

„ Geheimer Hofrat Dr. K. Lamprecht, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1904.

„ Geheimer Regierungsrat Leuchtenberger, Direktor des Königl. Wilhelmsgymnasiums in Berlin. 1889.

„ Dr. G. Liebe, Königl. Archivar in Magdeburg. 1897.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. Th. Lindner, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.

„ Geheimer Justizrat Dr. Fr. von Liszt, o. Universitätsprofessor in Berlin-Charlottenburg. 1893.

„ Geheimer Baurat Lochner in Berlin. 1897.

„ D. Dr. Loofs, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1900.

„ Dr. O. Lorenz, Superintendent und Oberpfarrer in Weißenfels. 1886.

„ Justizrat Dr. Martinius in Naumburg a. S. 1894.

„ Geheimer Schulrat Professor Dr. Menge in Oldenburg. 1899.

„ Fr. Mestre y Noé, Archivero de la Biblioteca Histórica Municipal in Tortosa in Spanien. 1899.

Herr Dr. P. Mitzschke, Großherzogl. Archivrat i. R. des Geheimen Staatsarchivs in Weimar. 1901.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. Muff, o. Universitätsprofessor und Rektor der Königl. Landesschule in Pforta. 1898.

„ Dr. Neubauer, Direktor des Lessing-Gymnasiums in Frankfurt a. M. 1904.

„ Dr. K. J. Neumann, o. Universitätsprofessor in Straßburg. 1897.

„ D. Dr. Nippold, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.

„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.

„ Nobile Dottore Pietro da Ponte, Membro della R. Deputazione di Storia Patria in Brescia. 1879.

„ Geheimer Medizinalrat Dr. Pfeiffer in Weimar. 1904.

„ Professor Dr. Quidde in Georgenthal. 1863.

„ Dr. A. Rausch, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1901.

„ Dr. Fr. Regel, o. Universitätsprofessor in Würzburg. 1898.

„ Dr. W. Rein, o. Universitätsprofessor in Jena. 1898.

„ Professor Fr. Schaper, Bildhauer in Berlin. 1904.

„ D. Schauerte, Propst und bischöflicher Kommissar in Magdeburg. 1898.

„ Militäroberpfarrer Schaumann in Posen. 1901.

„ Geheimer Hofrat Dr. W. Scheibner, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1860.

„ Geheimer Oberregierungsrat Dr. F. Schmidt, vortragender Rat im Kultusministerium, in Berlin-Steglitz. 1904.

„ Dr. G. Schmidt, Pastor em. in Halle a. S. 1894.

„ Dr. M. G. Schmidt, Oberlehrer an der Oberrealschule in Marburg a. L. 1901.

„ Dr. F. Schreiber, Oberlehrer in Roßleben. 1891.

„ Wirklicher Geheimer Rat Dr. med. Schultze, o. Universitätsprofessor in Jena. 1873.

„ Lic. Dr. Schwarzlose, erster Pfarrer an St. Katharinen in Frankfurt a. M. 1891.

„ Geheimer Hofrat Dr. E. Sievers, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1894.

„ Geheimer Justizrat Dr. jur. et phil. R. Stammler, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1904.

Herr Geheimer Medizinalrat Dr. R. Stintzing, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.

„ Dr. H. Suchier, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1899.

„ Geheimer Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.

„ Professor Dr. Thiele, Oberlehrer a. D. in Halle a. S. 1893.

„ Geheimer Justizrat Dr. A. Thon, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.

„ Pastor em. G. Topf in Groß-Salze. 1892.

„ Geheimer Postrat W. P. Tuckermann in Charlottenburg. 1873.

„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat in Thalstein bei Jena. 1897.

„ Professor Voigt, Provinzialschulrat in Berlin-Friedenau. 1898.

„ Professor Dr. M. Voretzsch in Altenburg (S.-A.). 1895.

„ Dr. A. Wangerin, o. Universitätsprofessor und Präsident der Leopoldina in Halle a. S. 1904.

„ D. Warneck, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1892.

„ Dr. Weber, Universitätsprofessor in Jena. 1907.

„ Dr. M. Weitemeyer, Augenarzt in München. 1899.

„ D. Dr. Wendt, o. Universitätsprofessor in Jena. 1905.

„ Dr. K. Wiedenfeld, Professor der Staatswissenschaften an der Königl. Akademie in Posen. 1903.

„ D. Dr. Fr. Wiegand, o. Universitätsprofessor in Greifswald. 1906.

„ Professor Dr. Wiegand, Direktor der Königl. Museen in Berlin, z. Z. in Konstantinopel. 1906.

„ Dr. K. Winderlich, Direkor der höheren Mädchenschule und des Lehrerinnen-Seminars in Görlitz. 1901.

„ Professor D. L. Witte in Halle a. S. 1896.

„ Dr. J. Zawodny in Prag. 1897.

„ Geheimer Justizrat Dr. E. Zitelmann, o. Universitätsprofessor in Bonn. 1894.

IV. Verzeichnis der Behörden, Anstalten und wissenschaftlichen Gesellschaften, mit denen die Akademie im Tauschverkehr steht.

Gesamtzahl: 114.

A. Europa.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preußen.

Berlin: Kultusministerium.
Berlin: Königl. Preußische Akademie der Wissenschaften.
Berlin: Verein für die Geschichte Berlins.
Bonn: Universitätsbibliothek.
Bonn: Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande.
Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Danzig: Provinzial - Kommission zur Verwaltung der westpreußischen Provinzial-Museen.
Danzig: Westpreußischer Geschichtsverein.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld: Naturwissenschaftlicher Verein.
Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt: Königliches Gymnasium.
Erfurt: Königliches Realgymnasium.
Erfurt: Städtische Oberrealschule.
Erfurt: Gartenbauverein.
Erfurt: Gewerbeverein.
Erfurt: Thüringer Wald-Verein.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein.
Görlitz: Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen: Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.

Greifswald: Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S.: Kaiserliche Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S.: Thüringisch-sächsischer Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale.
Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
Halle a. S.: Provinzialmuseum.
Hannover: Geographische Gesellschaft.
Hannover: Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel: Verein für Erdkunde.
Kassel: Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel: Verein für Naturkunde.
Königsberg: Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg: Naturwissenschaftlicher Verein.
Marienwerder: Historischer Verein.
Mühlhausen (Thür.): Altertumsverein.
Münster: Verein für die Geschichte und Altertumskunde Westfalens.
Osnabrück: Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Stettin: Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn: Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden: Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden: Nassauischer Verein für Naturkunde.

b) Deutsche Bundesstaaten außerhalb Preußens.

Altenburg: Geschichts- und altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg: Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach: Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg: Historischer Verein für Schwaben und Neuburg.
Braunschweig: Verein für Naturwissenschaft.
Bremen: Historische Gesellschaft des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen: Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt: Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen.

Detmold: Geschichtliche Abteilung des naturwissenschaftlichen Vereins.

Dresden: Flora, Königlich Sächsische Gesellschaft für Botanik und Gartenbau.

Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.

Erlangen: Universitätsbibliothek.

Gießen: Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.

Hall a. Kocher: Historischer Verein für das Württembergische Franken.

Hamburg: Verein für Hamburgische Geschichte.

Hamburg: Naturwissenschaftlicher Verein.

Hamburg: Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.

Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.

Hildburghausen: Verein für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde.

Hohenleuben: Vogtländischer altertumsforschender Verein.

Jena: Verein für Thüringische Geschichts- und Altertumskunde.

Meiningen: Hennebergischer altertumsforschender Verein.

München: Königliche Akademie der Wissenschaften.

München: Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

München: Historischer Verein von Oberbayern.

Nürnberg: Germanisches Museum.

Nürnberg: Naturhistorische Gesellschaft.

Schwerin: Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.

Straßburg i. E.: Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.

Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.

Tübingen: Königliche Universitätsbibliothek.

II. Österreich-Ungarn:

Brünn: Naturforschender Verein.

Hermannstadt: Verein für siebenbürgische Landeskunde.

Laibach: Musealverein von Krain.

Linz a. D.: Museum Francisco-Carolinum.

Prag: Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

Prag: Lotos, naturwissenschaftlich - medizinischer Verein für Böhmen.

Prag: Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.

Preßburg: Verein für Natur- und Heilkunde.
Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
Wien: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien: Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Basel: Naturforschende Gesellschaft.
Bergen: Museum.
Cherbourg: Société nationale des sciences naturelles et mathématiques.
Christiania: Königliche Universität.
Leeuwarden: Friesch Genootschap van Geschied-, Oudheid- en Taalkunde.
Luxemburg: Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Moskau: Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
St. Petersburg: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga: Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm: Königliche Akademie der Wissenschaften.
Stockholm: Königliche Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.
Upsala: Königliche Universitätsbibliothek.

B. Amerika.

Albany, N. Y.: New York State Library.
Boston, Mass.: Society of Natural History.
Buffalo, N. Y.: Society of Natural Sciences.
Chapel Hill, N. C.: Elisha Mitchell Scientific Society.
Chicago, Ill.: Chicago Academy of Sciences.
Cincinnati, Ohio: Lloyd Library of Botany etc.
Halifax, N. S.: Nova Scotian Institute of Science.
St. Louis, Miss.: Academy of Science.
St. Louis, Miss.: Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc.: Academy of Sciences, Arts and Letters.
Milwaukee, Wisc.: Natural History Society.
New Haven, Conn.: Academy of Arts and Sciences.
Philadelphia, Penn.: Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass.: Tufts College Library.

San Francisco, Cal.: California Academy of Sciences.
Washington, D. C.: Smithsonian Institution.
Washington, D. C.: U. S. National Museum.

V. Zuwachs zur Bibliothek der Akademie.

An Geschenken sind der Akademie zugegangen:

a) Von Ehrenmitgliedern:

Von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F. Bd. 21. Heidelberg 1906. — Gothein: Der Breisgau unter Maria Theresia und Joseph II. = Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission. N. F. Nr. 10. 1907.

b) Von Mitgliedern in Erfurt:

Axmann: Über elektromagnetische Starkstrombehandlung (Correspondenzblatt des Thür. Ärzte-Vereins). Weimar 1904. — Ein eigentümliches Drehmoment im wellenförmigen magnetischen Wechselfelde (Phys. Zeitschrift). Göttingen 1904. — Zur Auswahl der Ferienkolonisten (Zeitschr. f. Schulgesundheitspflege). Zürich 1904. — Physiologie des Wetters (Himmel und Erde). Berlin 1905. — Aus der naturwissenschaftlichen Technik des Altertums (Himmel und Erde). Berlin 1904. — Alte und neue Strahlen im Dasein der Menschheit (Wiener klin. Rundschau) 1905. — Gelehrte Illusionen und Täuschungen (Naturwissensch. Wochenschau). Jena 1905. — Zur hysterischen Myopie der Schulkinder (Deutsche med. Wochenschr.). Berlin 1904. — Schulärztliche Paedagogik (Deutsche med. Wochenschr.). Berlin 1905. — Theorie der einheitlichen Wirkung verschiedener Strahlenarten (Technische Woche). Berlin 1905. — Die Uviol-Quecksilberlampe (Elektrotechn. Zeitschr.). Berlin 1905. — Neue Rheostaten (Med. Zentral-Zeitung). Berlin 1905. — Wundbehandlung mittelst ultravioletten Lichtes

(Münchener med. Wochenschrift). 1905. — Über elekromagnetische Therapie (Deutsche med. Presse). Berlin 1905. — Lichtsalbenbehandlung mittelst Wärmestrahlen (Deutsche med. Wochenschrift). Berlin 1905. — Die Uviol-Quecksilberlampe und Behandlung mittelst ultravioletter Strahlen (Med. Klinik). Berlin 1906. — Die Uviol-Quecksilberlampe (Bayr. Industrie- u. Gewerbeblatt). München 1906. — Aus dem Rettungswesen der Großstädte (Correspondenzblatt). 1906. — Technik der Uviol-Behandlung (Zeitschr. f. phys. Therapie). Berlin 1906—7.

Bärwinkel: Einige Bemerkungen zur modernen Philosophie, Theologie und Naturwissenschaft (in Deutsch-evangelische Blätter. 32. Jahrg.). Halle 1907.

Beermann: Die internationale Hilfssprache Novilatin. Ein Vorschlag. Leipzig 1907.

Deile: Die Frauen der höfischen Gesellschaft nach dem Wigalois des Wirnt von Grafenberg. Jüterbog 1992. — Klingers und Grillparzers Medea mit einander und mit den antiken Vorbildern des Euripides und Seneca verglichen. Erfurt 1901. — Die höheren Schulen und das Fremdwort (in Pädagogische Studien. 63. Jahrg.). Dresden 1902. — Die Phantasie im Dienste des Unterrichts (Ebenda. 24. Jahrg.). 1903. — Über Erziehung zur Pietät (Ebenda). — Wiederholungsfragen aus der deutschen Literatur mit angefügten Antworten. 3 Teile. Dessau 1905. — Kurzer Überblick über die Geschichte der deutschen Literatur. Ballenstedt 1906. — Freimaurerlieder als Quellen zu Schillers Lied „An die Freude“. Leipzig 1907.

Hoffmann: Sokrates. Von Lange; Die Religion der alten Römer. Von Wolf; Die Religion der alten Griechen. Von Wolf; Tod und Totenkultus bei den alten Griechen. Von Chudzinski (Gymnasialbibliothek, Heft 41—44). Gütersloh 1906—7.

Loth: Dr. Joh. Wilh. Baumer, der erste Sekretär der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. (S.-A.). Erfurt 1906. — Die Dozenten der medizinischen Fakultät der Universität Erfurt in den Jahren 1646—1816. (S.-A.). Erfurt 1907.

c) Von auswärtigen Mitgliedern:

Albrecht: Zur Bibliographie und Textkritik des kleinen Lutherschen Katechismus (Schluß), (im Archiv f. Reformationsgeschichte. 3. Jahrg. 3. Heft). Berlin 1906.

Anemüller: Wilhelm v. Humboldt und Karoline Luise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt. Mit bisher ungedruckten Briefen Humboldts (S.-A. aus der Deutschen Revue). Stuttgart 1906.

Biereye: Geschichte der Stadt Erfurt. Lief. 15—16. Erfurt 1907.

Cartellieri: Über Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft. Akademische Antrittsrede, gehalten am 12. November 1904. Leipzig 1905. — Die Regesten der Bischöfe von Konstanz und ihr Kritiker (S.-A. aus Alemannia, N. F. V 1/2).

Clemen: Georg Helts Briefwechsel (Archiv für Reformationsgeschichte. Erg. Bd. II). — Eine Abhandlung Caspar Ammans (Archiv für Reformationsgeschichte. 4. Jahrg). Leipzig 1907.

Götze: Gotische Schnallen. Berlin 1907.

Graue: Zur Gestaltung eines einheitlichen Weltbildes. Leipzig 1906.

Hilgenfeld: Verzeichnis der von Adolf Hilgenfeld verfaßten Schriften. Leipzig 1906.

Hintner: Ein Beitrag zum deutschen Wörterbuche. Brixen 1907.

Hülsen: Jordans Topographie der Stadt Rom im Mittelalter. 1,1. Berlin 1878; 1,2. 1885; 1,3. 1907; 2. 1871.

Kekule von Stradonitz: Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete des Staatsrechts und der Genealogie. N. F. Berlin 1907.

Klewitz: Monatschrift für deutsche Beamte. 30.—31. Jahrgang. Berlin 1906—7.

von Kauffungen: Das Domkapitel von Meißen im Mittelalter. Diss. — Zur Geschichte Meißens im Kriegsjahre 1745. Beides S.-A. aus Mitteil. d. V. f. d. Geschichte d. Stadt Meißen. 6. Bd.). Meißen 1902—3.

Mitzschke: Das Naumburger Hussitenlied. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen volkstümlichen Dichtung. Naumburg a. S. 1907.

Scheibner: Zur Auflösung der Ikosædergleichung. II. — Über Möbius' Kreisverwandtschaft und die Transformation durch reziproke Radien. — Zur linearen Transformation

der Thetafunktionen und eliptischen Modulfunktionen. (S.-A. aus den Berichten der math. phys. Klasse der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. 58. Bd.). 1906.

Schmidt, M. G.: Die Konvention von Altranstedt vom 22. August 1707. Leipzig 1906.

Voretzsch: Der sächsische Prinzenraub in Altenburg. Altenburg 1906.

Wangerin: Franz Neumann und sein Wirken als Forscher und Lehrer. Braunschweig 1907.

Winderlich: O du mein Schlesien! Einaktige Dramen auf geschichtlichem Hintergrunde. Görlitz 1907.

d) Von sonstigen Personen:

Gutzmer, o. Universitätsprofessor in Halle: Reformvorschläge für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. 2. Teil. Leipzig u. Berlin 1906.

Hensler, E. Dr. in Straßburg: Das Königreich zu Mainz. (S.-A. aus Studien aus Kunst und Geschichte. Friedrich Schneider zum 70. Geburtstage gewidmet von seinen Freunden und Verehrern). Freiburg i. Br. 1906.

Löffler, Regierungsrat in Erfurt: Die notwendigen Änderungen unseres Etats-, Kassen- und Rechnungswesens. (S.-A. aus Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Herausg. v. Conrad. 3. F. 33. Bd.). 1907.

Molee, E.: Nieu teutonish, an international union language. Washington 1906.

Schemann, Professor in Freiburg i. Br.: Die Gobineau-Sammlung der K. Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. Straßburg 1807.

Thüringer Wald-Verein in Erfurt: Die Cyriaksburg bei Erfurt. Von Robert Huth. Erfurt 1907.

Wize, K. F. Dr. in Ježewo in Posen: Friedrich Justus Riedel und seine Ästhetik. Berlin 1907.

Für diese reichlichen und wertvollen Zuwendungen zur Vermehrung unserer Bibliothek sagen wir allen geehrten Einsendern unsern verbindlichsten Dank.

B. Abhandlungen.

Gedenkrede

auf den verewigten Sekretär der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt Pastor em. D. Georg Oergel,

gehalten am Mittwoch, den 24. April 1907 in der ordentlichen Sitzung der Akademie

von **Prof. Dr. Zange**
Kgl. Realgymnasialdirektor zu Erfurt.

Ein verdientes Glied unsrer Gesellschaft ist in der Frühe des Charfreitags, am 29. März, aus diesem Leben abgerufen worden, unser Sekretär, der Pastor em. und Doktor der Theologie Georg Oergel. Er war uns viel. Wie wenige hat er als Glied unserer und andrer gelehrten Gesellschaften in unsrer Stadt und darüber hinaus die Wissenschaft gefördert. Er ist es wert, daß wir seiner treu gedenken und ich rechne es mir zur Ehre, daß mir der Auftrag geworden ist, dem Geschiedenen an dieser Stelle die Nachrede zu halten.

Karl Georg Oergel wurde am 10. April 1840 in Stralsund als Sohn des Lehrers und Küsters an der dortigen Nikolaikirche geboren und verlebte seine ganze Jugendzeit bis zum Abgang zur Universität in seiner Vaterstadt. Nachdem er den ersten Unterricht in seines Vaters Schule genossen hatte, besuchte er das Stralsunder Gymnasium. Aufgewachsen im Schatten der Kirche, im kinderreichen Hause an strenge Zucht und Ordnung wie an Bescheidenheit gewöhnt und frühe zu regelmäßigem Besuch des Gottesdienstes angehalten und mit Ehrfurcht vor Gottes Wort erfüllt, schien er bei seinen guten Gaben von Haus aus zum Theologen berufen zu sein, und in den jüngeren Jahren entschied er sich auch für diesen Beruf. Aber als er nach vorzüglich bestandener Reifeprüfung endgiltig wählen sollte, trug er doch Bedenken, die theologische Laufbahn bestimmt zu betreten. Der Konfirmandenunterricht hatte das Herz kalt gelassen, der Schulreligionsunterricht mehr Zweifel als Glauben zu erwecken gewußt. Daher erwählte er, um den Gewissenskämpfen, die er witterte, zu entgehen, das philologische Studium. Und obwohl er sich, als er 1859 die Universität Greifswald bezog, als Theologe und Philologe inskribieren ließ,

hörte er doch im ersten Jahre fast nur philologische Vorlesungen. Waren doch die philologischen Lehrstühle gerade damals in Greifswald gut besetzt. Männer wie Schömann, Schaefer, Susemihl waren seine Lehrer. Gleichwohl befriedigte das bloße Philologiestudium ihn nicht; und so wandte er sich im zweiten Studienjahre doch entschieden der Theologie zu. Sein drittes Studienjahr brachte er in Berlin, sein viertes in Erlangen zu. Dort wirkten Unionstheologen von hervorragender Bedeutung, wie Nitzsch, Dorner, Twesten, Steinmeyer und neben diesen der Prediger Büchsel klärend und aufbauend auf Geist und Gemüt des immer entschiedener nach Wahrheit suchenden Studenten, in Erlangen Vertreter lutherischer Rechtgläubigkeit ersten Ranges, wie Hofmann, Franz Delitzsch, Thomasius, Frank und Theodor Harnack (der Vater des bekannten Berliner Theologen).

Überzeugt von der Richtigkeit und Schriftgemäßheit der lutherischen Lehre verließ er im Herbst 1863 die Universität, um zunächst in Wiborg in Finnland die Leitung einer deutsch-lutherischen Mädchenschule bei dem streng lutherischen Pastor Steger anzunehmen, der ihn auch oft zur Aushilfe im Predigen heranzog. 1865 bestand er vor dem Konsistorium in Stettin seine erste theologische Prüfung. Darnach trat er, von dem Generalsuperintendenten Jaspis, dessen volle Zuneigung er sich im Examen erworben hatte, empfohlen, in dem Hause des durch seine christliche Tätigkeit bekannten Generalkonsuls Quistorp in Stettin eine Hauslehrerstelle an. Beides, das christliche Leben dieses Hauses, wie der persönliche Umgang mit Jaspis wirkten weiter fördernd auf seine theologische Bildung und christliche Erfahrung ein. Je ernster er es aber mit seinem Berufe als Theologe nahm, desto mehr drängte ihn sein zartes Gewissen zu der Überzeugung, daß er in der unierten Landeskirche kein Pfarramt verwalten, insonderheit zum Gebrauch der Agende dieser unierten Kirche sich nicht verpflichten könne, ohne mit seinem Glauben in Konflikt zu geraten. Daher trat er, der ungünstigen äußeren Verhältnisse, die seiner warteten, nicht achtend, im Juni 1867 „mit schwerem Herzen, aber getrosten Gewissens", wie er später an das Oberkirchenkollegium in Breslau berichtete, aus der unierten Landeskirche aus und ließ sich in die evangelisch-lutherische Kirche in

Preußen aufnehmen. Bald darauf bestand er das zweite theologische Examen in Breslau und trat im selben Jahre noch in Seefeld bei Colberg sein erstes Pfarramt an.

So ist der Mann geworden, was er war. Was hat er geleistet?

Er hat zunächst im Pommernland, seiner engeren Heimat an drei Orten altlutherische Gemeinden mit Gottes Wort und Sakrament bedient, in Seefeld 1867—73, in Cammin 1873—80 und in Stettin 1880—1884.

Seine erste pfarramtliche Tätigkeit aber wurde unterbrochen durch die Beteiligung am deutsch-französischen Krieg 1870. Als der Krieg ausbrach, stellte sich der für König und Vaterland glühende junge Pastor als freiwilliger Feld- und Lazarettprediger zur Verfügung. Am 3. August wurde er unter Vermittelung seiner Kirchenbehörde zur seelsorgerlichen Bedienung für die Soldaten der evangelisch-lutherischen Konfession im Felde und in den Lazaretten befohlen. Am 10. August begab er sich auf den Kriegsschauplatz. Seine Tätigkeit erstreckte sich außer dem Besuch der zahlreichen Lazarette an der Grenze auf die um Metz versammelten Korps der I. und II. Armee und deren Lazarette und schloß nach der Kapitulation von Metz mit der Bedienung der dort konzentrierten Truppen und der dortigen Lazarette. Sein an sich wegen der Vereinzelung seiner besonderen Glaubensgenossen ungeheuer anstrengender Dienst wurde noch dadurch erschwert, daß ihm die den anderen freiwilligen Militär-Geistlichen bewilligten Kompetenzen nicht zustanden, er also auf die geringen Geldmittel seiner Kirche, auf die Güte der einzelnen militärischen Chefs und auf seine eigene Energie angewiesen war. Es gehörte gewiß kein geringes Maß physischer und moralischer Kraft dazu, um so als ganz alleinstehender Mann, ohne die gewöhnlichen Hilfsmittel eines Burschen, eines Pferdes und der täglichen Lieferung von Lebensmitteln, die in einer großen Armee und in einer Unzahl von Lazaretten zerstreuten altlutherischen Glaubensgenossen zu bedienen. Aber mit zäher Energie hat er sich in hingebender Vaterlandsliebe durch alle Truppenteile rund um Metz herum bewegt, eine große Zahl Lazarette bis Nanzig hin besucht und speziell beim II. Armeekorps, das von den um Metz gelagerten die meisten Lutheraner enthielt, fast jeden Truppenteil bis zu

den äußersten Vorposten hin bedient. Auch auf einem Schlachtfelde fand er Gelegenheit sich zu betätigen, bei dem letzten Ausfallsgefecht vom 7. Oktober brachte er von Maizières aus den Verwundeten und Sterbenden den Trost des Evangeliums.

Bis zum 10. November blieb er im Felde. Da aber waren seine Kräfte so aufgerieben, daß ein Verbleiben bis zum Ende des Krieges unmöglich war. Daher überließ er die Fortsetzung seiner seelsorgerischen Tätigkeit einer anderen frischen Kraft und kehrte zurück. Zu dieser Aufzehrung seiner physischen Kräfte hatten wesentlich die Entbehrungen einer vierwöchentlichen Gefangenschaft mit beigetragen. Auf der Reise von Courcelles, wo er die zweite Division bedient hatte, nach St. Barbe, wo er die erste bedienen wollte, hatte er nämlich den richtigen Weg verfehlt und war so bei Grigy in die Hände der französischen Vorposten geraten. Achtzehn Tage lang wurde er in strenger Isolierhaft in einer Militärsträflingszelle gehalten und als Spion in kriegsgerichtliche Untersuchung gezogen. Erst als sich nach wiederholtem Verhör seine Unschuld herausgestellt hatte, wurde seine Gefangenschaft erleichtert und er standesgemäß behandelt, bis ihm endlich durch Auswechselung die Rückkehr zum preußischen Heere möglich wurde.

Wir kennen diese Tatsachen aus einem Berichte des Entschlafenen an das Königliche Kriegsministerium vom 12. März 1873. Derselbe schließt mit der Bemerkung: „So konfessionell begrenzt meine seelsorgerliche Aufgabe war, so habe ich sie nie engherzig auf die Glieder meiner Konfession beschränkt, sondern zu jeder Zeit jedem Leidenden und Trostbedürftigen, abgesehen von aller Konfession, den Trost des Evangeliums gespendet. So habe ich getan, was ich konnte. Dem Herrn aber sei die Ehre für alles!“ Der Bericht ist wohl erstattet, weil seine Kirchenbehörde ein Erinnerungszeichen oder eine Beihilfe zu den Ausgaben für die Wiederherstellung seiner Gesundheit beantragt hatte, — im Berichte selbst findet sich kein deutlicher Hinweis darauf. Einen Erfolg hat die Eingabe nicht gehabt. Seiner Liebe zu König und Vaterland aber hat das natürlich nichts abgebrochen. Wir wissen, wie bereit er bis ins Greisenalter war, seinen Mann zu stellen, wenn's galt für König und Vaterland auf den Plan zu treten. Bei jeder Wahl sah man den ehrwürdigen Mann auf der Plattform der Wahl-

verhandlungen. Wie rührig er in den stillen Zeiten zwischen den Wahlen, wo viele die Hände in den Schoß legen, für die Ausbreitung staatserhaltender Gesinnung arbeitete, das bezeugen ihm die Mitglieder des Vereins, dem er nach seiner politischen Überzeugung angehörte. Als es am 5. Februar dieses Jahres in unserer Stadt galt, in der Stichwahl den Ordnungsparteien gegen die Umsturzpartei den Sieg zu verschaffen, da hatte ihn schon die Krankheit gepackt, die ihm den Tod bringen sollte; gleichwohl ließ er sich nicht abhalten, seiner Wahlpflicht zu genügen; er ließ einen Wagen kommen und ließ sich zur Wahlurne fahren, um seine Stimme abzugeben für seinen König und für seines Volkes Wohl.

Im Jahre 1884 berief ihn die hiesige Altlutherische Gemeinde zu ihrem Pastor. Dem strengen, tiefgegründeten Lutheraner und eifrigen Geschichtsfreunde war es natürlich eine Freude, den Boden betreten und da wirken zu können, wo der große Reformator die Reformation, die er der Kirche und seinem deutschen Volke bringen sollte, zunächst innerlich in sich selbst durchgekämpft hatte, und wo so viele, so unzählige geschichtliche Erinnerungen und namentlich kirchengeschichtliche den Kenner auf Schritt und Tritt umstehen. Und welche Fülle von Geschichtsquellen aller Art sollte sich bald dem wie wenige zum Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber berufenen Manne erschließen.

Seine erste Liebe und sein erstes Interesse gehörte natürlich seiner Gemeinde, der er bei unglaublich geringem Einkommen — 1200 Mark mit freier Wohnung! — mit großer Treue und unermüdlicher Freudigkeit bis zu seiner Emeritierung im 65. Lebensjahre diente. Aber auch da sollte seiner Gabe und Neigung für historische Forschung und Darstellung bald eine schöne Aufgabe erwachsen. Im Jahre 1886 feierte die hiesige altlutherische Gemeinde das Jubiläum ihres 50jährigen Bestehens. Dazu schrieb Oergel die Geschichte dieser Gemeinde, welche im Jahre 1886 unter dem Titel „Eben-Ezer“ im Selbstverlag des Verfassers erschien. Es verdient hervorgehoben zu werden, und muß auch dem, der nicht gleicher Ansicht mit dem Verfasser ist, auffallen, wie ruhig, sachlich und königstreu bei aller Zähigkeit im Festhalten am Bekenntnis, bei aller Begeisterung für die durch viele Leiden

bewährte eigne Kirche und bei aller Entschiedenheit in der Verwerfung der Union und der für sie vorgebrachten Gründe die Darstellung auch in diesem Jubelbüchlein ist, wo sich die Überschreitung der Grenze der Objektivität so nahe legte.

In sein rechtes Fahrwasser aber kam der Unermüdliche erst, als er den Spuren des jungen Luther nachging, im städtischen Archiv, wo der wohl orientierte und jederzeit hilfsbereite Archivar Dr. Beyer ihn einführte, auf der Königlichen Bibliothek, im Augustinerkloster. Er zog neue Schätze ans Licht[1] und nutzte die bereits bekannten Quellen, namentlich die Matrikeln der Erfurter Universität, in einer Weise aus, wie es vorher noch nicht geschehen war. Und indem er alle Spuren, die von da wieder zu anderen Archiven und Bibliotheken leiteten, sorgsam verfolgte, vermochte er aus Erfurt sowohl wie von auswärts, von Gotha, Jena, Magdeburg, Berlin, München, Cöln, Rheinberg und anderen Städten Urkunden herbeizuschaffen, die zur weiteren Aufklärung oder Bestätigung des Gefundenen dienten.

Der Magnet aber, der ihn hineinzog, war natürlich, wie gesagt, der junge Luther. Der hatte ja in Erfurt studiert, in Erfurt seine ersten Mönchsjahre verlebt. Über ihn durfte man also hoffen, in Universitäts- und Klosterakten noch so manches zu finden, was in das Verständnis seiner Jugendjahre Licht warf. Und viel Neues hat der sorgfältige, umsichtige Forscher gefunden. Einen Teil davon hat er niedergelegt in der einzigen neben dem genannten Jubelbüchlein Eben-Ezer noch selbstständig erschienenen Druckschrift „Vom jungen Luther, Beiträge zur Lutherforschung“. Diese Schrift ist zwar nicht das Erste, was er aus seinen umfangreichen Studien durch den Druck veröffentlicht hat, sie ist erst im Jahre 1899 erschienen, aber eben weil es die erste und einzige selbständige

[1] Besonders erwähnt sei hier die „Sammlung von Urdrucken aus der Reformationszeit“, welche Oergel in einer Dachkammer des Augustinerklosters entdeckte und durch Überführung in einen würdigeren Raum, die „Martinskammer“ im „Martinsstift“, im westlichen Teile des Augustinerklosters unterbrachte, sowie durch einen wohlgeordneten Katalog der Forschung zugänglich machte, 790 Nummern aus der über 4000 Bände umfassenden Bibliothek, die der Begründer des Rettungshauses „Martinsstift“, Rektor Reinthaler, gesammelt hatte, darunter 230 Urdrucke von Luther selbst und 181 von seinen Freunden und Mitarbeitern. Erfurt, Verlag des Martinsstiftes, 1892.

Veröffentlichung aus diesem Gebiete ist und wegen der Bedeutung, die dieser Gegenstand für die ganzen Forschungen des Entschlafenen hat als principium agens, gehört es sich, daß wir sie obenan stellen, sie zuerst würdigen. Sie ist eine Sammlung von populär-wissenschaftlichen Vorträgen, welche teils in unserer Akademie, teils im hiesigen Geschichts- und Altertumsverein gehalten worden waren, aber ihre populäre Form nimmt ihr nichts von ihrer wissenschaftlichen Bedeutung. Was Maurenbrecher in seinen Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit im Jahre 1874 schrieb: „Die Jugendgeschichte Luthers ist ein Feld, das des kritischen Bearbeiters in voller und reiner Jungfräulichkeit heute noch wartet,“ das galt auch noch im Jahre 1899, und unsres Oergel Schrift „Vom jungen Luther“ ist die erste Arbeit, die diesem Mangel abzuhelfen einen tüchtigen Anfang gemacht hat. „Die hier benutzten Quellen sind, so konnte der Verfasser im Vorwort mit Recht sagen, von den Fachmännern bisher entweder ganz unbeachtet gelassen, oder doch nicht genügend durchforscht und ausgenutzt worden.“ Mit Recht durfte er daher auf die Beachtung nicht nur weiterer Kreise, sondern auch der gelehrten Welt rechnen, und die Ernennung zum Doctor der Theologie durch die Erlanger Universität, welche sich ausdrücklich auf die Verdienste Oergels um die Erforschung der Reformationsgeschichte bezieht, ist ein Beweis, wie sehr gerade auch diese Arbeit von den zuständigen Gelehrten geschätzt wurde. Alle fünf Abhandlungen sind wahre Muster eindringender, umsichtiger und gewissenhaft abwägender geschichtlicher Forschung unter Zuhilfenahme aller naheliegenden oder mehr oder weniger versteckten Zeugnisse. Über das Geburtsjahr Luthers (1482 statt 1483?) und seinen Geburtstag (7. Dezember statt 11. November?), über seinen angeblichen Jugendfreund „Alexius“, über die Zustände, die Ordnungen, das Leben in den Erfurter Klöstern zur Zeit Luthers und vorher und insbesondere über Luthers Erlebnisse im Augustiner-Eremitenkloster, worüber ebenfalls viele verkehrte Vorstellungen im Schwange gehen, endlich über Luthers theologischen Studiengang, der noch sehr wenig aufgehellt war, hat Oergel zum ersten Male ein helleres Licht verbreitet, viele nebelhafte und willkürliche Vorstellungen mit scharfer Kritik für immer abgetan.

Aber die Waberlohe, in der das Dornröschen verzaubert lag, war die Universität Erfurt und war das Klosterleben Erfurts. Sollte über den jungen Luther Aufklärung kommen, so mußte das Dunkel aufgehellt werden, welches diese beiden großen Kulturfaktoren jener Zeit einhüllte, und so mußte der Lutherforscher zum Universitäts- und Klosterforscher werden. Und wie unermüdlich der Heimgegangene auf diesen beiden Gebieten forschte bis an seinen Tod, das wissen wir alle, die wir seine Vorträge hier oder im Altertumsverein mit angehört haben. Er konnte sich nicht genug tun die Fühlhörner seines geschichtlichen Spürsinns nach allen Richtungen auszustrecken. Denn alles, auch das scheinbar ganz Fernliegende konnte ungeahntes Licht auf den Hauptgegenstand werfen, dem immer seine erste Liebe zugewandt blieb. Das macht gewiß in erster Linie mit den rechten Geschichtsforscher, daß er einen weiten Blick hat und — ein warmes Herz für alles, was seinem Späherblick begegnet, aber dabei auch Ruhe, Willigkeit zu entsagen, zu entbehren, still zu warten, bis sich die Kreise vieler einzelnen Entdeckungen unwillkürlich, wie aus sich selbst, zum Ganzen schließen, und das fertige Resultat so zu sagen in den Schoß fällt; denn es läßt sich nichts erzwingen, nichts erfliegen auf diesem Gebiet. Begeisterung, der ungezügelte Wunsch kann nur in die Irre führen. So forschte unser Oergel. Und so sind denn seine ersten und seine meisten Veröffentlichungen keineswegs Luther gewidmet, sondern der Universität Erfurt. Denn obwohl zur Erforschung der Geschichte dieser berühmten Universität schon manches geschehen war durch Männer wie Sinnhold, Kampschulte, Weißenborn, Schum, so stand es doch ähnlich wie mit Luthers Jugend. Ein beträchtlicher Teil des Quellenmaterials war noch ganz unbeachtet geblieben, andres ungenügend durchforscht und ausgebeutet oder durch vorgefaßte Meinung, wie namentlich von Kampschulte, in falsche Beleuchtung gestellt. Und da hat sich nun Oergel sowohl durch Aufdeckung neuer Quellen wie durch ihre exakte Verwertung große Verdienste nicht nur um die Aufhellung der Geschichte der Erfurter Universität, sondern des deutschen Universitätslebens überhaupt erworben. Mit dem Vortrag „Zur Erinnerung an die Universität Erfurt“, der 1892 zum 500jährigen Jubiläum ihrer Gründung erschien und sich

eben mit der Gründung und der Vorgeschichte der Universität befaßte, beginnt eine ganze Reihe von Veröffentlichungen über diesen Gegenstand, ich zähle 13, meist Vorträge, aber auch Quellen- und Urkundenbücher. Es folgten zunächst „Beiträge zur Geschichte des Erfurter Humanismus“ im selben Jahre 1892, dann die Abhandlung über „Die Lebens- und Studienordnung der Universität Erfurt während des Mittelalters“ 1893 und darnach eine ganze Reihe kleinerer und größerer Arbeiten über die einzelnen wissenschaftlichen Institute der großen Universität. Den Reigen eröffnet hier im Jahre 1894 die eben so schöne wie gründliche Abhandlung über das bedeutendste und angesehenste Institut, das Collegium majus, später katexochen die Universität genannt, wovon das Hauptgebäude heute noch steht und wissenschaftlichen Zwecken dient. Diese Arbeit diente zugleich als Festschrift zum 90. Geburtstage unsres langjährigen Vizepräsidenten, des ehrwürdigen Ober-Regierungsrats Freiherrn von Tettau. Es folgten weiter die „Urkunden zur Geschichte dieses Collegium majus“ im selben Jahre, dann die Abhandlungen über „Die Bursa pauperum“ 1896, die „Geschichte des Collegium zur Himmelspforte während des Mittelalters bis 1521 nebst Urkunden“, im Jahre 1898, und „Die Geschichte desselben Collegs von der Reformation bis zur Reduktion 1521 bis 1664“, im Jahre 1899, endlich die „Geschichte des Collegium Beatae Mariae Virginis, der Juristenschule“ mit Urkunden.

Diese Arbeiten sind von größter Wichtigkeit und ganz besonders die umfangreichsten über das Collegium zur Himmelspforte oder das Collegium Amplonianum. Denn die Geschichte der Erfurter Universität ist zu einem guten Teil die Geschichte seiner einzelnen wissenschaftlichen Institute, und auch das Allgemeine kann aus der Geschichte und den Urkunden der einzelnen Institute am reichlichsten und oft auch am sichersten abgeleitet werden. Von dem angesehensten aber, dem Collegium majus, haben wir infolge des Sturmes auf dasselbe und seine Einäscherung im Jahre 1510 nur ein sehr dürftiges Urkundenmaterial. Desgleichen fließen die Quellen auch über die andern ziemlich spärlich mit Ausnahme des Collegiums zur Himmelspforte, oder des Collegium Amplonianum. Von ihm

ist durch die Gunst der Verhältnisse ein ungewöhnlich reiches Quellenmaterial auf uns gekommen, und die Quellen reichen bis zu seiner Gründung, im Jahre 1412, also bis 20 Jahre nach Gründung der Universität zurück. So begreift es sich, daß unser Oergel diesem Institut, das nach dem Collegium majus zugleich das bedeutendste war und mit ihm um die Palme rang, ganz besondren Fleiß zuwandte. Und trotz mancher Vorarbeiten gabs noch viel zu tun. Denn Weißenborn hatte sich nur mit der Gründungs- und Anfangsgeschichte befaßt und Schum nur die wichtige Amplonianische Bibliothek katalogisiert und ihre Entstehung und Schicksale geschildert, die Geschichte des Kollegs und seiner Bewohner aber war im Dunkeln geblieben. Oergel hat sie ans Licht gezogen und damit für eine Geschichte der Universität Erfurt die wertvollste Unterlage geschaffen. Was er selbst über die „Lebens- und Studien-Ordnung der Universität Erfurt", welcher Schrift wir schon gedachten, und über „Die Studienreform der Universität Erfurt vom Jahre 1519", sowie über „Das Bursenwesen der mittelalterlichen Universitäten insbesondere Erfurts" 1904, geschrieben hat, ruht wesentlich mit auf diesen Einzelforschungen.

Das größte Ansehen aber verdankt die Erfurter Universität dem Humanismus, und so hat Oergel denn auch dieser hervorragenden wissenschaftlichen Richtung der Reformationszeit, die auf Luthers Entwicklung und den Gang der deutschen Kirchen-Reformation überhaupt einen so großen Einfluß gehabt hat, von Anfang an das größte Interesse entgegen getragen. Bereits im Jahre 1892, gleichzeitig mit den ersten der uns beschäftigenden Veröffentlichungen, erschien die schon erwähnte Abhandlung „Beiträge zur Geschichte des Erfurter Humanismus", im Jahre 1902 die Festrede über „Den nationalen Gedanken im deutschen Humanismus", und 1903 der Vortrag: „Zwei neue Werke über den Erfurter Humanismus".

Auf diesem Gebiete war ja schon mehr vorgearbeitet, besonders durch Kampschultes epochemachendes Werk „Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnis zum Humanismus und zur Reformation", das in den Jahren 1858 bis 60 in Trier erschienen war. Aber auch hier vermochte Oergel sowohl aus

den alten, schon von Kampschulte benutzten Quellen als besonders aus dem mancherlei neuen Quellenmaterial, das unterdeß zutage gefördert worden war, so viel neue Tatsachen ans Licht zu stellen und die auch durch die Einseitigkeit des Urteils oft sehr getrübte Auffassung der Personen und Verhältnisse so vielfältig zu klären und zu berichtigen, daß seine Verdienste hier vielleicht nicht geringer sind als auf den übrigen Gebieten. Wie er den Stoff beherrschte, und wie er auch die neuesten gelehrten Veröffentlichungen auf diesem Gebiete mit seiner Sachkenntnis zu ergänzen und zu berichtigen vermochte, sieht man aber am raschesten und deutlichsten an der zuletzt genannten Schrift, in der er erstlich das Buch des Breslauer Professors Bauch über „Die Universität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus“ und die Abhandlung Walter Brechts über „Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum“ bespricht. Wie fein ist z. B. der Nachweis über die Beteiligung und Nichtbeteiligung Huttens an der Abfassung dieser einzigartigen Briefe, wie klar treten Personen und Sachen vor uns hin. Diese Arbeit macht der Phantasie des Verfassers, deren der Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber auch nicht entraten kann, nicht weniger Ehre als seinem strengen Wahrheitssinn und nüchternen Urteil.

Soviel über Oergels Forschungen über die Erfurter Universität und ihre Geschichte. Diese Studien machten ihn heimisch nicht nur im Erfurter Stadtarchiv, sondern auch auf dem Boden der Stadt selbst und ihrer Umgebung. Nach Beyers Heimgang dürfte es in Erfurt keinen Menschen gegeben haben, der mit allen denkwürdigen Häusern und Örtlichkeiten dieser erinnerungsreichen Stadt und ihrer Geschichte besser vertraut gewesen wäre als er. Wer Rats bedurfte, bei ihm klopfte er nicht vergeblich an. Doch existiert, so viel mir bekannt, nur eine Veröffentlichung, die sich auf die Stadt als solche bezieht, es ist die Abhandlung über „Das ehemalige Erfurtische Gebiet“, welche er 1903 mit Karte in den Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins erscheinen ließ.

Als Mitglied des Senats unserer Akademie und zuletzt als Sekretär hat sich Oergel schließlich ziemlich eingehend auch mit der Geschichte unserer Gesellschaft befaßt. Für die Festschrift zum Jubiläum derselben im Jahre 1904 lieferte er

die „Geschichte der Akademie von ihrer Wiederbelebung durch Dalberg bis zu ihrer endgiltigen Anerkennung durch die Krone Preußen (1776—1816) und in einem Vortrag zur Kaisersgeburtstagsfeier schilderte er „Universität und Akademie zu Erfurt unter der Fremdherrschaft". Außerdem enthalten unsere Jahrbücher noch 2 Gedenkreden von ihm, eine auf den verewigten Prinzen Albrecht von Preußen, den langjährigen Präsidenten der Akademie, und eine auf den heimgegangenen Professor Dr. Heinzelmann, den so verdienten langjährigen Sekretär unserer Gesellschaft.

Das hat der Entschlafene geleistet. Aus dem Werke erkennt man den Meister. Ein Mann von seltener Schaffensfreudigkeit ist von uns geschieden. Seine eigentümliche Begabung, ein klarer durchdringender Verstand, verbunden mit ebenso treuem Gedächtnis wie reger Phantasie, die sich in der Jugend auch in manchem Gedichte betätigte, prädestinierten ihn zum Gelehrten und zum Geschichtsforscher. Die gediegene Erziehung und Bildung, die ihm vom Vaterhause bis zur Hochschule zu teil wurde, rüsteten ihn mit soliden Kenntnissen und geistigen Fertigkeiten, vor allem aber mit jenem unerbittlichen Wahrheitssinn im Forschen und Leben aus, durch welchen er auch wirklich zum Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber geschickt wurde. Bei aller Entschiedenheit im Bekenntnis auf politischem wie auf kirchlichem Gebiete eignete ihm doch große Milde im Urteil über andre und im Verkehr mit andren. Das haben wir alle erfahren. Wie warm sein Herz allezeit für König und Vaterland schlug, habe ich bereits gesagt. In seinem persönlichen Leben hat er viel Schweres durchzukämpfen gehabt. Seine erste zur Lebensgefährtin Erwählte starb ihm als Braut. Seine Gattin, die er im Jahre 1870 heimführte, eine Tochter des altlutherischen Pastors Odebrecht in Stettin, und mit der er bis zu ihrem im vorigen Jahre zur gleichen Zeit erfolgten Tode in glücklicher Ehe verbunden war, schenkte ihm 4 Kinder, von denen zwei, ein Sohn und eine Tochter, ihn überleben, zwei aber in jungen Jahren an langer unheilbarer Krankheit dahinsiechten. Mit echter christlicher Ergebung trug der edle Mann alle diese schweren Heimsuchungen, wie auch die vielen Entbehrungen,

die ihm das überaus dürftige Einkommen seines Amtes auferlegte. Verkennung und Kränkung, an der es ihm auch nicht fehlte, vermochten ihm nicht die Gemütsruhe zu rauben, geschweige ihn bitter und hart gegen andre zu machen. Mild und freundlich sahen wir ihn bis zum Ende unter uns wandeln, und wissenschaftliche Fragen waren es, die ihn auch noch auf seinem Kranken- und Sterbelager beschäftigten, wie es seine Fieberphantasien verrieten. So lebte er auch in den letzten Tagen und Stunden nicht nur unter den Seinen, sondern auch unter uns, die wir so zu sagen seine weitere Familie bildeten. Danken wir ihm, indem wir seiner stets ehrend gedenken!

Verzeichnis der von Pastor D. G. Oergel durch den Druck veröffentlichten Abhandlungen.

1. Eben-Ezer, Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der evang. lutherischen Gemeinde zu Erfurt (Geschichte derselben). Erfurt, Selbstverlag des Verfassers 1886.
2. Beiträge zur Geschichte des Erfurter Humanismus. In den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Heft 15. E. 1892.
3. Die Lebens- und Studien-Ordnung der Universität Erfurt während des Mittelalters. In den Jahrbüchern der Akademie, Heft XIX. E. 1893.
4. Zur Erinnerung an die Universität Erfurt. Mitteilung. u. s. w., Heft 16. E. 1894.
5. Urkunden zur Geschichte des Collegium majus zu Erfurt. Ebenda.
6. Das Collegium majus zu Erfurt. E. 1894.
7. Die Bursa pauperum zu Erfurt. Mitteil., Heft 18. E. 1896.
8. Das Collegium zur Himmelspforte während des Mittelalters. Mitteil., Heft 19. E. 1898.
9. Das Collegium zur Himmelspforte von der Reformation bis zur Reduktion 1521—1664. Mitteil., Heft 20. E. 1899.
10. Die Studienreform der Universität Erfurt vom Jahre 1519. Jahrbücher, Heft XXV. E. 1899.

11. Vom jungen Luther. Beiträge zur Lutherforschung. E. 1899.
12. Zur Erinnerung an Karl Beyer. Mitteil., Heft 22. E. 1901.
13. Das Collegium Beatae Mariae Virginis (Juristen-Schule) zu Erfurt. Ebenda.
14. Jakob von Jüterbogk und Benedikt Stolzenhagen. Ebenda.
15. Der nationale Gedanke im deutschen Humanismus. Festrede. Jahrbücher, Heft XXVIII. E. 1902.
16. Das ehemalige Erfurtische Gebiet. Mit Karte. Mitteil., Heft 24. E. 1903.
17. Das Bursenwesen der mittelalterlichen Universitäten, insbesondere Erfurts. Sonderabdruck aus „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine" 1904.
18. Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt von ihrer Wiederbelebung durch Dalberg bis zu ihrer endgültigen Anerkennung durch die Krone Preußen (1776—1816). Jahrbücher, Heft XXX. E. 1904.
19. Universität und Akademie zu Erfurt unter der Fremdherrschaft 1806—1814. Jahrbücher, Heft XXXII. E. 1906.
20. Gedenkrede auf den verewigten Prinzen Albrecht von Preußen, Regenten von Braunschweig, Präsidenten der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Ebenda.
21. Gedenkrede auf den verewigten Professor D. Dr. Wilhelm Heinzelmann, Sekretär der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften. Ebenda.
22. Zwei neue Werke über den Erfurter Humanismus. Besprechung von 1. Die Universität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus von Gustav Bauch. Breslau 1904. 2. Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum von Walther Brecht. Straßburg 1904. Mitteil., Heft 26. E. 1905.
23. Die Karthause zu Erfurt. Mitteil., Heft 27. E. 1907.

    In den Jahrbüchern der Akademie (XXIX) 1903 findet sich S. 248 ff. ein zwar nicht fehlerfreier, aber doch beachtenswerter Bericht über einen Vortrag Oergels in der Akademie über das Thema

24. Ulrich von Hutten in seinen Beziehungen zur Stadt Erfurt und zu den Erfurtischen Humanisten.

Georg Oergel.

Ein Erinnerungsblatt

von

Prof. Dr. Johannes Biereye
Rektor der Klosterschule zu Roßleben.

Kein anderes Gefühl als das der wärmsten Dankbarkeit und aufrichtigsten Hochachtung ist es, das mir die Feder in die Hand drückt, um dem vorstehenden trefflichen Lebensbild Georg Oergels noch ein paar schlichte Worte hinzuzufügen und auch für meine Person die Bedeutung des Verlustes zu würdigen, den unsere Akademie durch den Tod dieses Mannes erfahren hat.

Nicht davon will ich des näheren reden, von welch seltener religiöser Tiefe der Entschlafene war, und wie er mit Hintansetzung alles Andern nur dem lebte, was er religiös für wahr hielt; meine Aufgabe soll nur darin bestehen, ihn in seinem Verhältnis zur Geschichtswissenschaft mit wenigen Zügen zu schildern. Man möge es mir verzeihen, wenn ich hierbei von mir selber ausgehe und zunächst persönliche Beziehungen zu ihm erwähne. Ich hoffe, dadurch sein Bild etwas deutlicher zu gestalten.

Es war im Jahre 1902, als ich begann an die Fortsetzung der bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gediehenen Beyerschen Geschichte der Stadt Erfurt heranzutreten. Das erste Gebiet, das ich zu bearbeiten hatte, war die Geschichte der Erfurter Universität in ihrer Glanzzeit und Luthers Aufenthalt in unserer Stadt. Ich suchte der gesamten Literatur über diesen Gegenstand Herr zu werden und nahm zum Schluß auch die Schriften Oergels zur Hand. Geradezu entzückt war ich da von der klaren Darstellungsweise dieses Mannes, von seiner Kunst, die Leser zum Mitforschen heranzuziehen, vor allem aber von den Fortschritten, die er zu Wege gebracht hatte gegenüber der letzten zusammenfassenden und in glänzendem Stile geschriebenen Arbeit der vorangehenden Generation,

dem Werke von Kampschulte über die Universität Erfurt in ihrem Verhältnisse zu dem Humanismus und der Reformation (2 Bde, Trier 1858 und 1866).

Ich brannte darauf, den Verfasser kennen zu lernen. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es mir im Oktober 1902. Ich suchte ihn in seiner Amtswohnung in der Großen Arche auf. Gleich die erste Begegnung zeigte mir die Eigenart des Mannes.

Ich trug ihm meine, ihm übrigens schon bekannte Absicht vor, die Beyersche Geschichte der Stadt Erfurt fortzusetzen. Erbaut war er nicht von diesem Plane. Erst, meinte er, müßten große wissenschaftliche Vorarbeiten geliefert werden, vornehmlich das Urkundenbuch der Stadt Erfurt, dann müsse hieraus eine wissenschaftliche Geschichte großen Stils erstehen, und schließlich könne auf Grund eines solchen Werks eine volkstümliche Geschichte folgen, wie sie die Beyersche sein wolle. — Ich entgegnete: diese Schwierigkeiten hätte ich mir sämtlich auch klar gemacht, da aber doch nun das einmal begonnene Werk kein Torso bleiben dürfe, und da man zweitens wohl lange warten könne, ehe sich jene Vorbedingungen für das Ideal einer „volkstümlichen Geschichte" erfüllen würden, so hätte ich mich aus Liebe zur Sache und zur Stadt meiner Väter entschlossen, mit Heranziehung nicht nur des literarischen, sondern auch, soweit möglich, des urkundlichen Materials, das Wagnis auszuführen. Ich sei jetzt gekommen, um ihn zu fragen, ob er mich in meinem Plane unterstützen wolle. — Auf dem Gebiete der politischen Geschichte, meinte er bescheiden, sei er nur wenig zu Hause, was er aber in der Gelehrtengeschichte bieten könne, stelle er mir gern zur Verfügung. Eine Frage habe er noch: wie ich mich zu den „Chroniken" stelle. Ich meinte, schwerlich würde ich ganz ohne sie hinkommen, aber einen besonders großen Wert schriebe ich ihnen nicht zu. Da atmete er auf. Von andern habe er gehört, so sagte er, ich wolle auf diese „Chroniken" im wesentlichen meine Arbeit aufbauen, jetzt freue er sich im Interesse der Sache, eines besseren belehrt zu werden. Er für seine Person halte die Chroniken für ganz wertlos; nur wer auf die letzten Quellen zurückgehe, könne bei der so vielfach entstellten Überlieferung der Geschichte Erfurts sichere und brauchbare Ergebnisse erzielen.

Ich bat ihn nun um die Erlaubnis, den von mir bis dahin fertiggestellten Abschnitt über „Luther in Erfurt" vorlesen zu dürfen. Je länger ich las, um so lebhafter drückte er mir seine Freude darüber aus, daß ich über die einschlägigen Quellen und literarischen Hilfsmittel, insbesondere über seine eigenen Forschungen unterrichtet war; was mich aber besonders angenehm berührte, war die Beobachtung, daß er sich nicht im mindesten dadurch verletzt fühlte, wenn ich einmal zu anderen Schlußfolgerungen als er selbst gekommen war. „Ich habe ein faible für diese Idee" oder ähnlich bescheiden vertrat er seine Ansicht. Zum Schluß gab er mir eine ganze Reihe wertvollster Winke, aus denen ich das geradezu profunde Wissen des Mannes, seine völlige Herrschaft über den Stoff, seinen sicheren Takt im Urteil erkannte, besonders aber seine offene Ehrlichkeit, mit der er die Grenzen seiner eigenen Kenntnis zugestand. Meine begeisterten Ideen über die Bedeutung Erfurts hörte er freundlich mit an. Nicht schon damals, aber später merkte ich, daß er aus dem Stadium der ersten unbegrenzten Begeisterung für die Geschichte der Metropole Thüringens, in dem ich mich damals befand, herausgetreten war in das eindringender, nüchterner, wohl abwägender Erforschung.

Als er mir zuletzt das Versprechen wiederholte, mich, soweit er nur könne, unterstützen zu wollen, da überkam mich das frohe Gefühl, daß damit ein Hauptfaktor für das Gelingen meiner schweren Aufgabe gegeben sei. — Und was er mir versprochen, das hat er in rührender Weise gehalten, bis der Tod ihn uns entriß. Stets nahm er mich freundlich auf, wenn ich zu ihm kam; alle schwierigen Probleme durfte ich mit ihm durchsprechen, ganze Abschnitte meiner Geschichte ihm vorlesen.

Bei alledem lernte ich allmählich nicht nur seine Arbeitswerkstatt und seine Auffassung von Welt und Menschen im allgemeinen kennen, ich gewann auch Einblick in sein Familienleben; und mit der zunehmenden Kenntnis seiner inneren Wesensart und seiner äußeren Lebensbedingungen wuchs meine Liebe und Bewunderung für den seltenen Mann, dessen wissenschaftliche Bedeutung neben seiner sittlichen Größe und selbstlosen Bescheidenheit mir immer vorbildlicher erschien.

Doch ich wollte ja nur über den Historiker Oergel sprechen, wie er mir in Wort und Schrift entgegentrat!

Da gehe ich wohl am richtigsten von dem Geschichtsforscher Oergel aus, um dann den Geschichtsschreiber zu charakterisieren.

Sein Verfahren als Geschichtsforscher war nach jeder Richtung hin musterhaft. Mit einem Forschertrieb, der nicht eher ruhte, als bis er das äußerst Erreichbare sich zugänglich gemacht hatte, war er hinter dem urkundlichen Quellenmaterial her. Was er nicht in Erfurt fand, das suchte er in soundsovielen Archiven und Bibliotheken anderer Städte auf. Mit einem einzigartigen Spürsinn verstand er zu entdecken. Rechnungen, unscheinbare Notizen, Unterschriften unter den gleichgiltigsten Registrierungen der Verwaltung zog er heran, um ihnen historisches Leben einzuhauchen. Was er auf diese Weise an wissenschaftlichem Material zusammengetragen hat, es ist ein kostbarer, vielfach noch unverarbeiteter Schatz. Wie manchem andern, so stellte er ihn auch mir ohne den geringsten Vorbehalt zur Verfügung. Wie viel habe ich nicht gerade aus diesen Notizen gelernt, namentlich für die sachgemäße Beurteilung der kirchlichen Verhältnisse Erfurts! Eine jede Bibliothek würde mit den von ihm in Mappen wohlgeordneten Sammlungen eine unschätzbare Erwerbung machen!

Soviel von dem Material, das er gewann. Ging er nun daran, es zu verwerten, überhaupt die handschriftlichen Quellen zu bearbeiten, so war es eine Lust, ihn hierbei zu beobachten. Mit einem bewundernswert eindringenden Scharfsinn machte er sich an die Entzifferung. Stellen, an deren Lesbarkeit andere schon verzweifelt hatten, wußte er oft sofort richtig zu erkennen oder durch eine leichte, in die Augen springende Konjektur zu enträtseln. Wie er es verstand, für schwer zu übersetzende Texte des schlechten mittelalterlichen Lateins durch eine streng philologische Interpretationskunst und einen staunenswert sicheren Blick die richtige Übersetzung zu finden, davon wissen gar manche zu erzählen, die sich in ihren Nöten an ihn wandten.

Hatte er abgeleitete Darstellungen zu verwenden, so ging er aufs äußerste vorsichtig und kritisch vor. Am verdächtigsten erschienen ihm die bis dahin in erster Linie benutzten Chroniken, die in ihrem treuherzigen Erfurter Deutsch

so ungemein anheimelnd wirken und durch den Duft des über ihnen schwebenden ganz eigenartigen alterfurtischen Lebens das Gemüt zu fassen wissen, aber, Wahres und Falsches durcheinandermengend, bestenfalls die Dinge so bringen, wie sie sich der Mann aus dem Volke dachte, meist jedoch eine heillose Verwirrung anrichten. Was strenge Kritik und Herausschälung des tatsächlichen historischen Kernes aus jederlei Quellenmaterial und literarischen Hilfsmitteln betrifft, so ist Oergel von keinem anderen Erfurter Geschichtsforscher erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Die auf diesem Gebiet regsamsten und verdientesten Männer des neunzehnten Jahrhunderts, Erhard wie Herrmann, Kirchhoff wie Schum, v. Tettau wie Beyer, an unbedingter Zuverlässigkeit stehen sie alle hinter Oergel zurück. Es ist jammerschade, daß er nicht sein Urteil über die Bewertung der Quellen und Hilfsmittet für die Erfurter Geschichte in systematischer Zusammenfassung veröffentlicht oder hinterlassen hat. Die gelegentlich mündlich hingeworfenen Brocken sind viel zu spärlich, um zu genügen. —

Hatte der Geschichtsforscher Oergel alles auffindbare und irgend zugängliche Material sich zu eigen gemacht und sich völlig in dasselbe vertieft, auch über alle in Frage kommenden Personen und Dinge sich so genau wie nur irgend möglich unterrichtet, hatte er dann mit Zuhilfenahme der Phantasie alle vorhandenen Lücken ergänzt und war er somit völlig Herr des Stoffes geworden, so goß der Geschichtsschreiber Oergel diesen Stoff in die ihm am besten entsprechende Form. „Wenn man nur weiß, was man will, dann findet sich das rechte Wort von selbst", so sagte er öfter, dem Catonischen: „rem tene, verba sequentur" sich anschließend. Auf eine blendende Darstellung, auf rhetorischen Schmuck und pathetischen Schwung legte er keinen Wert, wohl aber auf einen klaren Ausdruck, eine überzeugende Schlußfolgerung und eine zweckmäßige Gliederung. Erscheinen manchem seine Ausführungen auch zuweilen etwas nüchtern, die zwingende Logik seiner Gedankengänge wirkt immer fesselnd und anziehend, die warme innere Anteilnahme des Verfassers an seinem Gegenstande immer wohltuend und gewinnend.

Eine schwere Klippe für den Historiker Oergel hätte seine streng lutherische Richtung in der Theologie bilden können:

das war nicht der Fall. Nichts als das Bestreben, die Wahrheit zu finden, leitete ihn. Das unbestechliche und fleckenreine Gewissen des Historikers gab stets den Ausschlag. Eine Verschleierung zugunsten einer Lieblingsmeinung, eine tendenziöse Gruppierung der Tatsachen im Interesse einer Partei kannte er nicht. Wie Ranke wollte er nur erkennen, wie es wirklich gewesen. So warm seine Liebe zu Luther war, so groß seine Begeisterung für die Reformation, so charakterstark er, wo es galt, seinen Standpunkt zu vertreten wußte, — auch die Gegner Luthers und der von ihm angefachten Bewegung suchte er zu würdigen, ihr Handeln von ihrem Standpunkte aus zu erklären und ihnen gerecht zu werden.

Dieser Gerechtigkeit und Billigkeit gegenüber Andersdenkenden entsprach auch die Art, wie er sich mit den Gelehrten auseinandersetzte, die wissenschaftlich zu von ihm abweichenden Meinungen gelangt waren. Sah er z. B. sich auch durch eigene gründliche Forschungen genötigt, die Grundanschauungen Kampschultes in verschiedenen Fragen zu zerstören: seine Vorzüge erkannte er stets rückhaltlos an.

Daß das Forschungsgebiet, auf dem er sich bewegte, von Luther ausging, ist bei dem innerlich dem strengsten Luthertum angehörigen Geistlichen nicht zu verwundern. In launiger Weise erzählte er mir einst, wie es ihm gegangen sei, als er, nach Erfurt übergesiedelt, nun sich an die Erforschung von Luthers Beziehungen zu dieser Stadt, von dem damaligen Universitäts- und Klosterleben habe heranmachen wollen. Für diese Materie, so habe ihm ein im Geschichts- und Altertumsverein maßgebender Herr damals gesagt, liege eine völlig erschöpfende und abschließende Arbeit in Kampschultes Buch vor, es sei deshalb nicht angebracht, gerade dies Gebiet zu wählen. Trotzdem habe er es gewagt, und die einzelnen Fragen näher studierend, sei er zu ganz anderen Schlußergebnissen als Kampschulte gekommen. — Es sind Ergebnisse, die einen ganz gewaltigen Fortschritt gegen jenen katholischen Historiker bedeuten, Ergebnisse von unermeßlichem Wert für die Geschichte der Jugend Luthers, der Einführung der Reformation in Erfurt, der Erfurter Universität. Sein Plan ging dahin, nachdem er die Studien vom „jungen Luther" einheitlich zusammengefaßt hatte, zunächst eine systematische Geschichte

von der Einführung der Reformation in Erfurt zu schreiben und der theologischen Fakultät in Erlangen zu widmen, die ihn durch Verleihung der theologischen Doktorwürde geehrt hatte, alsdann die Geschichte der Universität Erfurt in Angriff zu nehmen, ein Werk, das schon längst als eines der wichtigsten Desiderien der wissenschaftlichen Welt gilt.[1]

Gar Manches verzögerte die Ausführung seiner Absichten. Zum Teil waren es seine Bescheidenheit und Selbstlosigkeit. Als geistiger Speisemeister für den Geschichts- und Altertumsverein, sowie in der letzten Zeit für die Akademie, wollte er auch an seinem Teile Arbeiten für die Jahreshefte dieser Körperschaften liefern, wodurch er seine Kräfte doch etwas zersplitterte. Auch daß er jedem half, der sich an ihn mit wissenschaftlichen Anliegen wandte, verursachte ihm Zeitverlust. Zu einem weitern Teile ließen ihn seine persönlichen Verhältnisse, eigene Krankheit und die seiner armen, zuletzt gelähmten Gemahlin, sowie anderes Mißgeschick nicht recht zu geschlossener Arbeit kommen. Erst in der allerletzten Zeit schien sich sein Leben ruhig und behaglich zu gestalten und insbesondere ihm die Muße zu der von ihm so geliebten wissenschaftlichen Beschäftigung zu gewähren. Jetzt konnte man hoffen, daß er uns die beiden Werke bescheren würde, die ihm als sein wissenschaftliches Lebensziel vorschwebten. Es kam anders. Eine schwere Krankheit überfiel ihn und begann die Tätigkeit des Schaffensfreudigen zu lähmen. Und einem hochbegabten und treuen Baumeister gleich, der ein fest gesichertes Fundament für das Kunstwerk seines Lebens gelegt und fast alle Bausteine wohlgeformt zusammengebracht hat, plötzlich aber hinweggerufen wird, um nie wiederzukehren, wurde Georg Oergel mitten aus seiner Arbeit davon geholt, bevor er zum Abschluß gebracht, was er mit vieler Liebe und sorgfältigem Fleiß begonnen.

Ist deshalb dieses Leben bedeutungs- und wertlos gewesen?

Nun und nimmermehr. Der Boden für die wissenschaftliche Forschung über Luthers Jugend, über die Universität Erfurt, über das kirchliche Leben dieser Stadt, insbesondere über ihre

[1] Vgl. hierzu die Bemerkung von R. Thiele auf der ersten Seite der Festschrift zur Feier des 150jährigen Bestehens der Kgl. Akademie zu Erfurt. 1904.

Stellung zur Reformation ist von ihm geebnet; fast alles bisher zugängliche Material zum Bau ist herangeschafft, die wichtigsten Bausteine und Bauteile sind wohl von ihm geformt und harren nur der Zusammenfügung und der rechten Verbindung; für alles aber, was fehlt, hat er die Methode der Bearbeitung in musterhafter Weise vorgezeichnet. Das Glück, von dem großartigen Gesamtwerk den Ruhm und die Ehre zu ernten, ist ihm versagt worden. Wie es in allen übrigen Dingen sein Los war, in Bescheidenheit und Selbstlosigkeit zu leben und zu wirken, so auch in der Wissenschaft.

Allerdings kannte dieser Mann für sein Handeln auch nicht die Motive, die so manche andere zu wissenschaftlicher Arbeit in Bewegung setzen: nicht das verzehrende Verlangen nach dem Klange des Ruhmes — obwohl des venusinischen Sängers Wort: „monstror digito praetereuntium" in den letzten Jahren auch von ihm galt, wie ich es selbst mehrfach beobachtete, — noch viel weniger die schnöde Gewinnsucht, die die Göttin Wissenschaft zur melkenden Kuh herabwürdigt; für ihn war das schlechthin Letzte und Tiefste, das die ganze Richtung seines Wesens Bestimmende: das heilige Feuer des Triebes, die Wahrheit zu erkennen. In der Befriedigung dieses Triebes fand er den süßesten Lohn seiner Arbeit. Er war mit einem Worte ein Idealist, der alle, die in den Kreis seiner Wirksamkeit hineintraten und nur einigen Sinn für ideale Eigenart mitbrachten, in unwiderstehlicher Weise anzog und mit stiller Bewunderung und herzlicher Zuneigung zu solchem schlichten Edelsinn erfüllte.

Als ich vor zwei Jahren daran ging, das Wesen eines der besten Männer zu schildern, der in Erfurt geboren ward und hier Zeit seines Lebens wirkte, ich meine das des Reformators Johannes Lang, da schwebte mir fortwährend als die ihm wesensähnlichste Persönlichkeit vor Augen Georg Oergel. Die Worte, die ich über ihn schrieb: „Keine von den bestechenden Größen des Humanistenkreises, keine von den Persönlichkeiten, die im Glanze von Ruhm und Ehre das letzte Ziel des Menschen sehen, vereinigte diese schlichte Gelehrtennatur in sich doch die inneren Eigenschaften, die zur Durchführung einer großen Lebensaufgabe befähigen: mit der Unerschrockenheit jenes Johannes in der Wüste verband er eine Tiefe der

Überzeugung, die ihn den ganzen Menschen restlos für die einmal erkannte Wahrheit einsetzen ließ......", diese Worte passen im letzten Grunde nicht nur für den Reformator Erfurts, sondern auch für den Mann, welcher der bedeutendste Forscher auf dem Gebiete der Geschichte der Reformation geworden ist.[1])

Sein Andenken sei gesegnet nicht nur bei der Akademie der Wissenschaften und den Freunden der Erfurter Geschichte, nein auch bei der ganzen Bürgerschaft der Stadt, um die er sich in so selbstloser Weise verdient gemacht hat.

---

[1]) Eine merkwürdige Fügung des Schicksals ist es, daß beide Männer, Lang wie Oergel, am dritten Ostertag bestattet worden sind.

Monotheistische Strömungen im alten Orient und der Monotheismus Jsraels

von Universitätsprofessor

D. Dr. Baentsch in Jena.

Es ist allgemein bekannt, daß die Religionsgeschichte unter allen Religionen der Welt, den gegenwärtigen und den vergangenen, nur drei Religionen als wirklich monotheistische Religionen anerkennt. Das ist erstens die Religion des Judentums, dann das Christentum und drittens der Islam. Der Islam steht zum guten Teile auf den Schultern des Christentums und des Judentums, und es ist die allgemeine Ansicht, daß gerade der streng monotheistische Gedanke von Muhammed seiner Zeit dem Judentum entnommen ist. Das Christentum steht historisch besehen wieder auf den Schultern des Judentums, denn die Vorstellung von dem einen Gott, dem Schöpfer der Welt und dem Vater der Menschen, ist das Erbe, das das Christentum von dem Judentum übernommen hat. So bliebe denn für die vorchristliche Zeit, für das Altertum, nur eine einzige wirklich monotheistische Religion, das Judentum, übrig. Aber auch das Judentum hat den monotheistischen Gedanken nicht etwa erst geschaffen. Wir wissen ja, daß die Religion, die wir als Judentum bezeichnen, erst seit dem 5. vorchristlichen Jahrhundert in die Geschichte eingetreten ist. Dieses Judentum ist seinerseits aus der Religion Israels hervorgegangen und hat von dieser den monotheistischen Gedanken bereits geerbt, so daß also die Religion Israels am letzten Ende als die Religion gelten darf, die der Welt den monotheistischen Gedanken geschenkt hat. Wir wissen zwar, daß dieser monotheistische Gedanke in der Religion Israels vielfach nicht ganz rein auftritt. Weil diese Religion eine Nationalreligion war, erscheint der monotheistische Gedanke hier vielfach in nationaler Einengung und Beschränkung, aber wir dürfen darüber nicht vergessen, daß in den höheren Ausgestaltungen dieser Religion, wie sie

uns in den Propheten Israels und in den urgeschichtlichen Spekulationen der Genesis entgegentreten, der monotheistische Gedanke durchaus vertreten ist und hier zuweilen in einer Reinheit erscheint, die uns berechtigt, die Religion Israels den monotheistischen Religionen zuzugesellen und sie als die monotheistische Religion des Altertums zu bezeichnen.[1]

Wir erinnern uns nun aber, daß in den letzten Jahren, als der Streit über Babel und Bibel heftig entbrannt war, der Religion Israels ihr monotheistisches Monopol mit Entschiedenheit bestritten worden ist. Es war der Berliner Assyriologe Friedrich Delitzsch, der mit Emphase erklärte, daß es auch in Babylonien freie und erleuchtete Geister gegeben hätte, die den einen Gott verkündet und sich mit Entschiedenheit zu ihm bekannt hätten. Diese Behauptung fand heftigen Widerspruch bei den jüdischen und christlichen Theologen nicht nur, sondern auch — und das machte den Widerspruch ganz besonders wirksam — bei bedeutenden Assyriologen (wie z. B. bei Bezold und Jensen), die ganz offen erklärten, sie hätten von einem Monotheismus innerhalb der babylonischen Religion nicht das gerinste finden können. Damit schien die Sache abgetan, und über Delitzsch brach ein wahres Zorngericht herein, wobei man ihm den Vorwurf machte, daß er die Religion Israels ihres höchsten Ruhmestitels, die einzige monotheistische Religion des Altertums zu sein, schnöde hätte berauben wollen.

Das war nun freilich ein etwas vorschnelles Verfahren. Temperamentvolles, von religiösem Eifer getragenes Eintreten für die Einzigartigkeit der Religion Israels unter den Religionen der alten Welt im Bunde mit unzureichenden Kenntnissen auf dem Gebiete der allgemeinen Religionsgeschichte hat das Wahrheitsmoment, das der Behauptung von Delitzsch trotzalledem innewohnte, nicht erkennen lassen. Es hat sich hinterher doch herausgestellt, daß Delitzsch mit seiner Behauptung von einem

[1] Als monotheistisch dürfte allerdings auch die Religion des Zarathustra in Anspruch genommen werden. Doch wird deren monotheistischer Charakter durch den eigentümlichen Dualismus, der sich schon auf der ältesten Stufe dieser Religion zeigt und sich später immer schärfer herausbildet, stark beeinträchtigt. Aus diesem Grunde sehen wir hier von einer Berücksichtigung dieser Religion grundsätzlich ab.

babylonischen Monotheismus nicht so ganz Unrecht gehabt hat, ja noch mehr, es ist in der letzten Zeit immer deutlicher geworden, daß sich nicht nur in der babylonischen, sondern auch in anderen Religionen des alten Orients, besonders der ägyptischen, sehr deutliche monotheistische Gedanken finden. Es wird keinem Menschen einfallen, deshalb etwa die ägyptische oder babylonische oder sonst eine alte orientalische Religion für eine monotheistische Religion auszugeben. Nein, diese Religionen sind und bleiben polytheistische Religionen. Was wir von ihnen sagen können, ist nur, daß sich in ihnen monotheistische Strömungen geltend machen, daß es in ihnen zu monotheistischen Lehren gekommen ist. Namhafte Kenner der allgemeinen Religionsgeschichte behaupten sogar, daß sich dergleichen monotheistische Tendenzen in allen polytheistischen Religionen nachweisen lassen. Wir wollen dieser Behauptung nicht wiedersprechen, müssen es uns aber versagen, andere als altorientalische Religionen in den Kreis dieses Vortrages hereinzuziehen, da wir nur diese Religionen aus ihren Urkunden heraus einigermaßen genau kennen und hier nichts behaupten möchten, wofür wir nicht die volle Verantwortung übernehmen könnten.

Wir glauben nun auf ein allgemeines Interesse rechnen zu dürfen, wenn wir diese monotheistischen Strömungen innerhalb der altorientalischen Religionen einmal zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung machen. Diese Strömungen zeigen einmal, daß es doch auch in den polytheistischen Religionen des alten Orients, von denen man oft mit so großer Geringschätzung geredet hat, nicht an einem Zuge nach oben zum Lichte hin gefehlt hat, daß sie also nicht so gottverlassen gewesen sind, wie man sich oft einbildete, und dann führen uns diese monotheistischen Strömungen ganz von selbst dahin, den Monotheismus, auf den sie abzielen, mit dem Monotheismus der Religion Israels zu vergleichen. Diese Vergleichung setzt uns aber in den Stand, das Wesen des israelitischen Monotheismus und zugleich auch das Wesen des altorientalischen Monotheismus in möglichster Schärfe zu erfassen, denn durch nichts wird das Wesen einer Sache so scharf erkannt, als dadurch, daß man sie mit einer anderen, ihr ähnlichen Sache vergleicht.

I.

Zunächst wollen wir zeigen, wie es in den altorientalischen Religionen zu monotheistischen Anschauungen und Lehren gekommen ist. Wir beginnen da mit der ägyptischen Religion, denn in dieser treten uns monotheistische Ansätze zuerst urkundlich belegt entgegen. Die ägyptische Religion ist eine Naturreligion, d. h. die in ihr verehrten Gottheiten sind personifizierte Naturmächte, deren Walten in den mancherlei Naturerscheinungen und besonders in den Gestirnen und unter diesen wieder namentlich in der Sonne erkannt wurde. Jeder der ägyptischen Gaue oder Nomen hatte seine ihm eigentümlichen Gottheiten mit einem obersten Gotte an der Spitze, auf den sich die Verehrung natürlich konzentrierte. Der Kult dieses Gottes war an seinen Gau gebunden, aber das Walten dieses Gottes stellte man sich als weit über die Grenzen des Gaues hinausreichend vor. Zwar kam sein Walten in erster Linie seinem Gau zu gute, aber seinen Verehrern galt er zugleich als der Gott, der das All erschaffen hat und es erhält, eine wunderliche Diskrepanz zwischen der theoretischen universalen Bedeutung des Gottes und seinem oft winzigen Macht- und Kultbereich auf der Erde. An den meisten Heiligtümern stellte man sich den obersten Gott als im Sonnengestirn waltend vor, der oberste Gott war also hier der Sonnengott. Als nun die verschiedenen Gaue Ägyptens zu einem Reiche mit einem Pharao an der Spitze verschmolzen wurden — was schon sehr früh geschehen ist —, ergab sich die Notwendigkeit, auch die verschiedenen Gaugottheiten zu einem großen Göttersystem zusammen zu fassen. Der oberste Gott des ägyptischen Göttersystems wurde natürlich der Sonnengott. Die obersten Gaugötter wurden mit dem Sonnengott einfach identifiziert, oder sie wurden als besondere Erscheinungsformen des Sonnengottes angesehen, dergestalt, daß der eine Gott als Gott der Frühsonne und der Frühjahrssonne, der andere als Gott der Mittagssonne und der Sommersonne, der dritte als der Gott der Abendsonne und der Herbstsonne, der vierte als der Gott der toten Sonne (d. h. der Sonne vom Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang) und der Wintersonne angesehen wurde. Auch die übrigen Götter wurden von der Priesterspekulation schließlich alle mit dem Sonnengotte identifiziert d. h. als

Teilerscheinungen oder Erscheinungsformen des einen höchsten Gottes, des Sonnengottes, angesehen. Bereits im sogenannten mittleren Reiche, das etwa 1700 v. Chr. abschloß, war diese monotheisierende Lehre von den ägyptischen Priesterschaften ausgebildet worden. Sie begegnet uns dann auch im neuen Reiche auf Schritt und Tritt. Ihre besondere Pflege fand sie bei der Priesterschaft von Heliopolis. Es ist uns eine Formel überliefert, in der diese Lehre ihren begrifflichen Ausdruck fand. Sie lautet:

die Morgensonne ist gleich Chepera
die Mittagssonne ist gleich Rê'
die Abendsonne ist gleich Atum
die tote Sonne ist gleich Osiris.

Auch in vielen alten Sonnenhymnen reflektiert sich diese Lehre. Der Sonnengott erscheint hier nicht nur als Vater und König der Götter, sondern geradezu als „der Einzige" als „der in Wahrheit Lebende". Dieser Einzige gilt dann natürlich auch als der Schöpfer und Erhalter der Welt und aller in ihr lebenden Wesen. Er ist es, wie es in einem solchen Hymnus heißt:

„Der dies alles gemacht hat, ‖ der Einzige mit vielen Händen,
Er befahl, und die Götter entstanden, ‖ er ist der Vater der Götter,
Der, der die Menschen machte, ‖ und die Tiere schuf."

In einem anderen Sonnenhymnus heißt es:

Anbetung dir, o Rê' beim Aufgang, ‖ Atum beim Untergang!
Du gehst auf, gehst auf, und strahlst und strahlst, ‖ gekrönt als König der Götter.
Du bist der Herr des Himmels und der Herr der Erde, ‖ der die Oberen machte und die Unteren.
Du einziger Gott, der von Anbeginn ist, ‖ der die Länder machte und die Menschen erschuf,
Der die Himmelsflut machte und den Nil erschuf, ‖ der das Wasser machte und was darin ist.

Wir sehen deutlich, wir sind hier auf dem Wege zu einem gewissen Monotheismus. Zwar werden die Götter in diesen Hymnen noch erwähnt, aber sie treten hinter den Einzigen, der von Anbeginn ist, vollkommen zurück; sie sind seine Geschöpfe, die wie die anderen Kreaturen des Einzigen Macht und Gottheit verkünden helfen. Man braucht in diesen Hymnen nur die Götter, bei deren Nennung es sich im Wesentlichen doch nur

noch um eine façon de parler handelt, zu streichen, und die Hymnen könnten in dem alttestamentlichen Psalmbuch stehen. Dieser Schritt, der augenscheinlich auch ganz in der Konsequenz der Lehre lag, ist in Ägypten nun auch wirklich getan worden, und zwar von einem Pharao, der sich dadurch einen bleibenden Platz in der Religionsgeschichte errungen hat.

Dieser Pharao war Amenhotep (Amenophis) IV., der ca. 1400 regierte. Amenhotep war der Theologe unter den Pharaonen. In seiner Jugend war er wohl Schüler der Priester von Heliopolis gewesen, jedenfalls lag sein Reformwerk in der Konsequenz der Lehre dieser Priesterschaft. Er stellte die ausschließliche Verehrung des einzigen Gottes, des in der Sonne sich manifestierenden Gottes Rê', als Grundsatz auf und schaffte die Verehrung aller anderen Götter durch Regierungsukas ab. Es war im sechsten Jahre seiner Regierung, daß er den Kult des Sonnengottes oder der in der Sonnenscheibe sich manifestierenden Gottheit zur ägyptischen Staatsreligion machte. Die Tempel aller übrigen Gottheiten wurden polizeilich geschlossen und ihre Güter mit Beschlag belegt. Die Götterstatuen wurden zerstört, die Darstellungen der Götter an den Tempelmauern wurden ausgekratzt und ihre Namen überall getilgt. Der König selbst legte seinen mit dem Namen des thebanischen Gottes Amon zusammengesetzten Namen Amenophis (Amenhotep) ab und nannte sich Ech en Aton=Geist des Sonnengestirns, womit er sich gewissermaßen als Inkarnation, als irdischen Vertreter des einen Gottes charakterisieren wollte. Auch die alte Residenz Theben, die ja der Herrschaft des Gottes Amon unterstand und mit den Traditionen dieses Gottes unlösbar verwachsen war, gab er auf und gründete eine neue Residenz, die den prunkvollen Namen „Horizont des Sonnengestirns" empfing, und deren Trümmer heute durch den Ruinenhügel Tell el Amarna bezeichnet werden. Die Einführung der Reformation oder der neuen Religion hat sich in Ägypten ohne große Umwälzungen vollzogen. Mochten immerhin die Priesterschaften der abgesetzten Götter mit der neuen Gestaltung der Dinge unzufrieden sein und im Geheimen hetzen und schüren, so kam es doch nicht zu einer offenen Revolution und die Staatsmaschine blieb im Gang. Aber populär ist die neue Religion in Ägypten nicht geworden. Sie hat den König nicht lange überlebt. Nach

seinem Tode kamen bald die alten Götter wieder zu Ehren; die monotheistische Reform bedeutete lediglich eine Episode in der ägyptischen Religionsgeschichte. Doch ehe wir auf den Zusammenbruch des Reformwerkes eingehen und uns seine Ursachen klar zu machen suchen, müssen wir doch noch einen Blick auf die religiösen Vorstellungen des Amenophis selbst werfen. Sie kommen zu einem klaren und schönen Ausdruck in der berühmten Sonnenhymne dieses Königs,[1] aus der wir ein paar charakteristische Proben mitteilen möchten. Es heißt da:

„Du erscheinst schön im Horizonte des Himmels, ‖ du lebende Sonne, die zuerst lebte.

Du gehest auf im östlichen Horizonte ‖ und erfüllest die Erde mit deiner Schönheit.

Du bist schön und groß und funkelnd ‖ und hoch über der Erde.

Deine Strahlen umarmen die Länder, soviel du geschaffen hast.

Du bist Rê' . . . . ‖ du bezwingst sie durch deine Liebe.

Du bist fern, ‖ aber deine Strahlen sind auf Erden.

Gehst du unter im westlichen Horizonte, ‖ so ist die Erde finster, als wäre sie tot.

Sie schlafen in ihren Kammern ‖ mit verhülltem Haupt.

Ihre Nasen sind verschlossen, ‖ und kein Auge siehet das andere.

Stähle man ihre Habe, ‖ sie merkten es nicht.

Jeder Löwe kommt aus seiner Höhle heraus, ‖ und alles Gewürm beißt.

Die Erde schweigt, ‖ der sie schuf, ruht ja in seinem Horizonte.

Frühmorgens gehst du im Horizonte auf ‖ und leuchtest als Sonne am Tage.

Die Finsternis flieht, ‖ wenn du deine Strahlen spendest.

Die Bewohner Ägyptens sind fröhlich, ‖ sie erwachen und stehen auf ihren Füßen, wenn du sie erhoben hast.

[1] Man vergleiche zu diesem Hymnus übrigens den 104. Psalm, der so viel charakteristische Ähnlichkeiten mit ihm aufweist, daß man eine Abhängigkeit seines Verfassers von dem Hymnus annehmen muß.

Sie waschen ihren Leib || und greifen nach ihren Kleidern.
Sie erheben ihre Hände, dich zu preisen. || Das ganze Land tut seine Arbeit."

Ein anderer Passus lautet:

„Wie viel ist, was du gemacht hast!
Du schufst die Erde nach deinem Wunsche, du allein || mit Menschen, Herden und allen Tieren.
Alles, was auf Erden ist, was auf den Füßen geht || und was schwebt und mit den Flügeln schlägt."

Und endlich noch der Schluß:

„Du schufst die Jahreszeiten, || um all dein Erschaffenes zu erhalten;
Den Winter, um sie zu kühlen, || die Glut, damit sie dich [d. h. deinen Segen] kosten.
Du schufst den fernen Himmel, um an ihm zu strahlen, || um all dein Erschaffenes zu sehen,
Allein und aufgehend als lebende Sonne, || erglänzend und strahlend, dich entfernend und wiederkehrend.
Du schufst die Erde für die, die aus ihr entstanden sind, || die Hauptstädte, Städte, Stämme, Wege und Ströme,
Aller Augen schauen dich vor ihnen, || wenn du die Tagessonne über der Erde bist."

Die Proben zeigen zur Genüge, wie rein hier die monotheistische Stimmung ist. Die Götter, die in den älteren Sonnenhymnen doch immer noch eine gewisse Rolle spielten, sind hier ganz verschwunden. Der Gott des Amenophis ist nicht mehr König und Vater der Götter, auch nicht einmal mehr der Phrase nach, sondern er ist wirklich „der Einzige" und „der in Wahrheit lebende" Gott, der „Gott der Ewigkeit", der zuerst war und der allein die Welt erschaffen hat und erhält.

Aber so schön der Monotheismus des Amenophis auch war, er hat sich in Ägypten nicht durchsetzen können. Das lag einmal daran, daß das Volk noch immer in der alten Religion seine Befriedigung fand. Die ganze monotheistische Reform war nicht aus einem Bedürfnis des Volkes heraus geboren, sondern entsprach lediglich dem individuellen Bedürfnis des theologisch gebildeten Königs. Dazu kam noch ein anderes

Moment, und auf dieses möchte ich hier den Hauptnachdruck legen. Dieser solare Monotheismus besaß in sich nicht die Kraft, die polytheistische Religion innerlich zu überwinden, weil er sich trotz seines hohen ethischen Einschlags nicht über die Stufe einer Naturreligion hinaus erhob, sofern er nämlich die Gottheit noch immer mit einem Naturphänomen, mit der Sonne, unauflöslich verquickte. Amenophis hat es nicht verstanden, den einen Gott, den er ahnte, von dem altgewohnten Symbol zu lösen. Sein Gott war an die Sonnenscheibe gebunden, im Glanze der Sonnenscheibe zeigte sich seine Herrlichkeit. Wenn die Gottheit sich aber in der Sonnenscheibe manifestierte, warum soll sie sich, so fragte das Volk mit Recht, nicht auch in den übrigen Himmelskörpern offenbaren und warum soll man denn diesen als Teiloffenbarungen der einen Gottheit nicht auch die gebührende Verehrung erweisen? Es wurde so durchaus und mit vollem Recht als ein Willkürakt empfunden, daß Amenophis gerade nur die Sonne auf Kosten der übrigen Sterne und Naturerscheinungen bevorzugte. Und so erklärt es sich, daß seine Reform keinen Bestand hatte. Nach seinem Tode brach sein Werk zusammen unter einer gegenreformatorischen Bewegung, der sein Nachfolger, der Pharao Sakere, zum Opfer fiel. Dessen Nachfolger gibt den Kult der alten Götter wieder frei und führt zum Zeichen dessen den Namen Tut ench Amon, also einen Namen, der wieder mit dem Namen des vorher perhorrescierten Amon von Theben zusammengesetzt ist. Derselbe König verläßt auch die Residenz von El Amarna und siedelt wieder nach Theben über. Die Residenz El Amarna verödet seitdem und wird nach und nach zum Trümmerhaufen. Durch Jahrtausende hindurch hat er vergessen dagelegen, höchstens haben Araber ihn durchstöbert, entweder nach Schätzen grabend, oder um sich für ihre eigenen kümmerlichen Bauten Material daraus zusammen zu suchen. Aber am Ende des vorigen Jahrhunderts ist der Name des alten Trümmerhügels wieder lebendig geworden, als er uns in den Amarna-Briefen, die länger als drei Jahrtausende in ihm begraben gewesen waren, einen der wichtigsten Funde schenkte, die uns der alte Orient bisher überhaupt gegeben hat.

Wenden wir uns von Ägypten nun zu dem alten Babylonien im Osten und sehen zu, wie sich dort monotheistische Strömungen

aus der polytheistischen Religion heraus entwickeln. Im alten Babylonien lagen die Verhältnisse ähnlich wie in Ägypten, nur daß die babylonische Religion einen noch stärkeren astralen Charakter hatte d. h. ihre Götter in noch intensiverer Weise zu den großen Gestirnen, Sonne, Mond, Venusstern und den übrigen vier Planeten Jupiter, Mars, Merkur und Saturn in Beziehung setzte. Darum ist das Göttersystem hier auch durchsichtiger, klarer, einheitlicher als das ägyptische, das nicht die reine astrale Stimmung zeigt. Bis etwa 2200 v. Chr. zerfiel Babylonien in eine Anzahl kleinerer Stadtkönigreiche, deren jedes (genau wie die alten ägyptischen Nomen) sein Pantheon mit einem summus deus an der Spitze hatte. In Uruk wurde der große Himmelsgott Anu, in Nippur der Gott Bel, der Herr der Länder, in Eridu (in der Nähe des Meeres) der Gott Ea, der Herr der großen Wassertiefe und zugleich der tief verborgenen Weisheit, verehrt; die übrigen großen Kultorte teilten sich in die Verehrung der 7 großen planetarischen Gottheiten. Der Sonnengott Samas hatte in Sippar seinen Tempel, und die Planetengötter Marduk, Nebo, Ninib und Nergal hatten ihre Kultstätten in Babel, Borsippa, Lagas und Kutha. In Ur (dem Ur-Kasdim des A. T.) florierte der Kult des Mondgottes Sin oder Nannar (= Erleuchter), und der Göttin Istar wurde in Agade ein eifriger Kult geweiht. So hatte jedes Gebiet in seinem Gotte zugleich ein Stück Universum und ein Stück Himmel, und die Kulte des gesamten babylonischen Landes zusammengenommen repräsentierten einen Kult aller Götter des Kosmos und aller Götter des Himmels.

Waren alle diese Götter wegen der lokalen Beschränkung ihres Kultus auf der einen Seite lokale Numina, so hatten sie auf der anderen Seite als Himmelsgötter und Astralgötter eine weit über ihr Kultbereich hinausragende Bedeutung. Und so begegnen wir auch hier der anscheinend widerspruchsvollen Tatsache, daß eine Gottheit einmal an ein bestimmtes Landgebiet gebunden erscheint, zugleich aber auch als Himmelsherr gilt, d. h. als ein Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat und mit seiner Macht erhält. Und das gilt von dem einen Gotte so gut wie von dem anderen, und man gewinnt so von vornherein den Eindruck, daß eigentlich überall nur der eine Gott verehrt wird, in den verschiedenen Kultorten nur mit verschiedenen

Namen und unter Hervorhebung einer besonderen Seite seines Wesens. In diesen Verhältnissen liegt eben die Möglichkeit der monotheistischen Spekulation begründet.

In der ältesten uns bekannten Zeit, genoß der Mondgott Sin, der seinen Spezialkult in Ur Kasdim hatte, in ganz Babylonien das größte Ansehen. Er wird denn auch in Hymnen in einer Weise gefeiert, die uns ganz monotheistisch anmutet. Wir besitzen eine wunderschöne uralte Hymne auf den zu Ur verehrten Mondgott Sin, aus der wir hier zur Probe ein paar Verse mitteilen. Es heißt in ihr:

„Barmherziger gnädiger Vater, ‖ in dessen Hand das Leben des ganzen Landes gehalten wird,
O Herr, deine Gottheit ist wie der ferne Himmel, ‖ wie das weite Meer, Ehrfurcht gebietend,
Der erschaffen das Land, Tempel gegründet, ‖ sie mit Namen genannt hat.
Vater, Erzeuger der Götter und Menschen, ‖ der Wohnungen aufschlagen ließ, Opfer einsetzte;
Der zum Königtum beruft, das Zepter verleiht, ‖ der das Schicksal auf ferne Tage hinaus bestimmt."

„Im Himmel, wer ist erhaben? ‖ Du, du allein bist erhaben!
Auf Erden, wer ist erhaben? ‖ Du, du allein bist erhaben!
Dein, dein Wort, wenn es droben, wie der Sturmwind einherfährt, ‖ läßt es Speise und Trank gedeihen,
Dein, dein Wort, wenn es auf die Erde sich niederläßt, ‖ so entsteht das Grün.
Dein, dein Wort macht Stall und Hürde fett, ‖ breitet aus die Lebewesen.
Dein, dein Wort läßt Wahrheit und Gerechtigkeit erstehen, ‖ so daß die Menschen die Wahrheit sprechen.
Dein, dein Wort gleicht den fernen Himmeln, der verborgenen Unterwelt, ‖ die niemand durchschaut.
Dein, dein Wort, wer verstände es, ‖ wer käme ihm gleich?"

Dieser Hymnus wäre ganz und gar monotheistisch, wenn nicht ab und zu einmal auch die anderen Götter mit erwähnt würden. Freilich spielen die anderen Götter keine Rolle, sie stehen außerhalb der Verehrung und erscheinen entweder als

Geschöpfe des großen Gottes, die seinen Ruhm vermehren helfen (vergl. Vater, Erzeuger der Götter und Menschen), oder als seine Diener, die (ähnlich wie Engel) zu seinem Dienst bereit stehen und sein Herz d. h. seinen Zorn durch Gebet und Fürbitte zu beruhigen suchen. In charakteristischer Weise kommt das am Schluß des Hymnus zum Ausdruck, wo es heißt:

„Deine geliebte Gemahlin, die Göttin Aja, die gnädige, ‖ „Herr, sei ruhig" rufe sie dir zu;
Der Held Samas, dein geliebter Sohn, ‖ „Herr, sei ruhig" rufe er dir zu.
Die Himmelsgötter, ‖ „Herr, sei ruhig" mögen sie dir zurufen,
Die Erdgötter, ‖ „Herr, sei ruhig" mögen sie dir zurufen,
Die Götter Himmels und der Erde, ‖ „Herr, sei ruhig" mögen sie dir zurufen."

Man sieht: diese Götter stehen außerhalb der Verehrung und Anbetung. Sie bilden den himmlischen Hofstaat des Gottes Sin analog dem Hofstaate eines mächtigen Königs auf Erden. „Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, so umstehn sie geschäftig den Herrscher der Welt." Und sofern sie das Herz des höchsten Gottes durch Fürbitte zu beruhigen suchen, erinnern sie merkwürdig an die fürbittenden Heiligen der katholischen Kirche.

Ganz ähnliche Hymnen lassen sich nun aber auch für die anderen großen Götter nachweisen. Auch Marduk wird gepriesen als der „Schöpfer des Alls", die Istar, die Himmelskönigin und göttliche Mutter, deren Kult sich einer ähnlichen Beliebtheit erfreute wie die Verehrung der Jungfraumutter Maria in der katholischen Kirche, wird gefeiert als die „Leiterin der Menschen", als die „Herrin von Himmel und Erde", deren Macht alle Lebewesen huldigen müssen. Man weiß schließlich gar nicht mehr, worin die großen Götter sich von einander unterscheiden, sie fließen für unser Bewußtsein in einen großen Gott zusammen, der sich im Himmel und auf Erden in mannigfacher Weise und unter verschiedenen Namen offenbart. Und auch für das Bewußtsein der alten Babylonier d. h. wenigstens der Gebildeten unter ihnen, vornehmlich der hochgebildeten Priesterschaften, sind diese Götter zu einem großen

Göttlichen zusammengeflossen, dessen Teiloffenbarungen oder Erscheinungsweisen die verschiedenen Götter darstellen. Man hat in Babylon dafür auch eine charakteristische Formel gefunden, die wir nachher noch kennen lernen werden. Wir müssen zuvor aber die Geschichte der babylonischen Religion noch einen Schritt weiter verfolgen.

Wir hatten oben bemerkt, daß bis zum Jahre 2200 v. Chr. Babylonien in eine Menge kleiner Königtümer zerfiel. Das wurde anders, als der große babylonische König Hammurabi den babylonischen Einheitsstaat mit Babylon als Hauptstadt begründete. Das hatte auch für die Religion seine bedeutsamen Folgen. Die Götter der Babylonier wurden in ein festeres System gebracht, und an die Spitze des Systems trat nunmehr der Gott von Babylon Marduk. Das Zeitalter des Mondgottes Sin, der bis dahin eine dominierende Rolle in der Lehre gespielt hatte, war jetzt vorüber, es brach ein Zeitalter des Sonnengottes an, denn Marduk war eine Sonnengottheit, deren Offenbarung man speziell in der Frühjahrssonne sah, und der zugleich der Planet Jupiter geweiht war, aus Gründen, die wir hier nicht näher auseinandersetzen können, da sie uns viel zu weit in die astrologischen Spekulationen der alten Babylonier hineinführen würden. Kurz und gut, Marduk wurde jetzt der Gott der Babylonier κατ'ἐξοχήν und ist es auch geblieben bis zum Zusammenbruch des babylonischen Staates. An diesen Marduk haben sich nun im Laufe der Jahrhunderte interessante monotheistische Spekulationen angeheftet, für die uns auch eine charakteristische Formel überliefert ist. Diese Formel stammt nun zwar erst aus den Zeiten des neubabylonischen Reiches d. h. etwa aus dem 6. vorchristlichen Jahrhundert, aber es ist ein reiner Zufall, daß wir bis jetzt nur diese in jüngerer Zeit aufgeschriebene Formel besitzen,[1] die Spekulationen, die ihr zu Grunde liegen, sind viel älter. Diese Formel lautet aber:

„Ninib ist Marduk der Kraft,
Nergal ist Marduk des Kampfes,
Bel ist Marduk der Herrschaft und des Regiments,

[1] Ähnliche Spekulationen haben sich übrigens auch an andere große Götter angeknüpft, so an Ea, Bel, Ninib, Nergal, Addu = Ramman. Das zeigt, daß diese Betrachtungsweise keineswegs vereinzelt war. An den verschiedenen Heiligtümern ist sie nur verschieden ausgestaltet gewesen.

Nebo ist Marduk des Geschäfts,
Sin ist Marduk als Erleuchter der Nacht,
Samas ist Marduk als Herr alles dessen was recht ist."
usw. usw.

Die Formel will besagen: Es gibt im Grunde nur einen summus deus, Marduk mit Namen, alle die vielen Götter, wie Ninib, Nergal, Nebo, Bel, Samas, Sin u. s. w. sind Marduks im Kleinen d. h. sie sind nur Teilerscheinungen des göttlichen Lebens, das in seiner Fülle in dem Gott Marduk beschlossen liegt. Wer erinnert sich da nicht jener ägyptischen Formel, die in ganz analoger Weise die Einzelgötter als Teilerscheinungen des großen Sonnengottes hinstellt? Hier wie dort also dasselbe Prinzip der Betrachtungsweise, hier wie dort derselbe Weg auf eine monotheistisch geartete Gottesvorstellung hin.

Ob es im alten Babylonien oder Assyrien auf Grund dieser monotheistischen Spekulation auch einmal zu einer wirklichen monotheistischen Reform gekommen ist, wie im alten Ägypten, ist nicht ganz durchsichtig.

Trotz alledem wird man weder die ägyptische noch die altbabylonische Religion als monotheistische Religion in Anspruch nehmen dürfen. Denn im großen Ganzen ist es hier wie dort nicht über Ansätze zu einer monotheistischen Betrachtungsweise hinausgekommen, und die monotheistischen Theorien treten viel zu vereinzelt auf und tragen zudem viel zu sehr theologisches oder philosophisches Gepräge, als daß sie für die Religion des Volkes von irgend welcher Bedeutung hätte sein können. Aber auch wenn diese Theorien die Religion des Volkes beeinflußt hätten, so wäre doch die Religion des Volkes nie und nimmer eine monotheistische Religion geworden in dem Sinne, in dem die Religion Israels eine monotheistische ist. Und das führt uns endlich zu dem zweiten Punkt unserer Aufgabe, die wir uns für heute gestellt haben. Wir müssen zum Schluß noch einen kurzen Vergleich anstellen zwischen dem, was man als wirklichen altorientalischen Monotheismus bezeichnen kann, und dem Monotheismus der alttesstamentlichen Religion oder der Religion Israels in ihren höheren Ausprägungen.

II.

Was uns da nun gleich auf den ersten Blick als tiefgreifender Unterschied zwischen beiden Arten von Monotheismus auffällt, ist, daß der altorientalische Monotheismus uns im Gewande einer spekulativen Lehre entgegentritt, der israelitische dagegen in der Form eines unumwundenen, klaren religiösen Bekenntnisses zu dem einen Gotte. Es sind also zwei grundverschiedene Stimmungen, die die vergleichende Betrachtung beider in uns auslöst. Dort im alten Babylon und im alten Ägypten hat der monotheistische Gedanke einen überwiegend wissenschaftlichen Charakter. Er ist eigentlich nur für die Wissenden da, er trägt das Gepräge einer esoterischen Lehre. In Israel dagegen wird der monotheistische Gedanke dem Volke in allen seinen Schichten verkündet. Er wird von Männern, die von ihm erfüllt sind, und die es nicht lassen können von ihm zu reden, als wichtigste, grundlegende religiöse Wahrheit in die Menge hineingetragen. Er wird laut auf allen Märkten und Gassen. Er soll das Eigentum des ganzen Volkes und jedes einzelnen in ihm werden. Ein Unterschied zwischen „Wissenden und Nichtwissenden" wird hier nicht gemacht. Alle sollen Wissende werden, d. h. Bekenner des einen Gottes werden und ihr Bekenntnis zu ihm in einem seinem Willen entsprechenden Wandel betätigen. Um diesen ersten großen Unterschied zu verstehen, müssen wir uns gleich einen zweiten klar zu machen suchen.

Der altorientalische Monotheismus schließt den Polytheismus nicht aus, sondern vielmehr als seine Voraussetzung ein. Die vielen Einzelgötter sind ja doch Teilerscheinungen der einen göttlichen Macht und verdienen als solche göttliche Verehrung. Dieser Monotheismus bedeutet also keineswegs eine Überwindung des Polytheismus und will auch im Grunde keine solche bedeuten. Darum erscheint von seinem Standpunkte aus der Kampf gegen den Polytheismus auch nicht als sittliche Pflicht. Man darf die altorientalischen Priester darum auch nicht etwa als Heuchler ansehen, wenn sie in ihren Schulen den „Wissenden" oder denen, die es werden wollten, die monotheistische Lehre verkünden, im Kultus dagegen den Dienst der vielen Götter verwalten. Beides verträgt sich gar wohl miteinander, ja fordert sich gegenseitig heraus. So

begreifen wir hier wieder aufs Neue, daß Amenophis IV. mit seinem radikalen solaren Monotheismus bei seinem Volke kein Verständnis fand, denn dieser Monotheismus war vom Standpunkte einer Naturreligion aus, den ja auch Amenophis nicht verlassen hatte, eine Inkonsequenz. Solange man die Gottheit zu einem bestimmten Gestirn in unlösliche Beziehung setzte, mußten die anderen Gestirne und Naturphänomene immer wieder mit dem Anspruch hervortreten, auch ihrerseits Offenbarungen der Gottheit darzustellen und darum einer Verehrung würdig zu sein. Ganz anders liegen die Dinge aber bei dem israelitischen Monotheismus. Der mit keinem Astralsystem verknüpfte Gott Israels erhebt in absoluter Weise den Anspruch, der alleinige Gott zu sein. Er duldet keine andern Götter neben sich. Er ist ein einiger Gott und erkennt keine Teilerscheinungen von sich, die göttlicher Verehrung würdig wären, an. D. h. m. a. W. der israelitische Monotheismus bedeutet eine bewußte und prinzipielle Überwindung des Polytheismus. Er ist ein mächtiges, lebendiges, kräftiges religiöses Prinzip, das gegen alles polytheistische als etwas heidnisches mit elementarer Gewalt reagiert. Die Vertreter dieses Monotheismus mußten daher dem Polytheismus den Krieg erklären, mußten ihn bis aufs Blut bekämpfen, ihn mit Stumpf und Stiel auszurotten suchen. Ein Paktieren war hier unmöglich. Auch nur der Versuch dazu wäre Verrat oder Heuchelei gewesen.

Wollen wir das bisher Ausgeführte auf eine klare Formel bringen, so können wir etwa sagen: Wenn die Vertreter des altorientalischen Monotheismus von dem Göttlichen und seinen Teilerscheinungen reden, so setzt sich das für den Israeliten in die Formel um: Der eine wahre Gott und die Götzen. Dementsprechend kann der Israelit auch mit der Unterscheidung von „Wissenden und Nichtwissenden" nichts anfangen; ihm setzen sich diese Begriffe in religiös-sittliche Werturteile um. Aus den Wissenden werden ihm die „Verehrer des einen wahren Gottes", aus den Nichtwissenden dagegen die „Heiden", „Götzendiener", die „Toren". Man vergleiche hierzu die Terminologie des Islam, der die Zeit des Heidentums als die Zeit der „Unwissenheit" bezeichnet. Also auch in diesem Monotheismus eine ähnliche Umwertung der Begriffe, denn die „Unwissenheit" erscheint hier als etwas, das

durchaus überwunden werden muß, im Unterschiede von dem Nichtwissen, das ruhig neben dem „Wissen“ einhergehen kann.

Unsere bisherigen Ausführungen haben uns nun aber schon erkennen lassen, daß für eine Vergleichung der beiden Arten von Monotheismus der eigentlich springende Punkt in der total verschiedenen Gottesauffassung liegt. Der Gott des altorientalischen Monotheismus ist und bleibt an die Gestirne gebunden, d. h. er bleibt in den Naturzusammenhang hinein verflochten und fließt, anstatt sich über die Natur, über Sonne, Mond und Sterne als ihr souveräner Herr und Gebieter zu erheben, immer wieder mit einer bestimmten Gestirngottheit, sei es der des Mondes oder der Sonne, zusammen. Gewiß steht hinter dem monotheistischen System der Alten die Ahnung von dem einen souveränen Gott und Gebieter, der zwar in der Welt und ihren Erscheinungen wirksam, doch von diesen selbst wieder unterschieden werden will. Aber dieses Ahnen ist nicht zur Klarheit hindurchgedrungen, ist immer in den Banden der Naturverehrung und Naturvergötterung hängen geblieben und hat darum den Polytheismus, der die notwendige Konsequenz der Naturvergötterung ist, nicht überwinden können. Der Gott Israels dagegen steht in keiner inneren Beziehung zu dem astralen System; er ist mit absoluter Klarheit und Bestimmtheit daraus herausgelöst. Er waltet über Sonne, Mond und Sternen als freie, geistige, schöpferische Macht, als lebendige Persönlichkeit, zu der der Mensch in ein unmittelbares Verhältnis treten, der er sich, ohne des Symbols der Sonne, des Mondes oder eines anderen Gestirnes zu bedürfen, ans Herz werfen kann mit dem Jubelruf seiner Seele: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, nach Sonne, Mond und Sternen, denn sie sind Geschöpfe wie ich, Geschöpfe, die wohl deine Macht und Herrlichkeit verkünden, die aber nicht du selber sind.

Mit dieser verschiedenen Gottesauffassung hängt nun gleich noch ein andres wichtiges Moment zusammen. Die Gottheit des altorientalischen Monotheismus hat, weil sie aus dem Naturlaufe und Naturzusammenhange sich nicht hat herauslösen können, sich auch nicht zu einer wirklich ethischen Macht verdichten können. Ganz sicher trägt der babylonische Marduk wie der ägyptische Sonnengott, und auch die anderen Götter

alle, ethische Züge, ja oft recht kräftige ethische Züge. Sie sind gnädig und barmherzig, gut und gerecht, Bestrafer des Bösen, Belohner des Guten. Und doch kommt es hier nicht zu einer reinen ethischen Stimmung, sie sind keine rechten ethischen Persönlichkeiten, denn im Grunde sind sie ja doch an die Sterne gebundene, naturhafte Mächte, denen die ethischen Züge nur angeheftet sind. Der Gott Israels dagegen als rein geistig aufgefaßte, über den Naturlauf hinausgehobene, persönliche Größe erscheint zugleich als eine im Kerne ihres Wesens ethische Persönlichkeit, als die Verkörperung des sittlichen Gedankens. Dem astralen Monotheismus des alten Orients steht so der israelitische nicht nur als rein geistiger, sondern zugleich als ethischer Monotheismus gegenüber.

So besteht also der denkbar schärfste Unterschied zwischen dem altorientalischen und dem israelitischen Monotheismus. Und wer diesen Unterschied erfaßt hat, wird nicht mehr daran denken, daß die Israeliten ihren Monotheismus etwa aus Babylon oder aus Ägypten direkt bezogen hätten, oder daß der israelitische Monotheismus etwa nur die palästinensische Nüance des allgemeinen altorientalischen Monotheismus darstelle. Es handelt sich hier um mehr als eine bloße Nüance, es handelt sich hier um einen qualitativen Unterschied. Und doch müssen historische Zusammenhänge zwischen jenem orientalischen und israelitischen Monotheismus bestehen. Indem die alttestamentliche Überlieferung den Abram zu Ur-Kasdim, dem Kultort des babylonischen Gottes Sin, in ausdrückliche Beziehung setzt, indem sie den Joseph zum Schwiegersohne des Oberpriesters von Heliopolis macht, d. h. des Oberpriesters jener ägyptischen Priesterschaft, in der die monotheistische Lehre des alten Ägyptens besonders zu Hause war; indem sie endlich den Moses in Ägypten geboren und auferzogen werden läßt in einer Zeit, wo die monotheistische Reform des Amenhotep noch keiner fernen Vergangenheit angehörte, zieht sie selber die Fäden, die sich zwischen dem israelitischen und altorientalischen Monotheismus hin- und herweben. Aber in Israel hat jener altorientalische Monotheismus eine totale Umbildung erfahren. Was dort bloßes Ahnen, Suchen und Tasten war, tritt uns hier in klarer Vollendung und reiner Vollkommenheit entgegen. Darin eben zeigt sich die innere Überlegenheit

der israelitischen Religion über die altorientalischen Religionen, und darauf beruht ihre Lebenskraft. Die altorientalischen Religionen sind zu Grunde gegangen und gehören heute nur noch der Geschichte an. Die israelitische Religion ist die Mutter der drei großen monotheistischen Weltreligionen, des Judentums, des Christentums und des Islams geworden, und in ihren großen Zeugnissen der Propheten und der Psalmisten übt sie selbst heute noch eine direkte Wirkung auf die religiösen Gemüter aus. So hat die Geschichte selbst — die untrügliche Richterin — über den unvergleichlichen Wert der Religion Israels entschieden. Und fragen wir, woher dieser unvergleichliche Wert ihr kam, so weist uns die Geschichte auf die großen religiösen Persönlichkeiten hin, die die Träger dieser Religion gewesen sind, auf einen Abram in altersgrauer, nebelhafter Vergangenheit, auf einen Moses in einer großen Wende der Zeiten, und endlich auf die großen Propheten. Alle diese großen Persönlichkeiten aber weisen uns wieder auf Gott selber hin, der sich ihnen in ihrem Inneren offenbart, ihnen sein Wesen kundgetan und sie damit zu Organen seiner Offenbarung für die ganze Welt gemacht hat.

Darstellung und Kritik der negativen Auffassung des Bösen bei Leibniz

nebst Versuch einer positiven Auffassung.

Neue Leibnizstudien

von

Lic. Dr. Gustav Schulze

Pastor an der Predigerkirche in Erfurt.

Eins der schwersten Probleme ist das Problem des Bösen. Eine der gewaltigsten Mächte in der Welt ist die Macht des Bösen.

Obgleich das Böse so oft unverkennbar als eine positive, reale Macht erscheint, haben doch manche Denker alter und neuer Zeit theoretisch eine negative Auffassung desselben vertreten.

So vor anderen der große Philosoph, Polyhistor und Bildungsträger H. W. Freiherr v. Leibniz, der Begründer der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Er hat diese Auffassung besonders geltend gemacht behufs der Rechtfertigung Gottes wegen des Uebels in der Welt in seinen bekannten, der ersten preußischen Königin dedicierten Essai de Théodicée sur la bonté de Dieu et la liberté de l'homme et l'origine du mal (1710; uns liegt vor die 2. Ausgabe Amsterdam 1720, und wir zitieren ihre Paragraphen mit §).*) Wissenschaftlich conciser hat er seine dort niedergelegten Gedanken zusammengefaßt und präcisiert in einer der „Théodicée" beigegebenen Abhandlung „Causa Dei asserta per iustitiam eius" etc. (hier zitiert mit C. und der betr. Abschnittnummer). Aber auch in den übrigen zahlreichen Schriften Leibnizens finden sich mannigfache Bezugnahmen auf seine in der Théodicée und Causa Dei niedergelegten Grundanschauungen (die schönste Gesamtausgabe seiner Werke von Foucher de Careil 1859). Wir zitieren hier mit p. die Seiten der Erdmannschen Ausgabe der Opp. phil. Leibnitii, Berol. 1840, gelegentlich auch Dutens, Leibnitii opp. omnia, Genev. 1768 und „Deutsche Schriften" von Guhrauer.

*) Versio latina Theodiceae Tubing. 1771. Deutsche Uebersetzung der Théodicée von Gottsched 1763.

Leibniz subsummiert das „Böse“ als malum morale unter den Begriff des „Uebels“ und stellt es neben das malum metaphysicum und malum physicum.

Wir haben s. Z. infolge einer von der philosophischen Fakultät der Universität Halle gestellten Preisaufgabe auf Grund eingehender Detailstudien in einer in Fichte-Ulricis „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“ (1877, Bd. 70,2) abgedruckten Abhandlung den Begriff des metaphysischen und des physischen Uebels bei Leibniz genau festzustellen gesucht in Abweichung von der Darstellung Kuno Fischers in seiner Geschichte der neueren Philosophie 2. Bd. 1. Aufl. 1855. 2. Aufl. 1864, (cf. die Besprechung hierüber in der Revue philosophique par Ribot Nov. 1877).

Es ist uns eine willkommene Gelegenheit, uns hier dem Begriffe des „moralischen Uebels“ bei Leibniz näherzuwenden und so unsere Leibnizstudien fortsetzen zu können.

Um im Zusammenhange der Leibnizschen Begriffe zu bleiben, rekapitulieren wir zunächst kurz folgendes.

Leibnizens Begriff des Uebels im Allgemeinen kann man sich bilden aus folgenden Stellen. § 8: un moindre bien est une espèce de mal, vergl. mit C. 67: minus bonum habet rationem mali; § 20: le formel du mal consiste dans la privation und § 30: la privation fait le formel des imperfections. Danach besteht nach Leibniz das Uebel im Allgemeinen in der Privation des Guten oder der Vollkommenheit, im Mangel an Vollkommenheit.

Woher nun diese Privation, dieser Mangel? Darauf erhalten wir die runde und nette Antwort § 20: Die Idee oder die ideelle Natur der Kreatur, wie sie in den im göttlichen Intellekt begründeten „ewigen Wahrheiten“ beschlossen liegt, ist der Grund des Uebels (§ 20, 335, 380, 381. C. 69). Nämlich eben diese ideelle Natur der Dinge oder Kreaturen (als Monaden) bringt es mit sich, daß dieselben beschränkte (endliche) sein müssen, und zwar beschränkt zunächst in ihrer Empfänglichkeit (Receptivität) für die aufzunehmende, von Gott ihnen mitzuteilende (vergl. C. 69, 72, § 31, 377, p. 627b, 708, 42) Vollkommenheit und folglich auch in ihrer Vollkommenheit selbst. Oder um es anders auszudrücken: aus der ideellen (C. 69) ursprünglichen (originalis) wesentlichen (quam habent

ex essentia sua C. 69; cf. auch § 20: limité essentiellement; p. 708, 47) Beschränktheit (limitatio) der Kreatur fliesst zunächst ihre beschränkte Empfänglichkeit (§ 30: la limitation de la réceptivité), aus der sodann die beschränkte Vollkommenheit (denn „perfectio receptivitate limitatur“, vergl. C. 72) oder der Mangel an Vollkommenheit oder das Uebel notwendig folgt.

Das Prinzip des Uebels ist also die ideelle Natur der Dinge als beschränkter, endlicher, oder die ideelle wesentliche (ursprüngliche) Beschränktheit der Dinge, oder mit einem anderen Wort: die „Endlichkeit“ d. h. als ideelle Macht, die Idee der Endlichkeit. Diese Endlichkeit in concreter Realität, diese ideelle Beschränktheit in Wirklichkeit übergegangen, an realen Dingen sich zeigend und zwar in der Beschränkung ihrer Essenz d. h. positiven Wesenheit oder Realität oder Vollkommenheit („est enim perfectio nihil aliud quam essentiae quantitas“, p. 147 b) ergibt das metaphysische Uebel.

So fallen also alle „Unvollkommenheiten“ unter den Begriff des metaphysischen Uebels; denn sie alle können als Privation der Essenz oder Realität betrachtet werden. Wenn Leibniz p. 720 a als Beispiel des metaphysischen Uebels anführt: lorsqu' un être intelligent perd son bon sens, so ist daraus zu ersehen, dass er auch den Mangel des Intellects, woraus — wie wir sehen werden — Irrtümer entspringen, zum metaphysischen Uebel rechnet. Und mit Recht. Denn gehört nicht der Intellekt zum Wesen der vernünftigen Kreatur, so dass eine Privation desselben zugleich einen Mangel an Wesenheit (Essenz, Realität) involviert?

So besteht denn das metaphysische Uebel im Mangel an Vollkommenheit, an und für sich betrachtet, im einfachen metaphysischen Sinne, wonach sie begrifflich gleich ist mit Essenz oder Realität. Daher heißt es § 21: le mal métaphysique consiste dans la simple imperfection d. h. doch wohl im Unterschied vom Gefühl dieser Unvollkommenheit, worin (wenn man Leibniz richtig versteht) das physische Uebel besteht. Vergl. die Stelle p. 720 a: „lorsqu' un être intelligent perd son bon sens sans douleur et par conséquence sans mal physique!“ So dürfen wir wohl mit Recht sagen, dass das physische Uebel nach Leibniz im Gefühl der Unvollkommenheit besteht. Darum bezeichnet er es mit den Ausdrücken: douleur, misère,

souffrance, déplaisir, malheur, incommodité, calamitas, infortunium, incommodum, afflictio.

Das Weitere und Genauere darüber s. in unserer oben genannten Abhandlung.

Wir wenden uns nunmehr zum moralischen Uebel oder zum Bösen.

Wie das Uebel im Allgemeinen in der Privation oder im Mangel an Vollkommenheit besteht, so auch im Besonderen das moralische Uebel. Woran aber zeigt sich im moralischen Uebel der Mangel an Vollkommenheit; wessen Vollkommenheit erweist sich im Bösen als mangelhaft? Da ist zunächst daran zu erinnern, dass nach Leibniz zu einer guten oder bösen Handlung zweierlei gehört, nämlich: ut sciamus velimusque, quae agimus (C. 98). Wenn also im Bösen, insbesondere in einer bösen Handlung, ein Mangel an Vollkommenheit sich geltend macht, so kann dieser Mangel nur die Vollkommenheit des Intellects und Willens betreffen. Wie ist nun diese Privation näher zu denken? So: der Wille trachtet im Allgemeinen nach dem Guten (§ 33: la volonté tend au bien en général, § 154: le franc arbitre va au bien); wenn aber der Intellect, der nämlich wegen der ihm natürlichen Beschränktheit (Unvollkommenheit) nicht alles klar und deutlich erkennt, durch den Schein getäuscht (§ 319: les apparences nous trompent) ein geringeres Gut, das immer den Charakter des Uebels hat (minus bonum habet rationem mali), oder auch ein wahres Uebel, das aber unter einem scheinbaren oder vermeintlichen Gut sich birgt (§ 154: le mal — caché sous le bien et comme masqué) irrtümlicher Weise als ein grösseres oder ein wahres Gut uns hinstellt, und der Wille nun dies geringere oder vermeintliche Gut erwählt und zu erreichen trachtet, so besteht eben in diesem Mangel des Weiterstrebens nach einem höheren oder wahren Gut (§ 33: dans cette privation d'une tendence ultérieure) das moralische Uebel oder das Böse.

Auf diese Weise bezieht also Leibniz das Böse zunächst auf den Willen. Allein da die im Bösen sich geltend machende Willensprivation aufs Engste mit der Privation oder Beschränktheit des Intellekts zusammenhängt (vergl. die häufige Zusammenstellung von l'erreur und la malice § 33, 153, 155. p. 627b, bes. p. 652a: c'est toujours faute de raison qu'on fait une

mauvaise action, womit noch zu vergleichen Wolff, Theol. nat. II, 289: malum morale actionibus liberis non inhaeret, nisi quatenus erronea praesupponit iudicia), stets nur infolge jener, resp. nach einem irrigen Urteil des Intellects erscheint, also tatsächlich davon abhängig und dadurch bedingt ist: so muß man behaupten, dass L. das Böse nicht bloß mit dem Willen, sondern auch mit dem Intellect in Beziehung setzt, — ja, mit letzterem sogar in primärer Weise, da, wie gesagt, die irrigen Urteile des Intellects den mangelhaften Strebungen des Willens vorangehen, den Willen auf das Uebel oder minder Gute ablenken, während, wenn der Intellect stets richtig über das zu erstrebende Gut urteilte, der Wille, der ja an sich nach dem Guten trachtet, ohne Zweifel stets auch das Gute erstreben würde. Obwohl also den Worten nach L. das Böse der gewöhnlichen Anschauung gemäß auf den Willen bezogen wissen will (vergl. auch die Ausdrücke: la mauvaise volonté, la malice), so ist doch der innerste Grund und Kern desselben vielmehr in der natürlichen Beschränktheit oder Unvollkommenheit des Intellects zu suchen.

So oft also der Intellect, während er auf Gott oder das höchste Gut sich richten sollte, am Kreatürlichen hängen bleibt (creaturis adhaerescit, C. 73), so oft der Wille auf Fleischliches sich richtet (ad carnalia vertitur C. 86) oder auf sinnliche Vergnügungen sich beschränkt (§ 33) oder wenn er „alacritatis defectu refringitur“ (C. 73), so dass er ein wahres Gut nicht mit aller ihm möglichen Kraft und Energie erstrebt: so sind das alles Privationen, die das malum morale involvieren, mag es in Irrtümern oder mangelhaften Wollungen oder in daraus hervorgehenden fehlerhaften Handlungen (vitiosa actio, faute) sich manifestieren. Demnach werden wir sagen dürfen, dass das moralische Uebel nach L. im Mangel an Vollkommenheit des Intellects und des Willens besteht, woraus Irrtümer, mangelhafte Wollungen und böse Handlungen entspringen; oder genauer: dass das Böse nach L. im beschränkten Wollen (insbesondere als dem Mangel des Strebens nach einem höheren oder wahren Gute) samt dem daraus folgenden beschränkten Handeln besteht, welche Beschränktheit des Willens selbst wieder mit der natürlichen Unvollkommenheit des Intellekts aufs Engste zusammenhängt.

Das letzte Prinzip des moralischen Uebels liegt, wie das alles Uebels überhaupt, in der ideellen ursprünglichen Beschränktheit der Kreatur. Die ideelle Natur der Kreatur, wie sie in den im göttlichen Intellect ruhenden „ewigen Wahrheiten" gegründet ist, bringt es mit sich, dass die Kreatur nur mit beschränkter Vollkommenheit (die eigentlich das malum metaphysicum involviert!) begabt sein kann. Da nun die Vollkommenheit vornehmlich in klaren und deutlichen Perceptionen besteht (p. 709, 49), so folgt, dass keine Kreatur ganz frei von „confusen Perceptionen", weil nie ganz ohne „Schranke" („Materie") sein kann, denn sonst wäre sie Gott (§ 64, 124, 403 etc.) und das gilt selbst von den Engeln (§ 310, Guhrauer, Deutsche Schriften I, 411: „Kein Geschöpf kann ohne Unwesen sein, sonst wäre es Gott. Die Engel und Heiligen müssen es haben").

Aufs Kürzeste gesagt, das Böse besteht also nach L. in oder folgt aus (beide Ausdrücke confundiert er) der Privation: § 153: la privation suffit pour causer l'erreur et la malice; p. 627b: les erreurs et les mauvaises inclinations naissent de la privation."

Leibniz bekennt sich also zur privativen oder, wie wir unten sehen werden, streng genommen rein negativen Auffassung des Bösen.

Dieselbe ist ja allerdings schon lange vor Leibniz vertreten worden. Schon der Neuplatoniker Plotin nennt das Böse *στέρησιν ὄντος* (= *τοῦ ἀγαθοῦ*). Bei den alten Kirchenvätern war diese Auffassung ziemlich verbreitet. Basilius nennt *τὸ κακὸν στέρησιν ἀγαθοῦ*, Gregor von Nyssa *ἀπουσίαν κρείττονος*, Origenes *στερῆσθαι τοῦ ὄντος*; besonders hat Augustinus diese Theorie ausgesprochen, so civ. Dei 11, 9: mali natura nulla est, sed amissio boni mali nomen accepit (c. 22 malum non est nisi privatio boni) 12,7 conversio a bono maiori ad minus bonum, auch Conf. 7,16. Seiner Autorität folgten die Scholastiker, bei denen sich das Leibniz ähnliche Dictum findet: daß der Wille eigentlich immer zum Guten sich neige: „nihil appetimus nisi sub ratione boni" cf. Thomas Summa P. I qu. 63 Art. 1. Das Genauere bei Münscher — v. Cölln, Dogmengeschichte II, 1 pag. 74. 3. Aufl.

Wir schreiten nunmehr zu einer kritischen Beleuchtung dieser negativen resp. privativen Auffassung des Bösen. Die-

selbe kann man von einem doppelten Standpunkte aus vornehmen, vom empirischen und vom spekulativen. Als drei bekannte und besonders beachtenswerte Vorgänger hierin nennen wir Schelling (Philosoph. Schriften Bd. I), Sigwart (das Problem des Bösen 1840) und Jul. Müller (Christl. Lehre von der Sünde 1844).

Zunächst fällt schon von der Erfahrung oder Wirklichkeit her ein Licht auf jene theoretische Auffassung, das dieselbe als unzutreffend erscheinen läßt. Tatsächlich erscheint das Böse sehr oft durchaus nicht bloß als in einem Mangel oder einer Schwäche des Willens und Verstandes begründet, sondern mit ungewöhnlicher körperlicher und geistiger Kraft, sinn- und erfindungsreichem Verstande, lebhafter Phantasie, kräftigem Affect, ausserordentlicher Energie des Willens verbunden. Die Bösewichte sind sehr oft nicht die Schwächeren, sondern die von der Natur Begabteren und Stärkeren. Schon die einfache Ueberlegung, daß es der Mensch, die vollkommenste aller sichtbaren Kreaturen ist, der des Bösen allein fähig ist, zeigt, daß der Grund desselben keineswegs in Mangel oder Beraubung liegen kann, daß es vielmehr mit einer gewissen positiven und aktiven Kraft ausgerüstet ist.

Das scheint Leibniz selbst gelegentlich einzugestehen, wie aus zwei von ihm beliebten und wiederholt beigebrachten Vergleichen erhellt. Dreimal (§ 30, C. 71, p. 627b) braucht er das Bild von den beiden Schiffen, die — verschieden belastet — auf demselben Strome (ceteris paribus) mit verschiedener Geschwindigkeit dahingleiten. Was die Schiffe dahingleiten macht oder bewegt, ist der Strom, der auf beide gleiche Wirkung ausübt, sie mit gleicher Schnelligkeit zu bewegen sucht. Aber beide sind für gleiche Schnelligkeit nicht empfänglich. Das mit der größeren Last beschwerte Schiff beschränkt (limitiert) die Wirkung des Stromes und empfängt daher nur geringere Schnelligkeit. Die Schnelligkeit kommt also vom Strom und seiner Triebkraft, die langsame Bewegung (d. h. die Privation der Schnelligkeit) kommt vom Schiff und seiner Schwere oder Trägheit (inertia, cf. C. 71: velocitas inertiâ limitata). Aber, muss man fragen, ist nicht diese natürliche Trägheit selbst eine Art Kraft, Widerstandskraft, so dass man füglich von einer vis inertiae redet? Das gibt nun Leibniz selbst einmal zu, in-

dem er § 30 sagt, die inertia leiste der Bewegung Widerstand (donner une répugnance à être mû). Aber er ninmt dies Zugeständnis alsbald wieder zurück, um jede positive Mitwirkung bei der Verlangsamung auszuschließen, indem er sagt, die Materie sei von Natur geneigt zur Langsamkeit oder Privation der Schnelligkeit, aber — fügt er vorsichtig hinzu — non pour la diminuer par soi-même, car ce serait agir! mais pour modérer par sa réceptivité l'effet de l'impression.

In einem zweiten von Leibniz § 153 beigebrachten Bilde und Beispiel des durch Kälte gefrorenen Wassers, das ein eisernes Rohr sprengt, kommt er nochmals nahe daran, dem Bösen eine gewisse positive wirksame Kraft zuzuerkennen. Allein er weiß das Beispiel so zu drehen und zu deuten (vermittelst einer übrigens heutzutage antiquierten physikalischen Erklärung), daß er behaupten kann, das Positive komme nur par accident und par concomitance manchmal zum Bösen. Allein es handelt sich in Wirklichkeit und gemäß der Erfahrung um Etwas, was nicht zufällig und zuweilen in Begleitung des Bösen erscheint, sondern was vielmehr das innerste durchgreifende Wesen des Bösen ausmacht. Es ist etwas durchaus Wesenhaftes und Positives.

Dafür noch einige Erfahrungsbeispiele!

Lügenhaftigkeit, Ungerechtigkeit, Untreue und dergl. sind doch ihrem Wesen nach nicht erschöpft, wenn man sagt, sie seien ein Mangel an Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Treue. Wohl sind sie dieses Gute nicht, aber sie gehen über dieses Nichtsein hinaus und ebendamit in ein positives Wesen über, worin nun eben ihre Natur besteht. Man sage dagegen nicht, daß ja auch schon das Nichttun des Guten böse sei. Das Nichttun an sich ist als solches nicht böse, sondern wird es erst, wenn eine bestimmte Willenstendenz, eine bestimmte Absicht zugrunde liegt, welche eben das Positive daran ist. Diese Willenstendenz oder -qualität berücksichtigt Leibniz — wie wir unten sehen werden — zu wenig.

Gehen wir über zur speculativen Widerlegung der Leibnizschen Auffassung! Dieselbe bringt es — um gleich auf den Hauptpunkt hinzuweisen — nicht zu einer qualitativen Verschiedenheit oder vielmehr Gegensätzlichkeit zwischen Gut und Böse, wie sie doch durch das sittliche Bewußtsein bezeugt wird,

sondern nur zu einer quantitativen Verschiedenheit. Wenn nämlich nach Leibnizens Meinung der Wille eigentlich immer auf das Gute gerichtet ist, auch bei einer sog. bösen Handlung, so unterscheidet sich eine gute Willensstrebung und Handlung von einer bösen nur dadurch, daß jene ein größeres, die letztere nur ein geringeres Gut erstrebt; der Unterschied ist also kein qualitativer und absoluter, sondern bloß ein quantitativer und relativer.

Dieser Mangel aber an strenger und absoluter Scheidung zwischen Gut und Böse rührt bei Leibniz daher, daß er die spezifisch moralische Natur oder Eigenart des Guten und des Bösen zu wenig scharf erfaßt und es mit dem metaphysischen Guten und Uebel in ungehörige Verbindung bringt. Gut und Böse setzt er nämlich nicht so sehr zu dem Willen und seiner inneren Qualität in Beziehung, als zu den erstrebten äußeren Objecten und deren Vollkommenheit oder quantitativer „Realität." Alles, was „ist", ist „gut", und um so besser, je mehr „Realität" es in sich schließt. Wird aber damit die moralische Eigenart oder der sittliche Charakter des Guten gewahrt? Der Begriff der Realität bezieht sich auch auf rein natürliche Dinge und führt nur auf das metaphysisch Gute; dieses nimmt nicht schon dadurch moralischen Charakter an, daß es überhaupt Objekt des Willens wird (der ja an sich immer schon nach dem Realen oder Vollkommenen oder Guten strebt). Vielmehr erst die recht erfaßte Freiheit des menschlichen Willens und sein Verhältnis zum göttlichen Willen bringt es zum wahrhaft sittlich Guten.

Dasselbe gilt auch vom sittlich oder moralisch Bösen. Nach Leibniz ist Etwas ein metaphysisches Uebel, wenn es weniger Realität enthält, und es wird zum malum morale oder Bösen, wenn dies weniger Reale Gegenstand des Willens wird. Aber warum verändert es dadurch auf einmal seinen Charakter? Etwa, weil der Wille, dessen Objekt es wird, selber moralisch böse ist? Aber einen wirklich moralisch bösen Willen kennt Leibniz gar nicht! Das mag absurd klingen, ist aber wirklich so. Moralisch böse nennen wir den Willen, der mit Bewußtsein das erstrebt, was er nach des Gewissens Zeugnis als von Gott verboten und darum als böse erkannt hat. Nach Leibniz aber strebt ja der Wille von Natur immer nach dem

Guten d. h. Realen und nur durch die Unvollkommenheit des Intellects getäuscht ergreift er manchmal etwas weniger Gutes oder ein Uebel, aber doch auch dieses sub specie boni.

Subjektiv ist also der Wille eigentlich immer ein guter; man könnte ihn nur im objektiven Sinne auch „böse" nennen, sofern er nämlich weniger reale Objekte erstrebt. Das ist aber kein wahrhaft moralisch böser Wille. Einen solchen kennt L. streng genommen nicht. Dann können aber auch Dinge oder Handlungen, die Objekte eines solchen Willens werden, nicht eigentlich moralisch böse genannt werden. Sie sind und bleiben nur etwas metaphysisch weniger Gutes oder Reales. Leibniz löst — kurz gesagt — das moralische Uebel im metaphysischen auf oder führt es darauf zurück.

Das ergibt sich auch aus der oben nachgewiesenen engen Verbindung, in die L. das Böse mit dem Intellect setzt, wie wir sehen, in eine primärere und naturnotwendigere, als mit dem Willen, ja so notwendig, dass der innerste, tiefste Grund des Bösen eigentlich in der Beschränktheit oder Unvollkommenheit des Intellects zu suchen ist. Das ist aber nach L's. Theorie ein metaphysischer Mangel. Sie führt das sog. malum morale wirklich auf das malum metaphysicum zurück.

Das ergibt sich endlich auch aus der ganzen Leibnizschen Begriffsbestimmung des Bösen als „Privation" des Willens oder des Weiterstrebens nach einem höheren Gut. Nun haben aber schon die Scholastiker, z. B. Thomas von Aquino, einen Unterschied gemacht zwischen Privation und Negation.[1] Und das mit Recht. Negation bezeichnet einen Defekt oder Mangel, welcher der Natur eines Dinges nicht widerstreitet, das Fehlen von Etwas, was nicht notwendig zur Natur des Dinges gehört. Privation dagegen bezeichnet den Mangel an Etwas, was notwendig und naturgemäß in einem Dinge sein müßte, durch dessen Fehlen das Ding unvollkommener oder in seinem Wesen verkürzt wird; die Privation widerstreitet also dem Wesen oder der Natur des Dinges. Negationen sind und müssen in allen endlichen Dingen sein, d. h. in jedem Dinge fehlt etwas, was in anderen ist, ohne daß seine eigenste Natur da-

[1] Ebenso sagt der Vorläufer Leibnizens, Cartesius: der Irrtum sei nicht bloß eine Negation, sondern Privation einer Erkenntnis, die da sein sollte.

durch verkürzt wird, im Gegenteil wird gerade seine besondere individuelle Natur im Unterschied von anderen Dingen dadurch charakterisiert. (Vergl. Kant, sämtl. Werke, ed. Hartenstein, Bd. 6, S. 5: „Wenn sich Dinge von einander unterscheiden, so geschieht es durch dasjenige, was in dem Einen ist und in dem Anderen nicht ist"[1]). Die Negationen sind also von dem Wesen der endlichen d. h. beschränkten Dinge nicht zu trennen und führen nur auf das metaphysische Uebel. Wie steht es aber nun mit dem „moralischen" Uebel? Besteht es in Negation oder Privation? Leibniz gebraucht stets den letzteren Ausdruck, aber er kann ihn unmöglich in dem von uns oben fixierten strengen Sinne meinen. Denn da die Privation, in der nach seiner Auffassung das Böse besteht, aus der ursprünglichen natürlichen Beschränktheit der Kreatur folgt, so entspricht sie eben der Natur des Geschöpfes, widerspricht ihr nicht, ist also in Wahrheit keine Privation, sondern eine einfache Negation. So wird also von Leibniz das Böse oder malum morale wieder auf das malum metaphysicum zurückgeführt. Da nun aber alles Endliche seiner Natur nach mit solchem metaphysischen Mangel behaftet ist, so kommt die Leibnizsche Theorie folgerichtig auf den Satz: „Alles Endliche als solches ist bös", d. h. es verschwindet ihr aller Unterschied zwischen Gut und Böse!

Unter anderem Gesichtspunkte kann man dafür auch sagen: nach dieser Theorie kann und wird das Böse in Ewigkeit nie ganz verschwinden, so gewiß auch die höchsten und heiligsten Geister, da sie einmal endlich geschaffene sind, nie ganz ohne die metaphysische Schranke der Endlichkeit, also auch nicht ohne ein minimum von Beschränktheit auch im Guten d. h. nicht absolut ohne Böses sein können. (Vergl. das oben über die „Engel" Gesagte).

Eine Theorie, die zu solchen Konsequenzen führt, kann aber nicht befriedigen; denn mit Recht sagt Richard Rothe in s. „Theol. Ethik", 1. Aufl., Bd. II, S. 187, „daß jedes derartige Begreifen des Bösen ausgeschlossen ist, durch welches sich unser Verwerfungsurteil über dasselbe irgendwie mindert."

[1]) Auch nach Spinoza ist „omnis determinatio negatio", die allerdings nur infolge unserer inadäquaten Imagination den Schein einer Privation annimmt.

Das Böse ist aber nach Leibnizens Theorie eigentlich nichts Verwerfliches, Verdammliches und Verabscheuungswürdiges, sondern höchstens etwas Beklagenswertes, wie Leibniz selbst einmal § 26 sagt: „il est encore bon de considérer, que le mal moral n' est un si grand mal que parce qu'il est une source de maux physiques,"[1] — als ob das physische Übel etwas Schlimmeres wäre, als das moralische! Wundern möchte man sich nur, warum bei solchen Konsequenzen auch ein Augustinus, der doch so streng über die sündliche Verderbtheit der menschlichen Natur geurteilt hat, das Böse nur in die „Privation" setzt. Aber — si duo faciunt idem, non est idem! Bei Leibniz ist die Privation ein passiver Zustand des Beraubtseins, bei Augustin aber ein Akt des Beraubens; bei jenem ist das Böse eine bedauerliche Willens- und Verstandesschwäche, bei diesem eine verkehrte und verderbte Willenstendenz („malum tendit ad non esse, nocet privatque bono"); da herrscht „der Geist, der stets verneint".

Nachdem wir so das Unzureichende der negativen Auffassung des Bösen nachgewiesen, wollen wir es versuchen, eine positive Auffassung desselben zu vertreten, indem wir uns dabei auf Gedanken stützen, wie sie schon von Chr. H. Weiße in s. „philosophischen Dogmatik", dem jüngeren J. H. Fichte in seiner „Spekulativen Theologie" und R. Rothe in seiner „Theolog. Ethik" ausgesprochen worden sind.

Erweist sich der der privativen Auffassung des Bösen zu Grunde liegende Begriff der Quantität als unbrauchbar, so gilt es, einen andern Grundbegriff zu suchen, um von ihm aus die Möglichkeit und Wirklichkeit des Bösen und seinen Gegensatz zum Guten besser zu begreifen. Dieser Grundbegriff kann kein anderer sein, als der Begriff der „qualitativen Einheit", d. h. der Einheit unter sich verschiedener wesentlicher Qualitäten. Es kann demnach der Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen nur darin liegen, daß in jenem die Einheit der unter sich verschiedenen Qualitäten in Harmonie besteht, in diesem dagegen die Harmonie gestört und zur Disharmonie wird. Welches nun aber sind diese unter sich verschiedenen

[1] Trivialer drückt dies Gottsched in einer Note zu dieser Stelle in seiner deutschen Übersetzung aus: „wie sich die Motten aus Dummheit („Mangel an Intellekt!") die Flügel am Lichte verbrennen!"

wesentlichen Qualitäten, in deren gestörter Einheit oder in deren verkehrtem Verhältnis das Böse besteht? Wir werden darauf geführt durch den im ganzen Bereich des endlichen kreatürlichen Seins sich manifestierenden Gegensatz des „In-sich-und-für-sich-Seins" und des „In-einem-Ganzen-Seins". Nur durch den Zusammenschluß dieser beiden gegensätzlichen Momente kann allein eine Kreatur bestehen: denn wie sie ohne das erste im Ganzen sich verlieren und verschwinden würde, so würde sie ohne das letztere aus dem Ganzen isoliert und herausgerissen der Welt nicht angehören.

Im Menschen nun steigern und bestimmen sich diese beiden Seiten näher zur bewußten „Selbstheit" und zur „Gottbezogenheit" oder unmittelbaren bewußten Beziehung zu Gott.

In der normalen, mit Bewußtsein vollzogenen Einheit dieser Momente besteht das Gute; im disharmonischen Vorwiegen und Sich geltend machen des Momentes der Selbstheit besteht das Böse. — Doch suchen wir das im folgenden noch näher zu bestimmen.

Jedem Kreatürlichen als solchem eignet ein gewisses Für-sich-sein-wollen und -können, oder „kreatürliche Spontaneität" (Weiße; „Sonderwille", Fichte). Diese Spontaneität, dieses Selbst-sein-wollen wächst notwendig, vertieft und verfestigt sich in sich selbst in demselben Grade, je höher und reicher angelegt, je vollkommener das Geschöpf ist, — und erfaßt sich so schließlich im höchsten Geschöpf, im Menschen, als willensmäßige Selbstheit, als natürlich-selbstischer Wille, der nur auf das eigene Selbst, seine Erhaltung, Befriedigung und ausschließliche unbedingte Geltung schlechthin und rücksichtslos gerichtet ist (Selbstsucht).

Dieser selbstische oder selbstsüchtige Wille ist nun freilich, eben weil nur aus der kreatürlichen Naturbasis des Menschen hervorwachsend, zunächst auch nur erst ein natürlicher und darum unfreier, nicht schon sittlicher, so lange noch nicht vom sittlichen Bewußtsein des Anderssollens und -könnens begleitet. Den Charakter des moralisch Bösen nimmt er dadurch an, daß er seine bisher kreatürlich-natürliche, durch Naturbestimmtheit gegebene R i c h t u n g — im G e g e n s a t z zu einer im erwachenden sittlichen Bewußtsein ihm mit dem Anspruch auf Geltung und Befolgung entgegentretenden a n d e r e n R i c h t u n g — mit be-

wußter Entscheidung fernerhin festhält und bejaht. Nämlich in seinem Gewissen fühlt sich der Mensch auf Gott bezogen, findet also zunächst im Gewissen seine Gottbezogenheit als eine schon vorhandene, daseiende, und doch daneben auch zugleich als eine seinsollende, d. h. als eine solche, die obwohl schon mit der sittlichen Anlage gleichsam im Keime gegeben, doch erst durch selbstbewußte willenhafte Bejahung wahrhaft realisiert und sodann stetig immer mehr befestigt werden soll, — und zwar dies Alles im Gegensatz zu der kreatürlich-natürlich gegebenen, auf das eigene Selbst gewandten Richtung: sodaß, während und indem der Mensch sich an Gott hingiebt, er eben damit sich selbst aufgeben, die auf Befriedigung und Geltendmachung seines Selbst gerichteten Tendenzen verneinen und aufheben soll. Freilich ist nun diese Richtung auf Gott und Hingabe an Gott, obwohl sie mit dem Anspruch auf absolute Geltung im Gewissen auftritt und sich bezeugt, nicht in der Weise absolut, daß sie ein völliges Aufgeben, Verlieren und Vernichten des eigenen Selbst involvierte; vielmehr ist sie derart, daß *sie* allererst eine wahrhafte Selbstgewinnung, Selbstförderung und Selbstbefriedigung ermöglicht, indem erst in der Hingabe an und in der Gemeinschaft mit Gott der Mensch sein besseres (selbst aus Gott stammendes) Teil in reinerer und höherer Weise wiedergewinnt.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß das Böse allerdings notwendig und unvermeidlich ist, eben weil in der Naturbestimmtheit des Menschen begründet. In der kreatürlichen Spontaneität oder natürlichen Selbstheit liegt der Grund des sittlich Bösen, das natürlich oder vorsittlich-Böse. Dieses wird dadurch zum sittlich Bösen, daß diese natürliche Selbstheit entgegen einem im Gewissen auftretenden gegenteiligen Postulat willenhaft weiter bejaht, verstärkt und zur bewußten Selbstsucht potenziert wird. Auch dies letztere ist zunächst deshalb notwendig, also der Übergang des natürlich Bösen ins sittlich Böse beim Erwachen des sittlichen Bewußtseins deshalb notwendig, weil ja das sittliche Bewußtsein zunächst zu schwach ist, um gegen die viel stärkeren, natürlich selbstischen Triebe mit Erfolg reagieren und ankämpfen zu können. Erst durch allmähliche (nicht ohne göttliche Mitwirkung erfolgende) Erstarkung des sittlichen Bewußtseins und durch gesteigerte An-

ziehungskraft des andern, eben durch das Gewissen hindurch wirkenden Poles (der Gottbezogenheit) ist eine Abkehr vom eigenen Selbst und eine Hinkehr zu Gott und zum Guten, und zwar eine freie, sittliche Hinkehr, möglich. Denn wäre das Sittengesetz von Anfang an ein fertig gegebenes und mit überwältigender, zwingender Macht dem Menschen gegenübertretendes; — wäre die Gottbezogenheit von Anfang an eine präponderierende und unwiderstehliche: dann würde die Hinwendung zum Guten und zu Gott keine selbständige, freie, sittliche, sondern eine erzwungene, notwendige, magische sein. — Damit sie wahrhaft frei und selbständig sei, ist aber ferner gerade auch die aktuelle Priorität des Bösen notwendig. Denn das Gute erscheint doch viel mehr als die selbsteigene, freie Tat des Menschen, wenn es aus einem bisher bestehenden entgegengesetzten Zustande heraus errungen, aus dem überwundenen realen Gegenteil seiner selbst gewonnen wird, als wenn es bloß aus dem Nichtwollen seines (bloß als entgegengesetzte Möglichkeit ins Bewußtsein tretenden) Gegenteils hervorgeht; — die Bejahung des Guten erscheint doch als etwas viel Positiveres und Wertvolleres, wenn sie nicht nur als eine, nunmehr nur mit dem Bewußtsein der gegenteiligen Möglichkeit verknüpfte, fortgesetzte Bejahung eines schon bestehenden Zustandes oder Strebens erscheint; sondern wenn sie eine wirklich von vorn anfangende, bisher überhaupt noch nicht stattgehabte Bejahung eines Neuen ist (nicht eines absolut Neuen, da ja die Gottbezogenheit schon von Anfang an im Gewissen stattfindet, aber doch insofern eines Neuen, als sie [die Gottbezogenheit] nun allererst in den bewußten Willen aufgenommen wird), und zwar nach vorgängiger Verneinung eines bisher festgehaltenen realen Gegensatzes. — Und dies eben erscheint uns als der Hauptvorzug der hier ausgesprochenen Auffassung des Bösen, daß in ihr die Bedeutung desselben für das Realwerden des sittlich Guten und speziell für das Real- oder Aktuellwerden der Freiheit ganz und voll zum Ausdruck kommt.

Denn besteht Freiheit in der Möglichkeit des Anderskönnens, so ist die Freiheit so lange noch nicht wahrhaft real, so lange die Möglichkeit des Anderskönnens noch nicht unbezweifelbar erwiesen und gesichert ist, so lange dies Anderskönnen selbst noch nicht betätigt und realisiert ist. Und darum

ist auch der Mensch, so lange er böse, auch mit dem Bewußtsein des Anderssollens und -könnens (des Guten) böse ist, nicht wahrhaft frei; dies wird er erst, wenn er dies Anderskönnen wirklich betätigt und vollzieht; erst dadurch realisiert, aktualisiert er seine Freiheit, und so ist in der Tat nur „der Prozeß der Befreiung (vom Bösen) die wirkliche Freiheit!"

Dadurch wird keineswegs das Schuldbewußtsein aufgehoben; denn dies geht ja auch genau betrachtet gar nicht darauf, daß überhaupt Sünde im Menschen ist, sondern daß sie *noch* in ihm ist, daß er sich von ihr noch nicht (mehr weniger) *frei gemacht* hat, daß er dem auf ihre (allmähliche) Aufhebung und Überwindung gerichteten innern sittlichen Gebot und Antrieb nicht oder nicht ernst genug nachgekommen ist.

Ein anderer Vorzug der hier angenommenen Auffassung des Bösen scheint uns der zu sein, daß nur so die Freiheit und die Sittlichkeit in ihrer allmählichen Entwicklung aus dem Naturleben oder Naturboden recht verstanden werden. Auch wird so dem Bösen der Charakter des Zufälligen, Willkürlichen und damit Unbegreiflichen genommen und es kann auch so erst in seiner *Teleologie*, in seiner Beziehung zu Gott und zum göttlichen Willen, befriedigend verstanden werden.

Durch obige Darlegung entscheidet sich auch die namentlich unter neuern Theologen viel erörterte Frage: ob Selbstsucht oder Sinnlichkeit (Weltliebe) das Prinzip der Sünde sei. Gewiß ist die letzte und tiefste Wurzel, das wahre Prinzip der Sünde, die *Selbstsucht*, resp. die zur Selbstsucht sich steigernde und konzentrierende kreatürliche *Spontaneität* oder Selbstheit. So lange nun der menschliche Wille noch ein bloß natürlicher ist, oder noch *vorwiegend unter Naturbestimmtheit* steht, wird er sich auch vorwiegend auf *natürliche, kreatürliche* (weltliche) Dinge oder auf Befriedigung natürlicher, sinnlicher Triebe und Begehrungen richten. Aber auch diese zunächst und direkt auf die äußern, sinnlichen Objekte gewandte Richtung ist im *Grunde und indirekt* doch auch nur eine *Richtung* auf das eigene *Ich*, das eben in der Hingabe an das *Kreatürliche für sich selbst* Befriedigung sucht.

Friedrich Gedike

ein altpreussischer Schulmann[1])

von

Geh. Regierungsrat D. Dr. Fries
Universitätsprofessor und Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle.

1) Vortrag gehalten in der Sitzung der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 24. Oktober 1906.

Ihre Akademie hat sich, wie es in der Urkunde lautet, die Aufgabe gestellt, den „hilfreichen Verkehr des Wissens mit dem werktätigen Leben zu vermitteln, damit die Palme der Wissenschaft auch Früchte für das Leben trage". In diesem Sinne nennt sie sich Akademie gemeinnütziger Wissenschaften.

Solchem Prinzip dürfte die Wahl eines pädagogischen Themas zu einem öffentlichen Vortrag zweifellos entsprechen, denn wenn eine, so ist die Pädagogik eine gemeinnützige Wissenschaft, so gewiß sie nicht ins Blaue malt, sich nicht in lebensunfähige Theorien verliert, sondern auf dem Boden der Wirklichkeit fußt und praktische Ziele verfolgt, ja das höchste, wichtigste praktische Ziel, das es geben kann, mit immer erneutem, heißem Bemühen verfolgt. Handelt es sich hier doch um das höchste Anliegen der Menschheit, nämlich darum, ihren stetigen geistigen Fortschritt zu verbürgen. Man mag die Pädagogik definieren, wie man will, auf die Auffassung wird man als auf die grundlegende immer wieder zurückgeführt, daß sie ist die planmäßige Einwirkung der älteren Generation auf die jüngere, um diese dazu zu befähigen, das ihr überkommene Erbe an geistigen Gütern mit vollem Verständnis anzutreten und nicht nur zu bewahren und auszunutzen, sondern ihrerseits vervollkommnet weiter zu überliefern.

Diese Aufgabe ist eine wesentlich sittliche, weil den Willen ernst in Anspruch nehmend, daher die Pädagogik der Ethik eng verwandt und verbunden und eine Gehilfin der Politik, welcher sie ihre Ziele verinnerlicht und zugleich auch erst erreichbar macht. So ist die Schule, in der die Pädagogik vor allem wirksam wird, in der Tat, wie man sie genannt hat, ein Politikum, die höhere wie die niedere, und wo neue Be-

strebungen im politischen Leben eines Volkes sich erheben, vielleicht im Drange sich durchzusetzen zu schärfsten gegenseitigen Fehden ausarten und die Volksseele bis in ihren tiefsten Grund aufwühlen, da entsteht auch sogleich ein Kampf um die Schule, will heißen um die Beeinflussung des heranwachsenden Geschlechtes. Unsre Zeit weiß davon zu sagen!

Auf dem Gebiet des Schulwesens erscheint nun nichts schädlicher als rascher Wechsel der leitenden Grundsätze, als schwächliche Nachgiebigkeit gegenüber unbeständigen Zeitströmungen, die den historischen Zusammenhang leichtherzig preisgiebt und, mit der Vergangenheit brechend, ins Ungewisse hinaussteuert. Da bietet sich als beruhigendes Heilmittel die Geschichte der Pädagogik dar; ihre Kenntnis wirkt klärend und belehrend, denn sie zeigt uns, was frühere Generationen erdacht, erstrebt, geleistet, und indem wir uns im Bilde der Vergangenheit spiegeln, gewinnen wir einen richtigeren Blick, ein freieres Urteil für das, was unsere Zeit bewegt, kommen wir zur Selbstbesinnung und Vertiefung, die gerade unseren Tagen so not tut. Wollen Sie mir darum gestatten, Ihnen heute das Bild eines hervorragenden Schulmannes vorzuführen, dessen Leben etwa vor 100 Jahren sich abschloß. In seiner Person kennzeichnet sich die ganze Richtung seiner Zeit, er hat an einflußreicher Stelle mitgewirkt an den wichtigen organisatorischen Maßnahmen, die für unser höheres Schulwesen von grundlegender Bedeutung geworden sind.

Wir blicken zurück in einen Zeitraum, den man mit Recht das pädagogische Jahrhundert genannt hat, in welchem Neues mit Gewalt sich bahnbrechen will, Altes mit Standhaftigkeit dem Anprall widerstrebt; in welchem die weitesten Kreise des Volkes, die Gebildeten voran, am Streite der Ansichten lebhaften Anteil nehmen. Da tritt, von Rousseaus weithinwirkenden Ideen angeregt, die Schule der Philanthropen auf den Plan und verkündet mit bestechender Zuversichtlichkeit eine allgemeine Reform des Schulwesens unter dem Gesichtspunkt der Gemeinnützigkeit. Die praktischen Versuche, die Basedow und seine Genossen machen, werden von Philosophen und Staatsmännern in überraschendem Maße beachtet, gewürdigt und empfohlen, von Fürsten und Volksfreunden mit staunenswerter Opferfreudigkeit unterstützt, ohne sich doch auf die Dauer

gegenüber einer ernsteren und tieferen Auffassung von den Aufgaben des höheren Unterrichts behaupten zu können.

Auf der anderen Seite steht, fest in der Tradition wurzelnd, der Neuhumanismus mit seiner Vergeistigung der Altertumsstudien, sonderlich mit seiner Hervorhebung des Griechentums, der unsere großen Dichter und Denker — Herder und Humboldt vor allen zu nennen — in seinen Kreis zieht, der auch unter Führung eines F. A. Wolf einen höheren Lehrerstand erst schafft und bildet.

Und dann Pestalozzi. Von reinstem Wollen für das Gemeinwohl beseelt, gibt er sein ganzes Sein an die edle Aufgabe der Erziehung der unteren Klassen dahin; er scheitert in seinen eigenen Unternehmungen, sieht aber durch treue, überzeugte Schüler und Anhänger seine Ideen in anderen Ländern, gerade auch in unserem preußischen Vaterlande siegreich und fruchtbar durchgesetzt.

Inmitten dieser reichen Bewegung steht Friedrich Gedike. Geboren 1754 in einem Dorfe der Priegnitz als Sohn eines Predigers, den er schon als 9 jähriger Knabe verlor, dann erzogen im Waisenhaus zu Züllichau unter Steinbart, der später als Professor an die Universität Frankfurt überging und dem er zeitlebens die Dankbarkeit eines Sohnes bewahrte, nach Vollendung seiner theologischen und philologischen Studien 1776 Subrektor des Friedrich Werderschen Gymnasiums in Berlin, 3 Jahre später — als 25 jähriger! — schon Leiter dieser Anstalt, 1784 Oberkonsistorialrat, 1787 Mitglied des damals gegründeten Oberschulkollegiums, der obersten preußischen Unterrichtsbehörde, und Begründer des pädagogischen Seminars, 1790 Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften, 1791 Mitdirektor der zu jener Zeit vereinigten Gymnasien, des Berlinischen zum Grauen Kloster und des Köllnischen, 1793 nach Büschings Tode Direktor dieser Anstalt: also in vielseitigster Tätigkeit, bis ein allzufrüher Tod 1803 dem Streben des noch nicht 50 jährigen ein Ziel setzte.

Dies der äußere Umriß seines Lebens. Nach einer harten, entbehrungsreichen Jugend, in der er eindrucksvoll die Wahrheit des alten Spruches *ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται* an sich erfahren hat, gestählt zu unermüdlicher Arbeit, voll Kraft und Feuer, steigt er unaufhaltsam schnell die Laufbahn hinan zum

höchsten Amte, das überhaupt je einem Schulmanne beschieden ist. Früh gereift durch ernste Lebenserfahrung und doch von jugendlichem Schwunge getragen, tüchtig in den Wissenschaften vorgebildet, für seinen Beruf von der Natur reich begabt, eine männliche Gestalt mit kräftigem Organ, mit sicherstem Auftreten, im Besitz uneingeschränkter persönlicher Autorität, darf er im Lehramte des Erfolges von vornherein gewiß sein, ist aber doch viel zu gründlich und gewissenhaft, um nicht dem Unterricht die fleißigste Vorbereitung zu widmen und alle Obliegenheiten des Amtes aufs Genaueste wahrzunehmen. Setzte er doch sogar nicht einmal am Hochzeitstage, obwohl ihm dieser ein lang und heiß ersehntes Glück brachte, seine Lektionen aus!

Des freien Wortes mächtig, unterrichtete er lebendig und anregend, bevorzugte aber dabei durchaus die dialogische Lehrform. „Eine Unterredung“, so sagt er selbst, „wo Kopf an Kopf sich reibt und wo der Lehrer gleich dem Stahl (wiewohl freilich viele Lehrer mehr dem Eisen oder gar dem Blei gleichen) auch aus dem härtesten Kiesel Funken herausschlägt, schafft und weckt weit mehr helle Begriffe als das leidende Zuhören einer oft nicht verstandenen, immer höchstens nur verstandenen ununterbrochenen Rede“. Er will es eben dem Sokrates nachtun, der mit seinen Schülern sprach, nicht den Sophisten, die zu ihren Zuhörern redeten. Nicht Aneignung von Wissen, sondern Denken lernen ist ihm oberstes Ziel.

Kenner der deutschen Literatur älterer und neuerer Zeit, pflegt er zugleich in der Schule mit besonderer Liebe die griechische Sprache und zieht hierbei den Kreis der Lektüre ziemlich weit: Homer, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Pindar, Herodot, Xenophon, Plutarch, Plato. In den altsprachlichen Lektionen erstrebt er eine Verbindung des Sprach- und Sachunterrichtes, indem er aus den Schriften Ciceros eine Geschichte der alten Philosophie gewinnen läßt und die platonischen Dialoge für die Logik ausnutzt. So bewährt er sich als echter und rechter Humanist, ohne sich in das Formale zu verlieren; sehr klar erfaßt er, was das Hauptziel alles gelehrten Unterrichts sein soll: die Schüler zu gebildeten und bildungseifrigen, denkenden Menschen zu erziehen, sie zur Höhe freien Umblickens nnd Forschens hinaufzuführen. — Wenn uns aber seine eben geschilderte Lehrweise anmutet, als

stimme sie auffällig zu neueren Reformen und Anweisungen, so ist das nur ein Beweis dafür, daß das Rechte zu allen Zeiten von Einsichtigen erkannt und erstrebt worden ist, wenn es sich auch freilich nicht allgemein als Richtschnur durchsetzen kann. Ja, das Gesunde wächst und gedeiht am erfreulichsten in der Freiheit, während Vorschrift und Anordnung den Unwilligen oder Unfähigen doch nicht zu dem empfohlenen und gebotenen Verfahren führt — wenigstens nicht auf die Dauer.

Aber Gedike wollte nicht bloß Lehrer, sondern zugleich Erzieher sein. Das Geschäft des Lehrers und Erziehers erklärt er mit vollem Recht als so genau und innig ineinander verwebt, „daß es entweder Trägheit oder Mangel an Kraft und Kenntnis sei, wenn der Lehrer sich damit begnüge, Licht in den Verstand zu tragen, und die eigentliche Erziehung oder Bildung des Herzens dem Zufall oder solchen Händen überlasse, die entweder nichts oder Unkraut hinein säen". — Er stellt an seine Schüler hohe Anforderungen und tritt vor sie als strenger Mahner zur Pflicht, aber er will den Fleiß fördern nicht durch Zwang, sondern durch Lust und Interesse am Gegenstand und durch Anregung des Ehrtriebes. Vergehungen verhütet er lieber, als daß er sie bestraft, und das kann gelingen, sobald der Lehrer das richtige persönliche Verhältnis zu seinen Schülern hat. In der Schrift vom Jahre 1780 betitelt „Hoffnung und Furcht, Lob und Tadel auf der Wage des Pädagogen" geht er den Regungen des jugendlichen Herzens mit feinem Verständnis nach. Die Liebe seiner Schüler ist ihm ein wesentlicher, unentbehrlicher Bestandteil seines Glückes, und er hat sie besessen.

Bei der 100jährigen Jubelfeier des Friedrich Werderschen Gymnasiums handelt er in seiner Festrede von „den Freuden des Schulmannes". Hier gesteht er, sein Amt in dieser Hinsicht nicht mit großen Erwartungen angetreten zu haben: noch ein Jüngling, erfüllt von Wünschen und weitgreifenden Plänen, habe er eine gewisse Ängstlichkeit verspürt vor der keine große Befriedigung verheißenden Engigkeit des Berufes; aber in der Ausübung desselben hat sich dann seine Auffassung vertieft, sein Blick geweitet für dessen hohe Aufgaben. Darum preist er nun mit Begeisterung den Beruf des Menschenbildners, der nicht nur an den engen Kreis, worin er unmittelbar wirke,

zu denken habe, sondern sich auch den weiten, mittelbaren vorstellen müsse, für den er wirke, insofern der künftige Wirkungskreis seiner Zöglinge gewissermaßen auch der seinige sei. So stehe er in höherem Auftrage da, Gott gebrauche ihn als Mittelsperson zur Ausführung seines Planes der allgemeinen Glückseligkeit.

Der Schulmann hat zum Studium des Menschen die beste Gelegenheit, denn er beobachtet ihn in seiner Entwickelung. Noch hängt nicht die dichte Decke der Verstellung vor dem Herzen seines Zöglings, womit es nachherige Situationen, Umgang, Absichten, sogenannte feine Lebensart und Selbstgefälligkeit verschleiern. Er sieht den Keim, die Knospe, die Blüte, den Ansatz zur Frucht. Er hat vor sich eine Schar von Zöglingen aus den verschiedensten Ständen und zu den verschiedensten Ständen bestimmt, von unendlich mannigfaltigen Anlagen des Verstandes und Willens.

Wenn so der Blick auf die Gegenwart für den denkenden Schulmann interessant und erfreulich ist, der Blick in die Zukunft ist es nicht minder. Gelingt es ihm, dem Drang und Streben der jugendlichen Natur die Richtung zum Wohle der Menschheit zu geben, so darf er darauf rechnen, daß ihm einst noch der Jüngling und Mann seine treue Arbeit dankbar lohnen. „Ich bin überzeugt“, sagt Gedike, „daß der Lehrer, der über lauter undankbare Schüler klagt, entweder überall nicht weiß, was Dankbarkeit ist, oder es nicht verdient, dankbare Schüler zu haben, oder — der gewöhnlichste Fall — die Kunst nicht versteht, sich solche zu erziehen.“ — Er kann sich aus seinen Zöglingen treue Freunde bilden. Hat er erst einmal durch seine eifrigen Bemühungen sie intellektuell gefördert und zugleich durch liebreiche Behandlung ihre Herzen gewonnen, so wird er sie gewiß nie wieder verlieren, — oder aber es war gleich anfänglich nicht der Mühe wert, sie zu gewinnen. Solche Freuden erwärmen das Herz und geben immer wieder aufs neue die Freudigkeit, des Berufes gleichmäßigen Kreislauf zu durchmessen. Wessen Gefühl zu kalt und wessen Gesichtskreis zu eng ist, der besitzt natürlich für solche Freuden keine Empfänglichkeit!

Ich habe eben im wesentlichen nur Gedikes Gedanken wiedergegeben. Wenn wir solche, aus idealster Auffassung des

Berufes, aus freudigster Begeisterung für denselben hervorquellende Äußerungen hören, sollte uns das doch wohl nachdenklich machen. Soviel ich wenigstens sehe, entbehrt der Durchschnitt der heutigen Erzieher in Haus und Schule jener Wärme des Empfindens für die Zöglinge, jener Rücksichtnahme auf ihre Eigenart. Man redet ihnen viel von Pflicht, schränkt ihre Freiheit ein durch allerhand Satzungen und Verbote und ahndet jede Übertretung nach allgemein gültigen Normen; — nun, ich bin sehr weit davon entfernt, den erziehlichen Wert fester Führung und strenger Konsequenz zu verkennen, aber ich frage: denken wir auch genug daran, daß die Zöglinge Rechte an uns haben, Ansprüche an uns machen dürfen? Vergessen wir nicht zu leicht, daß wir auch einmal jung gewesen sind und freundliche Nachsicht und Geduld bedurft haben; wie da rauhe Behandlung, unverdienter Tadel uns abgestoßen, dagegen wohlmeinender Zuspruch uns ermutigt, ungeschmälerte Anerkennung uns erfreut, jeweils vertrauter Händedruck eines verehrten Lehrers uns erhoben hat? Warum denn also zurückhalten mit Lob und Ermunterung, während man doch nicht kargt mit Zurechtweisungen? Warum denn nicht einen fröhlichen Ton, selbst einen heiteren Klang in die Schulstube hineinbringen, um die oft trockene Kost des Lernens zu würzen? Wie in der Natur Himmelsklarheit und Wolkenzug, Sonnenschein und Regen in wohltätigem Wechsel erscheinen, so mag auch des Menschen Seele, sonderlich die jugendliche, nicht in einem starren Einerlei festgehalten werden, sie verlangt nach Abwechselung von Anstrengung und Abspannung, von pflichtmäßigem Tun und von freier Bewegung, von gebietender Beeinflussung und von Beweisung der Güte.

Aber unsre Zeit neigt unverkennbar zu einer straffen, halb militärischen Behandlung der Jugend, und so fehlt unserm Verkehr mit dieser das Herzliche, Gewinnende oft nur zu sehr; es ist fast so, als sei das von Gedike oft und gern gebrauchte Wort „liebreich" aus dem pädagogischen Handlexikon des Lehrers und Erziehers ganz und gar gestrichen. Ist wirklich, wie behauptet wird, die Lust an der Schule jetzt gegen früher gemindert, hier hat man den Grund dafür zu suchen. Wo eben in der Hauptsache nur Druck, Drängen und Treiben herrscht, da kann das Gemüt nicht zu seinem Rechte kommen,

da bahnt sich kein persönliches Vertrauensverhältnis an, bei dem doch erst redliches Streben, lebendiges Pflichtgefühl, Lauterkeit der Gesinnung, kurz eine gesunde Entwicklung der Jugend gewährleistet ist. — Man spricht heute viel vom Schulleben — das Wort ist übrigens noch gar nicht so alt, man versteht darunter gewöhnlich nur die Schule, wie sie in ihrer Gesamtheit, besonders auch bei festlichen Veranstaltungen in Erscheinung tritt — das sucht man schön auszugestalten und zu schmücken. Nun, das ist recht und gut und hinterläßt gewiß einen bleibenden Eindruck, aber jedenfalls gehört als wesentliches Stück dazu auch das einzelne, alltägliche Schülerleben. Sorgen wir vor allem dafür, daß diesem ein kräftiger, warmer Pulsschlag nicht fehle.

Seinen Grundsätzen allgemeinere Geltung zu verschaffen fand Gedike reiche Gelegenheit, sobald er die Leitung einer Schule übernahm. Das Fr. W. Gymnasium, im Anfange des Jahrhunderts unter Joachim Lange blühend und angesehen, bedurfte damals äußerlich wie innerlich eines energischen Wiederherstellers, und das wurde ihm Gedike. Mit köstlichem Humor schildert er bei dem 100jährigen Jubiläum der vom Großen Kurfürsten gegründeten Anstalt ihre anfänglichen, uns geradezu ungeheuerlich erscheinenden räumlichen Verhältnisse. Das Werdersche Rathaus war ein wahrer Proteus. Unter einem Dache befanden sich Rathaus, Kirche, Gerichtsstube, Stadtkeller, Gefängnis, Brotladen, Folterkammer und Schule — eine sonderbare Vereinigung. — „Die neun Musen waren zwar seit jeher verträgliche Geschöpfe" ruft Gedike, „aber das mögen sie und Apollo verhüten, daß ihr Tempel bei uns wieder Folterkammer werde, obgleich diese Kombination noch hier und da observanzmäßig ist." Aus diesem unwürdigen Zustand wurde die Schule nur sehr allmählich und selbst unter Gedike noch nicht völlig erlöst.

Dem räumlichen Elend entsprach die spärliche Frequenz, Gedike fand nur 5 Klassen mit im ganzen 28 Schülern vor. Quinta und Quarta zählten je 9, die Tertia 6, die Sekunda 3 Schüler, in Prima thronte gar nur ein einziger. Jetzt wurde die Anstalt neu organisiert, wobei Gedike völlig selbständig verfuhr; mit welchem Erfolg, das zeigte der rasch steigende Besuch, der sich bei seinem Abgang auf über 300 Schüler

belief. Diese Freiheit der Bewegung verdankte Gedike damals allein seinem persönlichen Ansehen, denn der obersten Schulbehörde gehörte er noch nicht an. In der Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung 1781 bekennt er daher mit Genugtuung: „ich habe das Glück, daß mir durch kein unveränderliches Schulreglement die Hände gebunden sind und daß meine Oberen viel zu patriotisch für die Entwickelung unserer Schule gesinnt sind, um zu verlangen, daß über jede Veränderung im Schulplane erst ausdrücklich Anfrage geschehen und spezielle Erlaubnis nachgesucht werden müsse. Wo das aller Augenblicke geschehen muß, da ist es gar kein Wunder, wenn viele gute Einrichtungen, die sonst mit leichter Mühe zu machen wären, unterbleiben."

Umweht es uns Schulmänner, uns Beamte von heute beim Hören dieser Worte nicht wie Freiheitsodem?! Verordnungen, Verfügungen, Erlasse, deren Sammlungen zu dicken Bänden anschwellen, wie überall, so auch auf dem Gebiet der Schule. Es wird zuviel regiert, und selbst beim besten Willen und Einsehen der Behörden ist um der allgemeinen Norm willen ein Unterbinden der Selbständigkeit unausbleiblich, sodaß nur ein wirklich freier Geist die Freiheit finden kann, von der trotzalledem noch geredet wird.

Als Gegner des einseitigen Klassenlehrersystems, das den jüngeren Lehrer, der sich dauernd mit den Anfängern beschäftigen muß, lähme, den oberen Lehrer stolz mache, führte Gedicke an seiner Schule das Fachsystem ein, wonach einerseits der Lehrer sein Hauptfach in mehreren Klassen unterrichtet und so die Schüler besser fördert, die infolgedessen länger in seiner Hand bleiben; wonach andrerseits die Schüler — und das ist das wichtigste — in verschiedenen Fächern, durchaus ihren betreffenden Leistungen entsprechend, verschiedenen Klassen angehören können, also z. B. im Französischen einer höheren Klasse als im Lateinischen oder umgekehrt. Diesem System, das Gedike freilich nicht selbst erfand, sondern das z. B. an den höheren Schulen der Franckeschen Stiftungen in Halle schon früher bestand, danach aber um der gleichmäßigen Förderung willen aufgegeben wurde, liegt das Prinzip des Individualisierens zu Grunde, und begabteren Naturen ist dadurch tatsächlich ein rascheres Fort-

schreiten gesichert. Jetzt besteht es meines Wissens nur noch an der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal, indessen tauchen Pläne zu seiner teilweisen Erneuerung auf im Sinne freierer Unterrichts-Bewegung der oberen Klassen.

Als Direktor übte Gedike eine durchgreifende Aufsicht, den Lehrern begegnete er freundlich, aber doch als Vorgesetzter, wirkte jedoch besonders durch sein eigenes Beispiel anfeuernd. Den reiferen Schülern widmete er eine väterliche Fürsorge und suchte ihnen den Übergang zur Universität dadurch zu erleichtern, daß er sie in besonderen Stunden mit allen Verhältnissen und Gefahren des akademischen Lebens bekannt machte. Hierauf nahm er dann in seinen Entlassungsreden Bezug, um sozusagen aus den vorausgegangenen einzelnen Belehrungen und Mahnungen die Summa zu ziehen. — Diese hodegetische Unterweisung, in früheren Zeiten vielfach ausgeübt und von der Behörde auch angeordnet, ist leider so gut wie ganz außer Gebrauch gekommen; sie kann unserer Jugend, die ohne Erfahrung und Weltkenntnis mit einem jedem Eindruck offenen Herzen aus den Schranken der Schule zur studentischen Freiheit übergeht und sich dabei plötzlich ohne einen warnenden Freund, ohne einen bewährten Führer sieht, sicherlich Segen bringen, nur muß sie wirklich aus einsichtiger Erfahrung hervorquellen und in wahrhaft väterlichem Ton gehalten, vor allem aber von dem persönlichen Vertrauensverhältnis zwischen Direktor und Schüler getragen sein.

Eine für jene Zeit völlig neue, für die Folgezeit hochbedeutsame Wirksamkeit entfaltete Gedike als Lehrerbildner. Der bekannte Staatsminister Friedrich des Großen und Friedrich Wilhelm II. Freiherr von Zedlitz, ein Mann von vielseitiger Bildung und von unermüdlicher Tatkraft, erfüllt von warmem Interesse für das Schulwesen und von den philanthropischen Bestrebungen angezogen, erkor sich die Universität Halle zu einem Zentrum pädagogischer Belehrung aus, indem er einen der bedeutendsten Vertreter jener Richtung Ernst Christian Trapp vom Dessauer Philanthropin in eine neugegründete pädagogische Professur dorthin berief. Als dieser nach wenigen Jahren, ohne bleibende Erfolge erreicht zu haben, von Halle schied, wählte Zedlitz wieder einen praktischen Schulmann zu seinem Nachfolger. Das war der bald so berühmt gewordene

Neuhumanist Friedrich August Wolf. Auch er erfüllte indessen die Erwartungen des Ministers nicht, versagte sich vielmehr schließlich ganz den pädagogischen Anforderungen und gründete statt dessen das philologische Seminar, das Vorbild aller späteren wissenschaftlichen Universitätsseminare, eine Pflanzstätte des eigens und planmäßig für den schulmännischen Beruf vorgebildeten höheren Lehrerstandes.

Was in Halle mißglückt war, sollte nun in Berlin ins Werk gesetzt werden, und hierzu ersah sich der Minister den vorzüglich geeigneten Gedike, den er genau kannte, denn von ihm ließ er sich in die alte Literatur, besonders die griechische einführen und erholte sich so täglich im Heiligtum der griechischen Muse von den Staatsgeschäften. Auf diese Weise entstand 1787 am Fr. W. Gymnasium nach Gedikes eigensten Ideen das erste vom Staat gegründete und mit Staatsmitteln ausgestattete pädagogische Seminar zur Heranbildung von geschickten und erfahrenen Lehrern, das dann nach mannigfachen Wandlungen und Versuchen durch die im Jahre 1890 erfolgte Gründung der staatlichen Gymnasialseminare zahlreiche Nachbildungen erhalten hat. — Die Anleitung war bei Gedike teils theoretisch teils praktisch, ersteres durch das Studium der besten Schul- und Erziehungsschriften und durch Abfassung pädagogischer Abhandlungen, für welche möglichst individuelle Berücksichtigung des Unterrichts vorgeschrieben wurde, letzteres durch Hospitieren und eigene Lehrversuche nach Anweisung und unter Aufsicht des Direktors. Neben den ordentlichen Mitgliedern, deren anfängliche Zahl 5 bald auf 8 stieg, waren auch außerordentliche und Exspektanten zugelassen; der Direktor wählte sie selbst aus, und zwar nach rein pädagogischen Gesichtspunkten, die Hauptbedingung für ihn bildete eine „vorzügliche Neigung zum Schulamt". Sie unterrichteten ungefähr in 10 Wochenstunden sowohl in unteren wie in oberen Klassen mit Wechsel der Gegenstände nach jedem Halbjahr, sie hospitierten auch unter einander, wie sie sich überhaupt zu pädagogischem Zwecke in gegenseitiger Verbindung halten sollten.

Es ist hier nicht am Platze, auf die Einzelheiten näher einzugehen; die Instruktion, mit der die heute geltenden Bestimmungen bei auch nur flüchtiger Vergleichung große Über-

einstimmung zeigen, war durchaus zweckmäßig und beruhte auf reifer Erfahrung und Einsicht. Nur mag ich es nicht unterlassen, mit einem Worte auf das erziehliche Moment hinzuweisen, weil es uns deutlich zeigt, wie weise Gedike hier das Wesentliche erkannte, worauf besonders Anfänger von vornherein mit allem Ernste aufmerksam zu machen sind, die doch allzusehr — eben aus Mangel an Erfahrung — zum raschen Zufahren und Aburteilen hinneigen. In der Beziehung lautet die Anweisung für die Kandidaten also: „In der Disziplin sollen sie sorgfältig Leichtsinn und Bosheit unterscheiden und überhaupt einen gehörigen Unterschied zwischen den verschiedenen Quellen, Veranlassungen und Graden irgend einer vorgefallenen Unregelmäßigkeit machen.“ Behufs besonderer Übung im Erziehungsgeschäft bestellte Gedike sie deshalb auch zu Tutoren, d. h. Aufsehern oder Pflegern solcher Schüler, welche eine genaue Beobachtung und eingreifende Fürsorge bedurften, und schärfte ihnen gerade hierfür eine liebreiche Behandlung ein, durch die auch störrische Naturen zu gewinnen sind.

1793 führte Gedike das Seminar, das ja nicht an die Schule, sondern an seine Person gebunden war, an das Berlinische Gymnasium zum grauen Kloster über, dessen Leitung er damals übernahm. Für die wahrlich nicht geringe Bemühung, die er ihm widmete, erntete er aber den schönsten Lohn, den Arbeit finden kann: den Erfolg. Denn die Anstalt gewann bald so großes Ansehen und Vertrauen, daß mehrere Kandidaten unmittelbar nach dem Besuch derselben zu wichtigen und schwierigen Schulämtern berufen wurden. Aus dem Verzeichnis der Mitglieder seien nur einige berühmte Namen aufgeführt: Spilleke, der die Leitung der Heckerschen Anstalten in Berlin erhielt und auf die Entwicklung des Realschulwesens den größten Einfluß gewann; Süvern, der, als man das zertrümmerte preußische Staatswesen im Jahre 1808 nach dem Tilsiter Frieden neu aufzubauen begann, in die oberste Schulbehörde eintrat, hier im Humboldtschen Geiste wirkte und Hervorragendes leistete; Schleiermacher, in dem wir nicht bloß den geistvollen Theologen, sondern auch den tiefgründigen Pädagogen verehren. So durfte Gedike schon 3 Jahre nach der Errichtung die Eltern versichern, daß die Schule sowohl hinsichtlich des eigentlichen

Unterrichts wie inbezug der erziehlichen Behandlung der Schüler durch das Seminar sehr erhebliche Vorteile gewinne. Jedenfalls hat er bei der Leitung desselben die Wahrheit der Behauptung glänzend erwiesen, daß das Lehren eine große und schwere Kunst und daß diese Kunst nicht das Werk der bloßen Natur oder des Zufalls, sondern das Ergebnis mehrjähriger Übung und Erfahrung ist, die jedoch immer besondere natürliche Anlagen voraussetzt; daß sie ferner auch keineswegs durch Bücher, sondern nur durch überlegte Praxis sich erlernen läßt. Es steht mit ihr wie mit der Arzeneiwissenschaft: beide können nur durch Versuch und Erfahrung erweitert und vervollkommnet werden, da alle, wenngleich aus der Natur des Menschen abgeleiteten Regeln dennoch durch die individuelle Beschaffenheit des zu bearbeitenden Gegenstandes jeden Augenblick Einschränkung und Ausnahme erleiden.

Es war eine natürliche Folge des hohen Ansehens, das Gedike genoß, daß er zum Mitglied von Behörden und gelehrten Körperschaften erwählt wurde. So trat er schon als 29 jähriger in das Oberkonsistorium und bald darauf, als der Minister das Ober-Schulkollegium errichtete, in dieses ein. Seine Hauptaufgabe war hier, die Prüfungen der Schulamtskandidaten abzuhalten und ihre Probelektionen an seinem Gymnasium zu beaufsichtigen; hier hat er aber auch maßgebend mitgewirkt bei der bedeutsamsten Tat dieser obersten Unterrichtsbehörde, das ist die Einführung einer Prüfung für Jünglinge, die zur Universität abgehen wollten, um ihre Reife für das Studium festzustellen, eine heilsame und notwendige Maßregel, die durch Klagen über die Unzulänglichkeit der Kenntnisse vieler Studierenden hervorgerufen war und den Universitäten endlich eine gleichmäßig vorgebildete Zuhörerschaft liefern sollte. In alten Zeiten hatte man sich wohl damit geholfen, daß man an der Universität selbst eine Art Vorbereitungsanstalt schuf, wie es z. B. Melanchthon in Wittenberg getan, später war man zu Aufnahmeprüfungen übergegangen, diese aber konnten aus leichtbegreiflichen Ursachen kaum gründlich sein und darum kein klares und gerechtes Ergebnis zeitigen. Deshalb verlegte man jetzt durchaus vernünftig die Reifeprüfung an die Schulen, machte sie zu einem Schlußakt des Unterrichts und gab sie damit zweckmäßig in die Hand der Lehrer.

Es ist für unsere Zeit, die so gern am Bestehenden rüttelt und alte Festsetzungen auflöst, bezeichnend, daß man diese durch mehr als ein Jahrhundert bewährte Einrichtung zu einem Angriffsobjekt gemacht hat; erst vor kurzem war in der wissenschaftlichen Beilage der Nationalzeitung eine große Anzahl von gutachtlichen Äußerungen für und wider ihre Beibehaltung, zum großen Teil recht subjektiv gehalten, zusammengestellt. Nach meiner Meinung würde durch Beseitigung der Reifeprüfung zunächst dem Universitätsunterricht eine neue Erschwerung bereitet, dann aber auch der Schule und den Schülern selbst ein schlechter Dienst erwiesen werden. Für die letzteren fiele allerdings ein Grad der Spannung, aber auch ein eigener Reiz des Abschlusses und ein gut Teil der Befriedigung hinweg, welche sie jetzt zu empfinden berechtigt sind, sobald sie die Prüfung erfolgreich überstanden haben. An das Ende der Schullaufbahn gehört ein wichtiger Akt, eine Zielleistung, und wer nur redlich strebt, der ist dieser Anforderung gewachsen, ohne daß erst in Vater- oder Mutterherzen Beängstigungen sich zu regen brauchen. Freilich, wer mit dem Leben (der Schule) spielt, kommt nie zurecht und besitzt eben nicht die Reife, um im Leben selbständig für sich zu entscheiden.

Nur im Vorübergehen sei es gestreift, dass Gedike 1790 Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde und in diesem Gelehrtenkreise mehrere treffliche Vorlesungen gehalten hat.

Wir sehen, auf seinen Schultern lag eine seltene Fülle von Würden und Bürden, trotzdem fand er noch Zeit, sich schriftstellerisch zu betätigen. Schon seine, dem Minister von Zedlitz gewidmete Erstlingsschrift aus dem Jahre 1779, betitelt „Aristoteles und Basedow oder Fragmente über Erziehung und Schulwesen bei den Alten und Neuen“, zeigt, wie sein Blick über das Gegenwärtige hinausdrang und wie er aus Vergleichen ein richtiges Urteil zu gewinnen suchte. Ebenso hat er später Luthers Pädagogik gewürdigt und überhaupt — abgesehen von einigen Schriften sprachlichen und antiquarischen Inhalts sowie von mehreren Chrestomathien sein Nachdenken dem Unterricht und dem Schulwesen gewidmet, indem er eine lange Reihe von Schulprogrammen in deutscher Sprache über pädagogische Fragen verfaßte, rein zur Orientierung des Publikums bestimmt, dem er über seine Ansichten und über den Unterrichtsbetrieb

an seinen Schulen genaue Auskunft geben wollte. Sie sind uns zum größten Teil unter dem Titel „Gesammelte Schulschriften“ in zwei Bänden überliefert und bekunden ausnahmslos eine reife schulmännische Einsicht, gewonnen und geleitet durch Erfahrung. Sie umfassen ebensowohl das Schulwesen und seine Organisation im allgemeinen, wie sie eingehen auf einzelne Fragen des Unterrichtes. — Als Proben führe ich nur zweierlei an. In der Abhandlung „Einige Gedanken über die Uebung im Lesen“ leitet Gedike aus der Tatsache, daß nur wenige Menschen ordentlich d. h. so lesen, wie es der Inhalt und die darin herrschende Gedankenfolge oder Empfindung verlangt, die Forderung her, daß diese Uebung in der Schule mehr getrieben werde; sie sei ein wichtiger Teil des Jugendunterrichtes, das hätten schon die Alten gewußt und beherzigt. Hiermit rechtfertigt er zugleich die Lese- und Deklamationsübungen, die er an der eigenen Schule abhalten läßt.

Das ist übrigens ein Punkt, in dem wir es auch heute noch lange nicht überall zu einem voll befriedigenden Ergebnis gebracht haben, trotz einer Menge von Lehren und Anweisungen. Freilich kann die Uebung nur aufgrund der vorbildlichen Leistung des Lehrers fruchtbar werden, und deshalb hat Gedike auch diesem in einer besonderen Abhandlung dafür wohl erwogene Vorschriften gegeben.

In einer anderen Schrift wieder handelt er vom Sprachunterricht überhaupt und fordert zum Zwecke einer allgemeinen Schulverbesserung, daß man die lateinischen Schulen in den kleineren Städten zu Realschulen umschmelze, auf den Gymnasien aber nur solche Schüler aufnehme, die wirklich zu einem gelehrten Berufe bestimmt sind. Hier spricht der weitblickende Organisator, dem die Folgezeit in der Hauptsache Recht gegeben hat. Denn tatsächlich gingen nach Einführung der Reifeprüfung die kleineren Stadtschulen, welche den Anforderungen derselben nicht zu genügen vermochten, der Mehrzahl nach ein, und allmählich vollzog sich auch an denjenigen, die zunächst noch nicht auf den altsprachlichen Unterricht hatten verzichten wollen, die von Gedike angedeutete Umwandlung, bis dann in neuester Zeit diese Entwicklung naturgemäß in dem gleichberechtigten Dreiklassensystem: Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule zum Abschluß gekommen ist.

Auch der Organisation der weiblichen Bildung wandte Gedike seine Aufmerksamkeit zu. In den Annalen des preußischen Kirchen- und Schulwesens, die er herausgab, wies er auf den Mangel an Schulen für die weibliche Jugend höherer Stände hin, die der Staat nur allzulange der privaten Veranstaltung überlassen hat, und empfahl die Gründung von Lehrerinnen-Seminaren.

Man könnte aus Gedikes Schriften leicht eine Blütenlese kerniger, gehaltreicher Stellen sammeln, die noch heute, oder soll ich sagen, heute wieder besonders beherzigenswert erscheinen: überall volle Wertung des schulmännischen Berufes, aber auch die höchste Auffassung von seinen Pflichten und Aufgaben, namentlich der erzieherischen. Er verachtet geradezu den Lehrer, der seine Schüler nur Wissen, wenns hoch kommt, Denken, aber nicht zugleich Empfinden, Handeln, Leben lehrt. So enge Schranken darf er seiner Tätigkeit nicht setzen; er soll vielmehr jede Tugend des häuslichen, bürgerlichen und öffentlichen Lebens mittelbar schon im Unterricht, dann aber auch unmittelbar durch seinen Umgang, durch vertrauliche Privatunterredungen und durch sein eigenes Leben und Handeln lehren.

Ja gewiß, es gilt gerade in unserer Zeit für alle die es angeht: Eltern, Lehrer, Erzieher, die Jugend zu bewahren vor häßlichen Untugenden, die jetzt verderblich um sich greifen: vor der krankhaften Zweifelsucht, der frivolen Oberflächlichkeit, dem törichten Wahne, der sie verführt, leerem Schalle und hohlem Schatten nachzujagen. Sie soll sich vielmehr festketten an die allein Gesundung bringenden Ideale des Wahren, Guten und Schönen, um sie aus sich selbst hervorzubringen und zu verwirklichen zum Heile der Gesamtheit, damit unser Weg in die Höhe und nicht in die Tiefe gehe. Und dabei fällt unzweifelhaft der Schule eine Hauptaufgabe zu, für deren befriedigende Lösung jeder Lehrer an seinem Teile mit verantwortlich ist.

Nun hat zwar aus so manchem angeführten Worte des Schulmannes auch der Mensch zu uns gesprochen, aber doch würde dem Bilde der rechte Hintergrund fehlen, wenn wir ihn uns nicht vorstellen könnten, wie er sich außeramtlich, sonderlich als Gatte und Vater in des Hauses trautestem Kreise gegeben

hat. — Wie er selbst eingesteht, erschien er Fremden oft ungesellig, aber er verschmähte nur das Rauschende der Vergnügungen, keineswegs den anregenden gehaltreichen Gedankenaustausch in ungezwungenem Zusammensein mit Gleichgesinnten. — Viele fanden ihn nüchtern und kühl, aber er empfand sehr lebhaft; nur vermied er es, seine Empfindungen zur Schau zu tragen, und eben weil er seines aufwallenden Gefühls nicht sicher war, hatte er schon von frühauf eine Selbstbeherrschung geübt, die dann bei fortschreitender männlicher Festigung seines Charakters der äußeren Haltung etwas Steifes verleihen mußte. Es sind uns eine Reihe Gedichte teils patriotischen, teils persönlichen Inhalts von ihm überliefert; in diesen zeigt er sich gar nicht frei von der gefühlsseligen Ueberschwenglichkeit, die dem 18. Jahrhundert eigen ist.

Nach Freundschaft und Liebe verlangte sein Herz, und beide sind ihm zuteil geworden. Seinem Schwiegersohn Horn verdanken wir eine Biographie, die uns einen klaren Einblick in das Gedikesche Familienleben gewährt: An der Seite einer inniggeliebten Frau, die ihm 5 Kinder schenkte, war ihm ein schönes Los beschieden. In diesem Verhältnis ließ er seine Gefühle ungehemmt ausströmen in Äußerungen der Liebe und Zärtlichkeit. Horn hat der Biographie Gedikes Briefe an seine Braut und Gattin beigegeben, die teils von leidenschaftlicher Sehnsucht, teils von reinster Befriedigung zeugen. Im Jahre 1797 machte er eine Reise nach Italien, 1802 eine amtliche Reise in die neuerworbenen Provinzen Süd- und Neuostpreußen: immer wieder zog das Herz ihn mächtig heimwärts; es war, als ahnte er, daß ihm ein langer Genuß des Familienglückes nicht beschieden sein sollte. In der Tat war seine Gesundheit durch rastlose, aufreibende Geschäftigkeit erschüttert, eine für den Frühling des Jahres 1803 geplante Erholungsreise nach dem Süden, auf welcher er im ehrenvollen Auftrage des Königs auch die Methode Pestalozzis an Ort und Stelle zu studieren gedachte, kam, weil er im Winter tödlich erkrankte, nicht mehr zur Ausführung.

So hat er den jähen Zusammenbruch des Vaterlandes, dessen schmerzliche Erinnerung uns in diesen Tagen so nahe gerückt ist, nicht erlebt, hat dem Wiederaufbau des preußischen Staatswesens, wozu er unter den ersten mit berufen gewesen

wäre, seine bewährte Kraft nicht widmen können, aber in den Schülern, die er herangebildet und mit seinem Geist erfüllt, hat er doch dazu mitgewirkt und somit, wie er den Besten seiner Zeit genug getan, auch weiter gelebt für alle Zeiten. Hat in gewissem Verstande auch für uns gelebt, sofern er uns, die wir wieder in einer sehr ernsten, gährenden, gefahrdrohenden, auch pädagogisch unruhevoll bewegten Zeit stehen, manches lehrreiche und mahnende Wort zu sagen hatte, sofern er uns aus unsres Lebens rasch wechselnder, fast verwirrender Vielgestaltigkeit, die viel Unklares mit sich bringt, zu klaren Problemen und alten Wahrheiten zurückrief und den nachsinnenden Blick auf den Wesenskern aller Erziehungs- und Unterrichtsfragen hinlenkte.

Aldhelm von Malmesbury

von

Professor Dr. phil. R. Ehwald
Oberbibliothekar der Herzgl. Bibliothek in Gotha.

Zweimal hat das weltbeherrschende Rom das meerbeherrschende Albion errobert: einmal durch seine Legionen, deren Adler nicht nur die Macht der Cäsaren, sondern auch die Kultur der Siebenhügelstadt über den Erdkreis trugen; das zweitemal durch seine Priester, für deren pontifex maximus die weltumspannenden Pläne und die weltumspannende Herrschaft auf und aus den Trümmern der Kaiserpaläste erwachsen sind. In dem ersten Jahrzehnt des fünften Jahrhunderts, als auch Galliens römische Kultur zusammenbrach, wurden in den Stürmen der Gotennot die Legionen von der Insel zurückgerufen; kaum zwei Jahrzehnte vergehen, so beginnen die Versuche des römischen Stuhls, die heidnischen Sachsen und die christlichen Kelten in die Kreise seiner Macht zu ziehen. Nirgends zeigt sich deutlicher die historische Bedeutung der Roma aeterna: was die weltliche Macht verloren, erobert die Kirche; und die Geschichtsschreibung spiegelt den Wechsel der Zeiten: die Kämpfe der Legionen um England hat Roms größter Historiker, der Senator Tacitus, die der Kirche der erste germanische Geschichtsschreiber, der Presbyter Beda beschrieben.

Freilich ist nicht erst mit dem Beginne des fünften Jahrhunderts das Christentum nach Britannien gekommen. Das römische Heer und der römische Verkehr, die mannigfachen Beziehungen zum christlichen Festlande haben dieses, ohne daß wir über Einzelheiten näher unterrichtet sind, mitgebracht, und St. Alban war der erste englische Märtyrer. Von dem christianisierten England ist der neue Glaube wieder durch den Verkehr hinübergewandert zu den Iren, deren Insel nie von einem Römerheer betreten worden ist und nie einen Teil des Römerreichs gebildet hat; der Irenbekehrer St. Patrick ist, wie H. Zimmer erwiesen

hat, eine legendarische Persönlichkeit. Aber dieses von den wanderlustigen britischen und irischen Kelten bekannte Christentum, als dessen glänzendster Vertreter und erster Missionar der heilige Kolumban, der Gründer von Luxeuil in Frankreich und Bobbio in Oberitalien, der Lehrer des heiligen Gallus gelten kann, stand nicht unter dem Einfluß von und nicht in Verbindung mit Rom.

Durch den Einbruch der heidnischen Sachsen, die die Mitte und den Osten Englands einnahmen, ward diese britische Volkskirche zum großen Teile von heidnischen Elementen überschwemmt; in den westlichen Teilen der Insel dagegen, also in Wales, Devonshire, Cornwall, und in den nördlichen Teilen, in Northumberland, hatte sie sich behauptet; in Irland, wohin sächsische Eroberer so wenig wie römische jemals vorgedrungen sind, ist sie nie gestört worden. In den irischen Klöstern blühte die klassische und kirchliche Bildung des vierten Jahrhunderts weiter; hier entwickelte sich eine kirchlich liturgische Literatur; hier fand die häretische Lehre des Pelagius Eingang und Bekämpfung; hier wurde selbst noch einiges Griechisch gelehrt und gelernt, hier eine besondere Art der lateinischen Schrift und Schriftverzierung ausgebildet, die mit den literarischen Schätzen später auf die Angelsachsen übergegangen ist.

Gegen Briten aber und Schotten — so heißen die Bewohner Irlands wie die nach Nordengland ausgewanderten Kelten — gewinnt Rom in den heidnischen Sachsenreichen, besonders durch die Kirchenpolitik Gregors des Großen, die Kraft zu eigner Entfaltung. Hofkirche steht gegen Volkskirche; Männer deutschen Stammes werden auch hier Roms mächtige Stützen, Träger und Helfer, und königliche Frauen seine erfolgreichsten Helferinnen; die weltgeschichtliche Frage, „ob die der Kultur und der Religion der Menschheit gewonnenen Gebiete wieder verloren gehen sollen", wird auf diesem Boden gelöst, und auch das ist von weltgeschichtlicher Bedeutung geworden, daß die Männer, die das Christentum von England auf das heidnische Festland trugen, daß vor allem der größte von ihnen, Bonifatius, von diesen Anschauungen der sächsisch-römischen Kirche erfüllt waren.

Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts ist Roms Sieg entschieden; die Sicherung und Weiterführung des Erfolges knüpft sich in erster Linie an die durch Theodor von Tarsus,

den Erzbischof, und Hadrian, den Afrikaner, den Abt, erneuerte Schule von Canterbury, deren erste und berühmteste Schüler die Angelsachsen Aldhelm von Malmesbury und Ceolfrid von Jarrow, der Lehrer Bedas, gewesen sind. Es ist ein wunderbares Schauspiel, hier auf engem Raum die Vertreter dreier Weltteile, dreier Nationen und dreier Kulturepochen zusammenstehen zu sehen, alle von einer Idee durchdrungen und alle einer Macht dienend, die sich zu neuen Siegeszügen von hier aus gerüstet hat; hier übergab die alte Welt die Fackel einem neuen Volk. Denn Aldhelm und Beda der Ehrwürdige, des frühen Mittelalters größter Gelehrte, sind neben Alchwine von York, dem Kultusminister unseres großen Kaisers Karl, die drei Angelsachsen, durch die ihre Nation Einfluß auf das gesamte germanische Geistesleben des siebenten bis neunten Jahrhunderts errang. Die lateinische Literatur des Mittelalters bietet, wie es ihr bester Kenner, Ludwig Traube, dessen früher Tod ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft ist, einmal ausgesprochen hat, die gewaltigste Erscheinung, die man sich denken kann, eine Weltliteratur. Zu ihrem Verständnis aber ist nicht nur die Kenntnis der führenden Geister notwendig, sondern nicht minder die der Männer, die die Verbindung und den Zusammenhang der Epochen und Nationen herstellen, und zu diesen gehört zweifellos der Mann, dem die folgende Darstellung gilt, Aldhelm, der erste Bischof von Sherborn, dessen Leben zugleich ein getreues Spiegelbild jener von politischen Kämpfen und wechselvollen Kriegen erfüllten Zeit ist, in der als einzige Kulturmacht die römische Kirche erscheint.

Über Aldhelms Leben und Wirken sind wir verhältnismäßig gut unterrichtet. Urkunden seines Klosters, deren Echtheit freilich zum Teil angezweifelt wird, und Briefe von ihm haben sich, letztere besonders zusammen mit dem Briefwechsel des Bonifatius, erhalten; wichtige Nachricht gibt über ihn Beda in seiner Kirchengeschichte; St. Dunstan hat im X. Jahrhundert sein Gedächtnis erneuert, so daß die Tradition lebendig blieb. Der fromme Abt von Abingdon, Faricius, hat im Anfang des XII. Jahrhunderts eine ausführliche Darstellung vom Leben Aldhelms gegeben; das weitaus Beste aber, das über ihn geschrieben ist, verdanken wir dem für seinen berühmtesten Klostergenossen begeisterten Wilhelm von Malmesbury, des normannischen Englands erstem Geschichtsschreiber. In seinen großen,

1125 abgeschlossenen Schriften über die Taten der englischen Könige und der englischen Bischöfe hat dieser „volkstümliche und grundlegende“ Historiker alles gesammelt und zu einem einheitlichen, mit bewundernder Liebe gezeichneten Bilde verwertet, was sein Kloster, dessen Bibliothekar er war, an mündlicher Überlieferung und urkundlichem Material über seinen Begründer und ersten Abt erhalten hatte. Das ganze fünfte Buch des Werks über die englischen Bischöfe, das uns in der Originalhandschrift von Magdalen College zu Oxford erhalten ist, ist ganz Aldhelms Andenken gewidmet.

Geboren, wie ich glaube, Ende der vierziger Jahre des VII. Jahrhunderts, als Sproß des königlichen Geschlechtes von Wessex, unter Coinwalchs Regierung, der selbst schon Christ war, und unter dem zuerst ein Bischof, der wegen seiner Bildung und seines Eifers vom König bewunderte Agilbert, in Wessex weilte, war Aldhelm als Christ und Sachse, als Lehrer und Priester mitten hineingestellt in eine große und entscheidende Aufgabe: es galt die weltliche Machtstellung der römischen Kirche auch auf geistigem Gebiete zu begründen. Die Herrschaft der Schotten für Schule und theologische Bildung war damals in England unbestritten; im Norden hatten sie in Jona und Lindisfarne neue Sitze ihres Einflusses gewonnen; der Bischof von Wessex selbst, obwohl Franke von Geburt, hatte seine letzten Studien in Irland gemacht, und in Aldhelms Heimat hatte sich eben am nordwestlichen Rand des Königreiches, in naher Nachbarschaft der Kelten von Wales und Devonshire, Maidulf, „der Abkunft nach ein Schotte, der Bildung nach ein Philosoph, dem Geschäfte nach ein Mönch“, niedergelassen und bald eine kleine Anzahl nach mönchischer Regel lebender Schüler um sich gesammelt. In diese Gemeinschaft trat Aldhelm ein; in ihr hat er seine ersten Studien gemacht, seine ersten geistlichen Würden erlangt. Da öffneten, wahrscheinlich schon 669, Theodor und Hadrian die Hallen ihrer Schule. „Weil Beide“, schreibt Beda, „einen überströmenden Reichtum an heiligen und weltlichen Kenntnissen besaßen, scharten sich bald Schüler in Haufen um sie, und täglich fluteten Ströme heilsamer Weisheit in deren Herzen. Bis heute noch leben von ihren Schülern welche, die Latein und Griechisch wie ihre Muttersprache kennen, und glücklichere Zeiten wahrlich

hat es, seit die Angeln nach Britanien gezogen sind, nie gegeben.“ Kein Wunder, daß auch Aldhelm nach Canterbury in die „Burg des Wissens“, die zugleich eine Hochburg römischen Kirchenwesens war, übersiedelte, und so einer der Ersten wurde, die die Elemente der irischen, bei Maidulf erlernten und der römischen von Canterbury ausgehenden Bildung in sich vereinten. Es sind uns Stücke von seinen Briefen an Hadrian erhalten, in denen er diesen voll Dankbarkeit als den Lehrer „seiner unerfahrenen Kindheit“ — es ist die spiritalis infantia gemeint — preist, und von einem zweimaligen Aufenthalt in Canterbury redet; und ebenso ist uns Theodor als sein Lehrer bezeugt. Genaueres erfahren wir über seine Studien aus dem Briefe, den er kurz vor Weihnachten 672 an seinen Gönner, den Bischof Eleutherius geschrieben hat; in ihm schildert er den zum Teil weit über das Hergebrachte hinaus gehenden Studienbetrieb von Canterbury, dessen Niederschlag wir, zum Teil bis ins Einzelne, in Aldhelms Schriften nachzuweisen auch heute noch imstande sind. Gewiß geht die bewundernswerte Vertrautheit mit der Bibel, den klassischen und kirchlichen Dichtern, vor allem Vergil und Sedulius, und den Kirchenvätern, vor allem Augustin Hieronymus, Rufin, Gregor, Cyprian, den Märtyrerakten und seine Kenntnis der grammatischen Literatur in letztem Grunde auf den Unterricht dieser Schule zurück. „Nicht kurze Zeit“, schreibt er dabei, „muß bei diesen gelehrten Studien hinbringen, wer von geschicktem Scharfsinn begeistert die Rechte römischer Gesetze gründlich erlernen und alle Geheimnisse der Rechtsgelehrten im innersten Herzen durchforschen, und, was noch viel beschwerlicher und verwickelter ist, die hundert Arten der Metra nach den Füßen unterscheiden und nach musikalischer Sangesmelodie bei gerader Sylbenbahn betrachten will.“ Daß in Canterbury schon im VII. Jahrhundert römisches Recht, doch wohl, was auch an sich wieder wichtig genug ist, als Grundlage für die von den weltlichen Gewalten in Anspruch genommene praktisch-staatliche Tätigkeit der Kleriker betrieben und juristische Studien mit denen der Metrik und Musik in Paralelle gestellt werden, schien mir merkwürdig genug um zu versuchen, die fast unglaubliche Geschraubtheit des Ausdrucks möglichst wörtlich wieder zu geben, obgleich Aldhelm eigentlich unübersetzbar ist. Aldhelm weiß, daß die Mehrzahl der Iren — die

Scottici scioli, die schottischen Vielwisser, wie er sie einmal nennt — seine persönlichen Gegner sind; aber er sieht es doch zunächst nicht als eine persönliche, sondern als seine kirchliche und seine nationale Aufgabe an, ihren Einfluß zu brechen und die Schule für seine Angelsachsen zu erobern: auch hier zeigt sich die fröhliche Jugendkraft emporstrebenden Germanentums. Das interessanteste Zeugnis dafür ist ein nur in englischen Handschriften erhaltener Brief, der mir eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte der irisch-angelsächsischen Pädagogik überhaupt zu sein scheint. Aldhelm bittet in ihm seinen jungen Landsmann Ehfrid, der sechs Jahre in irischen Klöstern studiert hat, seine dort erworbene Gelehrsamkeit nun zum Nutzen der eigenen Volksgenossen zu verwenden.

„Noch geht, schreibt er, hin und her der Zug der auf segelführendem Pfad über den Meerstrudel nach Hibernien fahrenden Schüler, wie die Schar der Honig sammelnden Bienen, gerade als ob auf Britanniens fruchtbaren Fluren Argivische Lehrer und Römische Quiriten sich gar nicht auffinden ließen. Aber bei aller Gelehrsamkeit der Iren ist dies jetzt nicht mehr nötig, seit Theodor die Binde des Priestertums verwaltet, der von dem Anfangsdienst an in der Blüte philosophischer Kunst aufgewachsen ist, und da Hadrian derselben Bruderschaft dient, unsagbar geschmückt mit ausgereifter Gelehrsamkeit."

Wohl ist trotzdem die frühere Klosterbildung in Irland weiter gepflegt worden und gediehen, bis die Wikingerstürme sie zerstörten: ich nenne als glänzende Vertreter irischer Schulen nur zwei, den gelehrten Sedulius Scottus, von dem uns der älteste Fürstenspiegel und wertvolle Sammlungen aus den Klassikern erhalten sind, und den reichsten und originellsten Geist des neunten Jahrhunderts Johannes Scottus Eriugena, den Freund Karls des Kahlen, den ersten Scholastiker. Jedoch die Zeit, da die Iren die einzigen Lehrer waren, ist für immer vorüber und nicht zum wenigsten mit durch Aldhelms Wirksamkeit; Angelsachsen treten von nun an neben und über die Iren. Schon hier aber möchte ich darauf hinweisen, daß die weitverbreitete Auffassung von den großen Verdiensten der Iren „um die Bereicherung des geistigen Lebens des Kontinents" und die Erhaltung der alten Literatur, die sie in gewissen Grenzen zweifellos haben, nach den neuesten Untersuchungen eine

starke Einschränkung erfahren muß. Man vergißt zu leicht, daß ihre großen Erfolge der Zeit nach später sind als Theodor und Alchwine, und daß sie auch auf dem Festland reiche Handschriftenschätze und auch selbständig entwickelte Gelehrsamkeit antrafen.

Wenige Jahre nach seiner durch Kränklichkeit veranlaßten Rückkehr nach dem stillen Malmesbury wird Aldhelm nach dem Tode Maidulfs der erste Abt des neuen Klosters, und nun entwickelte sich die Schule, die bis dahin nur ein dürftiges Dasein geführt, in glänzendster Weise. Daß er die Regel Benedikts einführte, ist nicht bezeugt; daß aber, wie in den Benediktinerklöstern, die Pflege der Studien pflichtmäßig war, unzweifelhaft. Malmesbury wird ein neuer Mittelpunkt der neuen Bildung, zu dem, wie Wilhelm sagt, auf allen Pfaden die Schüler hinzuströmten, und nicht nur Kleriker, sondern auch — und auch dies ist bezeichnend für die Lernbegier der jungen Nation — Jünglinge der vornehmsten und herrschenden Geschlechter, die die Freuden weltlichen, oft recht tollen Genusses mit den Reizen der neu erwachten Gelehrsamkeit zu verbinden suchten. Von Aldhelms Schülern nenne ich nur die Könige Aethilwald von Mercia und Aldfred von Northumberland; daß Aldhelm auch bei den Iren Anerkennung fand, lernen wir aus seinem Verhältnis zu dem schottischen Prinzen Artwil, der, was er schrieb, an Aldhelm sandte, damit dieser es von der scabredo Scottica, der schottischen Krätze, befreie; die berühmtesten von den Männern aber, die nach Aldhelms Tode aus seiner weiterblühenden Schule hervorgegangen sind, waren im achten Jahrhundert Lul, der Nachfolger des Bonifatius im Erzbistum Mainz, und im elften Wilhelm, sein Biograph.

Tritt jedoch in Aldhelms Lehrtätigkeit mehr seine nationale Bedeutung hervor, so steht naturgemäß ganz unter kirchlichem Gesichtspunkt sein Bestreben als Abt und Bischof. Wohl war für ihn und seine Zeit römisches Christentum und Kultur, weltliche und geistliche Bildung, Kloster und Schule noch eins oder wenigstens untrennbar verbunden, aber für die Betrachtung empfiehlt es sich sie auseinander zu halten. Eins aber bleibt für Aldhelm immer das Wesentliche: der Anschluß an Rom, und das Streben, seiner Kirche zum Sieg zu verhelfen. Denn auch er ist durchdrungen von der seine angelsächsichen

Zeitgenossen erfüllenden Überzeugung, die ihren lebhaftesten Ausdruck in einer von Beda überlieferten Weissagung erhält, die sich auch am Rande einer der ältesten und wichtigsten Aldhelms Handschriften, eines Würzburger Codex des IX. Jahrhunderts findet: „So lang das Colosseum steht, steht Rom; wenn das Colosseum sinkt, sinkt Rom; wenn Rom sinkt, sinkt die ganze Welt. Was stehst, was staunst du, britannischer Ochse?“ Durch seine Verwandtschaft mit den westsächsischen Königen Centwin, Caedwal und Ini, denen er in einem seiner kirchlichen Gedichte ein schönes Denkmal gesetzt hat, und durch ihren Eifer für die Sache der orthodoxen Kirche mächtig unterstützt, hat er den Besitz des eigenen Klosters gemehrt und die Interessen anderer Klöster, besonders Abingdons und Glastonburys, in dem Bewußtsein, daß er damit ebenso für die Sache der Zivilisation wie der Kirche wirke, freudig gefördert, vor allem aber in dem Bereich aufzubauen gesucht, auf dem jede Kirche gegründet sein muß, in den Herzen des Volks.

Kein Geringerer als der mächtigste und zugleich gelehrteste Sachsenkönig Englands, Alfred der Große, wie unser Kaiser Karl, ein eifriger Sammler heimischer Überlieferung, hat bei Erwähnung eines der angelsächsischen Lieder Aldhelms, das noch im XII. Jahrhundert gesungen worden ist, erzählt, wie er diese gewann. Das noch halbbarbarische Volk, wenig geneigt sich durch die Predigt lange festhalten zu lassen, sei sofort nach der Messe wieder heimgeeilt. Da habe sich der heilige Mann an einer Brücke, die von der Stadt aus in das Feld führte, aufgestellt und habe die Sachsen durch seine Lieder, denen sie gerne lauschten, aufgehalten. Nachdem er dies mehrmals getan, habe das Volk sich an ihm gefreut und sich um ihn geschart. Durch diesen klugen Gedanken habe er allmälig seine Landsleute, indem er Worte der heiligen Schrift einfließen ließ, zum Verstand gebracht; hätte er streng und mit dem Bann wirken wollen, wahrlich, er würde nichts erreicht haben. Ob die von dem großen König belobte Methode des ehrwürdigen sächsischen Bischofs nicht auch für andere Zeiten und andere Zwecke wirksam wäre, will ich nicht untersuchen; das aber weiß ich, daß es ein hübscher und tiefer Gedanke zugleich war, auf dem Digby Monument in Sherborn ihn darzustellen mit dem Heiligenschein geschmückt und die Leier im Arm haltend.

Zeigt sich uns hier die kluge Liebenswürdigkeit seines zu begeisterter Anhängerschaft ziehenden Wesens, so sehen wir doch an anderem Orte den Mann, dem kampffrohes Sachsenblut in den Adern rollt, kampffroh und tapfer mit in der vordersten Reihe der Streiter. Bis zu welcher Erbitterung die Gegnerschaft der Briten und Sachsen auf kirchlichem Gebiete damals gekommen war, eine Feindschaft, die noch heute zwischen Iren und Engländern glimmt, dafür haben wir Aldhelms eigenes Zeugnis. „Die Priester jenseits der Severnbucht, sagt er in dem gleich zu erwähnenden Brief, in Demetia — das ist in dem heutigen Pembrokeshire in Wales —, die sich ihrer Reinheit rühmen, verabscheuen die Gemeinschaft mit uns so, daß sie weder in der Kirche mit uns den Gebetsdienst verrichten, noch am Tisch des Herrn das Mahl mit uns nehmen wollen, ja die Speisebrocken und die Reste des Mahles den Hunden und Schweinen vorwerfen. Die Gefäße und Schalen lassen sie mit Asche und Sand sühnen und reinigen! Der Bundesgruß wird uns nicht gewährt, kein Bruderkuß geboten, kein Wasser gereicht. Kommt einer von uns zu ihnen, so lassen sie ihn nicht eher zu, als bis sie ihn vierzig Tage in Buße zuzubringen gezwungen.“ Und woher dieser fanatische Haß der doch einem Glauben dienenden Priester, die zudem die Einheit der Glaubenslehren nachdrücklich hervorheben, und zwischen denen keine häretische Lehre steht, wie sie der pelagianische Streit in die irische Kirche oder Gottschalk in die fränkische Kirche gebracht hat, nicht eine Neuerung der Kirchenzucht, wie sie Columban durch Einführung der Beichte in der fränkischen Kirche anbahnte? In einer Frage der Kirchenordnung und einer Frage der kirchlichen Tracht findet der nationale Gegensatz der Sieger und der Besiegten seinen handgreiflichen Ausdruck, und je äußerlicher der Grund war, desto leidenschaftlicher wurde er festgehalten, weil er schon äußerlich schied und sein Aufgeben schon äußerlich die Niederlage angezeigt hätte: es handelt sich um die Osterfestfeier, deren Festsetzung ebenso viel unzählige Kämpfe für die Kirche, wie Schwierigkeiten für das bürgerliche Leben hervorgerufen hat, damals aber innerhalb der römischen Kirche seit länger als einem Jahrhundert entschieden war, und — die Tonsur! Die heilige Woche, die in den ersten Monat, d. h. in den Monat,

in dem der erste Vollmond auf oder hinter das Frühjahrsäquinoktium fallen mußte, begann die keltische Kirche frühstens mit dem 14., die römische mit dem 16. Mondtage; die Kelten verlegten den Frühjahrsanfang auf den 25., die Römer auf den 21. März; die Kelten rechneten nach dem alten 84 jährigen, die Römer mit einer doppelten Reform nach einem von Alexandria aus durchgesetzten, zuletzt von Dionysius Exiguus fixierten 19 jährigen Cyklus. Daß bei solchem Unterschied Kelten und Römer das höchste Fest der Christenheit, dessen Bedeutung beide gleich hoch schätzten, nicht zusammen feiern konnten, war eine notwendige und wohl auch von den Briten gewollte Folge. Die Tonsur aber trugen die Römer kranzartig, im letzten Grund zur Erinnerung an die Dornenkrone des Heilands; die Kelten schoren sich das Haupt von Ohr zu Ohr. Für Ostertermin und Tonsur berief sich die römisch-sächsiche Kirche mit demselben Recht auf St. Peter, wie die britisch-keltische auf St. Johannes.

Der kirchengeschichtlich sehr wichtige Streit, in dem übrigens auch der Schotte Adamnan von Jona, durch Ceolfried belehrt, für die römische Lehre unter den Iren eintrat, verdient eine viel eingehendere Behandlung, als sie hier gestattet ist; ich erwähne hier nur soviel, daß er mit außerordentlicher Heftigkeit und Ausführlichkeit gekämpft worden ist, und daß Aldhelm noch als Abt, also vor 705, wahrscheinlich schon 680 ebenso lebhaft wie ein anderer Canterburyman, Ceolfrid, für die römische Partei das Wort ergriffen hat. Daß dies auf Beschluß eines Bischofskonzils geschah, ist ein Beweis dafür, welches Vertrauen und welches Ansehen er schon damals in der sächsisch-römischen Kirche genoß. In seinem berühmten Brief an Gerent von Wales und den Klerus von Devonshire setzt er dem König auseinander, welches Unheil der Kirche aus diesem Streite erwächst. Wohl spricht er das schöne Wort aus: „Katholischer Glaube und die Eintracht brüderlicher Liebe ziehen untrennbar auf gleichem Pfade dahin", aber die Vorbedingung der Eintracht ist für ihn die Unterwerfung unter die von ihm vertretene Kirche. Denn „vergebens und eitel rühmt sich des katholischen Glaubens, wer die Lehre und Regel des heiligen Petrus nicht befolgt", und wie sechzehn Jahre vorher Wilfrid von York als stärkstes Argument dem

König Oswiu gegenüber das Wort des Herrn gebraucht hatte: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“, so ist auch für Aldhelm diese Stelle das A und das O seiner Beweisführung. Welchen Erfolg er gehabt hat, wissen wir nicht genau; nach Beda war er beschränkt auf die Briten, die unter westsächsischer Herrschaft standen; nach Wilhelm von Malmesbury verdankten die Briten überhaupt ihm bis auf seine Zeit ihre Bekehrung; aber seine Schrift, meinte Wilhelm, hätten sie vernichtet.

So wirkte Aldhelm als Priester und Kirchenpolitiker ganz in dem Sinn, in dem sein großer Lehrer Theodor die englische Kirche leitete; seine Erfolge haben ihm die Heiligsprechung gebracht. Die Treue aber, die er seinem Führer hielt, setzte er als festeste Bürgschaft gemeinsamen Erfolges für den gesamten Klerus voraus. Als der eben erwähnte Wilfrid, die unruhigste, wirksamste und zugleich am schwersten verständliche Persönlichkeit jener Periode, von Aldfrids von Northumberland wildem Nachfolger mit Verbannung bedroht wurde, da forderte Aldhelm in flammenden Worten dessen Geistliche auf, mit ihm von dannen zu ziehen. „Wenn weltliche Männer, die von heiligem Wissen nichts haben, ihren Herrn beim Hereinbrechen des Unglücks verlassen und den sorglosen Frieden der lieben Heimat der Bedrängnis ihres Herrn im Elend vorziehen, verfallen sie da nicht in Spott und Schmach? Was wird man von euch sagen, wenn ihr euren Bischof, der euch gehegt und gepflegt hat, im Elend allein laßt?“ Ich habe auch diesen Zug anführen wollen, um zu zeigen, wie in dem angelsächsischen Manne auch im Priesterkleide noch die altgermanische Pflicht der Gefolgstreue lebendig war, die Tacitus in seiner „Germania“ als das heiligste Band der Heldengemeinschaft gepriesen hat.

Bei Aldhelms überzeugter Begeisterung für Rom als Sitz des Papstes und Hauptstadt der alten Welt werden wir uns nicht wundern, von seiner Pilgerfahrt dorthin zu erfahren; auch in dieser Beziehung aber ist er ein Typus seiner Zeit. Wenn es auch schwerlich richtig ist, daß Papst Sergius (687—701) ihn nach Rom eingeladen habe, so steht doch seine Reise dorthin zweifellos fest. Es ist ein charakteristischer, später überhandnehmender und schlimme Zustände zeitigender Zug für die Angelsachsen jener Periode, die Roms treueste Diener

geworden waren, daß der westsächsische König Caedualla seine Krone niederlegte, um in Rom sich taufen zu lassen, daß Vornehme und Niedre, Laien und Priester, Männer und Frauen trotz aller Beschwerden und Gefahren der Reise doch wetteifernd dorthin eilten, gezogen ebenso von der alles Germanenvolk zwingenden geheimnisvollen Sehnsucht nach dem Süden, wie von dem Verlangen, ihren Glauben zu stärken und in der Nähe der heiligen Orte zu weilen, um, wie Beda sagt, desto freudigere Aufnahme durch die Heiligen im Himmel zu verdienen. Denn kein stärkeres Moment für die Aufnahme des Christentums unter den Sachsen hat es gegeben, als die Hoffnung auf die ewige Seligkeit, für die die Gunst des Himmelspförtners die beste Gewähr bot; wie ihre Ahnen wollten auch sie emporfahren zur Himmelsburg.[1] Daß diese Reisen der frommen Angelsachsen von höchster Bedeutung auch für die Überführung römischer Bildung, lateinischer Handschriften, italischer Kunst und Kunstprodukte nach England gewesen sind, braucht kaum ausdrücklich bemerkt zu werden. Wunderbare Dinge weiß die fromme Legende von dem Aufenthalt Aldhelms in Rom und seiner Fahrt über die Alpen zu berichten; das wichtigste aber, was er außer der gewaltigen Erinnerung und der Mehrung seines Ansehens heimbrachte, war das Privileg des Papstes für die Freiheit seiner Klöster von aller und jeder, geistlicher wie weltlicher Gewalt. Malmesbury stand von da an unmittelbar unter dem Pontifex in Rom; kein Bischof hatte das Recht einzugreifen in sein Leben, seine Verwaltung, seine Ordnung, seine Wahlen. Und dieses Privileg erkannten die heimischen Könige an: und damit war wieder ein Präzedenzfall für Roms Geltung geschaffen; wie Malmesbury stand auch Fulda direkt unter dem Papst.

Dreißig Jahre war Aldhelm Abt gewesen, als Haeddi, der Bischof von Winchester, der Nachfolger des Eleutherius, 705 starb; das große Bistum von Wessex zu teilen riet der Umfang des Sprengels, die durch die Gunst der westsächsischen Könige

[1] Wir besitzen in einem rhythmischen Gedichte in Achtsylblern eine ausführliche Schilderung einer solchen Romfahrt aus der Feder Aethilwalds, eines Schülers Aldhelms, an dessen Schluß ausführlich die mitgebrachten Geschenke, besonders die schönen seidenen Gewänder und deren Herstellung geschildert werden.

mächtig erstarkte, eine wirksamere Organisation ermöglichende Kraft der sächsischen Kirche, vor allem die Nähe der häretischen Kelten. So entstanden aus einem zwei Bistümer, das östliche mit dem alten Bischofssitz Winchester, das westliche, ungleich größere, mit dem neuen Sitz Sherborn an der Grenze der Britenkirche. Es war ein Tag hohen persönlichen und politischen Erfolgs, als Erzbischof Berchtwald von Canterbury den frommen Aldhelm, den jedes Alter und jeder Stand für die Würde bestimmte, in Canterbury weihte. Auch als Bischof aber behielt er die Abtswürde über seine Klöster — neben Malmesbury hatte er auch From und Bradford on Avon gegründet — bei, auf den einstimmigen Wunsch und Beschluß seiner Mönche, die keinen andern, solange er lebe, zu dieser Würde wählen wollten: gewiß das lauteste Zeugnis für die Liebe und Achtung, die er sich bei denen erworben, die ihn am genauesten kannten. Aus seiner Bischofszeit wissen seine Biographen von Besonderem nichts zu berichten. In strenger Askese, die er, auch als das Alter größere Pflege heischte, nicht aufgab, lebte er den Seinen ein leuchtendes Vorbild pflichttreuer Amtsverwaltung, fleißig seine Diözese durchwandernd und predigend Tag und Nacht. Vielleicht ist uns der Bericht eines der Kleriker, die er durch die fernsten Gebiete seines Sprengels sandte, in einem der rhythmischen Gedichte erhalten, das mit Aethilwalds Briefen und Gedichten überliefert ist. Am 31. Mai 709 ist er gestorben. Sein wundertuender Leichnam wurde in Malmesbury beigesetzt.

Das Bild aber, das ich von Aldhelms kirchlichem Tun zu entwerfen gesucht habe, würde unvollständig sein, wenn ich nicht wenigstens mit einem Wort auf seine Bemühungen hinwiese als Bauherr und Baumeister. Die veränderte Stellung der Kirche fand ihren sichtbaren Ausdruck in den monumentalen Bauten, die jetzt unter Mitwirkung festländischer Meister in England erstanden, und die nicht weniger laut zu ihren Zeitgenossen redeten wie in späteren Jahrhunderten die romanischen und gothischen Dome. Beda spricht ausführlich von der großartigen Bautätigkeit, die Benedict Biscop im Norden entfaltet hat; nicht minder bedeutend war die Aldhelms in Wessex. Zwar hat sich von seinen zahlreichen Kirchen und Kapellen nichts erhalten als spärliche Reste in der Kathedrale von Sherborn, aber noch im XII. Jahrhundert bewunderte man die Majestät

und die Pracht der Basiliken, die er in seiner Abtei und seinem Bischofssitze errichtet hatte.

Weit größere, über die Grenzen von Malmesbury wie Sherborn weit hinausreichende Bedeutung gewann Aldhelm jedoch als literarischer Mann. Denn durch ihn wird der angelsächsische Stamm eingeführt in die lateinische Literatur. Er ist der erste Nordgermane, der als Schriftsteller auftritt; er gewinnt seinem Volk Anteil am geistigen Leben der Nation nicht nur, sondern des Abendlandes; mit ihm beginnt die erste Renaissance unter den christlichen Völkern, die unter den Karolingern ihre Blüte erreicht. Wie der in Gallien am Ende des VI. Jahrhunderts lebende Norditaliener Venantius Fortunatus der letzte Dichter des klassischen Italiens gewesen ist, so war ein Jahrhundert später der westsächsische Priester Aldhelm der erste der durch germanische Säfte verjüngten neuen Zeit. Dieses Verdienstes aber ist er sich selbst auch froh bewußt. „Gewißlich hat, schreibt er an einen königlichen Freund, noch Niemand, der aus dem Geschlecht unseres Stammes geboren und in der Wiege germanischen Volkes gehegt ist, bei einer Aufgabe solcher Art sich gemüht,“ und stolz wendet er auf sich die Verse Vergils an

Mit mir werd ich zuerst in das Vaterland, währt mir das Leben,
Von dem Aonischen Gipfel heimkehrend, die Musen geleiten,
Und Idumäische Palmen bring, Mantua, dir ich als Erster.

Wir wissen, daß Aldhelm auch als Dichter in seiner Muttersprache berühmt war; leider ist von diesen Schöpfungen nichts erhalten. Man hat vermutet, daß sich einzelnes von ihm unter den angelsächsischen Rätseln des Exeterbuches findet; aber die zweifellos vorhandenen Übereinstimmungen desselben mit Aldhelm sind gewiß, wie die ebenso zweifellos nachweisbaren Nachahmungen jüngerer Rätseldichter erkennen lassen, aus den lateinischen Originalen Aldhelms entnommen. Wir haben von ihm nur lateinische prosaische und poetische Schriften, und zwar ist die bedeutendste von ihm zuerst in Prosa, dann in Versen geschrieben, wie es nach des Sedulius Vorgang neben manchen andern auch Aldhelms Zeitgenosse Beda im Leben des heiligen Cuthbert, wenn auch in umgekehrter Reihenfolge, getan hat.

Mit dem Text Aldhelms ist es bisher sehr übel bestellt trotz der vorhandenen, aber noch nicht benutzten trefflichen, z. T. bis in die Zeit kurz nach Aldhelm zurückgehenden Handschriften, weil die ersten Herausgeber allein die gerade sich bietenden codices zu Grunde legten; ja die letzte aus den vierziger Jahren des XIX. Jahrhunderts stammende englische Ausgabe, die allerdings das Verdienst hat, alles vorhandene, freilich auch nicht zugehöriges, zum erstenmal zusammengefaßt zu haben, entbehrt jeder Sicherheit und jeder eigenen Kritik. Aber auch der gereinigte Text bietet der Schwierigkeiten genug: es gilt wirklich vielfach von ihm, was in einem wunderlich aus angelsächsischen, griechischen und lateinischen Worten zusammengewürfelten Geständnis ein angelsächsischer Schreiber in einer aus Canterbury stammenden, jetzt im Corpus Christi College in Cambridge verwahrten Handschrift des X. Jahrhunderts das Buch von sich selbst sagen läßt: „Biblos ic . . . ponus et pondus pleno cum sensu geonges geanothe geomres iamiamque", d. h. „Ich, das Buch, (bin) in vollem Sinn die Mühe und Last des durch Klagen alsbald traurigen Jünglings." Aber die historische Bedeutung des Mannes verlangt und rechtfertigt eine kritische Ausgabe.

Vollständig sind von Aldhelm nur hexametrische Gedichte überliefert; die ältesten Distichen aus angelsächsischer Feder sind die des Abtes Ceolfrid, die dieser als Widmungsgedicht für das „schönste Buch der Welt", wie es ein begeisterter Beschreiber genannt hat, den jetzt in Florenz befindlichen codex Amiatinus der Bibel verfaßt hat. Von Aldhelms rhythmischen gereimten Achtsilbern, wie sie uns aus dem schottischen Antiphonar von Bangor zuerst entgegentönen, haben wir nur kurze Bruchstücke.

Die Hexameter Aldhelms, obwohl durch eine Reihe von Freiheiten und Willkürlichkeiten von dem strengen Bau klassischer Metrik weit abweichend, zeigen doch im Gegensatz zu der die Silben nur zählenden Komposition ein immerhin starkes Empfinden für die Form, wie es die klassischen Völker als unvergängliches Erbe allen künftigen Geschlechtern hinterlassen haben; und selbst die Sprache Aldhelms ist in den Gedichten einfacher und natürlicher als in seiner Prosa. Zudem ist er hier ganz Schüler römischer, klassischer und kirchlicher Vorbilder; denn außer Columban und Cellanus von Péronne kennen

wir keinen Iren, der lateinische metrische Verse geschrieben hätte. Die Prosa Aldhelms dagegen ist manieriert bis zum Äußersten; daß er kunstgemäß zu schreiben meint, beweist schon der Ausdruck dictare, den er dafür anwendet. Geschraubt in den Gedanken, in den Perioden von oft kaum übersehbarer Länge, geziert im Ausdruck bis zur Dunkelheit durch Metaphern, Umschreibungen, Abstraktionen, durchsetzt mit griechischen und seltenen, den Glossensammlungen und den Etymologien Isidors entnommenen Wörtern, nirgends zufrieden mit einfachem Ausdruck, zeigt sie trotz des glänzenden Gewandes doch den innerlich Barbar gebliebenen Fremdling. Seine Neigung zur Alliteration und der immer wiederholte, oft durch reimenden Gleichklang verschärfte Parallelismus der Satzglieder und Sätze verstärkt noch den Eindruck des Fremdartigen und Seltsamen. Freilich ist dieser nicht überall gleich stark, am stärksten in dem oben erwähnten Brief an Ehfrid, den zur Grundlage für die Beurteilung zu nehmen, wie es Taine in seiner ebenso gedankenreich wie glänzend geschriebenen englischen Literaturgeschichte tut, einseitig und deshalb unrichtig ist. Darin jedoch hat Taine gewiß recht, daß sich gerade darin die Unausgeglichenheit der beiden starken, die Individualität Aldhelms bestimmenden Elemente zeigt, des lateinischen Genius und des überströmenden germanischen Gedanken- und Gefühlsreichtums. Wenn aber Wilhelm von Malmesbury Aldhelms Tadlern das pointierte Urteil entgegenhält, daß man ihn nach seinem Geist für einen Griechen, nach seinem Glanz für einen Römer, nach seinem Prunk für einen Angeln halten müsse, so hat er wohl eine Mischung in seinem Styl geahnt, aber die richtigen Quellen nicht gefunden, die vielmehr — und auch dies ist von ebenso großer literargeschichtlicher wie kulturhistorischer Bedeutung — in seinem Verhältnis zu den Iren, seiner angelsächsischen Herkunft und einer Eigentümlichkeit der späteren römischen Kunstprosa zu suchen sind.

Es ist uns unter dem Titel Famina Hisperica eine Art Encyklopädie über Welt und Schulleben mit einer angehängten Räubergeschichte erhalten, die, höchstwahrscheinlich aus schottischen Kreisen stammend, in der Mitte des VII. Jahrhunderts verfaßt ist, und im Gegensatz zur Scottica latinitas — wir haben schon die scabredo Scottica kennen gelernt — den Anspruch

erhebt, das Ausonicum oder Hispericum famen, d. h. das echt italische Latein zu reden. Diese Famina Hisperica zeigen in einem noch gesteigerten Maße die Eigentümlichkeit der Diktion Aldhelms; wollte er die Iren besiegen, so mußte er seiner Meinung nach sich auch in dem von ihnen als klassisch erachteten Styl überlegen zeigen. Daher der rhythmische Bau, die Unzahl der schmückenden Attribute, die Scheu vor eigentlichem und einfachem Ausdruck, daher die auffallende Wortstellung, daher die häufigen Hexameterstücke, daher die Verwendung seltener und griechischer Worte und Formeln. Alliteration und Reime dagegen entstammen der Aldhelm vertrauten und von ihm geübten angelsächsischen Poesie, der ohrenfällige Periodenschluß aber seinen lateinischen Vorbildern, vor allen einem Cyprian und Sedulius, bei denen das von den mittelalterlichen Skribenten als cursus planus, tardus, velox formulierte Klauselgesetz schon herrschend geworden war.

Uns erscheint demnach Aldhelms Sprache als eine hybride Miß- und Mischbildung, nicht so Aldhelms Zeitgenossen, die wetteifernd sie als ihr Muster so befolgt haben, daß wir von einer Aldhelmschen Schule reden können und z. B. in ihr ein treffliches Kriterium für die Zuweisung der im Briefwechsel des Bonifatius erhaltenen Stücke besitzen und die Echtheit der als echt bezweifelten Urkunden sich m. E. durch sie erweist. Selbst ein Mann wie Bonifatius, der schwerlich Aldhelm persönlich gekannt hat, dessen Lehrer aber im Benediktinerkloster Nhutscele Wynbrecht, Aldhelms Freund, gewesen ist, in seinen früheren Schriften, und Lul, unser Hersfelder Landsmann, ja selbst der Ire Cellanus schreiben nach Aldhelms Vorbild. Und nicht nur Männer, sondern auch Frauen, die in jener Zeit den lebhaftesten Anteil an dem kirchlichen Leben und seinen gelehrten Studien nahmen, folgen wie seinem Unterricht, so seiner Schreibweise: ich nenne statt vieler nur Leobgytha, die als erste Äbtissin von Bischofsheim Bonifatius nach Deutschland gerufen hat. Am handgreiflichsten tritt dieses Streben Aldhelms nach Absonderlichem in den akrostichischen und telestichischen Künsteleien der Vorreden zu seinen poetischen Werken hervor, die aber auch wieder ihre Nachahmer in Bonifatius, Alchwine, Rabanus Maurus und am interessantesten in Otfrids Evangelienharmonie gefunden haben. Wenn trotz solcher Schwächen Aldhelm doch

als Englands erster Klassiker bezeichnet werden muß, so geschieht dies nicht im ästhetischen, sondern im literargeschichtlichen Sinne, und in diesem mit vollem Recht: denn er war der erste Angelsachse, der als lateinischer, an klassischen Mustern gebildeter Schriftsteller selbst als anerkanntes Vorbild auf mehrere Generationen in maßgebendem Einfluß gewirkt hat. Diesseits und jenseits des Kanals ertönte sein Lob: einen in der Darstellung glänzenden, durch die Kenntnis der weltlichen wie kirchlichen Literatur bewundernswerten Schriftsteller nannte ihn Beda; Cellanus von Péronne aber pries seine Reden als Werke schönster Lippe, von deren reinster Quelle Bäche strömen, die den Sinn vieler erquicken können.

Aldhelm ist trotz zweifelloser dichterischer und rhetorischer Begabung kein Mann, dem schöpferische Phantasie, überquellende Empfindung, zwingender Gedankenreichtum die Feder in die Hand drückt. Wie einige seiner Briefe gleich Flugschriften gewirkt haben, so stehen auch seine schriftstellerischen Leistungen in engster Verbindung mit seiner Tätigkeit für Klosterleben und Schule. Als Kleriker hat er seine Predigten geschrieben, von denen leider nichts erhalten ist; als Bauherr seine als Inschriften für Kirchen und Altäre gedachten Weihgedichte; als Abt und Freund des Nonnenklosters von Berking, dessen Äbtissin Hildelitha seine Freundin ist und unter dessen Nonnen königliche Verwandte von ihm dem Höchsten dienen, sein großes Doppelwerk vom jungfräulichen Leben; als Lehrer sein Handbuch der Metrik mit den als Musterstücken eingelegten hundert Rätseln; als Verwandter der Könige von Wessex sein Gedicht zur Einweihung der Marienkirche Bugges, der edlen Tochter des Königs Centwin. Alle seine Schriften aber durchweht der fromme und freudige, auch im Ueberschwang der Worte doch vernehmliche Geist der neuen römisch-angelsächsischen Kultur.

Trat er mit den zuerst erwähnten Stücken in eine seit Paulinus von Nola auch von Christen gern geübte, von de Rossi im zweiten Band der christlichen Inschriften meisterhaft in ihrer gesamten Entwickelung dargestellte Gepflogenheit ein, so ist der in seinen beiden großen Schriften behandelte Stoff erst recht römisches Gut. Für den dogmatisch-paränetischen Teil seiner Schrift vom jungfräulichen Leben schloß er sich an

die reiche kirchliche Literatur, besonders an Cyprian, Augustin und Hieronymus an; für die in der Prosa an den Schluß des ersten Teils, im Gedicht an den Schluß des Ganzen gestellte Lehre von den acht Todsünden verweist er selbst auf Cassians Collationen und Gregors Moralien; die die Jungfräulichkeit verherrlichenden Beispiele aber hat er aus seiner geradezu glänzenden Literaturkenntnis, oft wörtlich übernommen, zusammengestellt. Auch den Gedanken poetischer Behandlung dieses Stoffes mag er gallisch-römischen Dichtern, dem Alcimus Avitus von Vienne und Venantius Fortunatus von Poitiers verdanken.

Es ist bezeichnend für das die Klosterwelt jener Zeit umflutende wilde weltliche Leben und die auch in den Klöstern sich geltend machenden irdischen Gedanken, daß Aldhelm gerade diesen Stoff zu wählen für gut fand, und für den Dichter, mit welcher schier unerschöpflichen Freudigkeit an der Reinheit der Lehre und der Hoheit der Vorbilder er ihn behandelt hat; andererseits ist es natürlich, daß ein solches Thema, das mehr durch die Gesinnung und die Tendenz, als durch Reichtum poetischer Motive sich empfahl, ermüdende Wiederholungen bietet. Aber es enthält doch auch Stellen von zweifellos poetischem Wert, so die Verse, in denen Aldhelm den vergeblichen Kampf der heidnischen Götter für ihre Tempel, das Wirken des Hieronymus, den Kampf der Tugenden und Laster nach dem im Einzelnen nicht weiter verwendeten Vorbild der Psychomachie des Prudentius besingt; poetisch ist vor allem der Schluß, in dem er die himmlischen Heerscharen preist, mit denen er selbst einst vereint zu werden hofft

Möge auch ich mir verdienen, mit diesen, den Himmelsbewohnern,
Denen ein liebliches Los zufiel, und welche des Sieges
Fahnen, mit Kränzen geschmückt, hoch schwingen und über den Sternen
Sich um den himmlischen Tron zu Tausenden drängen im Kreise,
Als der letzte zur Ruhe geführt zu werden, vertrauend
Auf die himmlische Gabe, da Christus im Äther der König!

Der metrische Traktat, wichtig als erstes Schul- und Lesebuch eines Angelsachsen und somit eines deutschen Schulmeisters überhaupt, schöpft ebenso fast ganz aus auch uns noch

erhaltenen Quellen; aber die von ihm für grammatischen Stoff, wenn auch nicht zuerst, verwendete Dialogform ist als mustergiltig nach ihm vielfach beibehalten worden. Die Einleitung enthält eine wiederum auf reiche Belesenheit begründete Darstellung der Siebenzahl; er schickt sie voraus, um die Bedeutung der siebenfachen Sakramente ins rechte Licht zu setzen, die ihn mit seinem Patensohn Aldfrid von Nordhumbrien, den Adressaten des Buches, verbindet: und es gehört ausharrende Geduld dazu, sich durch diese krause und herbeigezogene Gelehrsamkeit hindurchzuwinden. Ganz anders steht es mit der eingelegten Rätselsammlung, die von allen Werken Aldhelms das erfreulichste ist, die unmittelbarste Wirkung gehabt und auch ihre selbständige Ueberlieferung gefunden hat.

Der für die Literatur des ausgehenden Altertums unschätzbare Codex Salmasianus hat uns die älteste, hundert hexametrische Stücke umfassende Rätselsammlung erhalten, als deren Verfasser ein uns sonst unbekannter Dichter Symfosius — der Name ist ihm vielleicht aus der Verwendung der Rätsel beim Male beigelegt — genannt wird. An sie schließt sich Aldhelm in der Zahl der Rätsel, im Metrum, vielfach auch im Stoff nach seinem eigenen Zeugnis, wie nach Ausweis der Gedichte an; aber schon darin geht er über ihn hinaus, daß er sich nicht in drei Verse einschnürt, sondern je nachdem es die Natur des immer redend eingeführten Gegenstandes erforderte, diesen in vier, fünf, sechs und mehr Versen — das ans Ende gestellte Rätsel über die Schöpfung hat 83 Hexameter — behandelt. Mit diesem bei den Angelsachsen sehr beliebten, noch von Alchwine mit sichtlichem Behagen oft verwendeten Stoff hatte Aldhelm, wie der Erfolg bewies, den glücklichsten Griff getan: zuerst der 731 zum Erzbischof von Canterbury geweihte Tatwin, — dann der Freund Bedas Hwaetbrecht, dem seine Frömmigkeit den Beinamen Eusebius verschaffte, weiter der Verfasser einer anonym überlieferten Sammlung und der große Bonifatius, der freilich mit der Beschreibung moralischer Begriffe neue Bahnen einschlägt, endlich, was wohl am interessantesten ist, Cynewulf, der angelsächsische Rätseldichter des Exeterbuchs, sind wetteifernd seine Nachfolger und Nachahmer geworden.

Ist aber schon die Erwähnung mancher Dinge in dieser Zeit an sich interessant, wie die der Orgel, der Seidenraupe,

des Einhorns, des Elefanten, des Kamels, so ist die Art, wie Aldhelm die Dinge poetisch beschreibt, ich will nicht sagen geistreich, aber immer anmutig, geschickt und treffend. Ich beschränke mich darauf, ein einziges Rätsel anzuführen, an das sich gleich die angelsächsische Nachahmung anschließen mag.

Mich hat die tauichte Erde aus frostigem Innern geboren,
Und nicht bin ich gemacht aus dem haarigen Vließe der Wolle;
Kein Einschlag umzieht, kein sausender Faden umhüpft mich,
Und kein serischer Wurm umwebt mich mit gelblichem Flaume.
Nicht von dem Schiffchen zerrupft, und nicht von der Lade zerschlagen
Werde ich dennoch als Kleid in der Rede der Menge bezeichnet;
Nimmer fürcht' ich die Pfeile, dem Köcher, dem langen entnommen.

Cynewulf hat dasselbe Ding mit Weglassung des letzten Verses — ich gebe die Uebersetzung Dietrichs — also beschrieben:

Mich hat der feuchte Boden, der frostig kalte
Aus seinem Innern zuerst geboren.
Nicht weiß ich gewirkt mich aus wolligem Vließe,
Aus Haaren mit hoher Kunst, nach meines Herzens Denken;
Nicht gewundnes Gewebe noch Werfte hab' ich,
Noch in vollen Rotten rauschen die Faden mir,
Noch schreitet das schnurrende Schifflein über mich,
Noch soll ein Schaft mich schlagen irgend;
Auch die Würmer webten nicht mit Wunderkunst mich
Die das gelbe Gottgewebe geben zum Schmucke:
Dennoch will man weit mich auf Erden
Nennen vor der Welt ein wonniges Kleid.
Sage mit sichren sinnvollen Reden,
Weiser in Worten, was dies Gewand sei.

Wir sehen, eng genug hat sich der heimische Sänger dem gefeierten Landsmann in römischer Tracht angeschlossen, und wie ich glaube, er hat ihn übertroffen.

Wenn sich aber zahlreich im achten, sicher noch im neunten Jahrhundert Spuren des literarischen Einflusses Aldhelms nachweisen lassen, so verschwinden diese im zehnten. Hroswith, die in einer ihrer Komödien einen Stoff behandelt, den auch

Aldhelm behandelt hatte, weist keine Spur von Bekanntschaft mit ihm auf. Was Bildungsferment lernfroher Jugendzeit gewesen war, hatte in literarischen Kreisen, die die Klassiker selbst wieder kennen gelernt hatten, keine Kraft mehr. Wohl nennt im elften Jahrhundert in dem aus Paulus Diaconus und Beda geschöpften Teil seiner Chronik der gelehrteste der Reichenauer Mönche, Herimannus contractus, und zwar zum erstenmal in solchem Zusammenhang, den Aldhelm als geistlichen Mann und in einem gleichfalls zur Mahnung der frommen Dienerinnen Christi verfaßten, in einem Münchner Codex aus Regensburg erhaltenem Gedicht, von dem sich ein gutes Stück — und zwar in reinerer Fassung — auf einem Pergamentblatt der Gothaer Bibliothek gefunden hat, schildert er nach Aldhelms, oder vielleicht richtiger nach des von Aldhelm beeinflussten Alchwines Vorgang die ihnen von den acht Hauptlastern drohenden Gefahren. Wir sehen: in den gelehrten Kreisen war sein Name und sein Werk lebendig geblieben, und dasselbe lehren uns die Handschriften. Denn zu falschen Schlüssen würden wir geführt, wenn wir für das Nachleben Aldhelms nur an die literarischen Zeugnisse uns halten wollten. Lauter reden die auch selbständig überlieferten lateinischen, die altenglischen und althochdeutschen Glossen, mit denen zahlreiche Aldhelmhandschriften versehen sind, davon, wie er noch im neunten und zehnten Jahrhundert für die Lektüre und die Erklärung der Schule einen Mittelpunkt bildete; ja, für die altenglischen Glossen sind seine Schriften die Hauptquelle.

Wir wissen, daß seine Bücher von Cellanus nach Nordfrankreich, von Lul nach Deutschland, von Alvarus nach Spanien gebracht worden sind. Zahlreich sind die englischen Handschriften des neunten und zehnten Jahrhunderts; im neunten Jahrhundert wurde er in St. Riquier und Corbie, dem Mutter-Kloster des westfälischen Corvey, in St. Amand, in Angers und Dijon gelesen; wohin Angelsachsen auf ihren Wanderzügen durch Frankreich und Lothringen den Rhein hinauf in deutsche Klöster kamen, dahin brachten sie auch die Handschriften ihres berühmten Landsmanns und schrieben sie da ab; in Mainz, Lorsch, Murbach, woher ein schon im VIII. Jahrhundert geschriebener Codex der Gothaer Bibliothek stammt, in Reichenau, Würzburg und St. Gallen finden wir seine Werke, vielfach noch

geschrieben in der insularen Schrift seiner Landsleute, denen er die ersten nationalen Vorlagen geschaffen hatte.

Aus den späteren Jahrhunderten des Mittelalters sind uns nur wenig Handschriften von ihm erhalten; erst der ebenso gelehrte, wie wegen seiner Fälschungen berüchtigte Abt von Sponheim, Trithemius, der Zeitgenosse des Conrad Celtes, des Führers der deutschen Humanisten, hat sich wieder für ihn interessiert und die erste Nachricht von ihm in seiner Literaturgeschichte der kirchlichen Schriftsteller gegeben. Dieselbe jetzt in Pommersfelden befindliche Handschrift, in der für ihn Hroswith von Gandersheim abgeschrieben wurde, enthält auch das Gedicht Aldhelms: die Blütezeit der zweiten Renaissance erinnerte sich wieder an den Mann, der die Frühzeit der ersten eingeleitet hatte.

Ich habe den Leser in ein weitabgelegenes und nur selten besuchtes Gebiet der Kirchen- und Literaturgeschichte geführt. Obwohl es sich um große Ziele handelt, so entbehren doch die Kämpfe, von denen ich berichtet, des dramatischen Interesses, und die schriftstellerischen Werke, von denen ich gesprochen, der Herrlichkeit des Stoffes und der Form, die Herz und Sinn eines jeden zu fesseln die Kraft und das Recht haben; auch von des geschilderten Mannes Leben und Tun gilt das Wort, daß die Welle ihn trug, ihn verschlang und er versank. Und doch — wer den Zusammenhang alles Kulturlebens, wer die Entwickelung geschichtlichen Fortschrittes mit wissenschaftlicher Vertiefung verfolgt, der wird auch dem frommen Bischof von Sherborn die kulturelle Bedeutung nicht absprechen, weder für die Kreise, in denen er stand, noch über seine Diöcese und seine Lebenszeit hinaus. Es ist etwas Großes, ein rohes Volk hinüberführen zu helfen zu geistigem Leben und zur Mitarbeit an den Aufgaben seiner Zeit. Was aber in den Schulen Theodors und Aldhelms gepflanzt und gepflegt worden ist, das hat seine Früchte getragen weit über das VII. Jahrhundert und weit über die Grenzen von Kent und Wessex hinaus. Ich führe nur eins an. Die beiden Klöster, die die Kulturzentren unserer Heimat geworden, Fulda und Hersfeld, sind aus dem Geist erwachsen, der in Canterbury und Malmesbury gebildet und gediehen war; denn Bonifaz wie Lul waren dieses Geistes Schüler. Wer das Erdreich bestellt, bereitet die Ernte vor, und wer die Anfänge

kennt, versteht auch Entwickelung und Fortgang; die ‚Andacht zum Unbedeutenden', die Sulpice Boisserée an den Brüdern Grimm gepriesen, bleibt auch auf literar- und kulturgeschichtlichem Gebiet wie auf dem der Kunstgeschichte die Voraussetzung jeder tieferen und gerecht würdigenden Einsicht. Und weil sich dies kaum an einem andern Beispiel eindringlicher zeigen läßt als an Aldhelm, habe ich es gewagt, von seinem Leben und Wirken zu berichten, auch abgesehen davon, daß Fäden von ihm herüberführen in unsere Heimat.

Der Humor bei Homer

von

Professor Dr. Lüttge.

In unsern Tagen, wo Naturwissenschaften und Technik so wunderbare Erfolge erzielt und unserm Zeitalter ihr Gepräge gegeben haben, wo andererseits die Literatur aller gebildeten Völker das verwickelte Leben der Gegenwart künstlerisch darzustellen bemüht ist, hört man nicht selten die Meinung aussprechen, daß der Gedankeninhalt der klassischen Literatur erschöpft sei, daß die moderne Bildung ausschließlich national sein und sich auf sich selbst stellen müsse. Andererseits ist das Verlangen die Griechenwelt gründlich kennen zu lernen reger als je. Eine Expedition nach der anderen wird ausgesandt, um aus dem Schutt der griechischen Städte in Unteritalien, Kleinasien und Hellas selbst Inschriften, Statuen und ganze Stadtteile zu heben. In der Tat, wenn man die wunderbaren Schöpfungen der Griechen in Architektur und Plastik, deren Werke uns in Nachbildungen überall umgeben, wenn man ihre Leistungen in Geschichtschreibung, Beredsamkeit und Philosophie betrachtet, so möchte man noch heute dem Franzosen Thiers[1] beistimmen, der als Grundsatz, der Napoleon bei der Regelung des Unterrichtswesens geleitet habe, ausspricht: „Dans un temps où les idées religieuses se sont affaiblies, si la connaissance de l'antiquité s'évanouissait aussi, nous ne formerions plus qu'une société sans lien moral avec le passé, uniquement instruite et occupée du présent, une société ignorante, abaissée, exclusivement propre aux arts mécaniques!"

Ganz unvergängliche Schätze haben uns die griechischen Dichter, vor allem die Tragiker, hinterlassen. Von ihnen erinnern die Tragödien des Aeschylus an die Erhabenheit, die das Kennzeichen der orientalischen Dichtung ist. Sophokles

[1] Histoire du Consulat et de l'Empire III, 473.

steht durch die abgeklärte Milde seiner Denkart und seiner Sprache unserm Empfinden am nächsten. Die feste Fügung des Dialogs, die Pracht der Bilder in den Chorliedern, die feine Kunst in der Verwendung der mannigfaltigen Versmaße wird immer ein Gegenstand unserer Bewunderung bleiben. Nie werde ich für meine Person den Eindruck vergessen, den die Antigone des Meisters bei der ersten Lektüre auf mich vor mehr als fünfzig Jahren gemacht hat, und dieser Eindruck hat sich im Laufe langer Jahre immer mehr befestigt und vertieft. Als unerschöpfliche Quelle für die griechischen Dichter steht an ihrer Spitze Homer, den die Griechen „den Dichter“ schlechthin nannten und von dem Horaz sagt: „nil molitur inepte.“ Es ist bekannt, wie groß sein Einfluß auf die Dichter der griechischen Glanzzeit gewesen, wie lange er nach gewirkt hat bis in die alexandrinische Epoche, wie Virgil in seinen Fußtapfen gewandelt, wie er unsern Göthe zur Achilleis und zu dem Entwurf einer Nausikaadichtung begeistert hat. Von den großen Dichtungen, die seinen Namen tragen, hat wohl die Odyssee, das hohe Lied der Heimatsliebe und der Frauentreue, größere Liebe und eingehenderes Verständnis weiterer Kreise gefunden. Der Wechsel der Situationen, die an das Herz greifenden und unsere gemütliche Teilnahme unmittelbar weckenden Abenteuer des um die Heimkehr unablässig ringenden Helden, die Wunderwelt, die uns in der Erzählung des Odysseus vorgeführt wird, seine gefahrvollen Kämpfe um die Heimat und seine ererbten Rechte, halten unsere Spannung bis zu Ende wach, wenn wir auch in der letzten Hälfte des 23. und im 24. Buche spätere Einschiebsel erkennen. Die Ilias kann auf den ersten Blick durch die lange Reihe furchtbarer Kampfszenen vielleicht ermüdend wirken. Wenn man sich aber in die Lektüre des gewaltigen Werkes vertieft, ohne sich zusammenhangslos in seine Einzelheiten zu verlieren, so wird man die künstlerische Einheit, die gewaltige Steigerung in der Schilderung der vier Schlachttage, in die der Krieg um Troja zusammengedrängt ist, und die Einheit des dramatischen Aufbaues wahrnehmen. Ganz klar gibt uns das erste Buch die Exposition und das erregende Moment der Handlung. In geschickter Anordnung treten Menelaus und Paris, in deren Interesse der Krieg geführt wird, zuerst auf den Kampfplatz. Dann sehen

wir, wie die Folgen des achilleischen Zornes sich in den Siegen der Trojaner, die in der Anzündung des ersten griechischen Schiffes ihren Höhepunkt erreichen, immer mehr bemerkbar machen, wie dann die rücksichtslose Hartnäckigkeit des zürnenden Helden in wahrhaft tragischer Weise durch den Fall des Freundes, den er im Augenblick der höchsten Not den bedrängten Landsleuten zu Hilfe sendet, gestraft wird, wie er dann durch die Pflicht der Racheübung die Sache der Achäer zum Siege führt, wie endlich die unmenschliche und abstoßende Härte, mit der er diese Rache an seinem, uns sympathischen Gegner, Hektor vollzieht, in der stimmungsvollen Nachtszene des letzten Buches ein versöhnendes Gegenstück erhält, so daß uns das Ganze in beruhigter und befriedigender Stimmung entläßt.

Neben diesem Gang der gewaltigen Handlung erhalten wir in beiden Epen eine ausgeführte Darstellung der die Helden umgebenden Welt als Hintergrund der Handlung. Mannigfaltiger und reicher als bei irgend einem anderen Dichter ist das Bild, das Homer, besonders in den reich ausgeführten Gleichnissen, von der die Handelnden umgebenden Natur entwirft, sei es, daß er eine Erscheinung derselben mit einem treffenden Beiwort bezeichnet, sei es, daß er schildernd bei ihr weilt und uns mitten in den grausigen Schlachtszenen einen Augenblick behaglichen Ausruhens verstattet. So zeichnet uns der Dichter ein klares Bild vom Himmel, den Gestirnen, von allen denkbaren atmosphärischen Erscheinungen, vom Wind, Regen und Schnee, von denen er den letzteren mit entschiedener Vorliebe, die wir auch teilen, behandelt. Unerschöpflich ist er in der Schilderung des dem Griechen so vertrauten Meeres. Der „breitbrüstige“ Gott, der des Meeres feuchte Pfade beherrscht, nimmt das Land als „Erdumfasser“ freundlich in seine Arme oder umbrandet es mit seinen Rossen, deren Mähnen die Kämme der Wogen sind, daherfahrend, als „Erderschütterer“ gewaltig. Das feuchte Element selbst erscheint unter der Einwirkung der verschiedenen Beleuchtung, auch beeinflußt von der Stimmung des Betrachtenden in mannigfachster Gestalt und verschiedenartigster Beleuchtung: bald ist es schwarz, grau und nebelfarbig, bald schimmernd, veilchen- und weinfarbig; breit ist sein Rücken, auf dem es die Schiffe trägt, bald fließt es ruhig und still, bald wogt es stürmisch und laut aufrauschend,

wie es in dem schönen Verse gemalt wird *„κύματα παφλάζοντα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης"* bald ist es die wohltätige, göttliche Salzflut, bald ist es die öde, den Menschen feindliche Wasserwüste. Von gleicher Anschaulichkeit und Mannigfaltigkeit ist auch die Darstellung der Quellen, Bäche und Flüsse. Von den quellenreichen (*πολυπίδακες*) Bergen strömen die Kinder des Himmels (*διιπετεῖς*) in tiefrauschenden Silberwirbeln in die Ebene herab, führen in wildem Aufruhr Erdmassen mit sich, unterspülen den Uferrand und reißen die entwurzelten Söhne des Waldes mit sich.

Den gleich scharfen Blick, denselben glücklichen Ausdruck beweist Homer in der Schilderung der Pflanzenwelt: der Held wird erquickt, wie der Tau die Ähren im sprossenden Saatfelde erfrischt. Der Dichter kennt die schwarzfarbigen Bohnen, die Erbsen, das schwankende Rohr, das frisch aufsprießende Gras, den taufrischen Klee, den weichen Lotus, die süße Distel, das Lieblingsfutter der Maultiere, vergleicht den Leibrock des Odysseus mit der Schale der Zwiebel, schildert, wie der Mohn im Garten vom Frühlingsregen beschwert, sein Haupt sinken läßt. Mit sichtbarem Interesse betrachtet der Dichter die Baumwelt: die himmelhohe Tanne, die schlank gewachsen in den Äther emporragt, die stark belaubte, hochwipflige Eiche, die ihre langen Wurzeln tief in den Boden senkt und so Wind und Regen trotzt, die glatte Pappel, die im Sumpfe wächst und vom Wasser genährt wird, die von Winden gepeitschte Esche, die breitrindige Kornelkirsche, den wilden Birnbaum, die schöne Platane, die Tamariske und den breitblättrigen Feigenbaum.

Dieselbe liebevolle, scharf zuschauende Aufmerksamkeit, mit der Homer die unbelebte Natur betrachtet, widmet er auch dem Tierreiche in seinen verschiedensten Gestalten. Er spricht von den Maden, die, von den Fliegen erzeugt, sich in die Wunden der Gefallenen einnisten, von dem die Hunde quälenden Ungeziefer, von den Bremsen, die die weidenden Kühe verfolgen, von den Fliegen, die sich in dichten Scharen auf dem Viehofe einfinden, wenn die Milch in die Gefäße gegossen wird, von den in der Mitte beweglichen Wespen, von dem Schwarm der Honig bereitenden Bienen, die sich einer Traube gleich an die Blütenbäume hängen, von den Zikaden, die auf

Waldbäumen sitzend ihr helles Zirpen erschallen lassen, und von den Heuschrecken, die vor dem von Landleuten angelegten Feuer fliehend sich in das Wasser ducken. So zieht die ganze Tierwelt, Fische und Schlangen, Vögel vom Sperling und Staar bis zur Nachtigall und zum Adler, zahme und wilde Vierfüßler an unsern Augen vorüber, und in prachtvoller, lebenswahrer Anschaulichkeit werden als vornehmste Gestalten der Tierwelt das Pferd, der Eber, und in allen möglichen Situationen besonders der Löwe, der in des Dichters Zeit in Kleinasien häufig gewesen sein muß, uns vorgeführt.

Die so geschilderte Natur wird aber auch in stimmungsvoller Weise in Beziehung zum Gemüt des Menschen gesetzt. Ich erwähne nur das schöne Gleichnis, in dem die Hinfälligkeit des Menschen mit dem fallenden Laube verglichen wird, oder die Schilderung der Stimmung Achills nach dem Verluste der Briseis, der fern von den Gefährten am grauen Meere sitzend auf die unendliche Salzflut hinstarrt. Hierher gehört auch der Vergleich des fallenden Helden mit dem unter der Axt des Holzhauers niedersinkenden Baume, ein Vergleich, aus dem unverkennbar ein gewisses Gefühl des Bedauerns spricht, wie wir es empfinden, wenn wir einen schönen Baum zu Boden sinken sehen; wie ansprechend schließt endlich der Dichter seine Schilderung der Sternwelt mit den schlicht schönen Worten: „Und herzlich freut sich der Hirte".

Ergänzt werden diese Naturschilderungen zu einem Weltbilde durch den Einblick, den uns der Dichter in die Kultur seiner Zeit tun läßt. Wir sehen vor unsern Augen die Tätigkeit des Jägers und Fischers, des Ackerbauers und Gärtners, des Maurers und Zimmermannes, des Webers und Drechslers, des Gerbers und Erzgießers, die Künste des Arztes und Sängers, und alle diese Hantierungen und Kunstübungen spielen sich mit so genauer Deutlichkeit vor unsern Augen ab, daß man fast glauben möchte, der Dichter habe sie genau gekannt oder sei selbst in ihnen tätig gewesen.

Neben diesem stofflichen Reichtum, den ich nur andeutungsweise berührt habe, tritt dann die bewußte Kunst in der Gestaltung dieses Stoffes hervor. Alle bedeutenden Wendungen des gewaltigen Ringens werden von dem Dichter durch die Beratungen der Führer, wie durch die Entscheidungen der

Götter im Olymp sorgfältig vorbereitet. Durch eingehende Schilderung der Schiffe und Streitwagen, der Waffen und Rüstungen der Helden, durch die Beschreibung des Scepters, das die Redner in den Händen halten, wird zugleich die Wichtigkeit der kommenden Ereignisse hervorgehoben und unsere Spannung, mit der wir ihnen entgegensehen, gesteigert. An den entscheidenden Wendepunkten endlich liebt es der Dichter eine Fülle dichterischen Schmuckes zu häufen. Man denke nur an die überaus treffenden Bilder und Vergleiche, mit denen im zweiten Buche der Ilias der Beginn des ersten Schlachttages eingeleitet wird, Vergleiche, von denen keiner entbehrlich und überflüssig erscheint. Zu diesen Kunstmitteln gehören auch die seltenen Fälle, in denen der Dichter seine persönliche Anteilnahme an den Ereignissen äußert, der Anruf der Musen, die Apostrophe, die rhetorische Frage, mit denen der Dichter den Fluß der Ereignisse unterbricht und großen Aufgaben gegenüber die eigene Kraft zu steigern sucht. In der Darstellung des Kampfes selbst sehen wir dann dieselbe bewußte Kunst sich betätigen. Selten erwähnt der Dichter dieselbe Verwundung, mit anatomischer Genauigkeit, die für unser Gefühl oft etwas gräßliches hat, schildert er die verschiedenen Verletzungen und ihre tödlichen Wirkungen. Wie weiß er ferner unsere Teilnahme zu steigern durch Hervorhebung der Momente, die den Fall des Helden für ihn selbst und die Seinigen besonders schmerzlich erscheinen lassen! So ist Dolon (Il. 10, v. 317) der einzige Sohn seines Vaters neben fünf Töchtern, Hephästos rettet den Idaeus, damit der Vater nicht beide Söhne verliere, herzbewegend sind die Klagen des Priamos und der Hekuba, mit denen sie den Hektor von dem Kampfe mit Achill zurück zu halten suchen. Ferner verdienen die Reden der homerischen Helden unsere besondere Aufmerksamkeit. Abgesehen von der Anschaulichkeit und dem Reichtum der Sprache, erregt ihre Redeweise selbst unser Interesse. Die homerischen Helden reden viel, während die germanischen Recken mit barbarischer Tatkraft stumm zuschlagen oder ihre Gefühle und Entschlüsse nur sparsam begründen. Die Gewohnheit sich mit Gründen zu verständigen, ihre Rede mit Bildern und Gleichnissen zu schmücken, deutet auf die Gewohnheit der Verständigung und eine vorgeschrittene

Bildung, wie auch die metrische Form der Dichtungen darauf hinweist, daß eine reiche Übung ähnlicher Gesänge dem homerischen Zeitalter vorhergegangen sein muß.

Unter diesen reichen Kunstmitteln, die unser Dichter mit bewußter Absichtlichkeit verwendet, um in seine Erzählung erfrischende Abwechslung zu bringen oder eine innere Befreiung von schmerzlicher Spannung herbeizuführen, spielt der Humor keine unwesentliche Rolle. In einem Briefe Herders an Merck[1] heißt es in dieser Beziehung; „Goethe fing Homer in Straßburg zu lesen an; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht — wenn er sehen konnte — und in seinen ansehnlichen Bart lächelt. Es ist eine ansehnliche Menge, so wie von allem, so auch von humour in ihm, diesen namlich nicht wie britische Wolke, sondern als griechisch-asiatischen Sonnenglanz gedacht." Was Merck hier sagt, ist auch in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, denn das „homerische Gelächter" ist sprichwörtlich geworden. Zuerst zeigt sich dieser Humor im Wortwitz. Wir finden, in der Ilias naturgemäß mehr als in der Odyssee, eine reiche Fülle von Schimpfworten, durch die der Scheltende sich seinen Groll vom Herzen herunter redet, auch hierin der natürliche Mensch, während die moderne Konvenienz bei dem ersten Schimpfwort die Tat an Stelle der Worte treten läßt.

An erster Stelle stehen bei dem griechischen Dichter wie bei uns die Schimpfworte, in denen der Mensch mit dem Tiere verglichen wird. So redet Achill[2] in der gewaltigen Zankszene des ersten Buches den Völkerhirten Agamemnon mit den schmähenden Worten an: „Trunkenbold, Hundsauge, Hasenherz", denn wir Deutsche würden wohl den „Hasen" für den „Hirsch" einsetzen. Derselben Sphäre entlehnte Bezeichnungen wie „Hundsauge", „Hundsfliege", Zusammensetzungen, durch die ein besonderes Maß von Frechheit ausgedrückt wird, kehren öfters wieder. (Il. 8, 289). So nennt Teukros den Hektor „wütender Hund", Poseidon nennt ihn „tollwütig", Achill nennt den Agamemnon „hündisch", ein Wort, das dann durch den Zusatz „mit Unverschämtheit umgürtet" anschaulich erläutert wird. Hektor[3] bezeichnet die Achäer als „gottverdammte

[1] Briefe von J. H. Merck an Göthe, Herder und Wieland p. 44.
[2] Il. 1, 225. [3] Il. 8, 527.

Hunde“ (*κύνες κορεσσιφόρητοι*). Helena[1] nennt sich in scharfer Selbstanklage „unheilstiftende Hündin“. „Weib“ und „Hund“ vereinigt Agamemon,[2] wenn er die Troer „feige Hündinnen“ nennt. Auch die Götter wenden gegen einander dieselben beschimpfenden Ausdrücke an. So schilt Ares die Athene „Hundfliege“ und Hera die Artemis *κύον ἀδεές* „freche Hündin“.— Wenn Hektor[3] den Ajax „Stierstolzer“, d. h. Großprahler“ nennt, so berühren sich hier griechische und deutsche Anschauungen, denn auch in unserm Schimpfwörterschatz spielen „Hund“ und „Rind“ in anmutiger Zusammensetzung eine bedeutende Rolle.

Daß ein Mann, besonders ein Krieger, den andern „Weib“ nennt, ist natürlich ein schwerer Schimpf, worin unsere Anschauung mit der griechischen übereinstimmt. Oft kehrt eine Wendung wieder, wie sie Nestor[4] den kampfunlustigen Achäern entgegen schleudert: „Ihr Prahler, achäische Weiber, nicht Männer“. In ähnlicher Weise schilt Hektor[5] den Diomedes: „Du gleichst einem Weibe. Fort mit dir, „feige Puppe“, und ebenso verächtlich klingt es, wenn Diomedes[6] zu Paris sagt: Ich bekümmere mich so wenig um Dich, als wenn ein Weib nach mir wirft, oder ein törichtes Kind.“ In derselben Richtung bewegen sich die Scheltworte, mit denen Hektor[7] dem weibischen Paris seine Feigheit vorwirft: „Unglücksparis, Weibertoller, Schwindler, oder wenn Diomedes ihn mit dem köstlichen '*παρθενοπίπα*' „Jungfraukucker“ begrüßt, ebenso wie Melantho[8] dem verkleideten Odysseus vorwirft, daß er nach den Weibern schaue: *ὀπιπεύεις δὲ γυναῖκας*. —

Dem männlichen Kämpfer tritt der weichliche „Tänzer“ gegenüber, wie Meriones[9] genannt wird, ebenso wie dem Schwertkämpfer in leis verächtlichem Sinne der leichte „Bogenschütz“ und dem ernsten wortkargen Helden der „leere Schwätzer“ entgegengestellt wird. Agamemon[10] schilt seine Achäer „eitle Schwätzer“, und sein Bruder Menelaus[11] nennt seine im Angriff stockenden Landsleute: „Ihr mutlosen Prahler, eitle Schwätzer“. Wenn Ajax[12] den Idomeneus '*λαβραγόρης*, Waschweib nennt, so revanchiert sich dieser durch die Entgegnung „Meister im Zank, Lästermaul“. Thersites,[13] der Mund des griechischen Pöbels, wie ihn Herder nennt, wird „Lästermaul, Maulheld,

[1] Il. 6, 344. [2] Il. 13, 623. [3] Il. 13, 824. [4] Il. 3, 96. [5] Il. 8, 163. [6] Il. 8, 389. [7] Il. 3, 39. [8] Od. 19, 67. [9] Il. 16, 617. [10] Il. 8, 230. [11] Il. 7, 85. [12] Il. 23, 479. [13] Il. 2, 246.

maßloser Schwätzer“ genannt. In seiner Verzweiflung treibt der greise Priamus, als er sich anschickt Hektors Leichnam zu holen, seine Söhne mit den Scheltworten: „Schandbuben, Tänzer, Betrüger und Diebe“ zu größerer Eile an. In der Zankszene des ersten Buches macht der zornige Achill, den Athene abhält, das Schwert gegen den Völkerhirten zu ziehen, seinem Groll mit den Worten Luft: „Habgieriger, Volksverzehrer, Trunkenbold“, und neben der ehrenden Anrede *Ἀτρείδη κύδιστε* steht naiver Weise *φιλοκτεανώτατε πάντων — ἀναιδείην ἐπιειμένε — μέγ' ἀναιδές.* Auch gegen die Götter macht sich der Unwille der Menschen und der anderen Götter in kräftigen Schimpfworten Luft. Asios nennt in seinem Zorn sogar den Göttervater „Lügenfreund“. Auf Ares, den Vertreter maßlosen Kampfzornes, häuft Athene, in der die Besonnenheit im Kampfe personifiziert ist, Schimpfworte: „Rasender, Sinnverwirrter“ und an einer andern Stelle: „Meuchelmörder, Mordbefleckter, Unheilstifter, Wetterwendischer“. Seinerseits beklagt sich Ares beim Zeus über die *κούρη οὐλομένη, ᾗ τ' αἰὲν ἀήσυλα ἔργα μέμηλεν.*

In der Odyssee sind die leidenschaftlich erregten Szenen und damit die Schimpfreden seltner als in der Ilias. Sie kommen fast nur in den den Freiermord einleitenden Abschnitten vor: „Elender, Vertilger der Malzeit“, „Frecher und unverschämter Bettler“, „Störer des Festes“, „Unnütze Last der Erde“, „Sinnverwirrter“, „Betrunkener“, das sind die Schimpfworte, die die übermütigen Freier auf den unbekannten Bettler häufen. Als Odysseus langsam den Bogen spannt, da wird ihm zugerufen: „Jagdmacher, Versteckspieler des Bogens“; „Herumtreiber, tückischer Hund“ wird Eumaeus genannt. Die treuen Hirten, die bei dem Anblick des Bogens ihres Herrn weinen, schilt Antinous „dumme Bauern, Eintagsfliegen“. „Hochfahrender, unbändiger Prahler“ nennt Antinous den die Rechte seines Hauses wahrenden Telemach. — Iros vergleicht den Odysseus mit einem Backofenweib: *γρηῒ καμινοῖ ἶσος* Schmeichelnd nennt Kalypso den Odysseus „Frevler“, wie wir wohl das Wort „Spitzbube“ anwenden, und Athene begrüßt ihren Schützling in wohlwollender Anerkennung mit den Worten „Raenkeschmied“, „Unersättlich in Listen“.

Unserm Empfinden nach haben auch manche der zahlreichen Vergleiche neben ihrer anschaulichen Lebendigkeit einen

humoristischen Anstrich. Bei der Schilderung des Aufbruchs werden die anrückenden Achäer mit Zugvögeln, Fliegen und Ziegen, die Trojaner mit Schafen, Wespen und Hunden, an einer anderen Stelle[1] das Schlachtgeschrei der Trojaner mit dem Blöken einer Schafherde verglichen, um das Durcheinanderschreien der in dem Troerheer vereinigten, gemischten Stämme zu bezeichnen. Dem lauten Lärm der Asiaten steht die feierliche Stille, mit der die Achäer in die Schlacht rücken, gegenüber; sie werden dadurch als auf einer höhern Kulturstufe stehend bezeichnet. Die Myrmidonen werden mit hungrigen Wölfen oder mit Wespen verglichen, die spielende Knaben aufgestört haben. Einen humoristischen Eindruck macht es ferner, wenn Odysseus mit einem Widder, Agamemnon mit einem Stier oder die ausdauernde Tapferkeit des Ajax mit der störrischen Hartnäckigkeit eines Esels verglichen wird, der aus dem Saatfelde nicht weicht, wenn auch die Dorfjungen ihre Knüttel auf ihm entzwei schlagen; wenn Patroklus mit einem Habicht verglichen wird, der Schaaren von Krähen und Staren mühelos zerstreut; wenn endlich geschildert wird, wie Athene dem Menelaus den ausdauernden Mut einer Fliege einhaucht, die trotz aller Abwehr den Mann beißend verfolgt. Humoristisch klingt es auch, wenn der weinende Agamemnon mit einer Quelle dunklen Wassers verglichen wird, ein Vergleich, der mich an das Witzwort des französischen Grafen d'Hérisson erinnert, der den in den Verhandlungen mit Bismarck weinenden Jules Favre eine „urne lacrimatoire“ nennt.

Wieder andere Vergleiche gibt es, in denen der Humor an das Gräßliche streift. Dahin gehört es, wenn der Dichter den Körper des Hippolochos, dem Agamemnon Kopf und Hände abgeschlagen hat, mit einem Mörser vergleicht, wenn Patroklos den Nestor über den Wagensitz zerrt, wie ein Mann den Fisch an der Angel emporzieht, oder wenn Peneleus das Haupt des Ilioneus auf der Lanze wie einen Mohnkopf empor hebt, wenn endlich der von Achill getroffene Hippodamos[2] brüllt, wie ein Stier, der als Opfertier zum Altar des Poseidon geschleppt wird. Behaglicher klingen manche Vergleiche in der Odyssee. So wird der von den Winden hin und her geworfene Odysseus[3] mit trockenen Disteln und Fruchthülsen verglichen, die der

[1] Il. 14, 436. [2] Il. 20, 400. [3] Od. 5, 338.

Wind auseinander treibt, oder der an den Felsen zerschundene Held mit einem Polypen, an dessen Saugnäpfchen Steinchen hängen; mit behaglichstem Humor endlich wird der sich im Laube versteckende Odysseus[1] mit einem Feuerbrande verglichen, den Landleute unter der Asche verborgen haben, um das Feuer zu erhalten. Aber neben diesen behaglichen Bildern stehen auch in der Odyssee finstere und das Gräßliche streifende Vergleiche. So, wenn von Agamemnon gesagt wird, er sei gemordet wie der Ochs an der Krippe, wenn seine mit ihm gemordeten Gefährten mit geschlachteten Schweinen, wenn die gehängten Mägde mit Krammtsvögeln und Tauben, die, in Schlingen gefangen, sich zu Tode zappeln, verglichen werden; wenn endlich von den erschlagenen Freiern gesagt wird, sie lägen wie die im Netz gefangenen Fische am sandigen Strande.

An die Vergleiche darf man wohl eine Reihe von Worten und Ausdrücken anfügen, die zweifellos einen humoristischen Klang haben. Dahin gehört die einige Male wiederkehrende Wendung χόλον καταπέσσειν[2] „seinen Groll hinunterschlucken, und ebenso γέρα πεσσέμεν,[3] „die Geschenke verdauen". In stark ironischem Sinn sagt Achill[4] von Agamemnon ἵνα πάντες ἐπαύρωνται βασιλῆος, „damit alle den König genießen, sich an ihm freuen". Ähnlich sagt Achill[5] von Lykaon, „er werde seine Lanze schmecken" (γεύσεται). Von den Freiern heißt es in sarkastischem Sinn ἵνα πάντες γενοίατο πικρόγαμοι, „daß ihnen die Hochzeit versalzen werde." Mit leisem Spott heißt es[6] von den über den Beschluß des Zeus zürnenden Göttinnen, Athene und Hera „sie mucksten (trotzten) dazu" (ἐπέμυξαν). Bald darauf sagt Zeus zu der grollenden Hera: „Du möchtest Priamus und seine Kinder bei lebendigem Leibe verzehren." Zum Telemach sagt Antinous:[7] ὡς ἂν ἐπισμυγερῶς ναυτίλλεται εἵνεκα πατρός,' „daß ihm die Fahrt schmählich bekommen möge." In der Beratung über die Fortsetzung des Kampfes sagt Odysseus: γαστέρι δ'οὔπως ἔστι νέκυν πενθῆσαι' Ἀχαιούς,' „mit dem Magen können die Achäer den Toten nicht beklagen!" Witzig heißt es von Schimpfworten[8], „es seien ihrer so viele, daß sie ein Schiff mit hundert Ruderern nicht fortbringen könnte, ähnlich wie Lucian[9] von ὅλας ἁμάξας βλασφημιῶν spricht. — Von Dolon[10]

[1]) Od. 5, 488. [2]) Il. 1, 81. [3]) Il. 2, 33. [4]) Il. 1, 410. [5]) Il. 20, 60. [6]) Il. 4, 20. [7]) Od. 4, 672. [8]) Il. 20, 245. [9]) Luc. Eun. 2. [10]) Il. 10, 375.

heißt es, „er stehe „schlotternd“ (*βαμβαίνων*) vor seinen Verfolgern“ und von Apollo, er habe ‚*προπρο κυλενδόμενος*, „sich zu seinen Füßen windend“ den Göttervater gebeten. Behaglich mutet uns an, wenn Nausikaa[1] ihren Vater *πάππα*, Penelope die Euryklein „*μαῖα*“ Mütterchen, und Telemach den treuen Eumäus „*ἄττα*“ nennt. Mit naivem Selbstgefühl sagt Nausikaa von ihrem Vater, „er säße da, zechend wie ein Gott.“

Hierher dürften auch die Wortspiele mit verschiedenen Namen gehören, so wenn Paris ‘*Δύσπαρις*,’ „Unglücksparis“, Ilion *Κακοίλιον* „Unglücksilion“ genannt, wenn von Iros d. h. „Herr Iris“ gesagt wird, er werde ‘*Ἄιρος*,’ nicht mehr Iros sein.“ In gutmütigem Scherz redet Telemach[2] seine Mutter „*μῆτερ*“ *ἐμὴ δύσμητερ*, „Unglücksmutter“ an.

Bedeutender als in diesem Wortwitz ist der Humor in einem Witz, der in der Zeichnung komischer Personen, in ganzen Szenen und in ausgeführten Vergleichen zu Tage tritt. Der Dichter der homerischen Lieder hat seine Komposition in der Erkenntnis gestaltet, daß die menschliche Seele die Spannung schmerzlicher Empfindungen und tiefer Gemütserregungen auf die Dauer schwer erträgt, daß dergleichen Darstellungen, je stärker sie die Seele ergreifen, um so mehr das Bedürfnis des Wechsels der Eindrücke, der Erleichterung wecken, so daß der Hörer oder Leser durch den Wechsel erfrischt, mit verstärkter Teilnahme dem Laufe der Ereignisse zu folgen vermag. Diese Erkenntnis, die die Griechen veranlaßt hat, ihren Tragödien das Satyrspiel an die Seite zu stellen, die den großen britischen Dichter veranlaßt, ernste und erschütternde Situationen durch komische Szenen zu unterbrechen, ein Kunstgriff, der auch in unsern deutschen Epen, im Walthariliede, in den Nibelungen und der Gudrun nicht ganz fehlt, diese Erkenntnis hat nach meiner Ueberzeugung auch den Dichter der homerischen Lieder dazu geführt, in bewußter Absichtlichkeit die hohe Spannung, die die gewaltigen Kampfszenen in uns hervorrufen, durch die Darstellung komisch angehauchter Persönlichkeiten und durch humoristische Szenen zu unterbrechen. Dergleichen Personen finden wir in den Reihen der Trojaner und im Lager der Griechen, auch die Götter hat der Humor des Dichters nicht verschont. „A Jove principium“. Wenn Hegel Recht hat, daß das Komische

[1] Od. 10, 375. [2] Od. 23, 97

entsteht, wenn neben das Erhabene das Niedrige tritt, so ist diese Mischung in der Darstellung des homerischen Zeus nicht zu verkennen. Der erhabene Vater der Götter und Menschen, der wolkenauftürmende, donnerfrohe Olympier[1], der durch das Nicken seines Hauptes den ganzen Olymp erschüttert, rühmt sich in etwas prahlerischer Weise, daß, wenn alle Götter und Göttinnen an einem Seile zögen, sie ihn nicht herabziehen könnten, während er Erde und Meer an den Olymp binden könnte, so daß alles in der Luft schwebe. An einer anderen Stelle[2] erinnert er die widerspenstige Gattin daran, wie er sie einst mit gefesselten Händen, zwei Ambosse an den Füßen im Äther und in Wolken habe schweben lassen, während die hilfsbereiten Götter von der Schwelle des Olymp geschleudert seien. Wieder an einer anderen Stelle[3] droht er der Hera und Athene, daß er ihre Streitwagen zerschmettern und ihnen selbst Wunden beibringen wolle, deren Heilung zehn Jahre dauern würde. Zu diesen Aeußerungen göttlicher Allmacht steht dann sein Verhältnis zu der Gattin in scharfem Gegensatz. Er nennt[4] sie **κακότεχνος, ἀμήχανος,** „Tückische, mit der nichts anzufangen sei", beklagt,[5] daß er die Hera nicht mit Worten zu bändigen vermöge, daß sie stets geneigt sei, seine Pläne zu vereiteln, hündischeres[6] als sie gäbe es nichts, um ihr Grollen[7] bekümmere er sich nicht, und doch verrät er seine Besorgnis vor dem Zorn der Gattin dadurch, daß er die Thetis, der er die Verherrlichung ihres Sohnes verheißen hat, bittet, sie möchte leise fortgehen, damit die Hera nichts bemerke. Als ihm Hera bittere Vorwürfe macht, daß er den Sarpedon retten wolle, gibt Zeus nach, läßt aber blutige Tropfen zur Erde fallen; später[8] klagt er, Hera habe ihren Willen durchgesetzt, als ob die Achäer ihre eigenen Kinder wären. Wenn Zeus trotz dieses Mißverhältnisses sich von der Gattin, die durch die Hilfe des Schlafgottes ihn betört und sein Verlangen durch anfängliches Versagen steigert, betrügen läßt, daß er beide in eine Wolke einhüllt, die nicht einmal die Strahlen des Helios durchdringen können, so steht dies Verhalten in einem komisch wirkenden Gegensatze zu seiner Allmacht, die auch durch andere Konzessionen in einem zweifelhaften Lichte erscheint.

1) Il. 8, 20. 2) Il. 15, 18. 3) Il. 8, 402. 4) Il. 15, 14. 5) Il. 5, 891. 6) Il. 4, 83. 7) Il. 16, 439. 8) Il. 18, 359.

Von den übrigen Göttern ist die Gestalt des Hephästos mit sympathischem Humor behandelt. Als in der Götterversammlung Hera den Drohungen des Zeus gegenüber mit Mühe ihr Herz bezwingt und die Götter sich unwillig dem Gebote des Herrschers fügen, da tritt der göttliche Schmied hinkend auf, reicht der Mutter den Becher mit aufmunternden Worten, schenkt auch den übrigen Göttern aus dem Mischkrug süßen Nektar ein und ringt so der erzürnten Himmelskönigin ein widerwilliges Lächeln ab, während die übrigen Götter in ein unbändiges Gelächter ausbrechen. So löst sich die schwere Spannung, die die Götter umfangen hielt, in wohltuender Weise in eine befreiende Heiterkeit auf. Als dem Hephästos der Besuch der Thetis gemeldet wird, bringt er, wie ein ehrsamer Meister, erst sein Handwerkzeug in Ordnung, wischt sein rußiges Antlitz mit einem Schwamm ab, legt einen anständigen Chiton an und erscheint dann, von zwei Dienerinnen gestützt, um die Wünsche der besuchenden Göttin entgegen zu nehmen. Auch seine wehmütige Klage[1], daß er an Schönheit und Wohlgestalt dem Ares nicht gewachsen sei, macht einen komischen Eindruck. Etwas philisterhaft klingt es, wenn H. erklärt, das Liebespaar nicht eher lösen zu wollen, bis Zeus ihm die Hochzeitsgeschenke zurückgegeben habe. Wenig göttlich erscheinen dann, als Vertreter leichtsinniger Jugend, Hermes und Apoll, die beim Anblick des in Fesseln geschlagenen Liebespaares sich an die Stelle des Ares wünschen. Die übrigen Götter brechen in ein unbändiges Gelächter aus, weil hier der Lahme den Schnellen ereilt habe. Wenig göttlich und echt menschlich klingt es[2], wenn Hera die Artemis κύον ἀδεές nennt, sie an der Handwurzel hält und ihr lächelnd den Bogen um die Ohren schlägt. Die Göttin flieht schüchtern wie die Taube vor dem Habicht, und Zeus empfängt sie mit behaglichem Lächeln. In humoristischem Lichte erscheint auch Ares, wenn er, der Vertreter der blinden Kampfeswut, der besonnenen Kriegsgöttin Athene entgegen tritt. Sie häuft auf ihn eine Fülle von Schmähworten, nennt ihn „Meuchelmörder", Mordbefleckter, Unheilstifter, Wetterwendischer", lacht über den Fall des von ihr mit leichter Mühe niedergestreckten Gottes, der bei seiner Verwundung schreit wie neuntausend Krieger, in seinem Fall sieben Morgen bedeckt und dann winselnd bei Zeus sich über seine göttliche

[1] Od. 8, 310. [2] Il. 21, 500.

Gegnerin beklagt. Der Gegensatz der ungeheuren Kraft zu dem kläglichen Fall, über den Zeus wie immer, wenn er auf Kampf und Streit herabschaut, behaglich lacht, verfehlt auch bei uns seine komische Wirkung nicht. — Wenn wir vom Olymp zur Erde hinabsteigen und zuerst die troischen Helden ins Auge fassen, so weist die Gestalt des Paris komische Züge auf: In sein Pantherfell gehüllt, mit Schwert, Bogen und zwei Speeren gerüstet, fordert er prahlend die vornehmsten Helden der Achäer zum Kampfe heraus, weicht aber beim Erscheinen des Menelaus feige zurück, wie ein Wanderer, der auf seinem Wege plötzlich eine Schlange gewahrt. Schön in Aussehen, wie sein mannhafter Bruder schilt, aber ohne Stärke und Kraft, ein Gegenstand des Spottes für die Feinde. In seiner Schönheit und der Pracht seiner Gewänder, so heisst es später, sieht er nicht aus, als ob er aus der Schlacht komme, sondern als ob er zum Reigentanz gehen wolle, und während die Seinen im harten Kampfe stehen, genießt er die Geschenke der goldenen Aphrodite. Verächtlich sagt daher Diomedes[1] von ihm: „Ich bekümmere mich so wenig um dich, als wenn ein Weib nach mir wirft, oder ein törichtes Kind". Auch Hektor wirft dem weibischen Bruder seine Feigheit vor und nennt ihn: „Weibertoller, Schwindler". Mit grimmigem Humor wird auch der Fall des trojanischen Othryoneus[2] geschildert, der mit zukünftigen Heldentaten prahlt, durch die er eine Tochter des Priamus zu gewinnen hofft. Idomeneus trifft ihn, wie er hochmütig einherschreitet, schleift den Leichnam zu den Schiffen, damit er dort über die Hochzeit verhandle, „denn", so fügt er sarkastisch hinzu, „wir sind keine schlechten Brautwerber".

Unter den Heldengestalten im griechischen Lager sind vor allem Nestor und Ajax mit wohlwollendem Humor behandelt. Der Trisaeclisenex[3] ist der Typus eines etwas ruhmredigen Kriegers und eines Lobredners der Vergangenheit. Er rühmt sich, daß er im Kampfe mit den Epeern wie ein Sturmwind unter sie gefahren sei, 50 Streitwagen gewonnen und bei jedem Streitwagen zwei Männer getötet habe. „So war ich", setzt er dann in melancholischer Resignation hinzu, „wenn ich überhaupt war". Ebenso prahlt der „alte Zecher" bei den Wettspielen, die zu Ehren des Patroklus veranstaltet werden, dass er in seiner Jugend

[1] Il. 8, 389. [2] Il. 13, 397. [3] Il. 11, 747.

im Wettlauf, im Faust- und Speerkampf alle besiegt habe. Die Gestalt des tapferen[1], zuverlässigen, wortkargen Ajax wird mit entschiedenem Wohlwollen, aber doch mit leiser Ironie behandelt. Im dreizehnten Buche werden die beiden Ajax mit dunkelfarbigen Ochsen verglichen, die mit gleichem Eifer den Pflug durch das Brachfeld ziehen, die ausdauernde Tapferkeit des Helden, der seinen Schild wie einen Turm trägt, wird durch den Vergleich mit einem störrischen Esel veranschaulicht, und wenn er in seiner Verteidigung der Schiffe von einem Verdeck zum anderen schreitet, erscheint er dem Dichter wie ein Kunstreiter, der von einem Pferde auf das andere springt. Als unverdiente Kränkung[2] seines Namenvetters erscheint es, wenn die Göttin der Weisheit ihm ein Bein stellt, sodaß Mund und Nase sich mit Kuhmist füllen, ein Mißgeschick, das von den Achäern mit behaglichen Gelächter begleitet wird. Unter den minderwertigen Persönlichkeiten tritt besonders Thersites hervor, der sich in frecher Weise in die Entscheidung der Großen über die Frage mengt, ob man ausharren oder schmachbedeckt von Troja abziehen solle. Die häßliche Gestalt des hinkenden Mannes mit sparsamem Haupthaar, spitzem Kopfe und Schultern, die sich über der Brust zusammenneigen, erscheint den schönheitsfreudigen Griechen als Karrikatur, wenn er mit scharfer und schneidender Stimme seine Schmähungen gegen die Fürsten ausstößt. Wenn dann Odysseus den frechen Aufwiegler hart mit dem Scepter trifft, so daß Schwielen auf seinem Rücken auflaufen, und der Getroffene „dummblickend“ in lautes Weinen ausbricht, dann erregt der klägliche Anblick die Lachlust der Griechen, und ihre Aufregung beruhigt sich durch das komische Zwischenspiel. Eine ähnliche Rolle spielt in der Odyssee der Bettler Iros, dessen Faustkampf mit Odysseus den furchtbaren Freiermord einleitet. Es wirkt komisch, wie Odysseus nach reiflicher Ueberlegung sich entschließt, nur leise zuzuschlagen und seinem Gegner doch den Kinnbacken zerschmettert, dann den am Boden liegenden „kläglichen Wicht“ an die Hofmauer lehnt und ihm einen Stock in die Hand gibt, mit dem er Hunde und Schweine abwehren, aber nicht mehr Fremden und Bettlern gebieten soll. Iros liegt dann still da, mit dem Kopfe nickend, wie ein Betrunkener. Neben der Schilderung dieser komisch-traurigen Persönlichkeiten

[1] Il. 23, 630. [2] Il. 23, 774.

tritt der warmherzige Humor des Dichters in ganzen Szenen hervor, die die ernsten Schlachtschilderungen einleiten und unterbrechen. In der Ilias enthält das 6. Buch ein solches Zwischenspiel. Mit recht mütterlicher Sorgfalt will Hekuba den aus dem Kampf heimkehrenden und wieder dahin eilenden Lieblingssohn mit Wein erquicken. Mit einem glücklichen Lächeln schaut der liebenswürdige Held auf den Astyanax, den eine Amme auf dem Arme trägt. Das Kind schreit, durch den nickenden Helmbusch des Vaters erschreckt, laut auf und schmiegt sich an den Busen der Wärterin. Der rührenden Vaterfreude des Gatten stimmt „durch Thränen lächelnd" Andromache bei; sie ahnt den baldigen Tod des Gatten und beklagt im voraus das traurige Geschick des Kindes.

Eine größere Fülle freundlich anmutender, humoristischer Szenen enthält die Odyssee. So klingt es naiv, wenn Telemach[1] Athene, die die Gestalt des Mentor angenommen hat, fragt: „Wie bist du auf unsere Insel gelangt? Ich glaube nicht, daß du zu Fuß hierher gekommen bist", oder wenn er auf die Frage des Gastes, ob er ein Sohn des Odysseus sei, antwortet[2]: „Meine Mutter sagt, ich sei sein Sohn. Ich selbst weiß es nicht." Ebenso naiv klingt es für unser Empfinden, wenn Mentor[3] sich ein Gastgeschenk ausbittet, und zwar „ein recht schönes", oder wenn Nestor[4] den Telemach fragt, ob er als Räuber des Gewinnes wegen zu ihm gekommen sei.

Humoristisch wird ferner das Treiben der Freier geschildert: Sie freuen sich bei fortwährendem Schmausen an Gesang, Zitherklang und Tanz, sie wollen sich tot lachen über den Unglücksiros, sie spotten im Gefühl ihrer Sicherheit über die kecken Reden des Telemach, lachen über ihre verunglückte Unternehmung gegen den Sohn des Odysseus; kurz sie sind in jeder Beziehung ein Bild sorglos genießender Jugend. Von feinem und gemütvollem Humor durchtränkt sind vor allem die idyllischen Szenen im Lande der Phäaken. So wird Odysseus, der sich aus den Wogen an das gastliche Gestade gerettet und im Laub versteckt hat, in launiger Teilnahme mit einem in einem Aschenhaufen verborgenen Feuerbrande verglichen. Ganz dem Leben abgelauscht ist es, wenn Nausikaa, die an Wuchs und Antlitz den Unsterblichen gleicht, als sorgliches Hausmütterchen einen

[1] Od. 1, 173. [2] Od. 1, 275. [3] Od. 1, 318. [4] Od. 3, 72.

Vortrag hält über den Nutzen reiner Wäsche für Vater und Brüder — daß sie dieselbe für die eigene Hochzeit gebrauchen könne, verschweigt sie in jungfräulicher Scham — oder wenn die Mägde, als ihr Ball in das Dickicht fliegt, laut aufschreien, wie sie beim Anblick des unheimlichen Fremden furchtsam auseinanderfliehen — reizend und vertraut klingt, was Nausikaa über das neidische Geschwätz der Phäaken sagt: Sie würden, wenn sie den stattlichen Fremden in ihrer Begleitung sähen, spottend sagen, ihr sei kein einheimischer Fremder gut genug, jetzt sei auf ihr Flehen ein Gott vom Himmel herabgestiegen, um sie heimzuführen. Die weichliche Art der Phäaken, die einigermaßen an die Bewohner des Schlaraffenlandes erinnert, wird mit behaglichem Spott geschildert. Alkinous, der auf seinem Sessel sitzend wie ein Unsterblicher zecht, läßt zum „lieblichen Schmause" zwölf Schafe, acht Schweine und zwei Ochsen schlachten, so daß auch Odysseus, der seinen hündischen Magen anklagt, daß er ihn trotz seiner Betrübnis zwinge zu essen und zu trinken, Aussicht hat, diese Forderungen des lästigen Mahners zu befriedigen. Auch das ist ein anheimelnder Zug, daß Arete mit Hausfrauenblick bemerkt, daß die Kleider, die der Fremde trägt, der königlichen Garderobe entstammen. Von seinen Leuten rühmt der König, daß sie tüchtige Läufer seien, daß Schmausereien, Zitherklang, Brettspiel und Reigentanz ihre Freude sei, daß sie gern die Kleider wechseln, daß sie warme Bäder und weiche Lagerstätten lieben. Mit Behagen lauschen sie auf das Lied des Sängers, der ihnen von dem Liebesabenteuer des Ares und der Aphrodite berichtet. Dieser Weichlichkeit entspricht ihr Benehmen beim Wettkampf, das an eine ähnliche Szene in unserer Gudrun erinnert: der von Laodamos bemitleidete, von Euryalos als Handelsmann verspottete Odysseus schleudert den Diskus mit gewaltiger Kraft so weit, daß die weibischen Phäaken bei dem Sausen der Wurfscheibe überrascht und erschreckt sich bis zum Boden ducken. Humorvoll ist dann das Abenteuer des Odysseus in der Höhle des Cyklopen dargestellt, das, wie bekannt, von Euripides in seinem Satyrdrama weiter ausgeführt ist. Die Cyklopen leben als Hirten ohne Ackerbau, in gesetzloser Sinnesart, ohne Scheu vor den Göttern und dem Gastrecht. Polyphem ist der Typus des menschenfressenden, etwas einfältigen Riesen der Märchenwelt. Er gleicht nicht einem

Menschen, sondern einem sich einzeln aus der Ebene erhebenden Berge. Seine Keule ist so groß wie der Mastbaum eines zwanzigrudrigen Schiffes, und mit leichter Mühe wälzt er einen Stein von dem Eingang seiner Höhle, den 22 vierrädrige Wagen nicht fortschaffen könnten. Der Gegensatz des ungeschlachten Ungeheuers zu dem „kleinen, winzigen, aber klugen Odysseus" erinnert an die Gegenüberstellung von Goliath und David, von Ecke und Dietrich, an das Verhältnis der Titanen und Giganten zu den olympischen Göttern. Polyphem verzehrt zwei Gefährten des Odysseus zum Abendbrot, zwei zum Frühstück, hat den entsprechenden Durst, belohnt den Odysseus, der ihm den süßen Trunk reicht, mit dem sarkastischen Troste, daß er ihn zuletzt fressen werde, und läßt sich endlich durch den Namentausch von dem Herrn Niemand kläglich betrügen.

Die humoristische Freude des Dichters an dem Ideal des listigen Inselgriechen tritt auch in anderen Zügen hervor. Odysseus[1] fordert die Phäaken auf, ihn reichlich zu beschenken, denn es sei angenehm, mit vollen Händen in die Heimat zurückzukehren. Gleich bei seinem Erwachen in Ithaka mustert er seine Schätze, um sich zu vergewissern, daß die Phäaken ihm nichts gestohlen haben, erntet von Athene freundlich-sympathische Vorwürfe für die Lügen, die er ihr vorgetragen hat, beweist dann seine Schlauheit durch die listige Erzählung, daß er einst in einem Hinterhalte dem Odysseus eine wärmende Hülle verschafft habe, wodurch er Eumäus bewegt, ihm einen Mantel zum Zudecken zu spenden. Den ihm von Arete geschenkten Reisekoffer, der mit Kleidern und Goldschmuck gefüllt ist, verschließt er mit einem kunstvollen Knoten, den ihm Kirke gelehrt hat. Naiv sagt der Held dann von sich selbst, daß er sich durch Listen aller Art auszeichne, sein Ruhm reiche bis zum ehernen Himmel. Komisch wirkt es auch, wenn Eumäus[2] dem wirklichen Odysseus ausführlich auseinandersetzt, daß er ihn für einen bettelnden Schwindler halte. Es sei nicht recht, daß ein so alter Mann in das blaue hinein lüge. Seine Gunst werde er dadurch nicht erwerben; von einem ätolischen und einem phönicischen Gauner betrogen, sei er durch Erfahrung klug geworden.

---

1) Od. 11, 357. 2) Od. 14, 124.

Zuletzt mögen einige Stellen erwähnt werden, die beweisen, daß unser Dichter sich mit Vorliebe in das Kleinleben seiner Zeit, wie es sich in der Familie, besonders auch in der Kinderwelt darstellt, vertieft hat. Bei den Phäaken sagt Odysseus[1], er kenne nichts schöneres, als wenn in einem Hause Freude herrsche, wenn schmausende Gäste an vollen Tischen dem Sänger lauschen und der Herold wacker einschenke. „Der Wein freilich", so heißt es an einer andern Stelle[2], „verleitet auch einen verständigen Mann laut zu singen, behaglich zu lachen und lustig zu tanzen." Von einem warmen Sinn für das Familienleben zeugt der Vergleich[3], in dem es von dem schiffbrüchigen Odysseus heißt, Land und Wasser erscheine ihm so erwünscht, wie den Kindern der von schwerer Krankheit genesene Vater. Die Hunde umwedeln den von der Mahlzeit heimkehrenden Herrn, um zu sehen, ob er ihnen etwas mitgebracht habe. In humoristischer Weise[4] wird die Freude der Gefährten über die Rückkehr des Odysseus mit der Freude der Kälber verglichen, die die Mutterkuh froh hüpfend und blökend umgeben. Einen interessanten Einblick in das altgriechische Leben gewinnen wir, wenn Aeneas[5] das Wortgefecht mit Achill abbricht durch den Hinweis auf Weiber, die in herzkränkendem Zorn auf die Gasse treten, mit beweglicher Zunge sich in Schimpfworten ergehen, die, wie der Dichter in naivem Spott hinzufügt, „wahr sind und unwahr". Eine Stelle, zu der der Scholiast bemerkt, daß Zank der Frauen Sitte der Barbaren sei. Und nun das Leben der Kinder: Von Achill sagt Phönix[6], er habe ihn als Kind häufig auf dem Schoße gehalten, ihm Fleisch vorgeschnitten und den Becher zum trinken hingehalten. Der Knabe habe in kindlichem Übermut in den Becher hineingeblasen und ihm das Gewand mit Wein bespritzt. Teukros[7] sucht nach einem glücklichen Schuß den Schutz des Telamoniers, „wie sich ein Kind hinter seiner Mutter versteckt". Apollo[8] zerstört die Schanzen der Griechen so leicht, wie ein am Meeresufer spielendes Kind die aus Sand geformten Gebilde auseinanderwirft. Patroklus[9] wird mit einem weinenden Kinde verglichen, das sich an dem Gewande der zum Ausgehen bereiten Mutter festhält, um von ihr mitgenommen zu werden.

[1] Od. 9, 5. [2] Od. 14, 463. [3] Od. 5, 394. [4] Od. 10, 410. [5] Il. 20, 253. [6] Il. 9, 490. [7] Il. 8, 270. [8] Il. 15, 362. [9] Il. 15, 8.

Auch zu Homers Zeiten stören spielende Kinder Wespennester auf und nehmen Raben und Geiern die Jungen aus den Nestern. Zum Schluß dieser Szenen sei noch das Genrebild[1] erwähnt, in dem das lange Überlegen des Odysseus mit dem Tun eines sorgsamen Familienvaters verglichen wird, der die mit Fett und Blut angefüllte Magenwurst sorgfältig und langsam umwendet, damit sie bald gebraten wird.

Dieser Humor findet nun überall, vor Ilion und in Ithaka, auf der Erde und im Olymp, bei Menschen und Göttern, ein fröhliches Verständnis, das sich in behaglichem Gelächter in verschiedenen Abstufungen kundgibt. Dies homerische Gelächter ist, wie oben bemerkt, sprichwörtlich geworden. Zeus, Hera, auch Agamemnon „lächeln“ würdevoll; und, als er die übrigen Götter zum Kampfe zusammentreffen sieht, lacht der Göttervater „behaglich“. Über Hephäst brechen die übrigen Götter in ein „unbändiges Gelächter“ aus. Hera lacht mit den Lippen, aber ihre Stirn über den dunkeln Augenbrauen erheitert sich nicht. Ajax lacht, als er zum Kampfe geht, mit finsterm Antlitz in stolzer Siegesgewißheit. Odysseus lacht, als der Wurf des Ktesippus fehlgegangen ist, ein bitteres, verächtliches, „sardanisches“ Gelächter. Die Freier brechen bei Telemachs Drohungen in ein unauslöschliches Gelächter aus, aber sie lachen mit fremden Kinnbacken, d. h. unnatürlich, mit verzerrten Zügen. Mit glücklichem, hoffnungsfrohem Lachen freut sich Penelope über das gewaltige, glückverheißende Niesen ihres Sohnes, das das Haus erschüttert.

So bricht überall, um mit Herder zu reden, der Sonnenglanz griechischen Humors in den homerischen Dichtungen durch, läßt uns in ernsten und furchtbarsten Situationen erleichtert aufatmen und bringt die gewaltigen Helden und ihr Tun unserm Empfinden nahe. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß dieser Humor nicht eine äußerliche und zufällige Zutat, sondern ein mit bewußter Kunst angewendetes Kompositionsmittel ist. Daraus dürfte sich dann ferner der Schluß ergeben, daß der „Zusammenfüger“ die einzelnen Lieder nicht mechanisch mit einander verbunden, sondern sie mit dichterischer Weisheit zu den beiden großen Kunstwerken, der Ilias und der Odyssee, umgeschaffen hat.

---

[1] Od. 20, 25.

Der Erfurter Stadtsyndikus Dr. Berthold Bobenzahn und sein Ende.

Ein Beitrag zur inneren deutschen Geschichte am Anfang des 16. Jahrhunderts.

Von

Dr. R. Thiele
Königl. Gymnasialdirektor.

Wenn man an die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts denkt, so ist es gewöhnlich die große Kirchenreformation, welche alle Gedanken gleichsam fesselt. Mit Unrecht! Denn es ist eine ebenso tief erregte und viel bewegte Zeit, die sich vor, um und nach 1500 unseren Augen zeigt: man denke nur an die großen Erfindungen und Entdeckungen seit der Mitte und am Ende des 15. Jahrhunderts, ferner an den großartigen geistigen Aufschwung, welchen der auch in Deutschland sich ausbreitende Humanismus hervorruft, aber auch an die gewaltigen innerpolitischen Kämpfe und Erhebungen, welche gerade die ersten zwei Jahrzehnte des beginnenden 16. Jahrhunderts erfüllen, bis sie in den Bauernkriegen ihren Höhepunkt, aber auch ihren tiefzubeklagenden Abschluß finden. Auf letztere, die großen wirtschaftlichen Kämpfe, die sich einerseits von politischen Wirren nicht frei hielten, anderseits sich zu sozialen Aufständen auswuchsen, möchte ich in folgendem das Interesse hinlenken, und zwar innerhalb des geschichtlichen Lebens einer der damals bedeutendsten der deutschen Städte, unseres Erfurts.

Man hat mit Recht (so Kurt Kaser, Politische und soziale Bewegungen im deutschen Bürgertum zu Beginn des 16. Jahrhunderts, 1899) drei revolutionäre Perioden im älteren deutschen Bürgertum unterschieden: zuerst die Zeit der rein politischen Kämpfe in den Städten, als die alten Patriziergeschlechter und die eben erstarkten Handwerker um die Herrschaft rangen; — für Erfurt hat dies Professor Dr. Karl Beyer (in s. Programm v. J. 1893, und in seinen beiden Geschichten von Erfurt 1893 S. 17 ff. und 1900 S. 44 ff.) ausführlich behandelt: hier bei uns führten die Wirren am Anfange des 14. Jahrhunderts zur Wahl

der Vierherren; zum anderen die städtischen Umwälzungen aus wirtschaftlichen Gründen um und nach 1500, endlich am Ende des ersten Viertels des 16. Jahrhunderts die sozialen Kämpfe, die in den Bauernkriegen endeten. Auch Erfurt hat diese letzteren durchgemacht! Für uns sind heute nun die mittleren derselben, die wirtschaftlichen Kämpfe und die damit zusammenhängenden Umwälzungen, diejenigen, welche wir behandeln wollen: sie gipfeln bei uns im sogenannten tollen Jahr und in dem, was damit zusammenhing, sowohl was vorherging als auch was nachfolgte. Um sie aber voll zu verstehen, müssen wir (an der Hand guter Führer, so des schon genannten Kaser) die vornehmlich wirtschaftlichen Gründe genauer schildern, welche die Veranlassung zu diesen Wirren gaben, sowohl im allgemeinen als auch im besonderen in Erfurt.

Zunächst ein Wort über die Gliederung der Bürgerschaft in den Städten am Ausgange des Mittelalters!

Das Stadtregiment war eine Aristokratie, besser gesagt eine plutokratische Oligarchie, und lag in den Händen des Rates; dieser aber wurde zuerst nur aus den Mitgliedern der vornehmsten Patrizierfamilien, welche untereinander verwandt und verschwägert waren („befreundet“ hieß das, „die Gefrunden“), entnommen, also aus einer Art Amtsadel, den Burgenses, später nach den Zunftkämpfen auch aus den Begütertsten in den Zünften. Das Steuersystem war zuerst ein indirektes, und dadurch wurde die breite Masse der unteren Stände verhältnismäßig mehr belastet als die oberen Stände.

Die Bürger selbst zerfielen in:

I. Reiche (oder doch Wohlhabende), oft genannt: „unsere Herren“, da bei ihnen die Stadtverwaltung so lange Zeit lag; und zwar bestanden diese: 1. aus den grundbesitzenden Patriziern — diese aber verpachteten ihren Grundbesitz in oder noch mehr außerhalb der Stadt vielfach; auch nahmen sie an kommerzieller, ja sogar an gewerblicher Arbeit teil; zu ihnen gehörten auch die Oberbeamten der städtischen Verwaltung (nicht aber die oberen Beamten des etwa in Betracht kommenden Territorial- oder Erbherrn — in Erfurt: des Erzbischofs — noch auch die militärischen Befehlshaber jeder Art, die abseits stehen — ebenso wie die Gelehrten, sofern sie nicht Geistliche oder Beamte waren); 2. aus den Großkaufleuten und 3. den

Großhandwerkern, modern gesprochen den Fabrikanten, „Verlegern", wie sie auch hießen, ohne Détail-Vertrieb ihres Fabrikates oder der Fabrikate anderer. Aus diesen 3 Klassen bildeten sich 4. die Rentner, die vom Pachte oder den Kapitalzinsen lebten. — Zu dieser ersten Klasse gehörte auch noch 5. die Geistlichkeit, denn sie war sowohl grundbesitzend als auch häufig gewerbetreibend, namentlich baute sie Wein und braute Bier, hatte Ökonomiehöfe und dergl. mehr. — Es folgten

II. die Minder-Wohlhabenden, welche zusammengefaßt auch die „Gemeinde" heißen; sie bestand aus: 1. den Zünften: das waren die kleineren oder eigentlichen Handwerker, die Handwerksmeister, von denen die ärmsten noch Nebengewerbe trieben oder gar abhängige Lohnarbeiter waren; in ihnen erhob sich seit dem 15. Jahrhundert die Organisation der Gesellen; ferner 2. die oft im besonderen so genannte Gemeinde, diese bildete a) die in den Städten wohnenden Lohnarbeiter, teils in gewerblichen, teils in landwirtschaltlichen Betrieben — eine große Menge, meist mit starken Familien, und darum spielt bei ihnen das Verhältnis des Lohnes zu den Preisen der Lebensbedürfnisse eine so große Rolle, und jedes Mißverhältnis hierin führte zu Unruhen; b) die niederen Bediensteten, sowohl in öffentlichen als auch in privaten Verhältnissen; c) Leute mit kleineren agrarischen Betrieben: Ackerbauer, Winzer, Gärtner; und zu ihnen kamen noch d) die Bewohner der Vorstädte, in Erfurt seit Alters die Löber-, Krämpfer-, Johannes- und Brühlervorstadt —, meist Zugewanderte vom Lande, aus den Hörigen, die dadurch frei wurden, denn alle die genannten Städter waren an sich persönlich frei.

War die erste Klasse die der Besitzenden oder Besitzreichen, die zweite Klasse die mit mäßigem Besitze, die Besitzarmen, so kommen hierzu die Besitzlosen, mit ihrem, wie überall, elendgesättigten Milieu: III. das eigentliche Proletariat: heruntergekommene Handwerker ohne eigentliche Kundschaft, die durch Tagelohn aus der Hand in den Mund lebten, bankrotte Kaufleute, entlaufene oder herrenlose Landsknechte, fahrendes Volk, Auswurf aus allen Ständen, besonders aus der zahlreichen oben bezeichneten eigentlichen Gemeinde. Das sind die Elemente, welche bei Aufruhr und Unruhen eine so schlimme

Rolle zu spielen pflegten und in der Hand gewissenloser Volksführer, besser gesagt Volksverführer, zu allem zu haben waren, damals wie noch heute.

So lange die Verhältnisse normal waren, lebte diese städtische Bevölkerung ruhig und friedlich nebeneinander, indem ein jeder seinem Geschäfte, Gewerbe, Betriebe, Handwerke und seiner Arbeit nachging. Aber oft wurde die Ruhe gestört! Einmal durch politische Verhältnisse: da bei der oft übergreifenden und gewalttätigen Fürsten- und Adelsmacht die schwache Reichsgewalt sich meist auf die Städte stützte, mußten diese, weil eben die kaiserliche Macht zu schwach war, um bestimmend einzugreifen, selbst die schwere Last, sich zu schützen, tragen, schon um ihren Handel und ihr Gewerbe vor der Raublust des höheren wie niederen Adels, auch mancher auf eigene Faust raubenden Schnapphähne zu sichern. Denn erst allmählich hatte sich das Geleitsrecht auf den Handelsstraßen ausgebildet, für Erfurt und die zu ihm führenden großen Straßen seitens der sächsischen Fürsten als Rechtsnachfolger der thüringischen Landgrafen. Daher mußten die Städte die Steuerkraft ihrer Bürger auf das höchste anspannen, auch mußten sie, um ihre Freiheit und Selbständigkeit gegen Übergriffe weltlicher und geistlicher Territorialherren zu schirmen, oft recht kostspielige Fehden ausfechten und darum häufiger ihre Stadtbefestigungen mit großem Aufwande herstellen, erhalten und erweitern, auch den Sold für angeworbene Kriegsleute aufbringen. Waren dann die so schon hohen städtischen Steuern hierdurch noch zu erhöhen, so wurden, weil viele Städte damals das Prinzip der Progression nach unten hatten, während doch schon die Gleichheit eine Art Begünstigung der großen Vermögen bedeutete, von der großen Masse namentlich die indirekten Steuern, sonderlich die auf Lebensmittel als hart und drückend empfunden; und oft war das die Ursache städtischer Schulden, wenigstens der unmäßigen Vermehrung derselben, daß man sich vor einer Steuererhöhung scheute und lieber Kapitalien bei den Reichen und Besitzenden in anderen finanziell günstiger gestellten Gemeinwesen aufnahm, freilich mit drückenden Zinsen- und Rentenverpflichtungen. Vielfach wurden auch, namentlich von den unteren Volksschichten, die Abgaben an die Geistlichkeit als drückend

empfunden, die Stolgebühren, obschon der niedere Klerus, die Plebane oder die Pfarrgeistlichkeit, dieselben als ihre oft einzige Einnahmequelle nicht entbehren konnte. War doch schon dadurch ein schroffer Gegensatz geschaffen, daß die städtische Kultur ihre Grundlage in Bestrebungen hatte, welche den der Kirche genehmen volkswirtschaftlichen Anschauungen widersprachen. Denn der Kirche galt als gottwohlgefälliger Erwerb nur der durch Ackerbau (s. Georg Liebe, Die Städte des Mittelalters und die Kirche, N. Jahrbücher, Teubner, VII. Bd., 1901, S. 214 ff.), der Lebensnerv der Städte aber wurde seit den Kreuzzügen immer mehr der Handel; durch ihn und das von ihm geförderte Handwerk bildete sich erst in den Städten ein vom Grundbesitz unabhängiges Kapital, das in steigendem Maße die Volkswirtschaft beeinflußt hat. Die Kirche aber verwarf das Anwachsen des Kapitals durch Zinsen, nahm aber, da sie dem Klerus keine Zinsen zu nehmen erlaubte, als Entgelt für ihn die Freiheit von Kommunalabgaben, also von direkten Steuern, in Anspruch. Noch mehr erbitterte es aber, daß die Geistlichen von allen bürgerlichen Lasten und Pflichten befreit waren, auch wenn sie bürgerliche Gewerbe trieben, für welche alle anderen schwere Abgaben zu entrichten hatten. Diese Verweigerung auch der indirekten Steuern, des Ungeldes, mußte bei dem vielfach vorhandenen Gewerbebetriebe der Klöster wie der Weltgeistlichkeit gehässig und stadtfeindlich erscheinen, namentlich wenn sogar Landklöster, wie dies häufig auch in Erfurt geschah, in den benachbarten Städten ausgedehnte Höfe erwarben, um den Absatz ihrer landwirtschaftlichen Produkte zu sichern. Da nun die städtische, besonders die Stiftsgeistlichkeit einen großen Teil ihrer Einkünfte in Naturalien bezog, deren Menge mehr und mehr ihren Bedarf überstieg, benutzte sie gern das Vorrecht zollfreier Einfuhr zu einem schwunghaften, der bürgerlichen Konkurrenz natürlich überlegenen Handel, besonders mit Wein. Ferner vermehrten auch oft die Unzufriedenheit die durch die Bettelmönche von allen Stellen, selbst bei armen Leuten — und hier fanden sie häufig die offensten Hände! — eingeholten Almosen. Für Erfurt kamen endlich noch die sogenannten Freizinsen hinzu, die am Martinstage zu entrichten waren, d. h. Abgaben an den Erzbischof für städtischen Haus- und Grundbesitz — abgesehen

hier wie überall von allen sonstigen Steuern bei Kriegsläuften, unruhigen Zeiten und sonstigen Veranlassungen.

Aber alles dieses, was sich doch historisch und darum nicht unorganisch entwickelt hatte, wäre ertragen worden, wenn sich nicht um jene Zeit die wirtschaftlichen Verhältnisse gänzlich anders gestaltet hätten, und zwar auch hier zu Ungunsten der Besitzarmen und Besitzlosen. Namentlich sind es, um nur kurz das Hauptsächlichste zu erwähnen, die mit Ende des 15. Jahrhunderts beginnenden Preissteigerungen, namentlich der notwendigsten Lebensmittel, welche so drücken. Schmoller, einer unserer tüchtigsten Lehrer der Nationalökonomie, hat nachgewiesen, daß die Fleischpreise in den Jahren 1450 bis 1550 sich stetig und wesentlich steigerten; ebenso sehen wir aus Amtsrechnungen (z. B. in Münster), daß auch die Preise für Getreide, für Hülsenfrüchte und für fast alle landwirtschaftlichen Nebenprodukte damals anhaltend in die Höhe gingen. Nicht minder stiegen die Preise für Luxuswaren, und viel Geld musste für die damals zuerst eingeführten ausländischen Gewürze ausgegeben werden. Ja, die Preissteigerung führte nicht selten, wenn sie sprungweise auftrat, Hungersnot herbei. Und das Fürkaufs- oder Monopolienwesen — wir sehen, es ist alles schon dagewesen, was uns jetzt so drückt — trug auch nicht wenig dazu bei, die aufsteigende Preisbewegung, wenn vielleicht auch nicht zu steigern, so doch wenigstens festzulegen und so eine Preisminderung, wenn die vorübergehenden Ursachen der Steigerung verschwunden waren, nicht wieder eintreten zu lassen. Als Hauptsache trat noch hinzu die damalige Geldentwertung, welche selbst bedingt war durch die stärkere Ausbeutung der heimischen Bergwerke (besonders der Silbergruben im sächsischen Freiberg und im Harze), und mehr noch durch die lebhaftere Ausnutzung des Kapitals infolge des seit Entdeckung der überseeischen Länder sich von selbst vollziehenden wirtschaftlichen Aufschwunges: der aus den Handelsemporien Italiens schon früher eingeführte, jetzt aber mehr ausgebildete Kredit begann eine Macht zu werden, denn dadurch wurde das Kapital beweglicher und konnte öfters und somit vorteilhafter ausgenutzt werden, sodaß sich das Geld, wie Lamprecht mit Recht sagt, „aus einem Wertaufbewahrungs- in ein Tauschmittel verwandelte.“ Der Geldüberfluß aber hatte einmal ein Sinken des Geldwertes

zur notwendigen Folge, anderseits wurde hierdurch das Steigen der Preise wiederum gemehrt. Dadurch wurde aber auch der Erwerb des Kleinkaufmanns bei der eben beschriebenen kapitalistischen Betriebsweise des Großhandels noch geringer.

Dieses traf alles zusammen, um die niederen Volksklassen immer mehr zu drücken. Da nun zu gleicher Zeit eine starke Zunahme der Bevölkerung stattfand, etwa seit 1450, so wurden hierdurch die städtischen Erwerbsverhältnisse auch noch ungünstig beeinflußt, besonders für die Handwerker, sodaß diese sich in den Zünften immer enger zusammenschließen mußten, um die Konkurrenz wenigstens nicht ins Ungemessene wachsen zu lassen, und so hielt man auch, notwendig engherzig, den Zuzug fremder Arbeiter ab; freilich litt dadurch die Güte der Arbeit sehr, und das Handwerk, namentlich das Kunsthandwerk, hat, wenn auch erst bemerkbar in späterer Zeit, damit seinen Verfall damals eingeleitet. Zu jener Zeit jedoch war es nötig, das Zunftprinzip zu betonen, da die Lohnbewegung stockte, ja die Löhne sogar herabgingen, wegen der größeren Zunahme des Arbeitsgebotes bei sinkenden Preisen für die fertiggestellten Erzeugnisse: tatsächlich war der städtische Erwerbsmann, mochte er nun Kleinkaufmann oder Handwerker sein, geradezu in einer Notlage, und diese Bedrängnis vermehrte die allgemeine Unzufriedenheit und machte die Masse für Umsturzgelüste empfänglich und zu Aufständen geneigt: „der gemeine Mann war den steigenden Anforderungen der Zeit wirtschaftlich nicht mehr gewachsen!“ Und weil mehr und mehr Leute verarmten, trat der Unterschied zwischen Arm und Reich noch schroffer hervor; die Reichen fanden immer mehr und immer bessere Gelegenheit, ihren Besitz zu vermehren, die Armen fühlten nur den Druck der steigenden Preise, und sie wurden mit Neid gegen die Besitzenden erfüllt, die, wie es nur natürlich war, bei gesteigertem Wohlstand ihrerseits auch ihre Lebenshaltung besserten, ja dem Luxus sich rückhaltloser hingaben: Kleiderluxus, Modetorheit, „Köstlichkeit“ (wie man es nannte) im Essen und Trinken, allzureiche Ausstattung der Wohnungen, übertriebener Aufwand bei Festlichkeiten —, alles das war an der Tagesordnung und wurde von den Moralpredigern in der Kirche, bei moralisierenden Chronikenschreibern und von Satirikern im bürgerlichen Leben gleich scharf getadelt, an den Pranger gestellt und verspottet.

Das, was hier typisch und allgemein, hoffentlich nicht zu lang geschildert ist — aber es schien mir für ein wirkliches Verständnis des folgenden nötig zu sein —, fand sich alles auch in Erfurt und bei seiner Bürgerschaft: auch innerhalb seiner Mauern bestanden starke, ja scharf ausgeprägte soziale Gegensätze, fanden sich viele unruhige Elemente von unzufriedenen und ehrgeizigen Patriziern an über verschuldete und sonst unzufriedene Handwerker und Kleinkaufleute herab bis zum Lohnarbeiter und Vorstädter und zum sonstigen städtischen Proletariat, und sie alle ließen sich durch Aufreizung und Erregung zu allerhand revolutionären Bewegungen leicht gewinnen! Hier in Erfurt war der *Kurfürst und Erzbischof von Mainz* der Landesherr, der Erbherr, wie er sich nannte, der aber für die Interessen einer großen Handelsstadt, wie es Erfurt im Mittelalter vorzugsweise war, nicht viel Verständnis zeigte, nur darauf bedacht, seine Rechte zu wahren, die ihm allerdings von der nach Unabhängigkeit strebenden Bürgerschaft gerade in den drei ersten Vierteln des 15. Jahrhunderts, Erfurts Heldenzeitalter und Blüteperiode, in recht bedrohlicher Art und in immer geminderterer Weise nur widerwillig zugestanden wurden. Doch stand (mit wenigen Ausnahmen) die ganze Geistlichkeit auf seiner Seite, ebenso waren seine Beamten einflußreich, weil sie nicht ohne Anhang waren, namentlich die ökonomischen Oberbeamten des Bischofs, unter ihnen längere Zeit der Küchenmeister Engelmann, und sie wußten oft das niedere Volk zu gewinnen und in ihm durch Versprechungen sich eine starke Partei zu schaffen.

Im Gegensatz zum Erzbischof standen die *sächsischen Fürsten*, die Rechtsnachfolger der alten thüringischen Landgrafen, die mit 1440 ausgestorben waren, und als solche Lehensherren über manche Erfurter Besitzungen; damals aber waren die Sachsen schon getrennt, da sie sich im Jahre 1485 in die Ernestinische oder Kurlinie (Kurfürst Friedrich der Weise und sein jüngster Bruder Johann — die mittleren Brüder Ernst und Albrecht waren geistlich geworden) und in die Albertinische Linie (seit 1500 Herzog Georg der Bärtige) gespalten; sie hießen „Schutzherren“ von Erfurt, da sie das Geleitsrecht auf den großen Handelsstraßen, die sich von Norden nach Süden und von Westen nach Osten in Erfurt schnitten, ausübten; seit

1483 mußte Erfurt, nachdem es den Wettinern gelungen war, einen ihrer Prinzen auf den Mainzer Erzstuhl zu bringen, durch den mit dem Amorbacher gleichzeitigen Weimarer Vertrag (vom 3. Februar 1483), an Sachsen ein jährliches Schutzgeld von 1500 Gulden zahlen. Diese Schutzherrschaft gedachte man in Sachsen zur Landeshoheit umzugestalten.

Also auf beiden Seiten, bei Mainz wie bei den Sachsen, herrschten Begehrlichkeit und Eigennutz, und diese waren die Triebfedern ihres Handelns. Freilich hatten die Sachsen, an die sich das um seine Existenz ringende, aber durch eigenes Verschulden ohnmächtige Erfurter Patriziat anklammerte, zuerst geringere Aussicht auf Erfolg als Mainz, weil dessen geschlossener Einheit gegenüber die untereinander uneinigen sächsischen Linien nicht bloß durch die Spaltung, sondern auch dadurch im Nachteil waren, daß Herzog Georg, ein hinterlistiger Politiker und mehr den Habsburgern zugetan, als es für seine Stellung als deutscher Fürst gut war, seine Vettern Friedrich und Johann immer im Stiche ließ, wenn es galt, einen entscheidenden Schlag zu führen. Wir werden das später noch genauer erörtern.

Und Erfurt selbst? Sein Patriziat (die „Gefrunden", aus denen der im wesentlichen aristokratische oder vielmehr plutokratische Rat genommen wurde) zeigte Hochmut, Leichtsinn, Verschwendung und Ueppigkeit, vielfach auch Unfähigkeit, einen politisch richtigen Entschluss zur richtigen Zeit zu fassen, und hatte ein finanzielles Missregiment schlimmer Art geführt, da es in den Jahren seit 1478 bis etwa 1508 heimlich eine Schuldenlast von 600000 Gulden (nach unserem Geldwert etwa 5 Millionen Mark) auf die Stadt gehäuft hatte, die zu ihrer Verzinsung 32500 Schock Groschen (etwa 160000 Mark nach jetzigem Wert) nötig hatte, während die ganze jährliche Einnahme der Stadt nur etwa 33000—34000 Schock betrug. Diese Schulden waren infolge der Aufwendungen nach dem grossen Brande vom Jahre 1472, durch die wegen der verbesserten Schiesswaffen bedingte verstärkte Befestigung der Stadt und und durch die hierdurch wieder veranlaßte Verlegung des Cyriaxklosters in die Stadt, ferner durch die Kosten des Amorbacher und Weimarer Vertrages (die des ersteren betrugen allein fast 1½ Millionen Gulden!), auch durch die Wirren mit Herzog Wilhelm von Sachsen und durch häufige und sehr kostspielige Besuche

von Fürsten, besonders der sächsischen, endlich durch die an sich ganz unnötige Beteiligung Erfurts an der Neußer Fehde entstanden, wurde aber stetig durch die Kurzsichtigkeit des Rates vermehrt, der nicht die nötige Fürsorge getroffen hatte, Deckung zu schaffen und Abzahlung zu ermöglichen.

Diesem Patriziat, aus welchem, wie gesagt, der regierende Rat in weitestem Umfange hervorging, stand der Mittelstand der Bürger gegenüber, wie wir ihn oben als Besitzarme geschildert haben, voll Neid und Eigennutz —, darunter aber das Volk voller anarchistischer Ideen und später kommunistischer Gelüste. Berechtigung zur Unzufriedenheit gab eben die ganz falsche Steuerpolitik! Nicht die großen Liegenschaften der reichen Patrizier, auf denen der so grossen Gewinn abwerfende Waid und alle Lebensmittel gebaut, auch gewinnbringende Gärtnereien schon damals getrieben wurden, auch nicht die im Handel steckenden und hohen Gewinn abwerfenden Kapitalien, nicht die Betriebe der großen Handwerker (also unsere jetzigen Fabriken) besteuerte man grundsätzlich — wenn die Vermögen auch sonst der Höhe nach festgestellt wurden —, sondern Personalsteuern oder „Schoß“, auch Steuern auf Lebensmittel, die „Aufsätze“, d. h. Mahl- und Schlachtsteuer, höchstens noch Brausteuer gab es —, also solche Steuern, welche die besitzarmen und besitzlosen Leute viel mehr drückten als die Reichen, und mit großer Härte wurden sie eingetrieben, ja den Armen, wenn sie nicht zahlen konnten, oft das Notwendigste, Kleider und Betten, gepfändet und weggenommen.

Unter diesen Verhältnissen traten die großen Wirren, als die riesige Schuldenmasse nebst Verpfändung Capellendorfs bekannt geworden war, im Jahre 1509 ein, in welchen — und zum Verständnis hierfür habe ich vorhin die Organisation der Bürgerschaft in den Städten sowohl im allgemeinen als auch im besonderen in Erfurt genauer beschrieben — das Patriziat der bisher herrschenden Geschlechter völlig zerrieben wurde; der Rest ging zum Volke über, das Volk aber, die Gemeinde, herrschte rücksichtslos und öfters mit wahnwitziger Grausamkeit. Was in den Jahren von 1509 an in Erfurt geschah, das tolle Jahr mit seinen Folgen: wie nach der Bekanntgebung der so arg verschuldeten Lage der Stadt ein Opfer der Volkswut gesucht wurde, das man in Heinrich Kellner fand, und wie sich

dann bald der „Erbherr“, der Mainzer Erzbischof, mit seinen Beamten und durch Gesandte, die er aus Mainz sandte, einmischte, ebenso die „Schutzherren“, die sächsischen Fürsten, während in kläglicher Ohnmacht die deutsche Reichsgewalt, scheinbar über allen stehend, nur mit schwächlichen und darum gerade den verderblichsten Mitteln eingriff, wie der Kampf aber bald, da der Rat sich an Sachsen anlehnte, die Gemeinde, das ist in jener Zeit der große Haufe, durch die Mainzischen Beamten heimlich geleitet, für den angestammten Landesherrn war, sich zu der Frage zuspitzte: sollte die in den letzten Jahrhunderten durch den Handel so reiche und durch die Tatkraft ihrer Bürger so mächtige Stadt Erfurt, die stolze Metropole Thüringens, mainzisch bleiben oder sächsisch werden, während die besten und einsichtigsten ihrer Bürger nur noch schwache Hoffnung hatten, das alte Ideal, die Reichsfreiheit, zu erreichen —, dieses alles ist im allgemeinen wohlbekannt, vornehmlich aus unserer Erfurter Geschichte von Beyer-Biereye, es erübrigt sich also, dass ich des Näheren darauf eingehe.

Auf dem dunkeln Hintergrunde dieser Wirren nun erhebt sich in all dem Blut und Mord des Kampfes, der einen Heinrich Kellner an den Galgen brachte, der Hunderte der besten Bürger Erfurts in die Verbannung und so ins Elend trieb und ihre Familien durch Wegnahme ihrer Güter in Armut und Not stieß, das tragische Geschick eines Mannes, welcher für kurze Zeit eine bedeutsame Rolle in Erfurt spielte, plötzlich aber von seiner Höhe stürzte und in einem schmählichen Tode endete — Vorgänge, die wirklich den Stoff zu einer Tragödie liefern können —, des Stadtsyndikus Doktors der Rechte Berthold Bobenzahn, seit Anfang des Jahres 1511 als hoher Beamter des Rates tätig, im Mai 1514 schmählich hingerichtet. Die Chroniken erzählen sein Geschick, z. B. Friese und Hogel, verhältnismäßig kurz, ebenso auch der das Mainzer Interesse vertretende Gudenus in seiner „Geschichte Erfurts“, nicht anders der auf sächsischer Seite stehende Weinrich; kurz berührt auch den Punkt Karl Reineck in seinem populären Schriftchen: „Erfurt und das tolle Jahr“, kurz auch, jedoch in jeder Hinsicht trefflich und quellenmäßig Biereye in der Erfurter Geschichte S. 337 bis 341. Ausführlicher ist Falckenstein, aber er ist, obwohl er seine Geschichte historia critica et diplomatica nennt, doch

nur mit großer Vorsicht zu benutzen, weil er sehr zu Mainz hinneigt, anderseits auch kritiklos alles zusammenschreibt, was er zusammengesucht hat; er vereinigt leider in sich so recht das, was der Erfurter Geschichtschreibung so viel geschadet hat: Tendenzmache und Dilettantismus! Wie steht es aber mit den Geschichtsquellen für jene Zeit, den archivalischen (in Erfurt, Magdeburg, Weimar, Dresden und Würzburg)? Einen Teil derselben hat Burckhardt, der eine kritische Darstellung „des tollen Jahres zu Erfurt und seiner Folgen 1509—1523" gegeben hat, wissenschaftlich gut benutzt, sodaß die Hauptsachen in ihrem Verlaufe festgestellt sind. Dann haben wir noch für jene Zeit eine gute chronikalische Geschichtsquelle, den Erphordianus Antiquitatum Variloquus, den ich, weil die erste, die Eckartsche Ausgabe in den Scriptores rerum Germanicarum von Mencke 1728, für wissenschaftliche Zwecke gänzlich unbrauchbar ist, als 42. Band der „Geschichtsquellen der Provinz Sachsen" i. J. 1906 herausgegeben habe; durch ihn bin ich mit jener Zeit näher bekannt gemacht worden. Der Variloquus bietet Genaueres, aber nur Tatsächliches, während auch in ihm die Frage: war Bobenzahn schuldig, und verdiente er den Tod durch Henkershand, so wie er ihn fand, kaum berührt, geschweige denn eingehend behandelt und beantwortet ist. Das wollen wir nunmehr versuchen.

Zuvor möge aber das mitgeteilt werden, was sich über Bobenzahns Jugend und seine Schicksale vor dem Antritt des Erfurter Stadtsyndikats hat erforschen lassen; es ist freilich nicht viel.

Berthold Bobenzahn ist ungefähr um das Jahr 1460 in Heiligenstadt auf dem Eichsfelde geboren. Dieses schließen wir aus der Erfurter Universitätsmatrikel (herausgegeben von Weißenborn, in den „Akten der Erfurter Universität", Bd. I, 1881, S. 311), denn zu Michaelis 1477 wurde Bobenzahn — zusammen mit dem berühmten Jodocus Trutfetter aus Eisenach — unter dem Rektorat des Tilomannus Czigeler als Bartoldus Bobenzan de Heligenstad (Heyligenstad in dem andern Codex) inskribiert. Er muß ärmlichen Verhältnissen entstammt sein, da er nur die Hälfte der 24 Groschen betragenden Inskriptionsgebühren (die intitulatura) mit 12 Groschen damals bezahlt hat; die andere Hälfte entrichtete er erst am 4. November 1484

(nach ebenderselben Matrikel S. 406) unter dem Rektorat des Hartmann Burggraf von Kirchberg. Daraus gewinnen wir die Sicherheit, daß er von 1477—1484 in Erfurt studiert hat, da man spätestens beim Verlassen der Universität seinen Verpflichtungen gegen dieselbe nachkommen mußte. Von seinem ferneren Leben in den nächsten 18 Jahren wissen wir nichts; aber dann taucht er in Wittenberg unmittelbar nach der Gründung der dortigen Universität auf, denn in der Wittenberger Matrikel (Album Academiae Vitebergensis ab anno Christi 1502 usque ad annum 1560 ed. C. Förstemann, 1841, S. 6) findet sich unter den Inskribierten des Jahres 1502 unter dem Rektorat des Martin Polich folgende Eintragung: Bertholdus Bobenczen (man nahm es ja damals mit der Namensform nicht so genau wie jetzt) Erfordiensis. Wir schließen hieraus, daß Bobenzahn während der vergangenen Zeit — vielleicht hat er auch, wie es damals üblich war, einige Jahre in Italien, und zwar die Rechte, studiert — sich vornehmlich in Erfurt aufgehalten hat, und zwar so lange, daß er sich als Erfurter betrachtete und als solchen bezeichnen ließ. Freilich ist nicht zu ermitteln, wann und wo er sein Studium beendet, da in der Matrikel der Erfurter Baccalaurien und Magister der philosophischen Fakultät, die in Berlin liegt, in der Kgl. Bibliothek (Mss. Borussicorum fol. 833), sich Bobenzahns Namen weder unter den Baccalaurien noch unter den Magistern der Erfurter Artistenfakultät findet, — auch nicht, was er gewesen ist, und wie er sein Leben gefristet hat. Doch muß er mindestens Baccalaurius der philosophischen Fakultät gewesen sein, wenn nicht sogar Magister, da er sonst nicht in Wittenberg in die juristische Fakultät eingeschrieben werden konnte. Oder man nahm es vielleicht bei der Gründung der Universität nicht so genau, um nur die ersten Listen recht zu füllen. Denn diese Inskription geschah, und Bobenzahn studierte in Wittenberg Jurisprudenz, denn er wurde bald darauf als Baccalaurius der Jurisprudenz in Wittenberg promoviert und als solcher in die Matrikel der Leipziger Universität (herausgegeben v. Erler, Bd. I—III, 1893—1902) eingetragen; dort finden sich folgende Einzeichnungen: Bd. I S. 406, Wintersemester 1503: Bertoldus Bobentzen Erfordensis, utriusque juris baccalaureus Wittebergensis; ferner wird er Bd. II S. 39 und 38 erst als Licentiat, dann als Doctor juris ver-

zeichnet; letzteres dürfen wir nach dem Register (Bd. III S. 371) etwa für das Jahr 1505 annehmen, da oben eine genauere Jahreszahl fehlt. — Weitere Nachrichten von ihm besagen nur, daß er in die Dienste des Herzogs Georg getreten ist; und das war ihm als Leipziger Doctor juris leicht möglich. In dieser Eigenschaft als sächsischer Beamter ist er in Friesland tätig gewesen. Georgs Vater, Herzog Albert von Sachsen, genannt der Beherzte, war nämlich früher in den Niederlanden in den Kämpfen für König Maximilian erfolgreich tätig gewesen, sodaß der Kaiser ihn dann zum Gubernator d. i. Erbstatthalter des durch Parteiungen zerrissenen Westfriesland ernannte. Zuerst glücklich, sah Albert oder Albrecht den Zusammenbruch seiner Hoffnungen doch vor Augen, als er im Jahre 1500 in Emden starb. Sein Sohn Georg setzte diese Kämpfe fort, bis er später seine Rechte in Friesland an Kaiser Karl V. verkaufte. In dieser Zwischenzeit war Bobenzahn sächsischer Beamter in Westfriesland gewesen, und zwar mit dem Titel „Kanzler", wie es aus einem Schreiben des Rates von Görlitz an den Herzog Georg vom 21. Januar 1508 hervorgeht, das auf Ansuchen „des Kanzlers in Westfriesland, des achtbaren und hochgelahrten Herrn Bertholdus Bobenzahns, der Rechte Doktors" ergeht, und wie auch anderseits berichtet wird, so von Falckenstein (aber unverdächtig erst zum Jahre 1512) und in der Hogelschen Chronik (auch ungenau für das Jahr 1512), welche sagt, daß man wieder (es schwebt die heimliche Entfernung des bisherigen Stadtsyndikus Henning Göde vor, der aber schon im Jahre 1510 — und das stimmt für Bobenzahn gut, wie wir gleich sehen werden! — Erfurt verlassen hatte) zum Dienste in schweren Rechtssachen einen erfahrenen Juristen zum Syndikus habe bestellen wollen; „und weil man keinem geborenen Erfurter getraut habe, erinnerte man sich eines Mannes, der schon vor 30 Jahren dem Staate im Streite mit Chur-Mainz gedient hatte, der aber zu dieser Zeit in den Niederlanden weilte, Dr. Berthold Bobenzahn; dem schrieb der Rat, und als er die Berufung annahm, wurde er der Stadt Syndikus." Aber schon früher als 1512! Denn nachdem Bobenzahn von Herzog Georg am 5. September 1510 seinen Abschied erhalten hatte (nach Graf Eberweins von Bentheim Briefe an Herzog Georg, aus Leuwarden von diesem Tage —

das Original liegt im Dresdener Staatsarchiv — Bobenzahns Nachfolger als Kanzler in Westfriesland war Dr. Reischacher[1], kehrte Bobenzahn in das ihm zur eigentlichen Vaterstadt gewordene Erfurt zurück, wo er im Anfange des Jahres 1511 in der höchst angesehenen Stellung eines Stadtsyndikus erscheint. Solche plötzlichen Anstellungen, selbst in hohen Aemtern, sind in der damaligen Zeit nicht selten, wo Professoren auf der Durchreise oder bei einem Besuche in einer Universitätsstadt, wo sie nur für kurze Zeit bleiben wollten, plötzlich daselbst zu Rektoren der Universität erwählt wurden, wie dies in Erfurt bei Crotus Rubianus im Jahre 1520 geschah. Doch trotz der Berufung seitens des Rates oder vielmehr wohl gerade deshalb mußte Bobenzahn, der sich jedoch äußerlich mehr zur Volkspartei, wie es scheint, hielt, sehr vorsichtig sein, um nicht in den Verdacht zu kommen, als ob er das Interesse der sächsischen Fürsten vertrete; darum schrieb er am 5. Januar 1512 an Heinrich von Schleinitz: der Herzog Georg möge ihm den Abschied aus den sächsischen Diensten in aller Form erteilen, ihm also einen Abschiedsbrief ausstellen, „sonst muß ich", schrieb er, „meinen Leib in weite Abenteuer stellen." Als ob er sein Schicksal geahnt hätte —, dem er doch nicht entgehen sollte!

Berichten wir nun, inwieweit Bobenzahn im Dienste der Stadt Erfurt tätig war, und zwar sollen hier nur offenkundige und durch noch vorhandene Dokumente bezeugte Tatsachen und sich hieraus notwendig ergebende Schlüsse auf Anschauungen und Beweggründe angeführt und mitgeteilt werden. — Am 29. April 1511 erschien ein sächsischer Bote mit der kaiserlichen Urkunde vom 7. April d. J., welche die Erfurter, weil sie dem „Augsburger Abschiede" vom 23. Mai 1510 nicht nachgekommen seien, aufforderte, am 27. Tage vor des Kaisers Majestät zu erscheinen und anzuerkennen, daß Erfurt die Reichsacht verdient habe. Man empfing den sächsischen Boten mit wenig Ehrerbietung, mußte aber doch die kaiserliche Urkunde an 4 Stellen (am Dom, an St. Sever, am großen Kolleg in der Michaelisstraße und am Brunnen auf dem Fischmarkte) anschlagen. Bobenzahn, der zwar — und das scheint sein erstes politisches Auftreten in Erfurt gewesen zu sein — mit einigen einflußreichen Männern, so besonders mit Rudolf von der

Marten und Dietrich Nack, von denen der erste im Jahre 1510 erster Ratsmeister, der zweite erster Vierherr gewesen war, eine Vereinigung mit Sachsen durch ein Schreiben vom 30. Januar 1511 an Johann von Staupitz betrieben hatte, es jetzt aber für besser fand, sich auf den Demokraten hinauszuspielen, legte der kaiserlichen Urkunde keine Tragweite bei, weil sie in Weimar gemacht sei und nichts zu bedeuten habe. So berichtet Graf Balthasar von Schwarzburg am 7. Mai 1511. Und deshalb erschienen die Erfurter auch nicht zur festgesetzten Zeit vor Maximilian, der damals in Oettingen weilte. Später kamen sie doch, mußten aber dann mit dem Könige bis nach Innsbruck mitziehen, wo dieser den berühmten Achtsbrief vom 4. Juli 1511 über Erfurt erließ, jedoch aber den sächsischen Fürsten eine Vergewaltigung Erfurts verbot. Deshalb wollten sich diese mit den Erfurtern Ende August 1511 in Zusammenkünften zu Fahner und Tannrode vergleichen; jedoch vergeblich, weil die Sachsen nur mit einer Abordnung von je 10 Bürgern aus den 4 Vierteln der Stadt (dem St. Marien-, St. Andreas-, St. Johannis- und St. Viti-Viertel) verhandeln, die Erfurter aber ihren schlauen Bobenzahn mit 2 Vierherrn aus dem Jahre 1511 (Johann May und Matthes von Luckau) und noch 4 Bürgern, darunter den bald hervortretenden Andreas Tuchheffter, entsenden wollten. Bei den weiteren Verhandlnngen mit Sachsen scheint sich Bobenzahn klug zurückgehalten zu haben, da er nicht unter den Erfurter Deputierten in Gaberndorf bei Weimar am 11. Oktober 1511 erscheint.

So kam unter häßlichen Befehdungen, Mord und Raub auf dem Lande das Jahr 1512 heran. Und alles das war nur möglich bei der kläglichen Jämmerlichkeit der damaligen Reichsgewalt. Trotzdem erschien der Achtsbrief am 12. Februar 1512 gegen Erfurt, zugleich aber auch wieder in der alles immer mehr verwirrenden Halbheit der Maximilianischen Politik ein königlicher Erlaß vom 24. Februar 1512, der den sächsischen Fürsten einschärfte, sich aller offenen Feindseligkeiten gegen Erfurt zu enthalten, bis der bevorstehende Reichstag in Trier entschieden hätte. Ende April kamen dann auch die kaiserlichen Gesandten Jörg Kirchmüller und Wilhelm v. Wolfstein von Weimar her durch Erfurt durch, um „die berühmte Stadt“ zu sehen. Diplomatisch war auf diese Weise ihre wahre Absicht, an Ort

und Stelle die Machtmittel Erfurts zu prüfen, erfüllt. Syndikus Bobenzahn aber, der dieses wohl durchschaute, bot sich in etwas täppischer Form und mit verletzendem Hochmut an, den kaiserlichen Gesandten die Machtfülle Erfurts, seine festen Mauern, die mit Kartaunen gespickt und von kriegstüchtigen Bürgern besetzt waren, zu zeigen; hierbei soll er geäußert haben: Erfurts Mauerwall „könne auch einen Kaiser entsitzen". Die Gesandten, feinere Diplomaten, lehnten solche Führung höflich ab; sie hatten auch so ihren Zweck erreicht und mochten sich die Beschämung ersparen, bekennen zu müssen, daß an den Mauern einer solchen Stadt auch des Reiches Acht machtlos zerschellen müsse. Der hoffärtige Syndikus, der damals wohl auf der Höhe seiner Macht stand, wurde dann von der Stadt mit reichem Gefolge zu Pfingsten 1512 nach Trier entsandt — hierbei erwähnt ihn der Variloquus zuerst —, u. a. mit dem Dr. medic. Wendelin Backhus, dem ersten bezw. zweiten Ratsmeister i. J. 1511 und 1513 und Vierherrn i. J. 1514, ferner mit dem schon genannten Johann May und mit Adam Sachsen und mit „Vormündern" der Viertel und Handwerke; der Variloquus erwähnt noch den oben genannten Andreas Tuchheffter als cancellarius civitatis, später würde man „Stadtschreiber" dafür gesagt haben.

Die Sachsen blieben freilich fern, und so wurde die Erfurter Angelegenheit verschoben, und der Reichstag nach Köln verlegt. Welchen Eindruck Trier mit seinen „Heiligtümern" auf die Erfurter machte, schildert der Variloquus eingehend: in gläubigem Staunen bewunderte man die Reliquien: das Manna aus der Wüste, den Hirtenstab des Apostels Petrus, das Haus des Evangelisten Matthäus und der Kaisermutter, der h. Helena, als Hauptstück aber einen Nagel vom Kreuze Christi und den ungenähten Rock des Heilands: auch schildert der Autor eingehend, wie die Reliquien nach Trier gekommen seien. — Im August 1512 sollten dann die Verhandlungen in Köln fortgesetzt werden, aber auch dort waren die sächsischen Fürsten nicht erschienen. Da deshalb die Angelegenheit nicht entschieden werden konnte, wollte der Mainzer Kurfürst die Entscheidung durch das Reichskammergericht herbeiführen, Kaiser Max aber entschied: Verschiebung bis zum nächsten Reichstag in Worms! Die Erfurter Gesandten kehrten also unverrichteter Sache heim.

Im Jahre 1513 ging es auch nicht vorwärts, nur lastete der Druck der Stadt auf den vertriebenen Bürgern, den gewesenen Ratsherren, die, früher wohlhabend, jetzt das bittere Brot der Verbannung essen, ja vielfach darben mußten, wenn ihnen nicht die sächsischen Fürsten das Notwendigste darreichten. Dieser Aufwendungen aber waren diese recht überdrüßig geworden, sodaß sie endlich, da durch das Reich doch nichts erreicht werden konnte (nach Worms wollten die Sachsen natürlich wieder nicht gehen), mit Erfurt direkt zu unterhandeln begannen, wenigstens Herzog Georg, den der Bischof von Brandenburg zu beeinflussen suchte. Mittelsperson scheint nun wieder Bobenzahn gewesen zu sein, welcher an der Spitze einer Erfurter Gesandtschaft am 25. Februar 1513 in Weißensee mit den Gesandten des Herzogs Georg, und zwar mit Heinrich von Schleinitz, seinem alten Freunde, zu unterhandeln begann. Hier jedoch scheint Bobenzahn eine ganz einwandfreie Haltung beobachtet zu haben, denn er erklärte den sächsischen Unterhändlern, sie dürften nichts Unmögliches verlangen: die neue Reichsverfassung könnte nicht wieder in die alte umgeändert werden; ebenso sei noch nicht die Zeit gekommen, daß die Verbannten heimkehren könnten, und Heinrich Kellner sei auch nicht wieder lebendig zu machen; Mainz sei nur scheinbar bevorzugt; im übrigen sei Sachsen Erfurt wahrlich kein Schutzherr gewesen, der es in seinen Nöten unterstützt habe, vielmehr habe es dieses zu seinem Vorteil ausgebeutet, Kellners Genossen und ihn selbst in den „Unrat" hineingetrieben, da er durch die wohlverdienten Folgen seiner Handlungen ins Verderben geraten sei.

Schon diese aus den Verhandlungen sich von selbst ergebende freundliche Haltung der Räte Georgs und des Erfurter Unterhändlers, Bobenzahn (denn auch dieser trat in der Form, bei aller sachlichen Entschiedenheit damals, seinem alten Herrn gegenüber doch so wenig als möglich schroff und scharf auf), fand nicht die Billigung des Kurfürsten Friedrich, so daß der deutsche König nunmehr die Streitigkeiten vor das Reichsgericht verwies. Da zeigte Bobenzahn scheinbar eine große Entmutigung: er schlug den Erfurtern Bußfahrten vor, angeblich um weiteren Schaden von Erfurt abzuwenden, im geheimen aber scheint er mit Herzog Georg weiter verhandelt zu haben. Aber die Ernestiner durchschauten, wie schon früher, so auch

jetzt das Intriguenspiel, das er spann; denn auf der kurfürstlichen Seite hatte man Bobenzahn schon längst nicht mehr getraut, und schon im Jahre 1511 hatte Staupitz geschrieben: „Dr. Wendel (Backhus) sehe ich wohl für einen frommen Mann an, über Dr. Bobenzahn will ich nicht richten, Gott kennt uns alle", und am 5. Februar 1511 bereits: „Ich sorg', Dr. Bobenzahn ist mehr Georgisch, denn Erfurtisch." Dem entsprach es, daß im Mai 1513 Bobenzahn Schleinitz, dem Gesandten Herzogs Georg, gegenüber den Standpunkt vertrat: „Gemeinde, Viertel und Handwerker wollten alle Ungnade verhüten, den Erbverträgen nachgegangen sein und die Lehnsherrschaft aufrecht erhalten wissen." Solchem hinterlistigen Verhalten, das nur auf Herzog Georgs Vorteil abzielen konnte, mindestens ihn der viel gewichtigere Rechte, ja sächsische Lebensinteressen als unmittelbarer Nachbar Erfurts vertretenden Kurlinie gleichstellte, mußte Kurfürst Friedrich schroff entgegentreten, und er war nahe daran, offen gegen Erfurt die Feindseligkeiten zu eröffnen, wenn nicht die Erfurter die Güter der Vertriebenen sofort herausgäben oder ersetzten. Da entsprach aber der Rat auch den Schilderungen Bobenzahns Schleinitz gegenüber nicht: im Gegenteil, nun wurde die ewige Verbannung der Geflohenen förmlich ausgesprochen. Die Stadt aber rüstete sich zur Gegenwehr. Friedrich war freilich, ohne Georg, zum Angriff zu schwach!

Dieser sein offenbarer Mißerfolg im Jahre 1513 hat sicherlich Bobenzahns Stellung erschüttert. Und nun erfolgte im Anfang des Jahres 1514 das wichtige Ereignis, daß Erzbischof Uriel von Mainz am 9. Februar starb; sein Nachfolger aber wurde — nicht ein sächsischer Prinz, sondern ein brandenburgischer! Mit kaiserlicher Unterstützung erfolgte diese Wahl am 9. März 1514. Das war die Rache des schwachen Max, den der sächsische Kurfürst trotz aller Bitten weder in der Türkengefahr noch gegen Venedig unterstützt hatte!

Unterweilen aber hatte sich schon das Unwetter über Bobenzahns Haupt zusammengezogen. Man sieht förmlich, wie das Verhängnis kommt! Sein verdächtiges Verhalten, sofern Georg von Sachsen in Betracht kommt, sein hochfahrendes und anmaßendes Wesen — so verletzte er durch sein stolzes Benehmen, bei einem „Begängnis", das man dem

verstorbenen Erzbischof zu Ehren abhielt, die Bürger, indem er, der Mann von niederer Herkunft (nach der groben und rücksichtslosen Art, damals zu reden, sprach man von einem Makel der Geburt), und der als Syndikus doch bloß Beamter der Stadt war, an der Spitze des Zuges, selbst vor den Ratsmeistern ging. — Und mit diesem Stolz vertrug sich recht schlecht der ihm mehrfach und wohl nicht grundlos gemachte Vorwurf, als ob er es nicht genau mit der Bezahlung der städtischen Steuern und mit seinen sonstigen Verpflichtungen nähme.

Schließlich war es ein eigentlich recht geringfügiger Anlaß, der ihn zu Falle brachte. Wir wollen diesen Vorgang nun weniger nach dem kritiklosen Falckenstein, als nach dem zuverlässigeren Variloquus erzählen. Ein Zinngießer, Hans Kühne, der auf der Langenbrücke (nach Hartung, Häuserchronik der Stadt Erfurt, 1 S. 67, im weißen alias goldenen Rade — Nr. 2344, jetzt Langebrücke 17, Haus des Herrn A. Ludwig) wohnte, hatte sich mehrfach und öffentlich abfällig über den hochangesehenen städtischen Syndikus Bobenzahn geäußert, und als er von einem Freunde desselben, der im Rate saß (Hermann Schlesiger bei Falckenstein, der Name aber findet sich nicht im „Rats-Transitus"), gefragt wurde, woher er denn sein Wissen habe, nannte er den (im Jahre 1513 im Rats-Transitus als Kämmerer bezeichneten) Klemens Hennig als Gewährsmann und bezichtigte Bobenzahn geradezu (dessen freundliche Behandlung am Tage zuvor er als Schwäche und Furcht auslegte), daß er zwei Jahre lang keine Steuern bezahlt habe; der strenge Rat hätte bekannt machen lassen: wer seinen Verpflichtungen nicht nachkäme, dem sollten die Fenster vernagelt werden; da könnte man ja mit den vornehmen Herren zuerst anfangen. Als Dr. Bobenzahn das hörte, eilte er — es war am Freitag, den 17. Februar 1514 — zu dem Zinngießer, der geäußert hatte: „er solle nur kommen, er werde ihm alles ins Gesicht sagen" — wutentbrannt hin. Als der Handwerksmann auf die lauten Vorwürfe des Doktors ebenso grob antwortete, vergaß sich dieser so weit, daß er eine Kanne vom Kaufbrette des Fensters wegnahm und sie gegen Hans Kühne schleuderte; der aber erwiderte das ebenso, und es entspann sich ein förmliches Kannenbombardement beider unter tobendem Schimpfen;

ja, als Bobenzahn keine Kanne mehr zur Hand hatte, zog er sein Schwert, um den Gegner anzugreifen. Natürlich hatte sich ein großer Haufe von Zuhörern rasch angesammelt, und nun hielt man es doch für an der Zeit, einzugreifen und Bobenzahn abzumahnen; dieser erschrak über die drohende Haltung der Menge und eilte nach Hause. Da aber die Erregung infolge der hetzerischen Angriffe seines Gegners gegen ihn immer breitere Schichten der Gemeinde erfaßte, die kleinen Handwerker und bereits den Janhagel, und so gewachsen war, daß der Syndikus für sein Leben fürchten mußte, floh er ins Karthäuserkloster. Es erfolgte darauf im Rathause eine förmliche Anklage gegen ihn vor dem Rate, die aber plötzlich — man sieht nicht, wie es kam — aus einer privaten und sein Verhalten gegen Bürger angreifenden Anschuldigung, und als ob er Steuern hinterzogen hätte, zu einer Anklage auf Hochverrat wurde, als ob er die Stadt an ihre Feinde (die Sachsen) habe verkaufen und verraten wollen. Und nun erntete er, was er gesät hatte: für das Volk, so meint der Verfasser des Variloquus, habe er dem alten Rat so viele Rechte abgerungen und damit gewissermaßen ein Regiment der Volksmänner — Tribuni werden sie genannt — geschaffen, das aber ein Hort der Unruhestifter geworden sei, und nicht nach Recht und Gerechtigkeit, sondern nach Gutdünken entschieden habe und entscheide, anderseits aber alle Missetäter, wenn sie nur zu diesen Tribunen hielten, schütze und straflos ausgehen lasse.

Hören wir nur die Schilderung dieser Erfurter Obrigkeit genauer, wie sie sich im Geiste dieses Geschichtsschreibers abspiegelte; „Jeder" (von diesen Tribunen), ruft er aus, „wollte herrschen; Leute, die oft kein Stück Brot im Hause hätten, barfuß liefen, Rußkehrer und Schuttfahrer, Holzhacker, Badeknechte, Winkelwirte, Botenläufer, Weinbergsarbeiter, das waren in jenem Jahre der herrlichen Stadt Erfurt Beherrscher, in welcher kein Mitglied des alten Rates sich hervorwagte, und kein Gebildeter und kein durch Alter Ehrwürdiger oder Besitzender zu raten sich getraute." — Vieles ist natürlich übertrieben! Aber Dr. Bobenzahn, der jetzt mehrere Jahre hindurch das Stadtregiment durch seinen juristischen Rat fast allein geführt und alle geheimen Fäden der inneren und äußeren Politik der Stadt geknüpft hatte, war dem Rat noch schwer entbehrlich, und man

war nicht sonderlich entschlossen, gegen ihn vorzugehen. Traurig jedoch, weil er sah, daß alle seine Mühe vergeblich gewesen war, ja, daß die Einzelnen in der Masse nur nach dem eigenen Vorteil entschieden, oder sich gar an früheren Gegnern rächen wollten, kehrte Bobenzahn aus dem Rathause, wohin man ihn vorgefordert und freies Geleit gegeben hatte, ins Kloster zurück. Dort umlagerte der Pöbel den Unglücklichen, und man schnitt den armen Karthäusermönchen, die doch nur ihre Pflicht taten, wenn sie dem Verfolgten Schutz gewährten, den Zufluß des Wassers ab, sodaß die Fische des Klosters in den Cisternen starben, und man verrammelte den Ausgang des Klosters mit Pfählen, die man mit Stricken zusammenband.

So ging es mehrere Wochen hindurch. Noch einmal suchte der Rat Bobenzahn zu retten! Man schrieb an die Vorsteher der einzelnen Viertel und wies auf das Asylrecht des Klosters hin. Vergeblich! Die Tribunen, „trunken vor Wut", zwangen den Rat: mit bewaffneter Hand erbrach man am 10. Mai 1514 das Kloster, fand den Doktor und schleppte ihn unter Wutgeheul der ihn begleitenden Menge zum Rathause. Scheinheilig sagten einige, daß Bobenzahn noch im Banne sei. Im Jahre 1512 hatte nämlich ein Priester im Severistift gegen die ungerechten Herren im Rat gepredigt; als Volksverführer sollte ihn der Severidekan auf Ersuchen des Rates verhaften; dieser Dekan, ein auf Seiten von Mainz stehender, aber sonst patriotischer Erfurter, Jacob Doleatoris, lehnte diese Zumutung ab, und so ließ der Rat, gegen das canonische Recht, den Geistlichen verhaften; obwohl er ihn bald darauf in den Mainzerhof an die Beamten des Erzbischofs auslieferte, erfolgte doch der Bann über die Stadt; diese hatte sich zwar selbst vom Bann gelöst, jedoch von Bobenzahn, welcher zufällig zur Zeit der Lösung abwesend gewesen war, nahm man es nicht an. Zu Unrecht! Denn er war im Kloster zur österlichen Beichte zugelassen worden, betete im Kloster wie üblich, wie er sich auch stets treu zur Kirche gehalten hatte. Bald darauf wurde auch Kaspar Fischer, wohnhaft im Hause „zum Turnier", verhaftet: er sollte eine heimliche Korrespondenz mit Mainz vermittelt haben, um diejenigen, welche das Kloster gewaltsam erbrochen hatten, in den Bann zu bringen; ebenso wurde der oberste Vierherr des Jahres 1513, Andreas Tuchheffter (der im Jahre

1510 und 1511 als Stadtschreiber erscheint), ferner Lorenz Stolz „zur Blume vor den Graden“ mitangeklagt, ja, man vergriff sich sogar an dem obersten Vierherrn desselben Jahres, an Dr. Wendelin Backhus, der im Jahre vorher zweiter Ratsmeister gewesen war, und warf ihn ins Gefängnis.

In der Nacht vom Freitag den 12. zum Sonnabend den 13. Mai 1514 wurde Bobenzahn zum erstenmale gefoltert, 4 Stunden lang, und er sollte merkwürdige Geständnisse gemacht haben. Am 16. Mai ließ sich Georg Tusenbach zum „Rochus“ (aus Schwäbisch-Hall gebürtig), Obervierherr im Jahre 1512, verhaften, ein alter Feind Bobenzahns, den er durch seine Aussagen stürzen wollte; freilich verwickelte er sich zu seinem Schaden in ein böses Netz und wurde später enthauptet; die Prozeßakten, die noch vorhanden sind (ein Auszug aus ihnen befindet sich im Erfurter Stadtarchiv von der Hand Karl Beyers), sind so verworren, daß es unmöglich ist, daraus ein klares Bild zu gewinnen; wir werden unten eine uns wahrscheinlichere Lösung versuchen.

So waren es denn die bisher so hochstehenden Männer: Bobenzahn, Backhus und Tuchheffter — auch letzteren wollte man ergreifen und ins Gefängnis werfen lassen —, an denen der Pöbel sein Mütchen kühlen wollte, und fade Witze wurden über diesen „Dreifuß“, den man schon kürzen wollte, bei der blutgierigen Menge laut, sodaß Andreas Tuchheffter, dem man sicheres Geleit, um sich verteidigen zu können, abschlug, sich in seine Pfarrkirche, den Dom, flüchtete, dann aber, um nicht gleiches Schicksal wie Bobenzahn zu erleben, und damit nicht neues schweres Unrecht, da man ihn bereits im Dom belagerte, über seine Vaterstadt durch Entheiligung dieser Kirche gebracht würde, sich mit heldenhaftem Mute der Wut seiner Gegner preisgab, indem er am Donnerstag nach Cantate, am 18. Mai, seinen Zufluchtsort verließ, um sich bei den Tribunen gegen alle Anschuldigungen zu verantworten. Diese freilich verstanden solche Seelengröße nicht und hatten nichts Eiligeres zu tun, als den wackeren Mann ins Gefängnis zu werfen. Am folgenden Tage — wir sehen, man hatte es eilig! — Freitag den 19. Mai, morgens 6 Uhr, wurden der Gemeinde die Geständnisse Bobenzahns mitgeteilt, die im besten Falle, wenn sie überhaupt wirklich gemacht waren, ihm eingeredet und abgepreßt waren: er,

sowie Backhus und Tuchheffter hätten am Trinitatissonntag (11. Juni 1514) die Stadt an ihre Feinde verraten, ihre persönlichen Feinde aber, gleichviel ob reich oder arm, vernichten wollen, durch Bewaffnete, denen alle jene, die nicht zu ihrer Partei gehörten, zu bezeichnen beschlossen worden wäre. So töricht dieses war, man glaubte es doch, da die Tribunen Bobenzahn eben schuldig finden wollten. In der folgenden Nacht, also zum 20. Mai, folterten sie daher, „trunken von Wein und Bier“, den Dr. Andreas Tuchheffter, in milderer Weise zwei Stunden den Dr. Wendel Backhus, desgleichen Georg Tusenbach, auf das schlimmste aber wieder Dr. Bobenzahn; — letzterer gestand dann alles, was sie wollten. Am Freitag wird dann Tuchheffter ins tiefste Verließ (ima carceris) geführt, die Sache Bobenzahns aber und Tusenbachs dem weltlichen Gericht der Schöffen übergeben, von Mainz aber in heuchlerischer Weise Vollmacht erbeten, „das Aeußerste zu tun“. Und das geschah am 31. Mai 1514, am Mittwoch vor Pfingsten, und dieses Ende spitzt sich dramatisch in höchst wirksamer Weise zu: es ist ein schauriger Abschluss dieser Tragödie! Aus der „schwarzen Dörnze“ im Rathause, wo Bobenzahn seine letzten Tage zugebracht hatte, holte man ihn ab, da er sich nach der schrecklichen Folterung des Geröstetwerdens (man legte solchen Unglücklichen auf feuchtes Stroh, das man unter ihm anzündete, sodaß er langsam schmorte und verkohlte) nicht mehr bewegen konnte; als er das lärmende Geräusch des Volkes und das Klirren der Waffen hörte, sagte er mit milder Stimme zu seinen Peinigern: „o meine Herren, ich weiß, daß Ihr mich durch Vierteilen töten wollt; das ist aber in Erfurt eine unerhörte Sache, und Ihr wißt dann nicht, wo Ihr die einzelnen Teile meines Körpers aufhängen sollt.“ Hierdurch wollte er sie bewegen, daß sie ihn zum Tode durchs Schwert begnadigten. Was er erreichte, werden wir gleich sehen. — Mehr getragen als geführt, kam der Unglückliche hinab zum Rathaushofe; dort stand der Henkerskarren; man schob die fast unbewegliche Fleischmasse hinauf, legte ihn förmlich in den Schoß der Henkersfrau, die ihn halten mußte: „zum warnenden Beispiel für alle Hochverräter, die ihre Stadt fremder Herrschaft unterwerfen wollten“, so nahm man es an und verkündigte es laut. An der Gerichtsstelle, auf dem Fischmarkte, wurde Bobenzahn nochmals vor

Notar und Zeugen danach gefragt, ob er sein Bekenntnis aufrecht halte, daß er die Stadt an Schleinitz, den Rat des Herzogs Georg von Sachsen, habe verraten wollen. Der Unglückliche widerrief die Einzelheiten seines Geständnisses, da sie ihm nur nach den unsäglichsten Qualen abgepreßt seien, als er geröstet und am Galgenholz 4 Stunden verkehrten Leibes aufgehangen sei; aber sterben wolle er gern, da er so nicht weiter leben könne, bei Tag und Nacht gequält. Man hörte auf sein Leugnen nicht, sondern nahm an, daß er durch sein Geständnis überführt sei, und verurteilte ihn zum Tode. Die Exekution sollte sofort vollzogen werden. Der scheußliche Zug setzte sich sogleich zum Rabensteine (vor dem Krämpfertor an der Straße zum Galgenberg hin) in Bewegung, begleitet von bewaffneten Stadtknechten und einer schreienden und johlenden Volksmenge; der Unglückliche aber betete laut und bat jeden, den er wissentlich oder unwissentlich beleidigt habe, um Gottes willen ihm zu verzeihen. So kam man bis zum Marienknechtskloster in der Krämpfer-Vorstadt; da traten die mitleidigen Mönche heraus, und barmherzig zeigte ihm ein Bruder namens Thomas das Allerheiligste, die Hostie in der Monstranz; demütig beugte sich der Unglückliche, wiederholte aber hier (coram eucharistia, in Gegenwart des göttlichen Heilandsleibes, sagt der Chronist), daß, wenn er auch schuldig sei, doch die Doktoren Tuchheffter und Backhus um sein Vergehen nicht wüßten. Darauf geleitete ihn der Prior des Klosters mit zwei Mönchen zur Gerichtsstelle, tröstete ihn und sprach ihm Mut ein. Dort angekommen, riß ihn der Henker rücklings an einem Seil vom Wagen herab und brachte ihn endlich am Galgen zu stehen. Der jämmerliche Anblick muß so herzzerreißend gewesen sein, daß sich einer der Mainzischen Gesandten, Ritter Christian von Hansteyn, erbot, ihn enthaupten zu lassen, konnte es aber bei „Richter, Rat, und Gemeinde“ nicht erreichen. Da bat der Unglückliche um ein kirchliches Begräbnis und versprach dem Marienkloster dafür 50 Goldgulden als Legat; aber auch das wurde ihm versagt. Jetzt beteuerte er noch einmal seine Unschuld bezüglich des Punktes der Uebergabe der Stadt an einen Fremden, und daß Backhus und Tuchheffter nichts von seinen Plänen (in nullo suorum facinorum conscios) gewußt hätten. Wie zum Hohn sagte man ihm, nachdem der die Exekution leitende Beamte sich noch

einmal mit den Ratsmitgliedern beraten hatte: „Herr Doktor, die Sentenz ist gefällt, die wir nicht aufheben können, wie Ihr wohl selbst wißt; hättet Ihr rechtzeitig widerrufen, so hättet Ihr besser für Euch gesorgt“. Da, im Angesicht des Todes, brach der Unglückliche in die Worte aus: „ich bin zweimal an einem Tage 6 Stunden gefoltert, an Händen und Füßen aufgehangen, an einem anderen Tage 8 Stunden gebrannt; hätte ich geleugnet, so hätte man mit mir dieselben Martern wiederholt; — ehe ich das noch einmal ertragen sollte, will ich lieber sterben“. Darauf wendete er sich demütig und weinend an das Volk und bat um ein letztes Vaterunser für sich. Dann aber ermannte er sich und erlitt mutig den qualvollen und grauenhaften Tod —, denn unter entsetzlichen Schmerzen reckte er selbst einen Arm etwas aus, um an den Pfahl angebunden zu werden, worauf dann durch Henker und Henkersweib die Vierteilung bei lebendigem Leibe vollzogen wurde.

Am folgenden Tage, am Donnerstag vor Pfingsten, am 1. Juni 1514, sammelte man die am Exekutionsplatz liegengelassenen Körperteile und hing sie nach allen vier Himmelsrichtungen auf: den einen Teil am Stolberg (dem Höhenzug nordöstlich von Erfurt), den anderen zwischen der früheren Thomaskirche und dem Löbertor, am Schindergraben — dort, wo jetzt die Herrenbreitengasse ist, lag damals die Meisterei, die Abdeckerei, bis sie ins Borntal verlegt wurde —; der dritte Teil wurde vor dem Brühlertore auf dem Wege nach Bindersleben, am Hügel „Buntemantel“ aufgehangen, da, wo Christoph Heczel einen Weinberg besaß; der vierte Teil endlich kam vors Andreastor auf dem Wege nach Gispersleben zu.

Mit Schaudern und Abscheu wendet man sich von solchem grausamen Tun ab — das war also die gute alte Zeit: in ihren Leidenschaften oft ungerecht, mitleidlos und roh bis zur Gemeinheit! Und vornehmlich in Erfurt scheint damals ein besonders roher Pöbel gewesen zu sein: ich erinnere nur an das Schicksal Heinrich Kellners vorher und an das bald darauf folgende Pfaffenstürmen vom 11.—13. Juni 1521. Denn noch im Tode suchte man den Unglücklichen zu verunglimpfen, indem man verbreitete, er habe noch, wie von der Henkersfrau gehört sei, sein Geständnis, das er widerrufen habe, wiederholen wollen, wenn man ihn freilasse, aber seine Mitschuldigen richten

wolle. Dagegen aber erhob sich der Prior des Marienklosters und Bruder Thomas, die bei ihm bis zuletzt ausgehalten hatten, und bezeugten sein Verhalten so, wie es oben geschildert ist. Wer aber die Hetzer gegen ihn gewesen sind, erfahren wir auch, denn als die „Gemeinde“ das grausame Verfahren bald bereute, wandte sich die Volkswut gegen keine anderen als gegen Matthes von Luckau, im Jahre 1515 Ratsmeister, und die Ratsherren Hans Alberti und Martin Binckebank: sie waren es also gewesen, die Bobenzahn in den Tod getrieben hatten!

Noch in demselben Jahre 1514 aber wurde Georg Tusenbach enthauptet — er allerdings mehr ein Opfer der Mainzer Politik, denn ihm, der den Dr. Bobenzahn ins Verderben hatte stürzen wollen, gab man — vielleicht nicht mit Unrecht — Schuld, daß er als oberster Vierherr im Jahre 1511 geplant habe, die Mainzer Beamten alle zu töten, ebenso die zwei Stiftskirchen, den Dom und Severi, auszuplündern und auch sonst die Gerechtsame der Geistlichen zu vernichten; und darum soll Ulrich von Hutten, der damals als Mainzer Gesandter in Erfurt weilte, über ihn voll Wut das Wort gesprochen haben: „er muß sterben, und stünde er so hoch wie ein Turm!“ Und so geschah es auch. — Doktor Backhus und Tuchheffter aber wurden nach langen Verhören und sogar nach Folterungen (ebenso wie jedenfalls auch Lorenz Stolz und Kaspar Fischer) noch im Jahre 1514 aus der Haft entlassen, nachdem sie nicht geringe Geldsummen hatten zahlen müssen. Näheres ist nicht bekannt, da nichts Genaueres aus den nur für den Anfang des Prozesses vorhandenen Prozeßakten zu ersehen ist; auch der Variloquus bietet zwar manche Einzelheiten, jedoch im ganzen kein klares Bild, und hier interressiert uns das Einzelne nicht. Die Unruhen in Erfurt aber gingen weiter, bis im Jahre 1516 ein Umschwung kam, der bald zum Frieden mit Sachsen führte, während man Mainz ignorierte.

Dies führt uns nun zur Stellung der strikten Frage, ob Bobenzahn wirklich Verrat geübt hat — also, um korrekt zu reden, ob er Erfurt wirklich an Sachsen verraten wollte (nicht „ausliefern“, wie man übertreibend sagte), d. h. ob er Sachsens Interessen über die ihm anvertrauten Erfurts stellte und so letztere durch unlautere Begünstigung der ersteren schädigte. Tat er dies, so verübte er Hochverrat und mußte, nach der

Anschauung der damaligen Zeit, unbedingt mit dem Tode bestraft werden, den er dann gerecht erlitt; war dies aber nicht der Fall, so war seine Hinrichtung ein Justizmord, und zwar mit den abscheulichsten und grauenhaftesten Einzelheiten. Die Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht, da eben merkwürdigerweise alle Bobenzahn betreffenden Prozeßakten total verschwunden sind. Daher gilt es, mit Unbefangenheit heranzutreten, mit objektiver Ruhe die Untersuchung der Einzelheiten zu führen und dann unbeirrt durch Mitleid das Ergebnis objektiv auszusprechen.

So viel steht wohl fest, daß Bobenzahn mit Kurfürst Friedrich und seinem Bruder Johann keine Verhandlungen geführt hat, sondern, wo er ihnen im besonderen gegenüberstand, sich ihnen stets eher abgünstig, ja feindlich zeigte. Anders freilich ist sein Verhalten der Albertinischen Linie, dem Herzog Georg, dessen Diener er früher war, und ebenso dem herzoglichen Gesandten Schleinitz gegenüber.

Betrachten wir nun Herzog Georgs Politik Erfurt gegenüber im Ganzen, so ergibt sich, daß er es gewesen ist, welcher einen Erfolg Sachsens in den Wirren und Kämpfen von 1509 an verhindert hat. Die Ernestinischen Lande umklammerten Erfurt und sein Gebiet — wie ein Blick auf die von Pastor D. Oergel so trefflich gezeichnete Karte des Erfurtischen Gebietes ergibt, die dem 24. Hefte der „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt“ beigegeben ist —, die Albertinischen Länder lagen aber nur im Norden in der Nähe. Herzog Georg konnte also eigentlich in Erfurt gar nichts erreichen, während die Ernestiner durch die Lage ihrer Länder Herren der Straßen waren, die nach Erfurt von allen Seiten her führten. Als Schutzherren waren seit dem Weimarer Vertrage vom 3. Februar 1483 die sächsischen Fürsten als Rechts-Nachfolger der alten thüringischen Landgrafen von Erfurt anerkannt worden, — aber das Gesamthaus Sachsen, das sich erst durch den Leipziger Vertrag vom 26. August 1485 in die zwei Linien der Ernestiner und Albertiner trennte. Leitete deshalb Herzog Georg Rechte an Erfurt auch nach der Trennung für sich ab? Gönnte er etwa deshalb den Ernestinern keine besondere Macht und nicht eine besondere Stellung in Erfurt? Es scheint fast so, obwohl die Ernestiner in korrekter Haltung

nichts ohne ihn taten, anderseits ja auch den mächtigen Vetter nötig hatten, wenn sie wirklich eine so machtvolle Stadt, wie es Erfurt damals war, bezwingen wollten. Es ist ein wenig erfreuliches Intriguenspiel, das wir beobachten können, vom Jahre 1509 an: überall ist Herzog Georg der Hemmschuh bei mancher Entschließung, die sich der schon so bedachtsame und schwerfällige Kurfürst Friedrich abgerungen hatte.

Stellen wir einmal die Tatsachen zusammen! Von vornherein trat Herzog Georg zwar in den Wirren seit 1509 als eifriger Gegner der Erweiterung der Mainzer Machtbefugnisse auf und hatte den Ernestinern gegenüber am Anfange des Streites erklärt, in der Erfurter Frage „als ein Mann“ zu seinem Vetter, dem Kurfürsten, stehen zu wollen. Nun hielt es ja der Erfurter Rat, wie oben erwähnt ist, im Jahre 1509 viel mehr mit Sachsen als mit Mainz und war über die in diesem Jahre erfolgte Sendung der Mainzer Beamten wenig erfreut, wie dem Herzog Georg und auch dem kurfürstlichen Vogt v. Thun in Weimar mitgeteilt war; die Mainzer aber fürchteten den Herzog Georg nicht sonderlich, da die friesischen Angelegenheiten ihm viel zu schaffen machten und den besten Teil seiner Kräfte in Anspruch nahmen. Als nun Ende November 1509 etwas gegen die rührige Mainzer Partei in Erfurt geschehen sollte, kamen die Sachsen zu keinem Entschlusse, da sie in breiten und nutzlosen Unterhandlungen unter einander die beste Zeit verloren; endlich riet Georg damals seinen Ernestinischen Vettern, daß sie sich mit Mainz gütlich vertragen möchten; als Herr von Leipzig mit seinem blühenden Handel mußte er auch, um nicht selbst Schaden zu nehmen, es möglichst vermeiden, die reiche Handelsstadt Erfurt zu schädigen, und er gab noch im Herbste 1510 Erfurter Kaufleuten Geleit zur Michaelismesse nach Leipzig. Erfurt nannte er einmal einen „Bienenstock, den man gemeinschaftlich schneiden müsse.“ Was Georgs innerste Gedanken aber waren, geht aus den Worten einer Niederschrift hervor, die von ihm in dem Dresdener Archiv (Nr. 10511 Fol. 279) vom 21. Februar 1510 liegt: „Die Erfurter Lehen ..... hoffen wir iczund von dem neuen Rate wohl zu bekommen“ —, damit konnte er aber nur die allerdings im Weimarer Vertrage vom Jahre 1483 an Sachsen zurückgegebene, einst von dem Landgrafen Albrecht dem Entarteten von Thüringen

an Erfurt verpfändete sogenannte „kleine Grafschaft an der Gera“ (Stotternheim, Mittelhausen und Riethnordhausen), ferner mehrere Bergdörfer auf der Alacher Höhe, darunter Klein-Rettbach, ebenso die ebenfalls 1483 zurückgegebenen, früher von Herzog Wilhelm von Weimar verpfändeten Wagdörfer Bischleben und Rhoda und an der Apfelstedt das Dorf dieses Namens, Kornhochheim und Dietendorf meinen, und wohl auch viele Afterlehen der alten Landgrafen, frühere Besitzungen der Grafen von Gleichen und anderer. Und dachte er vielleicht sogar an Capellendorf, das zu seinen Landen ebenso günstig lag als zu den Ernestinischen? — Daß das obige „wir“ beide sächsische Linien sind, ist kaum anzunehmen, wenn wir festhalten, daß ein Vierteljahr später Herzog Georg durch seine Leute Groß-Vargula (Marktflecken mit Feste, an der Unstrut, nordwestlich von Erfurt) am 5. Juni 1510 einnehmen ließ und es bis 1517 festhielt —, eine Exclave des Erfurter Gebietes und im Besitze Herzogs Georg ein Stützpunkt von seinem Lande her nach Erfurt zu und hart an der Grenze der Erfurtischen Vogtei Walschleben gelegen! So oft nun aber die Ernestiner ihrerseits gegen Erfurt vorgehen wollten, immer hatte Herzog Georg und sein kluger Rat Heinrich von Schleinitz etwas einzuwenden. Im Herbste 1510 war fast eine Entfremdung unter den Vettern eingetreten, da die Ernestiner vielleicht durch die Wegnahme Vargulas die tieferen Gründe im Verhalten Georgs ahnten. Da tauchte Bobenzahn nur ein Vierteljahr später in Erfurt auf, und zwar mit Genehmigung Georgs. Ein direkter Abgesandter desselben ist er ja nicht gewesen, aber der sächsische Herzog sah es gewiß gern, wenn einer seiner früheren angeseheneren Beamten eine einflußreiche Stellung in der von Sachsen und Mainz so heiß umstrittenen Stadt einnahm, um gelegentlich, wenn es sich so machte, des Herzogs Interessen zu vertreten. Konnte er doch so, da in der Politik so vieles möglich ist, und manche plötzliche Chance benutzt werden muß, dem Herzog die besten Dienste leisten. Daß Bobenzahn dabei mit einem gewissen selbständigen Tone auftrat, ja, wenn es sein mußte, den Sachsen gegenüber sich freimütig und ablehnend äußerte — wir beobachteten aber, meist nur den Ernestinern gegenüber —, das lag nur zu sehr in der Natur der Sache und maskierte auch geradezu die Stellung, welche er in Wahrheit

einnahm. Daß Herzog Georg auf Bobenzahn in Erfurt seine Hoffnung setzte, trat sofort in den Separatverhandlungen im Januar 1511 zutage, sodaß Bobenzahn mit Rudolf von der Marten, dem ersten Ratsmeister, und Dietrich Nacke, dem obersten Vierherrn vom Jahre 1510, mit ihm verhandelte, und man bei Johann Staupitz, da damals die Mainzer Partei gänzlich die Oberhand in Erfurt zu gewinnen schien, anregte, in Kurfürst Friedrich eine für Erfurt freundlichere Gesinnung wachzurufen. Das gelang aber nicht. Und noch mehr trat jene Übereinstimmung auf dem Naumburger Tage am 3. Juli 1511 hervor: man wollte von Ernestinischer Seite damals endlich Ernst mit Erfurt machen, „und Herzog Georg möchte darlegen, welche Hilfe er leisten könnte und wollte, auch welchen Anteil an dem zu Erwartenden er beanspruchte." Damals aber wollten die Albertiner durchaus ihre Kriegsmittel nicht darlegen, und dann kam es zur Sprache, daß es dem Herzog Georg lieber wäre, die Erfurter Lehen zu erhalten. Da dies die Ernestinischen Räte erschreckte, verlief die Tagung erfolglos. Und als der Kaiser trotz des Achtbriefes vom 4. Juli 1511 an die sächsischen Fürsten seine Abmahnung erließ, Erfurt ja nicht zu vergewaltigen, war keiner froher als der Herzog Georg, der seine Amtsleute in diesem Sinne zu handeln bereits am 10. Juli anwies. Freilich stellten Georgs Räte, als sie von Friedrichs Räten noch einmal am 10. August 1511 um Hilfe angegangen wurden, als Preis ihrer Hilfe die Erfurter Lehen in Abrede; man fühlte in Dresden, daß man zu unvorsichtig die wahren Absichten enthüllt habe; ein Hintertürchen aber fand sich noch, die Hilfe zu versagen: man müsse erst die Landschaft (d. i. die Landstände) um Bewilligung fragen. Die ganze Hinterlist der Georgschen Politik zeigte sich aber, als auf den Tagen zu Fahner und Tannrode die Ernestiner, auf Antrieb ihrer Stände, mit Erfurt verhandeln wollten. — Das zerschlug sich freilich. Aber Herzog Georg nahm dieses so übel, daß die Sachsen im September 1511 untereinander auf so gespanntem Fuße standen, daß man den Bischof von Bamberg als Vermittler in Aussicht nahm. Kurfürst Friedrich ahnte etwas, denn er schrieb am 12. September 1511 an Georg: „es solle wohl mit der Zeit an den Tag kommen, welcher Teil hinter dem anderen feindliche Handlung gesucht habe"; besonders hatte es Friedrich übel vermerkt, daß Georg

den neuen Rat von Erfurt als „Rat und liebe Getreuen" bezeichnet, auch den Erfurtern Geleit gewährt habe. Am Ende des Jahres 1511 aber waren die Beziehungen Erfurts zu Georg sehr erkaltet, und darum erbat Bobenzahn, wie schon erwähnt ist, am 5. Januar 1512 seinen förmlichen Abschied aus Georgs Diensten. Das Jahr 1512 mit seinen Trierer und Kölner Reichstagen sah die Vettern notgedrungen einig gegen Erfurt, das Reich und Mainz; aber im Jahre 1513 näherten sich Erfurt und Sachsen sehr, besonders verhandelte Heinrich v. Schleinitz, Georgs Gesandter, auf dem Weißenseer Tage, Ende Febr. 1513, mit Bobenzahn, der hier energisch Erfurts Interessen, wie schon erwähnt ist, vertrat, da Sachsen sich bisher nicht gerade als gnädiger Schutzherr für Erfurt erwiesen habe. Aber Bobenzahn und Schleinitz waren auf dem besten Wege sich zu vertragen, wenn nicht Kurfürst Friedrich energisch alle Versöhnungsversuche zurückgewiesen hätte. So scheiterte der Plan, den Bobenzahn und Schleinitz wohl vereinbart hatten, daß Erfurt und Sachsen sich versöhnten, und daß dem Herzog Georg natürlich als dem freundlichen Vermittler besondere Vergünstigungen zuteil würden. Die in Erfurt im Oktober 1513 eintretende Verstimmung und die schon früher erwähnte schroffe Haltung des Rates gegen Sachsen war der notwendige Reflex des Scheiterns der Versöhnungsversuche, natürlich auch Mißstimmung gegen den mit solchem Mißerfolg tätig gewesenen Unterhändler — gegen Bobenzahn!

Das scheint mir nun Bobenzahns Schuld gewesen zu sein: zu weit in dem Bestreben gegangen zu sein, Erfurt mit Sachsen, im besonderen mit Herzog Georg, der hierzu sehr bereit war und im Trüben zu fischen gedachte, zu versöhnen. Dieses wäre ohne größeres Opfer seitens Erfurts nicht abgegangen, ohne Beeinträchtigung seiner ganzen, seit 1509 nun einmal eingeschlagenen Entwickelung, d. h. nicht ohne Wiederherstellung der alten Macht des Rates, Vernichtung aller im Sinne und zu Gunsten der Gemeinde getroffenen Einrichtungen, Abschüttelung aller von Mainz in den Wirren erhobenen Rechte, namentlich Aufhebung des neuen Huldigungseides der Gemeinde; endlich hätte Erfurt auch mancherlei an Sachsen concedieren müssen, dessen Preisgebung jeder patriotische Erfurter für eine Verräterei ansehen mußte.

Weiter ist wohl Bobenzahn nicht gegangen, aber es stand ihm das strenge Wort im Stadtbuche entgegen, welches besagte: „Welcher Bürger mit einem anderen Herrn Verbündnis macht, ohne Wissen und Willen eines Rates und Gemeinde, der soll Leben und Gut verloren haben.“ Daraufhin ist Bobenzahn der Prozeß gemacht worden, denn in seinen Verhandlungen mit Sachsen, die jedenfalls nicht unbekannt geblieben sind, sah man Verrat; das Schlimmste aber für ihn war, daß sie *resultatlos* verliefen, und er mit ihnen *Mißerfolg* hatte. Er wurde verurteilt, wenn er auch die Stadt nicht verraten hat, vielleicht ihr Bestes wollte, das er im engsten Anschluß an Sachsen sah, und zwar an das Albertinische, um den nahen Ernestinern erfolgreich, wenn es nötig war, Widerstand leisten zu können. Damit aber war er weit über seine amtlichen Befugnisse hinausgegangen. Der Variloquus glaubt zwar nicht an eine *Verschuldung* des Syndikus, tadelt aber seine große Nachgiebigkeit gegenüber der Volksmeinung: — „so habe er Küchlein aufgezogen, die ihm die Augen aushackten und das Leben nähmen.“ Er ist so für die bei seiner Begünstigung der Volkspartei eigentlich höchst merkwürdige Hinneigung zum Albertinischen Sachsen bestraft worden! Und wo der Pöbel das entscheidende Wort spricht, da ist wahre Klassenjustiz, die grausam und unbillig zugleich ist und nur des Gegners Vernichtung kennt.

Somit war Bobenzahn nach dem geltenden Rechte nicht unschuldig, und seine Verurteilung ist demnach kein Justizmord. So haben es auch die Zeitgenossen aufgefaßt. Auch ist der Zorn gegen ihn zu allgemein und der Haß zu echt! Freilich die Äußerungen, die parteiisch *gegen* ihn sind, fallen natürlich ebensowenig ins Gewicht, als die, welche ebenso *für* ihn sind, wohl aber die von unbeteiligten Zeitgenossen, die außerhalb der streitenden Parteien standen, besonders wenn sie nicht in Erfurt lebten. Und da haben wir in den Briefen des bekannten Humanisten Mutianus, der seit 1503 als Canonikus in Gotha lebte, ein unverdächtiges Zeugnis. Hielt er schon früher nichts von Bobenzahn (so schreibt er an Urbanus, Mitte des Jahres 1513 — s. den Briefwechsel des Mutian, herausgegeben von Gillert, I. S. 368: „Glaubst Du, daß Bobenzahn eine gute Gesinnung hat? Du irrst“.), so

urteilt er am 19. Mai 1514 (ebenda II. S. 23 f.), also während des Prozesses, der natürlich ungeheures Aufsehen machte und über den sofort ausführliche Nachrichten nach Gotha gelangten: „Ich habe die Namen der Verworfenen gelesen; wenn des Staates Hoheit verletzt wird, müssen die Gesetze strengstens angewendet werden. Da genügt kein Gefängnis, da ist der Galgen nötig — — —; so möge man gegen die verfahren, denen Erfurt keine Mutter, sondern Stiefmutter ist." Er spielt also auf Bobenzahn und Tusenbach an, welche keine geborenen Erfurter waren. Etwas milder urteilt Mutian am 24. Mai 1514 (ebenda II. S. 27 f.), weil er die Pöbelherrschaft fürchtete: „Es steht zu befürchten, daß Bobenzahn das widerfahre, was zu Rom dem Manlius widerfuhr, der die von ihm tapfer verteidigte Freiheit verbrecherisch zu unterdrücken versucht hat." Bald darauf, nach der Tötung (in einem Briefe nach dem 31. Mai 1514, ebenda II. S. 30), bedauert er zwar die Grausamkeit, mit welcher man Bobenzahn getötet habe, fährt dann aber fort „Aber wie hat auch Bobenzahn seine Macht mißbraucht! wie viel hat er, grausam mit Eisen und Feuer gefoltert, enthüllt!" Und daran schließt er (ebenda II. S. 31) in dem folgenden Briefe eine Charakteristik Bobenzahns und Henning Gödes (den er jedenfalls ungerecht beurteilte) an als „Zungendrescher erster Klasse, gleich an rednerischem Ruhm, ähnlich an Geist und Sitten, nämlich durch Hochmut, Habsucht, Treulosigkeit, Verwegenheit und Schandtaten bekannt und berüchtigt." Das ist deutlich, und man muß annehmen, daß Mutian, wenn er auch ein leidenschaftlicher Charakter war, doch bei seinem scharfen Verstande sich nicht leicht durch gehaltlose Gerüchte bestimmen ließ, und daß er bei seinem ausgebreiteten Bekanntenkreise, das dürfen wir sicher annehmen, die Meinung der Humanistenkreise, also die der gelehrtesten und gebildetsten Männer der damaligen Zeit, wiedergibt, — wirklich ein bedeutsames Zeichen!

Und daß die Unterhandlungen mit Sachsen wirklich bestanden haben, beweist doch endlich der Umstand, daß sie auch nach Bobenzahns Tode fortgesetzt wurden. Freilich von einem trefflichen Manne, dem eben genannten Juristen Henning Göde, den Mutian so verkannte. Göde, damals in Wittenberg lebend, war bereits am 4. Oktober 1514 in dem Sinne einer

Aussöhnung zwischen Sachsen und Erfurt tätig —, trotz Bobenzahns blutigem Schatten: doch Göde war ja in Wittenberg in Sicherheit! Durch ihn kam im Jahre 1516 der Friede zustande, auf dem Buttelstedter Tage am 3. November 1516. Es scheint fast, als ob das Andenken an den unglücklichen Bobenzahn mitgewirkt hat, der wahrscheinlich auch nicht viel mehr gewollt hat, als Göde später, aber mit ganz Sachsen, erreichte, während jener zu einseitig zu Herzog Georgs Gunsten wirkte und, da er früher zu hoch in der Volksgunst stand, im Vertrauen hierauf über seine Amtsbefugnisse hinausging. Wir möchten daher, da er mit seinem grausamen Tode mehr als irgend ein anderer eine bei milderem Lichte betrachtete, nicht gar schlimme Verfehlung gesühnt hat — die aber in jenen harten und rauhen Zeiten schwer wog, so schwer, daß sie mit dem grausamsten Tode geahndet zu werden pflegte: des Vaterlandes oder auch nur der Vaterstadt Unabhängigkeit und politische Freiheit, wie sie gerade bestand, nur im geringsten angetastet zu haben —, nicht von ihm scheiden, ohne des frommen Geschichtschreibers mildchristlichen Wunsch erwähnt zu haben: animus eius fruatur sempiterna requie!

Die Dozenten der medizinischen Fakultät der Universität Erfurt

in den Jahren 1646—1816.

Von

Dr. Richard Loth.

Um ein richtiges Urteil über die Bedeutung der Mitglieder der medizinischen Fakultät der einstigen Universität Erfurt zu gewinnen, dürfen wir uns nicht mit der Frage begnügen, was ist von ihrem geistigen Leben bis auf unsere Zeiten gedrungen, sondern wir müssen uns fragen, welche Bedeutung haben sie für ihre Zeit gehabt, wie ist ihre Tätigkeit von ihren Zeitgenossen bewertet worden. Wenn in den Geisteskämpfen der verschiedenen Zeiten die Professoren der Medizin in Erfurt auch nicht immer dem Fortschritte huldigten und nicht immer zu der Partei gehörten, welcher von der Nachwelt der Siegespreis zuerkannt worden ist, so haben sie doch dadurch, daß sie in den Kampf mit Wort und Schrift eingetreten sind, gezeigt, daß sie dem allgemeinen Kulturfortschritt sowie dem Fortschritt ihrer Wissenschaft ein reges Interesse entgegengebracht haben. Jede Wahrheit muß erst erkämpft werden. Im ehrlichen Kampfe verdient aber der Unterlegene dieselbe Achtung wie der Sieger, wenn letzteren auch der Lorbeer ziert.

Wie wir aus dem Carmen satiricum des Nicolaus de Bibera[1] wissen, besaß Erfurt bereits im 13. Jahrhundert, also lange vor der Gründung der Universität, tüchtige Ärzte und zwar nicht nur Mönchsärzte, sondern auch Ärzte, die aus dem weltlichen Stande hervorgegangen waren. Zwei hebt er als ganz besonders tüchtig hervor:

„Sunt et ibi medici duo, de quibus audio dici,
Quod neque majores sunt usquam vel meliores."

---

[1] Nicolai de Bibera occulti Erfordensis Carmen Satiricum. Eine Quelle des XIII. Jahrhunderts, neu herausgegeben und erläutert von Theodor Fischer, Dr. phil. Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. Bd. I. Erfurter Denkmäler. Halle 1870.

Auch über die anderen Ärzte fällt er ein günstiges Urteil.

„Sunt et adhuc medici plures, quos non ita dici
audio subtiles, nec eos tamen estimo viles.“

Weit über die Erfurter Grenzen hinaus, im ganzen mittelniederdeutschen Sprachgebiet hatte der Ruf der Ärzte Erfurts bereits vor der Gründung der Universität einen guten Klang. Es beweist dieses ein auf der Herzoglichen Bibliothek in Gotha aufbewahrtes handschriftliches mittelniederdeutsches Arzneibuch. Der Anfang des III. Hauptteils dieser Handschrift, welcher im Jahre 1325 geschrieben ist, lautet:

„Desse artikel sint gemaket deme konyngke van vrankrike van den besten arsten, de to paris weren unde sint bestediget van den besten mesteren to erffordie und heft velen luden gehulpen.“[1]

Es folgen Aderlaßvorschriften bei Erkrankungen der Drüsen.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Mitglieder der medizinischen Fakultät, in deren Hand in den ersten Jahren nach der Gründung der Universität i. J. 1392 als Rektoren die Leitung der Universität lag, und welche bei der Gründung der Universität sich in die Matrikel eingetragen haben, bereits vor deren Gründung als Ärzte in Erfurt eine Rolle gespielt haben. Es konnte daher der Rat der Stadt Erfurt bei der Gründung der Universität, der ersten in Mitteldeutschland, es wagen, gleich eine medizinische Fakultät mit in's Leben zu rufen.

Amplonius Ratynghen de Berka (1365—1435), Magister in artibus und Doctor in medicina, welcher als zweiter in der Reihe der Rektoren diese Würde im Jahre 1394/95 bekleidete, legte eine Handschriftensammlung an, welche er der Stadt Erfurt schenkte und die noch heute auf der Königl. Bibliothek in einem besonderen feuersicheren Raume aufbewahrt wird, ein Beweis für den hervorragend wissenschaftlichen Wert, welcher dieser Handschriftensammlung auch heute noch beigemessen wird. Amplonius gründete ferner aus seinem Vermögen einen Unterstützungsfonds für Studierende, welcher heute noch besteht und dessen Kapitalvermögen rund 100000 Mark beträgt.

---

[1] Cod. Goth. Chart. A. 980. s. 1. Programm des Gymnasium Ernestinum zu Gotha „Das mittelniederdeutsche Gothaer Arzneibuch und seine Pflanzennamen“ von Prof. Dr. Regel. 1872.

2. Erik Björman, Upsala Universitets Årsskrift 1902, Filos. Språk. Vetensk. och histor. Vetensk. 3.

Eine Anzahl der begeistertsten Förderer des Humanismus gehörte der Erfurter medizinischen Fakultät an. Es sind dieses Georg Sturz, Johannes Copus, Rembertus Segenmeier und Georg Eberbach.

Die Erfurter Stadtphysiker und Professoren der Medizin Johann Hebenstreit (1525—1569) und Andreas Starck (1584—1609 Stadtphysikus in Erfurt und in den Jahren 1600—1609 alleiniges Mitglied der Fakultät) gingen in ihren Schriften[1] energisch gegen die Kurpfuscherei und das in jenen Zeiten unsinnig betriebene Harnbeschauen und Aderlassen vor.

Die neuen Lehren des Paracelsus teilten auch die Mitglieder der Erfurter medizinischen Fakultät in zwei Lager. Gegen den Erfurter medicus und chemicus Johannes Gramannus, welcher die Anhänger des Galen scharf angegriffen und die Lehren des Paracelsus verteidigt hatte in Schriften[2], welche er ohne Erlaubnis der Fakultät dem Drucke übergeben hatte, nahm Joachim Querntenus in seiner Eigenschaft als Dekan amtlich Stellung. Auch Bruno Seidel (in den Jahren 1565—1591 Arzt in Erfurt und Prof. der Physik) und Bartholomäus Hübner (in den Jahren 1567—1597 Arzt in Erfurt) traten in ihren Schriften als Gegner der Lehren des Paracelsus auf, während der oben erwähnte Dr. Andreas Starck und David Crusius (1589—1640) in ihren Schriften energisch für die Lehren des Paracelsus eintraten.

Bruno Seidel wandte sich in seiner im Jahre 1577 in Erfurt erschienenen Schrift „Sententia de iis, quae Laurentius Joubertus

---

[1] s. meine Arbeiten: 1. „Zwei Erfurter Stadtphysici aus dem 16. Jahrhundert." Correspondenzblätter d. allg. ärztl. Vereins v. Thüringen. 1903. No. 4.
2. Das Medizinalwesen, der ärztliche Stand und die medizinische Fakultät bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts in Erfurt. Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XXX. Erfurt 1904.

[2] Gramannus hatte gegen die Anhänger des Galen die Schrift Traktatum de pharmaco purgante, Erfurt 1593, herausgegeben, welche viel Widerspruch erfuhr. Zu seiner Verteidigung schrieb er Apologetica refutatio calumniae, qua Paracelsistae Philosophi et Medici saniores nimis violenta corrosiva deleteria aegris propinare dicuntur. Erfurt 1593. (Kestner, medicinisches Gelehrten-Lexicon. Jena 1740) ferner Responsoria ad progymnasmata quorundam antichymistarum, in qua calumniis refutatis imperfectio artis Galenicae ostenditur. Erfurt 1594. (Gmelin, Geschichte der Chemie, Göttingen 1797).

in paradoxis suis de febrium humoralium origine ac materia disputavit", gegen die Fiebertheorien des Kanzlers der Universität Montpellier, Laurentius Joubertus. Er verteidigte die Grundsätze des Galen von der Fäulnis der Säfte als Ursache vieler Krankheiten, insbesondere der Faulfieber.[1]

Zu den Gegnern der epochemachenden experimentell-physiologischen Untersuchungen des englischen Arztes William Harvey über den Blutkreislauf gehörte auch der Erfurter Professor Eccardus Leichner, welcher nicht nur eine Reihe von Arbeiten gegen die Harvey'sche Entdeckung richtete, sondern auch in seinen Schriften gegen die Lehren des Cartesius und van Helmont auftrat. Auch wandte er sich in einer Streitschrift gegen den Leipziger Professor der Medizin Paulus Ammannus, welcher in seinen Schriften die Grundsätze des Aristoteles, Hippokrates und Galen angegriffen hatte.

Früh haben Sektionen an menschlichen Leichen zum Studium der Anatomie auf der Erfurter Universität stattgefunden, wenn auch zum regelmäßigen Unterricht in der Anatomie und praktischen Chirurgie bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts Tierkörper benutzt wurden. Bereits i. J. 1636 erbat sich der Adjunktus der medizinischen Fakultät Quirinus Pflug die Leiche eines zum Tode Verurteilten vom Rate zur Sektion aus, die der Akademie, wie er schrieb, zum besonderen Ruhme und der medizinischen Fakultät zum Ansehen gereichen würde. Vom Jahre 1675 liegt mir ein Einladungsprogramm zu einer öffentlichen Sektion von Professor Ruperti vor. In den Jahren 1687 und 1688 wurden von den Professoren Vesti und Alberti vier öffentliche Sektionen vorgenommen, eine Zahl, wie sie zu jener Zeit nur selten auf deutschen Universitäten vorkam. Die Professoren Alberti und Albrecht beseelte bei den Sektionen ein solcher Eifer, daß sie diese, da in der Universität kein geeigneter Raum vorhanden war, in ihrer Wohnung oder ihrem Garten vornahmen und hierzu alle, „quorum se ipsos noscere interest" einluden. Eysel lehrte bei seinen anatomischen Vorlesungen seine Zuhörer den Gebrauch des Mikroskops, er zeigte bereits i. J. 1698 an: „ea quae nonnisi oculo armato

[1] Die Schriften der Erfurter Ärzte bis zu dieser Zeit finden sich in meiner oben erwähnten Arbeit „Das Medizinalwesen, der ärztliche Stand usw." in diesen Jahrbüchern. Heft XXX. 1904.

conspici possunt, beneficio microscopiorum sedulo investigabit et demonstrabit."

Bei der Gründung der Universität Göttingen erhielt der Erfurter Professor Johann Wilhelm Albrecht i. J. 1734 einen ehrenvollen Ruf dorthin und übernahm als erster das Dekanat der medizinischen Fakultät. Insbesondere machte er sich dort um die anatomischen Vorlesungen sehr verdient. Erfurt gehört zu den ersten Universitäten, auf welcher die Studenten gelehrt wurde, selbst Sektionen an menschlichen Leichen vorzunehmen und anatomische Präparate sowie Injektionen zu machen.[1] Im Jahre 1734 gab der Erfurter Professor Elias Büchner unter dem Pseudonym Ernestus Faginus das Dispensatorium regium et Electorale Borusso-Brandenburgicum neu heraus, von welchem Prof. Paul Heinrich Vogel eine weitere Auflage veranstaltete. Im Jahre 1736 verlegte Büchner in seiner Eigenschaft als Präsident die Sammlungen und die Bibliothek der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher von Nürnberg nach Erfurt, wo sie bis zum Jahre 1805 verblieben. Büchner erhielt im Jahre 1745 einen Ruf als Professor der Medizin und Physik mit dem Charakter eines Königlich Preußischen Geh. Rats nach Halle. Er war 34 Jahre lang Präsident der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts vollzog sich ein gewaltiger Umschwung auf dem Gebiete des medizinischen Unterrichts. Die Mitglieder der jungen, im Jahre 1754 gegründeten Kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, soweit sie der medizinischen Fakultät angehörten, insbesondere die beiden Professoren der Medizin Wilhelm Baumer und Andreas Mangold sahen mit Recht ein, daß die „uralte" Universität Erfurt den neuen Anforderungen, welche die medizinischen und naturwissenschaftlichen Fortschritte an den Unterricht stellten, nicht mehr gerecht zu werden vermochte. Sie suchten deshalb mit aller Energie und mit glücklichem Erfolg den Anforderungen der Neuzeit auf dem Gebiete der Anatomie, Chirurgie, Botanik und Chemie gegen den Willen des Dekans der medizinischen Fakultät, des an sich tüchtigen, aber

[1] s. meine Arbeit „Die Entwicklung der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe auf der Universität Erfurt". Correspondenzbl. d. Allg. ärztl. Ver. v. Thür. 1905. Nr. 5 u. 6.

den alten Überlieferungen zu sehr ergebenen und Neuerungen abholden Professors Hieronymus Kniphof, bei dem Kurfürsten von Mainz, Johann Friedrich, Geltung zu verschaffen. An die Stelle der Benutzung von Tieren zu anatomischen und chirurgischen Vorlesungen, auch an lebenden Tieren wurden die Operationen gelehrt, trat die zielbewußt durchgeführte anatomische Präparation der menschlichen Leiche, welche auch zur Erlernung der chirurgischen Operationen benutzt wurde. Die Sektion war nicht mehr ein interessantes Schauspiel, um dem „nosce te ipsum" zu genügen, sondern sie wurde eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Erkennung und damit zur Heilung der menschlichen Leiden. Die Sektionen wurden nicht mehr im medizinischen Hörsaal, sondern in einem eigenen, der Akademie gehörigen anatomischen Theater vorgenommen. Allmählich wurden auch die pathologischen Veränderungen an der Leiche nicht mehr als interessante Kuriositäten angestaunt, sondern sie bildeten die Grundlage für eine neue wichtige Hilfswissenschaft der Medizin. Seit dem Jahre 1790 las der Professor August Friedrich Hecker pathologische Physiologie und Heinrich Thilow pathologische Anatomie. Hecker erhielt im Jahre 1805 einen Ruf nach Berlin. Die reichhaltige anatomische und pathologisch-anatomische Sammlung Thilows wurde im Jahre 1830 vom Staate für die medizinisch-chirurgische Lehranstalt zu Magdeburg angekauft.

Auch auf dem Gebiete der Botanik, Mineralogie und Chemie entwickelte sich seit der Gründung der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften neues Leben. Auf ihre Anregung hin wurde ein neuer botanischer Garten und ein chemisches Laboratorium gegründet. Erfurt gehörte zu den ersten Universitäten, auf welchen geologische Exkursionen mit den Studenten eingeführt wurden, welche Prof. Wilhelm Baumer nach seiner Übersiedelung nach Gießen im Jahre 1765 dort mit Eifer fortsetzte. Schon vorher hatte Kniphof seine heute noch bewunderungswerten Pflanzenabdrücke in seinem „Herbarium vivum" herausgegeben. Nach ihm erhielt die Pflanze Tritoma Kniphofia ihren Namen. Er war seit dem Jahre 1745 Bibliothekar der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Die Professoren Nonne und Planer haben sich um die systematische Botanik Erfurts große Verdienste erworben. Schon am Ende des

17. Jahrhunderts hatte Vesti botanische Exkursionen mit seinen Studenten eingeführt. Die Professoren Hieronymus Ludolf und Andreas Mangold waren für ihre Zeit tüchtige Lehrer der Chemie.

Wie in der Zeit der Gründung eines anatomischen Theaters die Professoren Wilh. Baumer und Andreas Mangold die Fakultät aufgerüttelt hatten, so mußte im Jahre 1771 der Demonstrator Chirurgiae et artis obstetriciae Matthäus Franz Alix, ein Pariser, welcher im Jahre 1774 als Professor und Oberaufseher an die Hebammenschule nach Fulda berufen wurde, erst bei der Fakultät große Schwierigkeiten überwinden, bevor er seine Neuerungen auf dem Gebiete des geburtshilflichen und chirurgischen Unterrichts nach modernen Grundsätzen durchführen konnte. Die Fakultät hielt vielfach allzufest an ihren althergebrachten Einrichtungen und Satzungen. Es fehlte ihr die Kraft, das mittelalterliche Gebäude durch ein modernes, dem naturwissenschaftlichen Zeitalter Rechnung tragendes, zu ersetzen. Es fehlten ihr aber auch bei gutem Willen die Mittel, um die geforderten Neuerungen, ein anatomisches Theater, einen botanischen Garten, zoologische, mineralogische, physikalische Sammlungen, ein chemisches Laboratorium und klinische Anstalten zu erhalten und tüchtige Kräfte zu besolden.

Auf dem Gebiete der Geburtshilfe erhielt Johann Friedrich Weißenborn im Jahre 1778 ein öffentliches Lehramt zum Unterricht der Hebammen. Er wurde im Jahre 1787 Direktor des von dem Statthalter Carl von Dalberg ins Leben gerufenen Entbindungshauses. Seine „Anleitung zur Geburtshilfe" erschien in zwei Auflagen und wurde auf vielen auswärtigen Hebammenanstalten als Lehrbuch benutzt.

Früh pflegte die medizinische Fakultät zu Erfurt die Geschichte der Medizin. Bereits im Jahre 1770 las der Professor Paul Baumer dieses Lehrfach, seit dem Jahre 1771 las Eusebius Rumpel und später Heinrich August Erhard ein ständiges Colleg über diesen Lehrgegenstand. Bartholomäus Trommsdorff las über die Geschichte der Chemie, August Friedrich Hecker über die Geschichte der Pocken und der Impfung und Leonardus Löber über die Geschichte der Geburtshilfe.

Bartholomäus Trommsdorff, Professor der Medizin und Direktor der von ihm bereits im Jahre 1795 in's Leben gerufenen „chemisch-physikalisch-pharmaceutischen Pensionsanstalt", der

ersten Lehranstalt für Pharmazeuten in Deutschland, und Joh. Jacob Bernhardi, der letzte Dekan der medizinischen Fakultät, seit dem Jahre 1799 Direktor des botanischen Gartens, haben eine weit über Deutschland hinausgehende Bedeutung genossen. Ihre Institute sind zu hoher Blüte gelangt und haben die Universität, welche im Jahre 1816 aufgehoben wurde, noch lange überlebt. Der von den Professoren Christian Friedrich Bucholz, Johann Bartholomäus Trommsdorff und Adolph Ferdinand Gehlen ins Leben gerufene Unterstützungsfonds für ausgediente Apothekergehilfen besteht noch heute und verfügt über ein Vermögen von rund 200000 Mk. Welch' geringes Verständnis zu jener Zeit noch einzelne Regierungen für die Ausbildung der Pharmazeuten zeigten, beweist ein Antwortschreiben, welches Justus v. Liebig bei seinem Antrag, eine pharmazeutische Lehranstalt in Gießen zu errichten, im Jahre 1825 von einem Senatsmitglied erhielt: „Es sei Aufgabe der Universität, die künftigen Staatsdiener heranzubilden, folglich liege ihr die Ausbildung der Apotheker, Seifensieder, Bierbrauer, Liqueurfabrikanten, Färber, Essigsieder, Drogisten und Spezereikrämer vollständig fern." Erst im Jahre 1825 wurden in Jena, 1829 in Halle und Erlangen die ersten staatlichen Institute eröffnet. Die preußische Regierung bestimmte im Jahre 1823, daß allen Apothekern, die einen vollständigen Kursus bei Trommsdorff durchgemacht, 1—2 Jahre von der Servierzeit erlassen werden sollten.

Es hat also die medizinische Fakultät der Universität Erfurt Kräfte besessen, die es wohl wert erscheinen lassen, auf das Leben der einzelnen näher einzugehen, insbesondere da seit dem Jahre 1755, seit dem Erscheinen von „M. Gottlob Gottlieb Osanns Erfordia literata, oder Gelehrtes Erfurt, als eine Fortsetzung der Motschmann- und Sinnholdschen Arbeit" keine zusammenhängende Arbeit über die Erfurter Gelehrtengeschichte wieder im Druck erschienen ist. Bei einer derartigen Aufgabe ist es nun von vornherein auszuschließen, Vollkommenes zu schaffen, denn wenn auch zur Feststellung des Lebenslaufes bei Einzelnen das Material reichlich fließt, so ist es doch bei anderen um so spärlicher vorhanden. Es gilt dieses insbesondere auch für die uns hinterlassenen Druckschriften. Von den Dissertationen habe ich nur die Inauguraldissertationen angeführt.

Der Übersichtlichkeit halber habe ich die Namen alphabetisch geordnet. Die Mediziner, welche der philosophischen, aber nicht der medizinischen Fakultät angehört haben, habe ich mit behandelt. Als Quellen dienen mir die im Literaturverzeichnis angeführten Gelehrtengeschichten. Doch bieten diese, abgesehen von den Gelehrtengeschichten Motschmanns, Sinnholds und Osanns, von Erfurter Medizinern nicht viel. Als Unterlage dienen mir ferner die Vorlesungsverzeichnisse und Programme der Universität, welche sich zum Teil auf der Königl. Bibliothek, zum Teil auf der Erfurter Ministerialbibliothek unter der Signatur: Programmata et Lektiones Academicae K. XXXIV etc. vorfinden. Leider sind sie nur unvollständig vorhanden. Ferner sind von Wichtigkeit die noch vorhandenen gedruckten Disputationen und Dissertationen, die Universitätsmatrikel sowie die handschriftlichen Akten der jetzigen Königlichen, früher Kurfürstlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, welche sich auf der Königl. Bibliothek befinden. Als eine Hauptquelle dient mir der auf dem städtischen Archiv liegende handschriftliche Nachlaß eines der letzten Dozenten der medizinischen Fakultät, Dr. med. Heinrich August Erhard, eines Sohnes des Prof. der Medizin Dr. Joh. Gottlieb Erhard, welcher im Jahre 1851 als Archivar des Provinzialarchivs in Münster i. W. starb. (Handschriftenkatalog A. IX. 13.) Er vereinigte also, aus den Erfurter Professorenkreisen stammend, selbst ein Universitätsdozent, mit dem lokalhistorischen Interesse für seine Vaterstadt die Sachkenntnis des Mediziners sowie des Geschichtsforschers. Endlich dienen mir als Quelle die von mir im Laufe der Jahre bei meinen Studien auf dem Gebiete des Erfurter Medizinalwesens gemachten Notizen.

Auf die Schicksale der medizinischen Fakultät und die Tätigkeit ihrer Dozenten aus den Jahren 1392—1646 bin ich bereits in diesen Jahrbüchern Heft XXX, 1904, S. 422—466 näher eingegangen. Es erübrigt also noch, den Lebenslauf und die Tätigkeit der Dozenten der Jahre 1646—1816 zu behandeln.

Johann Christoph Adlung, geb. i. J. 1648 zu Erfurt, besuchte die Universitäten Erfurt, Leipzig und Wittenberg. Neben der Medizin studierte er orientalische Sprachen. Er kehrte nach einem dreijährigen Aufenthalt in Wittenberg nach Erfurt zurück, wurde im Jahre 1672 in der philosophischen Fakultät Professor der orientalischen Sprachen, welche Professur er bis zu seinem Tode inne gehabt hat. 1676 promovierte er in der medizinischen Fakultät und wurde Assessor der medizinischen Fakultät. 1678 wurde er Mitglied der Akademie der Naturforscher, starb 1681.

Medizinische Schriften: 1) Disputationes de causis laborantibus naturae obstetricantibus, virtute scil. coeli et ignis subterranei. Wittenberg 1669.
2) Miraculosa eaque catholica in piscina Bethesdea morborum cura. Erfurt 1676.

Johann Jacob Adelung, wurde zu Dachwig b. Erfurt, wo sein Vater Pastor war, im Jahre 1680 geboren. Im Jahre 1699 ging er, um Medizin zu studieren, auf die Universität Halle. Nach Vollendung seiner Studien besuchte er die Universitäten Wittenberg, Leipzig, Jena und promovierte im Jahre 1711 in Erfurt, nachdem er im Jahre 1709 seine Inaugural-Disputation gehalten hatte. Als im Jahre 1734 Prof. Albrecht nach Göttingen berufen wurde, erhielt er dessen außerordentliche Professur im Jahre 1735. Im Jahre 1724 wurde er Inspektor des großen Hospitals, welche Stelle er aber im Jahre 1737 wieder niederlegte. Er starb im Jahre 1737.

Schriften: 1) Diss. inaug. De moralitatis vi medica. Erfurt 1709.
2) Programm: De criteriis verae theoriae medicae. Erfurt 1735.

Heinrich Christoph Alberti, aus Erfurt, promovierte im Jahre 1684, wurde 1689 Assessor extraordinarius cum spe successionis. Im Jahre 1692 rückte er in die durch die Resignation des Professors Petri erledigte ordentliche Professur Pathologiae ac Praxeos ein. Er starb im Jahre 1693. Er lud zu öffentlichen Sektionen in seiner Wohnung ein.

Diss.: De contagiis malignis. Erfurt 1682.

Johann Wilhelm Albrecht, wurde im Jahre 1703 zu Erfurt geboren. Sein Vater Johann Andreas Albrecht war Mitglied des Stadtrats. Im Jahre 1722 bezog er die Universität Jena, später Wittenberg. Nach Beendigung seiner Universitäts-

studien machte er eine Reise nach Straßburg und Paris, um sich vorzüglich in der Anatomie und Chirurgie zu vervollkommnen. Nach Erfurt zurückgekehrt, promovierte er im Jahre 1727. Diss. de morbis epidemicis. Im Jahre 1728 erhielt er nach Dr. Zieglers Tod das Landphysikat. Im folgenden Jahre wurde er außerordentlicher Professor bei der medizinischen Fakultät. Er gab anatomische Demonstrationen, zu denen er jedesmal durch angeschlagene Programme einlud. Bei der Gründung der Universität Göttingen wurde er im Jahre 1734 dorthin berufen. Er erhielt dort eine ordentliche Professur für die Fächer Anatomie, Chirurgie und Botanik. In Göttingen übernahm er das Dekanat der medizinischen Fakultät und hielt noch vor der wirklichen Inauguration der Universität die erste Doktorpromotion. Er starb im Jahre 1736. Die Witwe verheiratete sich wieder im Jahre 1742 mit dem berühmten Abt Jerusalem in Braunschweig.

Schriften: 1) Observationes anatomicae circa duo cadavera masculina. Erfurt 1730.
2) Tractatus physicus de tempestate, cui subjungitur observatio circa vasa lymphatica ventriculi instituta. Erfurt 1731.
3) Tractatus physicus de effectibus Musices in corpus animatum. Lips. 1734.
4) Programm bei Beginn seiner Vorlesungen in Göttingen: De criteriis verae theoriae medicae.
5) Programma de vitandis erroribus in doctrina medica. Göttingen 1734.
6) Programma de vitandis erroribus in medicina mechanica. Göttingen 1735.
7) Paraenesis ad artis medicinae cultores, dum duorum cadaverum masculinorum sectionem anatomicam primum obiret. Göttingen 1735.
8) Diss. inauguralis de spiritu vini ejusque usu et abusu. Göttingen 1735, nebst dem dazugehörigen Programm:
9) Programma de loco quodam Hippokratis de natura, quae nulla praecedente disciplina, quae opus sunt in homine, perficit.
10) Im commerc. lit. Nov. 1735 S. 153. Observatio de camforae usu in Purpura et Inflammationibus internis. S. 321. De vulnere capitis cum laesione cerebri trepanatione sanato 1736. De vi Corticis peruviani in sistendis gangräna et sphacelo a causa interna natis.

Johannes Friedrich Ernst Albrecht, Dr. med., las in den Jahren 1772—1776 als Privatdozent Materia medica, Me-

dicina legalis, Therapie, historia medicinae, Geburtshilfe und morbi venerei. Er promovierte im Jahre 1772 in Erfurt.

Diss. inaug.: De purpura alba maligna inprim. par. ac benigna. Erfurt 1772.

Matthäus Franz Alix, wurde geboren im Jahre 1738 zu Paris. Er wurde im Jahre 1768 als Chirurgiae Candidatus in Erfurt immatrikuliert und im folgenden Jahre als Demonstrator chirurgiae et artis obstetriciae angestellt. In demselben Jahre promovierte er in Erfurt zum Dr. Chirurgie. Dissertation: De duabus prope perinaeum fistulis urinam purulentam excernentibus. Er erwarb sich um die Organisation der praktischen Geburtshilfe und der Chirurgie in Erfurt große Verdienste. Er hielt nicht nur einen Operationskursus an Leichen ab, sondern lud auch seine Zuhörer zu Operationen an Lebenden ein. Er hielt ferner einen praktischen geburtshilflichen Kursus am Phantom ab. Er leitete einen Verbandkursus und las Osteologie, Erkrankungen der Knochen und Geburtshilfe. Auch lud er seine Zuhörer zu poliklinischen Entbindungen ein. Im Jahre 1771 wurde er zum Mitglied der Kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt ernannt. Im Jahre 1774 promovierte er zum Dr. Med. Dissertation: De quaestionibus medico-legalibus ex chirurgia declarandis. Er wurde kurze Zeit darauf Professor und Oberaufseher der Hebammenschule in Fulda und Brunnenmedicus zu Brückenau und starb im Jahre 1782.

Schriften: 1) Raulin's kurzgefaßte Anweisung zur Hebammenkunst aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt. Erfurt 1771.
2) Anweisung zur Wundarzneikunst. Riga 1772.
3) De nociva mortuorum intra sacras aedes urbiumque muros sepultura. Erford. 1773.
4) Fermin's höchstnötiger Unterricht an das Landvolk von der tierischen Haushaltung. 2 Teile. Frankfurt und Leipzig 1773.
5) Observata chirurgica Fasc. I—III. Altenburg 1774—1777.
6) Das Neueste von den Mineralwassern bei Brückenau im Fuldaschen-Nouvelles Instructions sur les eaux minérales de Brückenau en la Principauté de Fulda, traduites de l'allemand de Mr. Weikard par Mr. Alix 1776.

Johann Wilhelm Baumer, wurde im Jahre 1719 zu Rehweiler in der Grafschraft Franken, wo sein Vater Wildmeister in gräflich Castell-Rantzauischen Diensten war, geboren. Im

Jahre 1739 bezog er, um Theologie zu studieren, die Universität Halle, wo sein älterer Bruder Johann Albert ebenfalls Theologie studierte. Im folgenden Jahre ging er nach Jena, erhielt hier im Jahre 1742 die Magisterwürde und wurde in demselben Jahre als evang. Pfarrer nach Krautheim vom Grafen Castell berufen. Wegen eines beginnenden Blutspeiens legte er sein Pfarramt im Jahre 1746 nieder. Er studierte hierauf in Halle Medizin. Im Jahre 1748 promovierte er und ließ sich in Erfurt nieder. Er ließ sich bei der philosophischen Fakultät nostrifizieren und begann seine Vorlesungen über Philosophie und lateinischen Stil. Zugleich nahm er junge Studenten in sein Haus, unter welchen sich auch sein Vetter Wieland befand. Im Jahre 1750 unternahm er mit zwei Studenten eine wissenschaftliche Reise durch Holland. Nach Erfurt zurückgekehrt, wurde er im Jahre 1752 außerordentlicher Professor bei der philosophischen Fakultät und im Jahre 1754 außerordentlicher Professor bei der medizinischen Fakultät. Er gehörte zu den Gründern der im Jahre 1754 in's Leben gerufenen Kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt und wurde ihr Sekretär. Auf seinen Antrieb wurde ein Sanitätskollegium gegründet, und der anatomische Unterricht wurde auf seine Veranlassung durch die Gründung eines anatomischen Theaters und Anstellung eines Prosectors wesentlich verbessert. Er führte in Erfurt zuerst mineralogische Exkursionen ein. Im Jahre 1755 wurde er ordentlicher Professor bei der philosophischen Fakultät und übernahm das Lehramt der Physik. Er gründete die erste Klinik als ein Privatunternehmen, welche im Jahre 1757 zu einer öffentlichen Anstalt erhoben wurde. Zu gleicher Zeit wurde er ordentlicher Professor. Im Jahre 1758 erhielt er das Prädikat eines kurfürstl. Rats. Im Jahre 1764 wurde er als Professor nach Gießen berufen, wohin er im Jahre 1765 übersiedelte. Hier wurde ihm der Titel eines Bergrats verliehen. Als im Jahre 1777 zwecks Verbesserung des Studiums der Cameralwissenschaften eine besondere staatswirtschaftliche Fakultät errichtet wurde, erhielt er auch an dieser eine Professur. Sein Hauptfach war Mineralogie und Bergkunde. Auch kam die Fürstl. hessische akademische Gesellschaft zu Gießen hauptsächlich auf seinen Antrieb zu Stande. Er starb im Jahre 1788. Siehe meine Arbeit in diesen Jahrbüchern, Heft

XXXII 1906: „Dr. Joh. Wilh. Baumer, der erste Sekretär der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt."

Schriften: 1) De justitia divina 1741. Diss.
2) De Haemoptoe. Hal. 1748. Diss.
3) De nexu rerum hypothetice necessario libertatem moralem non auferente. Erfurt 1749. Zur Habilitation bei der philosoph. Fakultät zu Erfurt.
4) Vollständige lateinische Sprachkunst nach wissenschaftlicher Lesart abgehandelt. Erfurt 1749.
5) Fundamenta psychologico-logica. Erfurt 1752.
6) Programm de ratione, qua Philosophiae studia ingredimur. Erfurt 1752.
7) In Physicae experim. Elem. conscr. ab Andr. Gordon auct. a Bernh. Grant. Tom. II. Erfurt 1753 ist die Physiologie [p. 555—656] von ihm bearbeitet.
8) Diss. de natura animali. Erfurt 1754.
9) Progr. de morbis articulorum. Erfurt 1754.
10) Progr. de Electricitatis effectibus in corpore animali. Erfurt 1755.
11) Diss. de Mineralogia Territorii Erfordensis. Erfurt 1755.
12) Naturgeschichte des Mineralreichs mit besonderer Anwendung auf Thüringen. 1. und 2. Bd. Gotha 1763—1764.
13) Henr. Bassii Tractatus de morbis venereis. Erfurt et Gotha 1763.
14) Historia naturalis lapidum pretiorum omnium, nec non terrarum et lapidum hactenus in usus medicos vocatorum. Francof. 1771. Deutsch von Carl v. Meidinger. Wien 1774.
15) Via valetudinem secundam tuendi et vitae terminum prorogandi compendiaria. Gießen 1771.
16) Progr. de febre katarrhali epidemica maligna. Gießen 1773.
17) Progr. sist. observationes de placentarum uterinarum in motas vesicarias mutatione. Gießen 1776.
18) Progr. Cautelas chymico-medicas de sacchari usu proponens. Gießen 1776.
19) Progr. de haemorrhoidibus mucosis earumque sympathia cum asthmate humoroso. Gießen 1776.
20) Progr. monita quaedam de variolis earumque curatione et insitione proponens. Gießen 1776.
21) Progr. de aqua calcis naturali vel soteria alcalina. Gießen 1776.
22) Progr. de iis. quae spasmis rigidis particularibus communia sunt. Gießen 1776.
23) Progr. de erroribus circa aquarum soteriarum usum vulgo admitti solitis. Gießen 1776.
24) Progr. de exstaseos et katalepseos differentia. Gießen.
25) Fundamenta politiae medicae, cum annexo catalogo commodae Pharmacopoliorum visitatione inserviente. Francf. et Lips. 1777.

26) Medicina forensis praeter partes consuetas primas lineas jurisprudentiae medico-militaris et veterinario-civilis continens. Francf. et Lips. 1778.
27) Fundamenta geographiae et hydrographiae subterraneae. Gießen 1779.
28) Historia naturalis regni mineralogici ad naturae ductum tradita. Francf. 1780.
29) Progr. de hydrargyro. Gießen 1782.
30) Progr. Historiam Mercurii cornei Hassiaci naturalem et chymicam investigationem tradens. Gießen 1782.
31) Bibliotheka chemica. Gießen 1782.
32) Fundamenta Chemiae theoretico-practicae. Gießen 1783.
33) Anthropologia anatomico-physica. Francf. 1784.
34) Progr. de signis vitae neogeniti a partu peracto rite dijudicandis. Gießen 1788.
35) Progr. de haemorrhoidibus arteriosis. Gießen 1788.
36) Progr. de haemorrhoidibus symptomaticis. Gießen 1788.
37) Eine größere Reihe von Arbeiten ist in den Act. Acad. Scientiarum util. Erford. und in den Act. philosophico-med. Societ. academ. Scientiar. princip. Hassiacae [Gießen 1771] veröffentlicht.

Johann Paul Baumer, war ein jüngerer Bruder Wilhelm Baumers. Er war zu Rehweiler in der Grafschaft Castell im Jahre 1725 geboren. In den Jahren 1746—1749 studierte er in Halle Medizin, wandte sich dann aber fast gleichzeitig mit seinem älteren Bruder nach Erfurt, wo er im Jahre 1749 die Doktorwürde erhielt. Er praktizierte hierauf anfangs in Sömmerda, später in Erfurt, wo er im Jahre 1754 seine Vorlesungen begann und zugleich Mitglied der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften wurde. Nach der Berufung seines Bruders nach Gießen wurde er ordentlicher Professor bei der medizinischen Fakultät und, nachdem er bei der philosophischen Fakultät die Magisterwürde erhalten hatte, auch außerordentlicher Professor bei der philosophischen Fakultät, wo er noch in demselben Jahre in eine ordentliche Professur einrückte. Die hauptsächlich durch die Bemühungen seines Bruders in's Leben gerufene akademische Gesellschaft zu Gießen nahm ihn als Mitglied auf. Dasselbe tat auch die Oberlausitzische Bienengesellschaft, da Baumer sich neben seinen ärztlichen Geschäften auch mit ökonomischen Versuchen, insbesondere mit der Bienenzucht beschäftigte. Bei der medizinischen Fakultät rückte er im Jahre 1767 in die dritte ordentliche Professur ein

und übernahm den Lehrstuhl der Anatomie. Bei der philosophischen Fakultät erhielt er im Jahre 1769 das Dekanat. Bei der medizinischen hat er dasselbe nie geführt. Er starb im Jahre 1771. Er las in der med. Fakultät Anatomie und anatomische Demonstrationen im anatomischen Theater, Chirurgie, Geburtshilfe, Gerichtliche Medizin und *Geschichte der Medizin*. In der philosophischen Fakultät las er Physik, Metaphysik, Logik und lateinischen Stil.

Schriften: 1) Diss. Prodromus Methodi Surdos a nativitate faciendi audientes et loquentes. Erf. 1749.

2) Beschreibung eines zur Ersparung des Holzes eingerichteten Stubenofens, welche den von dem Königl. Preuß. General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Direktorio durch die Königl. Akad. der Wissenschaften ausgesetzten Preis auf das Jahr 1764 erhalten hat. Berlin 1765.

3) Progr. Quaedam de methodo morsum canis rabidi curandi. Erf. 1765. Progr. Quaedam de Experientia. Erf. 1765. Bei Gelegenheit der Eröffnung seiner Vorlesungen in der medizinischen und philosophischen Fakultät.

4) Progr. Quaedam Spicilegii loco de Experientia eaque medica. Erfurt 1765.

5) Unterricht, wie man einem Menschen wie auch Tieren, so von einem tollen Hunde gebissen worden, auf eine vernünftige und leichte Art helfen soll. Nebst einer Verteidigung seiner ohnlängst herausgegebenen Programmatum gegen die wider dieselben in der Jen. gel. Zeitung inserierte Rezension. Erfurt 1765.

6) Progr. De colore, densitate atque crassitie pulmonum foetus, qui respiravit et ejus, qui non respiravit. Erf. 1765.

7) Diss. De apum cultura imprimis in Thuringia. Erf. 1770. Nach seinem Tode erschien hiervon eine Übersetzung: Ökonomisch-physikalische Abhandlung über die Bienenpflege, besonders im Thüringischen, von weiland Dr. J. P. Baumer; aus dem lat. übersetzt von J. L. Eyrich. Anspach 1774.

8) Diss. De peste, in qua simul quaestio movetur, an Pestis inoculatio sub certis conditionibus rationi sit consentanea. Erf. 1771.

Johann Jacob Bernhardi, Dr. med., Mag. Phil., wurde im Jahre 1774 in Erfurt geboren. Er promovierte im Jahre 1799. Er las in den Jahren 1800—1805 in der med. Fakultät als Privatdozent. Im Jahre 1805 wurde er außerordentlicher, und im Jahre 1809 ordentlicher Professor der medizinischen und philosophischen Fakultät. Zu derselben Zeit wurde von der

französischen Regierung die medizinische Fakultät weiter dadurch ergänzt, daß außer Bernhardi Friedrich Leonhard Löber zum ordentlichen Professor und die Privatdozenten Andreas Zernentsch und Heinrich Andreas Hartung zu außerordentlichen Professoren ernannt wurden. Außerdem erfuhr der botanische Garten, welchem Bernhardi seit dem Jahre 1799 vorstand, eine wesentliche Vergrößerung, indem der Kaiser Napoleon befahl, daß der Universität ein an den botanischen Garten anstoßendes Grundstück, eine Domäne des Kaisers, für die Summe von 500 Rth. eigentümlich überlassen wurde. Da die Universität kein Geld hatte, zahlte Bernhardi diese 500 Rth. aus seinem Privatvermögen und steckte in den botanischen Garten beinahe sein ganzes Privatvermögen. Er brachte so den botanischen Garten zu hoher Blüte. Er stand ihm bis zu seinem Tode vor. Er las in der medizinischen Fakultät außer Botanik und Mineralogie Materia medica und in der philosophischen Fakultät außer Botanik und Mineralogie auch Zoologie. Im Jahre 1801 wurde er Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, deren Vizepräsident er im Jahre 1843 wurde. Im Sommersemester 1815 und im Wintersemester 1816 war er Dekan der medizinischen Fakultät. Mit ihm schloß die Reihe der Dekane der med. Fakultät. Er starb als Medizinalrat im Jahre 1850.

Schriften: 1) Diss. inaug. De icteri natura. Erfurt 1799.
2) Handbuch der Botanik.
3) Systematisches Verzeichnis der Pflanzen, welche in der Gegend um Erfurt gefunden werden. I. T. Erfurt 1800.
4) Anleitung zur Kenntnis der Pflanzen zum Gebrauch bei Vorlesungen mit fünf Kupfertafeln. Erfurt 1804.
5) System der Physik. Erfurt 1823.
6) Über den Begriff der Pflanzenart und seine Anwendung. Erfurt 1834.
7) In den Akten der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt finden sich in den Jahren 1804—1847 folgende Arbeiten: Versuch einer Verteidigung der alten Einteilung der Funktionen der organischen Körper und deren Klassifikation. 1804. Über Gesundheit und Krankheit. 1805. Über die Pflanzengefäße und eine besondere neue Art derselben. 1805. Über einige minder bekannte Ehrenpreisarten des südlichen Deutschlands. 1805. Über die doppelte Strahlenbrechung des Gipses. 1806. Über eine neue Pflanzenart aus der Familie der Farrenkräuter. (Dachroediana genannt). 1806. Gedanken über Kristallogenie und Anordnung der Mineralien. 1808. Giebt es Individuen

im Mineralreiche? 1808. Über die Grenze der Mineralogie. 1809. Über den Unterschied von Contagium und Miasma. 1815. Beiträge zur näheren Kenntnis der regelmäßigen Krystallformen. 1823. Kritik eines Werkes des Dr. Boltz über Augenentzündung. 1814. Über die Bestimmung des Grades der Härte, besonders bei Mineralien. 1827. Über die Einteilung der Mineralkörper nach ihren chemischen Charakteren. 1829. Über die Entwicklung des Pflanzenembryo und die darauf gestützte Begründung des natürlichen Systems. 1831. Über das Wesen der Fortpflanzung mit besonderer Beziehung auf das Pflanzenreich. 1841. Über die Metamorphose der Pflanzen. 1842. Über den Begriff der Madia sativa (Ölpflanze) und den Vorteil, den sie gewährt. 1844. Über die bessere Benutzung des Bodens, besonders durch Anpflanzung nützlicher Hölzer. 1845. Über die Kartoffelkrankheit. 1845. Über das Vaterland und sämtliche zu ökonomischen Zwecken bei uns angebauten Pflanzen. 1847.

Johann Andreas Bicking, promovierte zu Erfurt im Jahre 1781. Diss.: De Abortu. Im Jahre 1789 wurde er außerordentlicher Professor, nachdem er ein Semester vorher als Privatdozent gelesen hatte. Er las Pathologie, Materia medica, Geburtshilfe und gerichtliche Medizin. Privatim hielt er in dem Militärlazarett und dem Krankenhaus am Johanniswall Klinik ab. Im Jahre 1792 wurde er Landphysikus. Zum letzten Mal findet er sich im Jahre 1804 in den Vorlesungsverzeichnissen.

Schriften: Programm bei Beginn seiner Vorlesungen; De officio tironis medici.

Georg Bösefleisch wurde im Jahre 1756 als Candidatus Chirurgiae et Medicinae von Berlin nach Erfurt in die neu gegründete Stelle eines Prosektors, Lectors Chirurgiae manualis und Stadt- auch Landhebammenmeisters berufen. Er wurde Beisitzer des in diesem Jahre gegründeten Sanitätskollegiums und promovierte im Jahre 1760. In demselben Jahre wurde er Mitglied der kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. Im Sommer 1766 verließ er Erfurt. Er lud zu anatomischen Sektionen, sowie zu chirurgischen Operationen an menschlichen Leichen oder an anatomischen Präparaten ein. Außerdem las er Myologie, Splanchnologie, Osteologie und die Anfangsgründe der Geburtshilfe.

Schriften: 1) Observatio de mala quadam conformatione situque partium quarundam imi ventris in puero quinque cum dimidio annorum. Akt. der Akademie. Bd. II. 1761.
2) Observatio de utero cujusdam feminae duplici, ebenda.

Andreas Elias Büchner wurde im Jahre 1701 in Erfurt geboren. Er bezog bereits Ostern 1716 die Universität seiner Vaterstadt, um Medizin zu studieren. Im Jahre 1719 siedelte er nach Halle über, wo er ein eifriger Schüler des berühmten Prof. Friedrich Hoffmann wurde. Im Jahre 1721 ging er nach Leipzig, kehrte aber bereits in demselben Jahre nach Erfurt zurück und promovierte hier im Jahre 1722. Er begann bald darauf seine medizinischen Vorlesungen und erlangte im Jahre 1724 auch die philosophische Magisterwürde. Im Jahre 1726 wurde er Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Im Jahre 1729 erhielt er das Physikat in dem Sachsen-Eisenachischen Amte Groß-Rudestädt, das er von Erfurt aus verwaltete. In demselben Jahre wurde er ordentlicher Professor. Im Jahre 1733 wurde er Direktor[1] und im Jahre 1735 Präsident der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Im Jahre 1736 verlegte er die Bibliothek und die Sammlungen der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher von Nürnberg nach Erfurt, wo sie bis zum Jahre 1805 verblieben. Um die Kaiserliche Akademie der Naturforscher hat Büchner sich unsterbliche Verdienste erworben. Im Jahre 1745 erhielt er mit dem Charakter eines Königl. Preußischen Geh. Rats einen Ruf als Professor der Medizin und Physik nach Halle. Im Jahre 1738 wurde er von der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, im Jahre 1755 von der Akademie zu Montpellier, im Jahre 1759 von der Botanischen Gesellschaft zu Florenz, im Jahre 1763 von der Königlichen Sozietät der Wissenschaften zu London zum Mitglied und im Jahre 1756 von der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt zum Ehrenmitglied ernannt. In zweiter Ehe war er mit der Witwe des Prof. Kniphof in Erfurt verheiratet. Er starb im Jahre 1769. Im Jahre 1742

[1] Mit dieser Würde waren nach den von Kaiser Leopold I. der Akademie erteilten Privilegien die Prädikate eines Edlen des heiligen Römischen Reichs, eines Kaiserlichen Leibarztes und eines Pfalzgrafen verbunden. Wir finden deshalb Büchner in seinen Arbeiten auch oft mit der Bezeichnung „de“ Büchner.

wurde auf ihn in Erfurt eine silberne Medaille geprägt. S. Ausführlicheres über sein Leben in meiner Arbeit „Andreas Elias Büchner und seine Bedeutung für das wissenschaftliche Leben in Erfurt". Mitteilungen des Vereins f. d. Gesch. u. Altertumskunde von Erfurt. Heft 26.

Schriften: 1) Eine große Reihe von wissenschaftlichen Abhandlungen erschien von ihm in den sogenannten von den beiden Breslauischen Ärzten Dr. Kanold und Dr. Kundmann herausgegebenen Breslauischen Sammlungen, Jahrgang 1722 — 1727.

2) In den Jahren 1727—1731 gab er die Fortsetzung dieser Sammlungen unter dem Titel Miscellanea physico-medico-mathematica etc. heraus.

3) Dispensatorium regium electorale Borusso-Brandenburgicum etc. locuplet. ab Ernesto Fagino. Erfurt 1734. Von Büchner pseudonym von neuem herausgegeben.

4) Zum Gebrauch seiner Vorlesungen auf der Universität Halle gab er einen Auszug aus Friedr. Hoffmanns großer Medicina rationalis systematica in folgenden einzelnen Teilen heraus: Fundamenta Physiologiae, Hal. 1746. — Fundamenta Pathologiae generalis, Hal. 1746. — Fundamenta Pathologiae specialis, 1748. — Fundamenta Semiologiae medicae tam generalis quam specialis, 1748. — Fundamenta Therapiae generalis, 1747. — Fundamenta Therapiae specialis, 1747.

5) Catalogus Dissertationum academicarum sub praesidio And. El. Büchneri in Gerana aeque ac regia Fridericiana ventilatarum. Hal. 1749. — In der Bibliothek des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt befindet sich ein Exemplar, in welchem das Verzeichnis bis zum Jahre 1765 handschriftlich von Büchners Hand fortgesetzt ist.

6) Fundamenta Materiae medicae ad specialem praxin inprimis accomodatae. Hal. 1754.

7) Syllabus Materiae medicae selectionis, cum designatione ponderis, qua simplicia et composita in omnis generis formulis praescribuntur itemque doseos, in qua solitarie interdum exhibentur. Hal. 1755.

8) Academiae Sacri Romani Imperii Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum Historia, conscripta ab ejusdem Praeside And. El. Büchnero. Hal. 1755. Ein auch für die medizinische Gelehrtengeschichte höchst wichtiges Werk.

9) Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum Bibliotheka physica, medica, miscella partim sociorum munificentia partim ipsius sumtibus comparata. Praemittitur de nonnullis ad eam spectantibus praefatio And. E. Büchneri. Hal. 1755.

10) Abhandlung von einer besonderen und leichten Art, Taube hörend zu machen. Nebst noch einigen anderen vormals besonders bekannt gemachten medizinischen Abhandlungen. Erste Sammlung. Halle 1759.
    Besondere Abhandlungen verschiedener zur Arzneigelehrtheit gehöriger Materien. Zweite Sammlung. Halle 1768.
    Die Abhandlungen hatten vorher in den Hallischen wöchentlichen Nachrichten gestanden.
11) Eine grosse Reihe wissenschaftlicher Arbeiten befindet sich in den Act. Acad. Nat. Curios.

Ein Neffe von Andreas Elias Büchner war der Dr. med. Johann Andreas Wilhelm Büchner. Er war im Jahre 1730 in Zimmern b. Erfurt geboren. Sein Vater war dort Pfarrer, und ein Bruder von Elias Büchner. Er studierte unter Leitung seines Oheims in Halle Medizin. Nach seiner Promotion nahm er das Physikat in Bergen in Norwegen an. Er erwarb sich hier große Verdienste um die Verbreitung der Pockenimpfung und später um die Einführung der Schutzpockenimpfung. Bei Gelegenheit einer Reise, die er im Jahre 1792 durch Deutschland machte, wurde er sowohl zum Mitglied der Kaiserl. Akademie der Naturforscher als auch zum Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt ernannt. Als Anerkennung für seine Verdienste erhielt er vom König von Dänemark den Titel eines Justizrats. Im Jahre 1803 zog er nach Erfurt, wo er seitdem privatisierte. Mitglied der med. Fakultät ist er nicht gewesen. Er wurde jedoch im Jahre 1808 zum Direktor der Akademie nützlicher Wissenschaften ernannt. Er starb im Jahre 1815.

1) Diss. inaug. De emeticorum in Medicina castrensi salutari et noxio usu. Hal. 1758.
2) Nachricht von der Spedalskhed in Bergen. Abgedruckt in dem Werke von Phil. Gabriel Heusler vom abendländischen Aussatze im Mittelalter. Hamburg 1790.
3) Über die Einimpfung der natürlichen Blattern und über den Erfolg der ersten Revaccination in Bergen in Norwegen. Erfurt 1806. Ist in den Akten der Akademie im Jahre 1809 abgedruckt.

Caspar Cramer, war 1648 zu Bautzen geboren. Er studierte vier Jahre in Leipzig, wohin er 1667 mit seinem Bruder Friedrich Cramer ging. 1671 siedelte er nach Jena über. 1673 kam er nach Erfurt, promovierte 1675, wurde Mitglied der Fakultät und starb 1682.

Schriften: 1) Sein Collegium Chymicum ist nach seinem Tode von Vesti herausgegeben.
2) Diss. inaug. de transmutatione metallorum. Erfurt 1675.
3) De vertigine. 1681.
4) De spiritu mundi Nitneriano. 1680.
5) De inundatione Microcosmi. 1682.

Wolfgang Crusius, wurde im Jahre 1622 zu Erfurt geboren. Sein Vater war der bekannte Erfurter Arzt, Ratsmeister und Oberschloßherr David Crusius, ein eifriger Anhänger des Paracelsus. In den Jahren 1650, 1652 und 1655 war er Dekan der medizinischen Fakultät und in den Jahren 1650—1657 Rektor der Universität. Er starb im Jahre 1658.

Schriften: De Melancholia hypochondrica aliisque materiis medicinis.

Johann Friedrich Depre, — er schreibt sich auch de Pré — war in Mainz geboren, studierte dort Philosophie und erlangte den Grad eines Magister artium. Er trat dann in den Jesuitenorden ein, trat nach fünf Jahren aus diesem wieder aus und in den Augustinerorden ein. Nach abgelaufenem Probejahr ergriff er das Studium der Medizin. Er kam zu dem Zwecke im Jahre 1701 nach Erfurt und promovierte im Jahre 1702. Seine Inauguraldisputation lautete: „de morbis archealibus seu haereditariis infausto sub sidere natis." Er wurde dann in Neustadt an der Hardt in der Pfalz Stadt- und Landphysicus, sowie ordentlicher Medicus bei dem Gesundbrunnen Edenkoben. Nach dem Tode Vestis und Jacobis im Jahre 1705 berief ihn der Kurfürst nach Erfurt, wo er im Jahre 1707 die Professsura Institutionum erhielt. Nach dem Tode Eysels erhielt er die Professur der Anatomie, Botanik und Chirurgie. Im Jahre 1720 wurde er als Oberstadtvoigt Mitglied des Rats. 1722 wurde er kurfürstlicher Rat und Leibmedicus und im Jahre 1724 Hofrat. Der Kurfürst berief ihn mit Belassung seiner Erfurter Ämter nach Mainz, wo er im Jahre 1727 starb. Er war ein guter Poët.

Schriften: 1) Fons palatinus prope Edenkoben infirmis salutaris, oder Bericht des bei Edenkoben in der Pfalz zwischen Landau und Neustadt gelegenen Gesundheitsbrunnens und dessen heilsamer Krafft und Würckung etc. Frankfurt.
2) Untersuchung von Brauch und Mißbrauch des Brandteweins, darinne zugleich allerhand curieuse Fragen erörtert und entschieden werden, allen Liebhabern des Brandteweins zum Nutzen mitgetheilet. Frankfurt und Leipzig 1723.
3) De machina humana. — Enthält 10 Disputationen.

Peter Jacob Endter, Dr. d. Medizin, wurde im Jahre 1783 als Prosektor der Universität angestellt. Im Jahre 1784 wurde er Mitglied der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften. Es las im Sommer-Semester 1785 als Privatdozent Osteologie und Physiologie und starb in demselben Jahre.

Johann Gottlieb Erhard wurde im Jahre 1751 zu Erfurt geboren. Sein Vater, Georg Heinrich Erhard, war dort Stadt- und Landchirurgus. Im Jahre 1768 bezog er die Universität Erfurt. Im Jahre 1771 ging er nach Berlin, kehrte 1773 nach Erfurt zurück, machte im Jahre 1774 bei der Fakultät sein Examen und promovierte im Jahre 1775. Er verwaltete sodann mit Trommsdorff und Planer unentgeltlich das klinische Institut, welches seit dem Jahre 1773 als ein Privatunternehmen von Trommsdorff neu in's Leben gerufen war und im Jahre 1781 als eine öffentliche Anstalt übernommen wurde. Seit dem Jahre 1781 las er als Privatdozent besonders Anatomie und erhielt im Jahre 1785 nach dem Tode Endters die Prosektorstelle. Im Jahre 1789 wurde er außerordentlicher Professor und es wurde ihm zugleich neben seiner Stelle als Prosektor das Lehramt der Anatomie übertragen. Im Jahre 1800 wurde er ordentlicher Professor. Die Stelle des Prosektors wurde nunmehr wieder von der Professur getrennt und Thilow übertragen. Im Jahre 1790 wurde er Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher, 1810 wurde er während der französischen Occupation Vorsitzender des Medizinalkollegiums, 1814 wurde er Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. In den Jahren 1813 bis 1816 war er Rektor der Universität. Mit ihm schliesst die Reihe der Rektoren ab. Er starb im Jahre 1822.

Schriften: 1) Diss. inaugural. De variis Sulphur auratum Antimonii parandi methodis ejusque usu. Erfurt 1775.
2) Antrittsprogramm als Professor der Anatomie: De involuntario et continuo lotii stillicidio peculiarem ob causam notabili. Erfurt 1790.
3) Prospectus febrium per annum 1789 Erfordiae regnantium. Erfurt 1792.

Heinrich August Erhard wurde im Jahre 1793 als Sohn des Professors der Medizin Joh. Gottlieb Erhard zu Erfurt geboren. Er begann seine akademischen Studien im Jahre 1809 in Erfurt. Er betrieb neben der Medizin mit Eifer Philologie

und Geschichte. Infolge dessen wurde er im Jahre 1810 bei der Inventarisierung der Universitätsbibliothek, die durch die Einverleibung der Bibliotheken des Peters- und Karthäuserklosters damals einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatte, beschäftigt. Im Jahre 1811 besuchte er die Universität Göttingen, kehrte im folgenden Jahre nach Erfurt zurück und promovierte hier. Er ging dann nach Göttingen zurück, wurde aber im Jahre 1813 nach Erfurt durch die Kriegsereignisse zurückgerufen. Hier wurde er in den französischen Kriegslazaretten beschäftigt, nahm in demselben Jahre die philosophische Doktorwürde an, um sich auch in dieser Fakultät als Dozent zu habilitieren. Im Jahre 1814 trat er bei den neu errichteten preußischen Militärlazaretten in Erfurt in Tätigkeit. Er übernahm sodann die Stelle eines vorstehenden Arztes des Militärlazaretts auf dem Jagdschlosse Rathsfeld bei Frankenhausen. Im Jahre 1815 ging er als Oberarzt nach Frankreich. Nach seiner Rückkehr nach Erfurt wurde nach der Auflösung der Universität seitens der Staatsbehörde ihm die Ordnung der vormaligen Universitäts-, jetzt Königl. Bibliothek, übertragen. Im Jahre 1821 wurde er Königl. Bibliothekar. Im Jahre 1824 wurde er Archivar des Provinzialarchivs in Magdeburg, das schon vor seiner Ankunft die Archive von Halberstadt, Quedlinburg und Barby in sich aufgenommen hatte. Im Jahre 1831 wurde er von Magdeburg an das Provinzialarchiv nach Münster berufen. Im Jahre 1816 wurde er Mitglied der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, im Jahre 1844 erhielt er den Titel Archivrat. Er starb im Jahre 1851. In der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde Westphalens, Neue Folge Bd. 3, Münster 1852, findet sich eine nach seinen eigenen Aufzeichnungen gegebene ausführliche Beschreibung seines Lebens mit einer Aufzählung aller von ihm hinterlassenen Schriften. Ich führe hier nur die medizinischen an.

1) Diss. inaug. De atresia, Erfurt 1812.

2) Unter Heckers Namen: Lexicon medicum reale oder allgem. Wörterbuch der ges. theoret. und prakt. Heilkunde etc., I. Bd. 1. Abschnitt Gotha 1816. 5. Bd. 1830. Die Fortsetzung wurde durch die Veränderung in den äußeren Verhältnissen des Verfassers unterbrochen.

3) Ebenso: Therapia generalis oder Handbuch der allgem. Heilkunde. Neu bearbeitete Ausgabe, II. T., 2. Abt., Gotha 1816.
4) Klinik der chron. Krankheiten nach eigenen Erfahrungen und Beobachtungen und mit Berücksichtigung der bewährtesten Schriftsteller systematisch bearbeitet von Friedr. Jahn. Nach dessen Tod fortgesetzt von Heinr. Aug. Erhard, II. Bd., Erfurt 1817, III. Bd. 1820, IV. Bd. 1821.
5) Auswahl der wirksamsten einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel oder praktische Materia medica u. s. w. von Friedr. Jahn. 4. Aufl. Durchgesehen und vermehrt von Heinr. Aug. Erhard. 1. und 2. Bd., Erfurt 1818.
6) Nahm Teil an der Redaktion der Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, herausg. von L. F. v. Froriep vom 1.—8. Bd. (1811—1824) und bearbeitete darin vorzüglich die Fächer Botanik, Chemie, Arzneimittellehre und Heilkunde.

Johann Philipp Eysel, wurde im Jahre 1652 zu Erfurt geboren, sein Vater war Posamentier. Er studierte in Jena und Erfurt. In Erfurt promovierte er im Jahre 1680, wurde dann in Bockem in Westphalen Stadtphysicus, kehrte jedoch im Jahre 1684 nach Erfurt zurück, wo er 1689 Prof. extraord. und 1693 nach Albertis Tode ordentlicher Professor und Assessor bei der medizinischen Fakultät wurde. Infolge dieser Beförderung geriet er mit dem bisherigen Professor der Chemie Ludwig Friedrich Jacobi, welcher das Vorrecht behauptete, in einen heftigen Streit. Kurze Zeit darauf, im Jahre 1694 vertauschte er die Professur der Pathologie mit Vesti und übernahm die Professur der Anatomie und Chirurgie. Später übernahm er noch die Professur der Botanik. Im Jahre 1715 erwarb er sich die Würde eines Mag. artium. In demselben Jahre wurde er Mitglied der kaiserlichen Akademie der Naturforscher und nach Vestis Tod Subsenior. Er starb im Jahre 1717.

Schriften: 1) Compendium Physiologicum, modernorum dogmatibus accommodatum, per quaestiones et responsiones distinktum, corporis humani fabricam, quoad omnes partes concinne describens; opusculum Medicis ac Physicis, imprimis tyronibus Medicinae perquam necessarium ac utile. Erford. 1699 und 1710. Es sind zwei Auflagen erschienen.
2) Compendium pathologicum, modernorum dogmatibus accommodatum, per quaestiones et responsiones distinktum, corporis humani statum praeternaturalem, nempe morbos, causas et symptomata concinne describens etc. Erford. 1699 und 1712.
3) Compendium Semiologium, — — corporis humani, sanitatis, morborum et symptomatum signa exhibens. Erf. 1701.

4) Compendium de formulis medicis praescribendis, secundum methodum Casparis Crameri, Med. Dokt. Prof. Publ. etc. Praktici Erffurth. olim felicissimi ac celeberrimi concinnatum etc. Erf. 1698 und 1710.
5) Compendium prakticum, modernorum praxi clinicae accommodatum, morborum et symptomatum corporis humani curationem succincte complektens etc. Erf. 1710.
6) Compendium chirurgicum, — — in quo morborum ad Chirurgiam spektantium sanationes, multis observationibus et medicamentis longo usu et sedulitate probatis proponuntur atque permultae Encheireses in operationibus chirurgicis perquam necessariae demonstrantur etc. Erf. 1714.
7) Appendix operationum chirurgicarum nonnullarum, quae in compendio chirurgico ob penuriam temporis omissae. Erf. 1715.
   Diese sieben Schriften sind nach Eysels Tode auch in einem Gesamtbande herausgegeben. Francof. et Lips. 1718.
8) Die Wunderswürdigen Weiden-Rosen, welche im Julio und Augusto auf denen nahe bei dem Rothenberge gepflanzten Weidenbäumen gefunden worden etc. Erfurt 1711.
9) Scrutinium Dysenteriae malignae epidemiae nunc grassantis. Erf. 1709.

Johann Andreas Fischer wurde im Jahre 1667 zu Erfurt geboren, wo sein Vater kurmainzischer Hofapotheker war. Er besuchte das Gymnasium zu Schneeberg, welches er im Jahre 1683 verließ, um auf der Universität Jena drei Jahre lang Philosophie und Philologie zu studieren. Dann studierte er ein Jahr Jura und wandte sich erst im Jahre 1687 der Medizin zu. Er studierte in den Jahren 1687 und 1688 in Erfurt, ging dann nach Leipzig, kehrte 1690 nach Erfurt zurück und promovierte hier im Jahre 1691. Er wurde Eisenacher Landphysikus und erhielt im Jahre 1695 eine ausserordentliche Professur bei der medizinischen Fakultät. Er war 20 Jahre lang Professor Logicae und Styli am Ratsgymnasium. Im Jahre 1715 wurde er nach dem Ableben der Professoren Vesti und Jacobi ordentlicher Professor und erhielt gleich die Professur der Pathologie und Praxis an Vestis Stelle. Im Jahre 1717 traf ihn nach Eysels Tode das Subseniorat und 1719 nach dem Absterben Petris von Hartenfels das Seniorat der medizinischen Fakultät. In demselben Jahre wurde er kurfürstlich Mainzischer Rat und Leibmedicus. Er starb im Jahre 1729. Er hat sich besonders mit der Chemie beschäftigt.

Schriften: 1) Principia Philosophiae naturalis genio sacrae Scripturae et experimentis Neotericorum accomodata atque in usum theologicum et medicum comprimis adornata. Francof. 1702.
2) Consilia medica, quae in usum prakticum et forensem pro scopo curandi et renunciandi adornata sunt. Accessit ejusdem Consiliarius metallicus. Francof. 1704.
3) Consilia medica continuata, quae in usum prakticum et forensem pro scopo curandi et renunciandi adornata sunt. Accessit ejusdem Autoris Mantissa medicamentorum singularium. Francof. 1707.
4) Consilia medica iterum continuata, quae in usum prakticum et forensem pro scopo curandi et renunciandi adornata atque singularibus experimentis, inter arcana domestica haktenus reservatis, illustrata sunt. Accessit B. Crügneri M. L. Traktatus desideratissimus de materia perlata, curante autore ab interitu vindicatus et praefatione nova instructus. Francof. 1712.
5) Responsa praktica et forensia selekta ab A. MDCCVI usque ad A. MDCCXIIX, quibus una cum indice generali loco mantissae accessit Crügnerus redivivus, s. traktatus de polychresta materia perlata, autoris industria bono publico reditus, monitisque necessariis in prima fronte illustratus. Francof. et Lips. 1719.
6) Programm: Non indulgere dolori. Erfurt 1723.
7) Programm: Motus anatomicus. Erfurt 1728.
8) De febre tertiana epidemice grassante. Erfurt 1721.
9) Contagium pecudis bubulae epidemicum, quod adhuc Thuringiam infestat. Erfurt 1724.
10) De febribus intermittentibus praesenti anno grassantibus. Erf. 1728.
11) Erythroides petechiarum specie Silesiam affligens observata et curata. Erford. 1718.
12) Fischer J. Andr. et Kulbel Godofr., Hepatitis Pegaviae in circulo Lipsiensi epidemice grassans observata et curata. Erford. 1718.
13) De morbis ab acido s. noxa acidi in corpore humano. Erfurt 1720.
14. De catarrhis epidemice grassantibus. Erfurt 1723.

Joh. Heinrich Alexander Hartung, wurde im Jahr 1771 zu Erfurt geboren, wo sein Vater im Stadtrat die Stelle eines Zweiermanns bekleidete. Sein Vater starb früh. Im Jahre 1788 ging er zur Universität, um Medizin zu studieren. Im Jahre 1793 begab er sich nach Würzburg, wo er sich hauptsächlich mit Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe beschäftigte. Nach seiner Rückkehr unterzog er sich dem Examen, nahm im Jahre 1795 als Arzt bei den kurmainzischen Truppen

an dem Feldzuge am Rhein teil. Nachdem er nach Erfurt zurückgekehrt war, erhielt er im Jahre 1798 die Doktorwürde und im Jahre 1799 das Landphysikat. Er wurde Mitglied der Sanitätskommission und wurde zugleich Arzt des Zucht- und Polizeihauses. Im Jahre 1803 habilitierte er sich als Privatdozent und wurde 1809 zum außerordentlichen Professor ernannt. In den Jahren 1802—1815 war er in den französichen und preußischen Militärlazaretten tätig. Im Jahre 1812 übernahm er neben dem Landphysikat auch das bisher von demselben getrennte Stadtphysikat. Unter der wiederhergestellten preußischen Regierung erhielt er die Stelle eines Kreisphysikus. Er starb im Jahre 1832.

Schriften: Diss. inaug.: De Abcessibus efficaciaque aquae calidae et frigidae in medendis illis. Erfurt 1798.

August Friedrich Hecker, wurde im Jahre 1763 zu Kitten b. Halle geboren, studierte in Halle Medizin und promovierte hier im Jahre 1787. — Diss. inaug. qua morbum syphiliticum et scrophulosum unum eundemque morbum esse evincere conatur. Er war hierauf einige Jahre praktischer Arzt in Frankenhausen und erhielt im Jahre 1790 einen Ruf als ordentlicher Professor nach Erfurt. Im Jahre 1805 wurde er an das Collegium medico-chirurgicum in Berlin berufen. Er war Leibarzt des Fürsten von Hohenzollern Siegmaringen, Mitglied der Kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, Mitglied der Gesellschaft der Naturforscher in Halle, Mitglied der Societas Sydenhamiana, Societati Regiae Scientiarum Göttingensi Litterarum commerciis adjunctus, Societatis Medicorum et Chirurgorum per Helvetiam correspondentium ad promovendam artem salutarem socius honorarius. Er erhielt den Titel eines Hofrats. Wegen seiner Bemühungen um die Verbreitung der Impfung verlieh ihm der König von Preußen im Jahre 1801 eine goldene Medaille. Er ist der Vater von Justus Friedrich Carl Hecker. Er starb im Jahre 1811. In Erfurt stand er mit Professor Erhard seit 1792 eine Zeit lang dem klinischen Institut vor. Er las Arzneimittellehre, Allgemeine Pathologie und Therapie, Geschlechtskrankheiten, Geschichte der Blattern und Schutzpocken, Schutzpockenimpfung, Gerichtliche Medizin.

Schriften: 1) Ueber die Verrichtung der kleinsten Schlagadern etc. Der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen gewidmet. Erfurt 1790.

2) Programm bei Eröffnung seiner Vorlesungen: Medicinae omnis aevi Fata tabulis exposuit etc. Erfurt 1790.

3) Grundriß der Physiologia pathologica, oder die Lehre von dem Bau, von der Mischung und von den Verrichtungen des menschlichen Körpers und seiner Teile im widernatürlichen Zustande. Halle 1791.

4) Therapie generalis oder Handbuch der allgemeinen Heilkunde. Berlin 1789, 1794. Von Heinr. Aug. Erhard neu bearbeitet Gotha 1816.

5) Systematisches Handbuch der Lustseuche. Erfurt 1790.

6) Allgemeine Geschichte der Natur- und Heilkunde. Leipzig 1793.

7) Archiv für die allgemeine Heilkunde, 2 Bd., Berlin 1790, 1792.

8) Auswahl der medizinischen Aufsätze und Beobachtungen aus den Nürnberg'schen gelehrten Unterhaltungen. Halle I. 1787, II. 1788.

9) Neues Archiv für die allgemeine Heilkunde. Leipzig 1793.

10) Magazin für die pathologische Anatomie und Physiologie. Altona 1796.

11) Archiv für die allgemeine Heilkunde. 2 Bd. Berlin 1799.

12) Kritische Jahrbücher der Staatsarzeneikunde für das neunzehnte Jahrhundert. 2 Bd., Berlin 1806, 1808.

13) Erste Sammlung kleiner Schriften für die theoretische und praktische Heilkunde. Berlin 1809. 2. Aufl., Erfurt 1812.

14) Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der gesamten Natur- und Arzneiwissenschaft. 11 Bd., 1798—1809.

15) Annalen der gesamten Medizin als Wissenschaft und Kunst zur Beurteilung ihrer neuesten Erfindungen, Theorien, Systeme, und Heilmethoden. 3 Bd., Berlin 1810—1811.

16) Therapia generalis chirurgica oder Handbuch der allgemeinen chirurgischen Heilkunde für angehende Aerzte und Wundärzte. Erfurt 1791.

17) Beitrag zur Kenntnis der Krankheiten der Gelehrten. Erfurt 1791.

18) Theoretisch-praktische Abhandlung über den Tripper, ein Versuch der Vereinigung der Meinungen der Aerzte über diese Krankheit. Leipzig 1787.

19) Deutliche Anweisung, die verschiedenen Arten des Trippers genau zu erkennen und richtig zu behandeln. Erfurt 1802, franz. Paris 1811.

20) Kunst, die Krankheiten der Menschen zu heilen nach neuesten Verbesserungen in der Arzneiwissenschaft. Erfurt 1804. 2 vol. 1805, 1809, 1813, 1814. 4 vol.

21) Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse der ausübenden Heilkunde zu ihrer Theorie. Erfurt 1805.

22) Kurzer Abriß der Pathologie und Semiotik, zur Grundlage seiner Vorlesungen beim Collegium medico-chirurg. zu Berlin entworfen. Berlin 1806.
23) Medizin. — prakt. Taschenbuch für Feldärzte und Wundärzte deutscher Armeen. Berlin 1806, 1814.
24) Anleitung zum zweckmässigen Gebrauche der einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel, welche in der Pharmakopöa castrensi Borussica enthalten sind. Berlin 1806.
25) Wodurch reift die Chirurgie dem Grade ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit entgegen? Berlin 1806.
26) Ueber die Nervenfieber, welche in Berlin im Jahre 1807 herrschten, nebst Bemerkungen über die reizende, stärkende und schwächende Kurmethode. Berlin 1807.
27) Abriß der Pathologie und Semiotik, der Therapie und der Chirurgia medica. Berlin 1800.
28) Ueber die Natur und Heilart des Faulfiebers nebst Bemerkungen über einige Verschiedenheiten, Einteilungen und Kurmethoden der Fieber überhaupt. Berlin 1809.
29) Ueber die Entzündung im Halse und die Angina polyposa. Berlin 1809.
30) Gedanken über die Natur und die Ursache des Weichselzopfes. Erfurt 1810, 1812.
31) Von den Krankheiten mit dem Scharlachausschlag. Leipzig 1810.
32) Von Wirkungen und Erfolgen der Heilmittel. Leipzig 1810.
33) Praktische Arzneimittellehre. Erfurt 1814.
34) Lexikon medico-practicum reale oder allgemeines Wörterbuch der gesamten theoretischen und praktischen Heilkunde. Wien, Erfurt, Gotha 1816—1818. Ist von Heinr. Aug. Erhard fortgesetzt, jedoch unvollständig.
35) Vollständiges Handbuch der Kriegsarzneikunde. Gotha 1816, 2 Bd.
36) Deutliche Anweisung, die venerischen Krankheiten genau zu erkennen und richtig zu behandeln. Zur Empfehlung einer zweckmäßigen Kurart und zur Verbannung einer groben Empirie. Erfurt 1791, 1801.
37) Nötiger Unterricht an das Publikum von den Kuhpocken und ihrer Einimpfung, als Schutzblattern gegen die Menschenpocken. Gnädigst privilegirte Thüringische Vaterlandskunde. Erfurt 1801.
38) Die Pocken sind ausgerottet! An Deutschlands Fürsten und Regierungen, an Volkslehrer, Aerzte, Erzieher und Alle, die in der gegenwärtigen und zukünftigen Welt das Wohl des Volkes und einzelner Familien durch die Impfung der Schutzblattern wahrhaft befördern wollen. Erfurt 1802.
39) Nachrichten an das einheimische und auswärtige Publikum, die verbesserte Einrichtung einer großen Krankenanstalt in Erfurt, besonders zum Unterricht der Studierenden betreffend. Erfurt 1792.

40) In der Salzburger med. chir. Zeitschrift 1795, 1. Bd., S. 118, stellte er eine reklamenhaft ausgestattete Anzeige einer Wohnungsveränderung des Dr. Naumburg, später Privatdozent der Medizin und Direktor des botanischen Gartens in Erfurt, an den Pranger.

Johann Heinrich Hertel, Dr. med., las in den Jahren 1771—1776 als Privatdozent Materia medica, Anatomie und Chirurgia medica.

Wilhelm Gottlieb Hesse, wurde im Jahre 1720 zu Erfurt geboren. Sein Vater war kurfürstlich hessischer Obersteuereinnehmer gewesen, aber früh gestorben. Er besuchte im Jahre 1739 die Universität Erfurt, um Medizin zu studieren. Im Jahre 1741 ging er nach Jena, kehrte 1743 nach Erfurt zurück und promovierte in demselben Jahre zum Doktor. Im folgenden Jahre wurde er Magister artium. Schon im Jahre 1744 wurde er außerordentlicher Professor der philosophischen Fakultät. Im Jahre 1756 wurde er ordentlicher Professor und im Jahre 1778 Senior der philosophischen Fakultät. Der medizinischen Fakultät hat er nicht angehört. Er las hauptsächlich Mathematik und Physik und betrieb zugleich ärztliche Praxis, welche er indessen im Jahre 1772 niederlegte. Er war der erste, welcher in Erfurt die Blatterninoculation einführte. Im Jahre 1769 wurde er Rektor, legte jedoch, durch die bei der Universität ausgebrochenen Streitigkeiten bewogen, diese Würde vor Ablauf der herkömmlichen Zeit nieder. Nachdem er im Jahre 1766 von dem Kurfürsten von Mainz das Prädikat eines Rats erhalten hatte, wurde er im Jahre 1780 von dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt zum Hofrat ernannt. Im Jahre 1777 wurde er Mitglied der kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. Er starb im Jahre 1784.

Schriften: 1) Diss. inaug. De medicamentis diaphoreticis eorumque in corpus humanum agendi modo. Erfurt 1743.
2) Programm: De ventorum causis. Erfurt 1744.
3) Magnitudinem terrae in Astronomia sphaerica recte instar nihili considerari probat etc. Erfurt 1757.
4) Diss. de vi centrifuga Planetarum. Erfurt 1765.
5) Praktische Abhandlung zur Verbesserung der Feuerspritzen. 2 T. Gotha 1778.
6) Ökonomische Abhandlung vom Holzanbau, wie solcher bei gegenwärtigem allgemeinen Holzmangel leicht, geschwind, vorteilhaft und gemeinnützig sowohl in Waldungen als auch

auf dem platten Lande allenthalben kann erhalten werden; aus hinlänglichen Gründen der Naturlehre erwiesen und durch vielfältige eigene und andere Erfahrungen bestätigt. Gotha 1779.

7) Vier praktische Abhandlungen zur Verbesserung 1. der großen Brauöfen, 2. der übelrauchenden Schornsteine, 3. wie das Landvolk dauerhaft, feuerfest, wohlfeil mit Holzersparung bauen soll, 4. Vorteilhafte Versuche und Erfahrungen bei geschwind wachsenden Hölzern. Leipzig 1782.
8) Eine Reihe von Arbeiten finden sich in den Akten der kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Ludwig Friedrich Jacobi, wurde in Blankenhayn geboren, wo sein Vater Superintendent war. Er studierte in Jena und Erfurt, ließ sich hier als Arzt nieder und promovierte im Jahre 1680. 1689 wurde er Dozent der Chemie, welcher Lehrstuhl seit 1682 unbesetzt geblieben war. Im Jahre 1693 wurde ihm Eysel bei der Bewerbung um eine Professur vorgezogen. Er erhielt eine neugegründete 4. Assessorstelle bei der med. Fakultät im Jahre 1697. Als Oberstadtvoigt trat er im Jahre 1701 in das Ratskollegium ein. In den Jahren 1704, 1707 und 1710 war er Gegen-Kämmerer und im Jahre 1713 Ober-Kämmerer. Im Jahre 1707 wurde er Assessor Ministerii und Inspector Gymnasii. Er starb im Jahre 1715.

Diss. inaug. Archeus faber febrium intermittentium. Erfurt 1679.

Johannes Michael Augustinus Jagemann las in den Jahren 1772—1774 Medicina forensis, de morbis epidemicis iisque omnium maxime, qui populum nostrum hac nostra tempestate affigunt, Anfangsgründe der Physiologie, „quae artis medicae conditio in Italia, Anglia, Germania, Gallia etc. sit, enarrabit, quaeve optime sanandi ratio exponet", Pathologie, Diaetetik bei akuten Erkrankungen, Semiotik, Institutiones Pathologicae, Cranzii materia chirurgica. Im Jahre 1778 lebte er als Physicus in Duderstadt. Er war Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Schriften: 1) Circa annos 1770 et 1772 liber epidemiorum, de acuta passim epidemica febri. Erfurt 1772.
2) Programm de iis, quae circa morbos epidemicos in Eichsfeldia, terra Moguntina, ex cura principis electoris facta sunt. Erfurt 1772.

Hermann Paul Juch wurde zu Erfurt im Jahre 1676 geboren. Er war ein Sohn des Kurfürstl. Leibmedicus Paul Heinrich Juch. Sein Großvater Paul Juch war Leibarzt des

Kurfürsten Johann Philipp. Er besuchte zunächst die heimatliche Universität, ging 1696 nach Jena, später nach Halle, wo er im Jahre 1698 pr. Licentia promovierte. Er trat hierauf eine Reise nach Italien an, auf welcher er in Venedig die Krankenhäuser fleißig besuchte. In Padua trieb er so fleißig Anatomie, daß er von den dort anwesenden Deutschen zum Consiliarius Anatomiae Primarius und hernach auch zum Prorektor und Vicesyndicus erwählt wurde. Im Jahre 1701 kehrte er wieder nach Erfurt zurück und promovierte im Jahre 1703 in Halle zum Doktor. Im Jahre 1717 wurde er in Erfurt außerordentlicher Professor und das Jahr darauf erhielt er die IV. ordentliche Professur. Im Jahre 1727 erhielt er nach Depres Tod die III. Professur und den Lehrstuhl für Chemie, und im Jahre 1728 nach Ludolfs Tod die II. Professur mit dem Lehrstuhl der Anatomie, Chirurgie und Botanik. Nach Fischers Hinscheiden rückte er endlich im Jahre 1729 in die I. Professur ein. Im Jahre 1730 wurde er als Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher erwählt, und im Jahre 1735 wurde er Rektor magnificus. Im Jahre 1721 war er bereits zum Hochfürstl. Eisenachischen Rat und Leibmedicus und im Jahre 1725 zum Hochfürstl. Weimarischen wirklichen Hofrat und Leibmedicus ernannt. Er starb im Jahre 1755. Sein Bruder Wilh. Juch, Phil. et Med. Dr., war Hochfürstlich Sächs. Weißenfelsischer Rat und Stadtphysikus zu Mühlhausen.

Schriften: Juch, Herm. Paul et Zuberbuhler, Joh. Jac. De febre catarrhali epidemica cum tussi et choryza complicata, mensibus vernalibus anni praeteriti in pluribus Germaniae provinciis grassante. Erfurt 1743.

M. Georg Kaltschmidt wurde im Jahre 1611 immatrikuliert. Er wird in der Matrikel als Crimmicensis bezeichnet. Er war Mitglied der philosoph. Fakultät, las Physik und trieb ärztliche Praxis. Er war auch einige Jahre ordentlicher Lehrer am Ratsgymnasium. Zu der Zeit der Besetzung Erfurts durch die Schweden war er ordentlicher Professor der philosophischen Fakultät. Der medizinischen Fakultät hat er nicht angehört.

Johann Hieronymus Kniphof wurde im Jahre 1704 zu Erfurt geboren. Die Familie war ursprünglich eine Patrizierfamilie aus Hildesheim. Sein Urgroßvater, der Oberstratsmeister

Henning Kniphof, siedelte nach Erfurt über. Sein Vater Johann Melchior Kniphof war prakt. Arzt in Erfurt. Mütterlicherseits stammte er von dem Hofrat Hieronymus Brückner in Gotha. Im Jahre 1722 schied er aus dem Gymnasium mit einer Rede „De Antiquitatibus Erfordiae". Er studierte zunächst in Jena, kehrte im Jahre 1727 nach Erfurt zurück, promovierte hier, trieb ärztliche Praxis und habilitierte sich als Privatdozent. Im Jahre 1732 wurde er als Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher auf Empfehlung des mit ihm befreundeten Prof. Elias Büchner aufgenommen. Mit besonderer Vorliebe trieb er Botanik und machte sich in dieser Wissenschaft durch die Erneuerung und Verbesserung der Methode, Abbildungen der Pflanzen durch unmittelbaren Abdruck von natürlichen Exemplaren herzustellen, bekannt. Im Jahre 1737 wurde er außerordentlicher und in demselben Jahre ordentlicher Professor. Er las Anatomia „zootomicis sektionibus illustrata", ferner morbi mulierum und gerichtliche Medizin sowie morbi virginum, gravidarum, puerperarum, laktantium. Im Jahre 1761 wurde er zum Rektor erwählt und starb während seines zweiten Rektorats im Jahre 1763. Sein Sohn Joh. Gottfried war Arzt in Meiningen, seine Witwe verheiratete sich wieder mit Prof. Büchner in Halle. Ein Stiefsohn Aug. Gotthelf Grauel war später Arzt in Groß-Vargula. Im Jahre 1745 wurde er Bibliothekar und im Jahre 1750 Adjunktus der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Es sind auf ihn zwei silberne Medaillen geprägt, und die Pflanze Tritoma Kniphofii ist nach ihm benannt worden.

Schriften: 1) Diss. inaug. exhibens Lepram arabicam sive Elephantiasin observatam et curatam. Erfurt 1727.

2) In Büchners Miscellaneis physico-medico-mathematicis 1727: „Wohlgemeinte Ratschläge, wie die observationes aërometricae künftighin vermittelst einer genauen Übereinstimmung der gewöhnlichen instrumentorum zu allgemeinem Nutzen zu bringen!" — „Von einer sehr bequemen und nützlichen Art, die Kräuter abzudrucken und nach ihrer Gestalt vorzustellen."

3) Antwort auf H. F. E. Brückmanns Sendschreiben, die Kräuter nach dem Leben abzudrucken und dieselben in ihrer natürlichen Gestalt abgebildet, zum allgemeinen Nutzen anzuwenden, betreffend. Erfurt 1733.

4) Botanica in Originali d. i. Lebendiges Kräuterbuch, worinnen die in hiesigen Landen wachsenden Kräuter nach ihrer Schönheit vorgestellet werden. Erstes Hundert. — Dass., zweites

Hundert. Tom. II. Centur I. Vegetabilia in officinis non usitata exhibens. — Botanica in Orig. pharmaceutica d. i. lebendiges Kräuterbuch, in welchem die in den Apotheken gebräuchlichen Kräuter selbst abgedruckt sind und deren Nutzen beschrieben ist. — Bot. in Orig. d. i. leb. Kräuterbuch, worinnen nach ihrer Schönheit alle in hiesigen Landen wachsenden Gartengewächse vorgestellet werden. I. Hundert. (Zu diesem ist der Text von dem Ratsmeister Chr. Reichart, zu dem vorigen von Kniphof selbst verfaßt). Erfurt 1733. — Bot. in Orig. d. i. leb. Kräuterbuch, in welchem sowohl diejenigen Blumen-, Baum- und Küchengewächse, welche in den Gärten Deutschlands überall bekannt sind, als auch die fremden, so von curiösen Blumenliebhabern mit großer Mühe und Kosten angeschafft worden. 1—3 Hundert. Erfurt 1734—1736. Da von allen diesen Werken nur schwache Auflagen hergestellt und auch diese größtenteils in dem großen Brande im Jahre 1736 zerstört wurden, so gehören alle diese von Kniphof mit seinen Pflanzenabdrücken ausgestatteten Werke zu den größten Seltenheiten.

5) Botanica in Originali, seu Herbarium vivum, in quo tam indigenae quam exoticae plantae, Tournefortii, Rivini et Ruppii methodo collectae, peculiari nondum visa operosaque enchiresi atramento impressorio obductae ectypum elegantissimum suppeditant. Tom. I, Centuria I—VI. Tom. II, Cent. VII—XII. Erfurt 1747, 1748. Nov. ed. Hal. 1756—1757.
6) Progr. De Physiognomia tanquam parte Semiotices. Erfurt 1737.
7) Progr. De Manuscriptis praecipue medicis. Erfurt 1745.
8) Progr. Novo medico praxin non esse concedendam; Neuen Medicis soll man die Tür weisen. Erfurt 1748. Er schrieb dieses Programm zu der Dissertation: Sobriae cogitationes circa adagii valorem: Novo medico novo opus est sepulcreto vulgo: Ein neuer Medicus, ein neuer Kirchhof.
9) Progr. De trito dicto: Quemcunque suus vellicat vermis. Ein jeder Mensch hat seinen Wurm. 1748.
10) Physikalische Untersuchung des Pelzes, welchen die Natur durch Fäulnis 1752 auf einigen Wiesen hervorgebracht. 1753.
11) Progr. Utile et jucundum in materia medica connexum consid. 1753.
12) Theses semiologicae de elegantioris sexus conditionibus. 1755.
13) In Act. Acad. Nat. curios. veröffentlichte er 1. De praeparatione anatomica organorum auditus. 2. Observatio de lue venerea post salivationem nova incrementa capiente. 3. Observatio de prolapsu uteri, mensium excretionem impediente, capto tamen instrumento iterum reposito. 4. De morbis quibusdam anniversario tempore recurrentibus. 5. Singularia quaedam in ictero nigro notata phaenomena cum sectione anatomica.

Anton Köhler, Dr. med., las in den Jahren 1776—1784 als Privatdozent Geburtshilfe, Medicina legalis, Therapie und Chirurgia medica.

Joachim Ludovicus Körber, stammte aus Mühlhausen i. Thür., promovierte im Jahre 1682, wurde P. P. Chymiae.

Schriften: Exercitium medicum de Eclipsi microcosmica, i. e. Syncope. Erfurt 1685.

Eccardus Leichner, geb. zu Salzungen im Jahre 1612, wo sein Vater, Johann Leichner Bürger und Weinschenke war. Er besuchte die Gymnasien zu Eisenach und Coburg. Im Jahre 1631 ging er zur Universität Straßburg. Er studierte zunächst Theologie; im Jahre 1636 ging er nach Jena. 1638 ging er nach Weimar, um sich bei dem dortigen Stadtphysikus in der Chemie und Praxis zu üben. Er praktizierte dann in Sondershausen und zwei Jahre in Nordhausen. 1640 erhielt er das Physikat in Ohrdruf. 1643 ging er nach Jena, um dort zu promovieren. 1644 ließ er sich in Erfurt als Arzt nieder und wurde in die Fakultät aufgenommen, 1646 wurde er ordentlicher Professor und 1658 Stadtphysikus. Starb 1690. Er war ein sehr gelehrter Mann. Wegen seiner Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens hat er viele Kämpfe durchmachen müssen. Er hat sehr viel geschrieben. Da er zunächst Theologie studiert hatte, so hat er auch auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie viel geschriftstellert. Er trat gegen die Harveysche Entdeckung des Blutkreislaufes auf. Auch war er ein Gegner der Lehren des Cartesius und van Helmonts. Im Auftrage des Kurfürsten Johann Philipp wurden von ihm die Statuten der medizinischen Fakultät einer Umarbeitung unterzogen. Er war Mitglied der Inspektion des Ratsgymnasiums.

Medizin. und naturwissenschaftliche Schriften: 1) De motu sanguinis Exercitatio Anti-Harveiana. Arnstadt 1645.

2) De atomorum subcaelestium syndiacrisi Exercitationes. Erfurt 1645.

3) De generatione seu propagativa animalium, plantarum et mineralium multiplicatione in genere, Exercitationes physicae antiperipateticae XX. tredecim in Acad. Erf. ante hac publice habitis disputationibus comprehensae; quarum postrema humanae animae traduktionem adversus onmes contradicentium strophas invictissime demonstrat. Erfurt 1649.

4) De indivisibili et totali cujusque animae in toto suo corpore et singulis ejus partibus existentia, dissertatio tripartita. Erf. 1650.
5) Hypomnemata VII de cordis et sanguinis motu. Jena 1653.
6) πέντας Exercitationum de calido innato, pariterque humido radicali universim, inprimis autem humani corporis partium. Erfurt 1654.
7) Diaskepsis anatomico-medica de cordis constitutione et usu. 1657.
8) Gefährlicher und schändlicher Arzneimißbrauch, in und mit dem Exempel purgirender Arzneien, wie auch des Landfahrenden Schwefel-Balsams vorgestellet und beschrieben. Erfurt 1660.
9) Schediasmatum de principiis medicis sive de apodictica scholarum medicarum emendatione πένιας prima, in Academia Erfurtina publice ante hac disputata. Erfurt 1664.
10) Pestis tela praevisa, das ist Vorsorge und guter Rath, was maßen nechst Göttlicher Hülffe die Gefahr der bey jetziger Zeit an Nieder Rheinstrom und angränzenden Orthen grassirenden Seuche der Pestilentz durch ordentliche Artzneymittel sicherlich zu verhüten, auch bedürffenden Falls zu curiren sey, nebst Erinnerung, wie man sich gegen die in der Nachbarschaft ereignende rothe Ruhr zu verhalten; auf Anordnung der Churfl. Mayntzischen löbl. Regierung abgefasset von der Medicinischen Facultas zu Erffurth. A. 1666.
11) Heilsamer Bericht, wie die jetzt grassirende Ruhr zu erkennen, zu verhüten und zu curiren sey, gestellet von dem Physico ordinario. A. 1669.
12) Anticorollarium Kippingianum s. Animadversiones Physico-medicae bipertitae in Corollario de sanguinis motu M. Henr. Kippingi non ita pridem editis Physicis ipsius Institutionibus in Vestibulo praefixum. 1672.
13) Archaeus Synopticus, sive duodecim fabulae de Legibus Med. Reip. fundamentalibus, primae quaeque artis principia constituentibus atque firmantibus, in usum studiosae juventutis, qui vera via adversus hodiernam δοξοσοφίαν munienda concinnatae et ante hac publice disputatae. Erfurt 1674. Eine Streitschrift gegen die von dem Leipziger Prof. Paulus Ammannus herausgegebene Paraenesis ad discentes.
14) De principiis medicis Epistola Apologetica ad illustre medicorum in Acad. Lipsiensi Collegium pro Archeo synoptico contra Pseudarchaeum synopticum Pauli Ammanni scripta. Erfurt 1675.
15) Epicrisis Medico-Analytica super undecim Disp. Medicis Francisci de le Boë Sylvii. Erfurt 1676.
16) Er wollte auch schreiben, Helmontium enormem tripertitum, h. e. Elencticas animadversiones eorum, quae Joh. Bapt. ab Helmont variis suis in opusculis adversam 1. transnaturalis, 2. naturalis, 3. Medicae scientiae principia commentari ausus est, und gab davon Summariam Hypotyposin A. 1679 heraus.

17) Anti-Cartesius, sive de natura rediviva per vindicationem ab internecinis Cartesii, ejusque hyperaspistarum Ant. le Grand, Jac. Rohaultii etc. Commentis Exercitaniones sex: quibus ex amussim palam sit: Commenta ea omnino esse Antiphilosophica, praesertim autem Anti-Physica. Erfurt 1686.

Leichner hat noch sehr viele Schriften aus anderen Gebieten der Wissenschaft herausgegeben, insbesondere auch solche, die sich mit der Verbesserung der Schulen befassen. Ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften findet sich bei Motschmann, Erfordia literata, Erfurt 1729. Dritte Sammlung, Sekt. II. S. 446—460.

Christian Löber, wurde im Jahre 1743 zu Altenburg geboren. Sein Vater Christian Löber war Dr. der Philosophie und Theologie. Im Jahre 1760 wurde er in Erfurt immatrikuliert. Er ging im Jahre 1763 zum weiteren Studium nach Dresden und Leipzig. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Erfurt als praktischer Arzt nieder und promovierte hier im Jahre 1767. Im Jahre 1768 wurde er bei Gelegenheit der Reorganisation der Universität Prosektor und erhielt im Jahre 1772 das Dekret zu einer außerordentlichen Professur, mit Beibebehaltung seiner salarierten Prosektorstelle. Er findet sich in Erfurt in den Vorlesungsverzeichnissen bis zum Jahre 1774, dann legte er sein Amt nieder. Er nannte sich Poëta laureatus Caesareus.

Schriften: Inaug. Diss.: De cordis fabrica et functione atque de sanguinis per cor et vasa sanguinea circulatione. Erfurt 1767.

Heinrich Loeber, Dr. med., war geboren zu Erfurt. Er wurde im Jahre 1754 immatrikuliert und las in den Jahren 1777—1780 als Privatdozent Medicina veterinaria, Materia medica, morbi venerei, Pathologie und Therapie.

Friedrich Leonardus Löber, Dr. med., wurde im Jahre 1800 als ausserordentlicher Professor und „rei obstetriciae in provincia Erfordensi et nosocomii obstetricii praefectus“ angestellt. Er war der Sohn des früheren Prosektors Christian Löber. (?) Unter der französischen Regierung wurde er im Jahre 1809 ordentlicher Professor. Er starb im Jahre 1814. Er las Geburtshilfe, Krankheiten der Schwangerschaft und des Puerperiums,

Frauen- und Kinderkrankheiten, sowie Geschichte der Geburtshilfe. Die durch seinen Tod frei gewordene dritte Assessur bei der med. Fak. blieb, da die preußische Regierung bereits die Auflösung der Universität beschlossen hatte, unbesetzt. Er hat sich um die Ausbreitung der Kuhpockenimpfung in Erfurt Verdienste erworben. Schriften sind nicht bekannt.

Hieronymus Ludolf sen., wurde im Jahre 1679 zu Erfurt geboren. Sein Vater war der Dr. Phil. et. J. U., Senior der Philosophischen Fakultät, Professor der Mathematik und älterer Bürgermeister Jobus Ludolf. Im Jahre 1696 bezog er die Universität seiner Vaterstadt. Im Jahre 1700 wurde er Magister artium. Er studierte hierauf kurze Zeit Jurisprudenz, ging aber noch im Jahre 1700 zur Medizin über. In demselben Jahre siedelte er nach Jena über. Im Jahre 1703 kehrte er nach Erfurt zurück, promovierte im Jahre 1704 und ließ sich in Eisleben als Arzt nieder. Doch kam er wieder nach Erfurt zurück, wurde hier im Jahre 1706 außerordentlicher und 1711 ordentlicher Professor der philosophischen Fakultät, bei welcher er die Professura Mathematum übernahm. Im Jahre 1715 wurde er bei der med. Fakultät außerordentlicher Professor und erlangte nach Eysels Tod im Jahre 1717 die ordentliche Professur der Chemie, welche er nach Depres Tod im Jahre 1727 mit der Professur der Anatomie, Chirurgie und Botanik vertauschte. Im Jahre 1720 wurde er kurfürstlicher Rat und Leibmedicus. Er starb im Jahre 1728.

Schriften: An et quomodo pharmacopoeus vel etiam chirurgus in arte sua peritus felicem in universa medicina progressum facere possit. Erfurt 1726.

Hiob Philipp Ludolf, ältester Sohn von Hieronymus Ludolf, promovierte im Jahre 1725 in der philosophischen Fakultät. Inauguraldissertation: De commercio animae cum corpore secundum diversas philosophorum hypotheses. Im Jahre 1727 promovierte er in der med. Fakultät. Dissertation: Palpitationis cordis pathologia atque therapia. Er las im Jahre 1728 in der philosphischen Fakultät über Logik und Mathematik und starb im Jahre 1729.

Hieronymus Ludolf jun., wurde im Jahre 1708 zu Erfurt geboren. Sein Vater war der Prof. Hieronymus Ludolf. Er studierte zuerst 12 Jahre Jura, nach vielen Reisen ging er im Jahre 1737 nach Jena, um Medizin zu studieren. Hauptsächlich beschäftigte er sich mit der Chemie. Er promovierte im Jahre 1739 in Erfurt. Seine Disputation lautete: de acidi Vitrioli praestantia. Im Jahre 1740 begann er an der philosophischen Fakultät als Prof. publ. seine Vorlesungen über Physik, Mathematik, Chemie, Astronomie, Mechanik, Physiologie. Er legte ein großes Laboratorium an, in dem er Sommer und Winter Versuche anstellte, zu welchen er jeden Liebhaber zu unentgeltlichem Besuch einlud. Im Jahre 1745 wurde er nach der Übersiedelung Büchners nach Halle ordentlicher Professor der Chemie. In demselben Jahre erhielt er nach dem Tode des Prof. Stahl die Stelle des Stadtphysikus. Im Jahre 1756 erhielt er nach dem Tode Juchs die II. Professur mit dem Lehrstuhl der Anatomie, Chirurgie und Botanik und im Jahre 1763 nach dem Tode Kniphofs die I. Professur. Im Jahre 1753 wurde er als Leibarzt des Kurfürsten mit Beibehaltung seiner Erfurter Ämter nach Mainz berufen. Es wurde zu seiner Vertretung in seinen Fakultätsgeschäften und in seinem Stadtphysikat Prof. Riedel beauftragt. Als dieser im Jahre 1757 starb, wurde Baumer mit der Wahrnehmung der Fakultätsgeschäfte beauftragt. In seiner Vertretung führte Baumer auch in den Jahren 1757 und 1760 das Dekanat. Die Stadtphysikatsgeschäfte übernahm Prof. Nunn, welcher auch in den letzten Jahren seine Fakultätsgeschäfte übernahm. Er gehörte zu den ersten Mitgliedern der im Jahre 1754 gegründeten kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften. Er starb im Jahre 1764.

Schriften: 1) Die in der Medizin siegende Chemie. Erschien in 7 Stücken und 1 Zugabe. Erfurt 1746—1750. Das 7. Stück zeigt: „wie die Weine überhaupt verbessert, insbesondere aber die schlechteren Landweine in Spanische, Italienische, Ungarische, Champagner, Burgunder, Stein- und Rhein-Weine, ohne den geringsten Zusatz, sondern in und durch sich selbst verwandelt werden können, ingleichen, wie in Obst-Ländern aus Obst ein guter Wein zu erhalten, und wie solche Weine zur Verfertigung der schönsten Spirituum und Essentzen der Vegetabilien zu gebrauchen."

2) Eine Nachricht von dem Creutzburger bitteren Salze.

3) Progr. inaugurale, de Elixirio Proprietatis Paracelsi. Erfurt 1745.
4) Programm de eo, an turpe sit medico, in juventute mori. Erfurt 1763.
5) De artis pharmaceuticae ad studium medicum necessitate et utilitate. Erfurt 1746.

Laurentius Theophilus Luther, wurde in Erfurt im Jahre 1677 geboren. Sein Vater war Lehrer an der Barfüßerschule. Es war dieses der Urenkel des ältesten Sohnes Dr. Martin Luthers. Nach dem Tode des Vaters wurde die Mutter katholisch, und der Sohn lernte bei den Jesuiten die ersten Grundzüge der Wissenschaft. Er bezog dann, um Medizin zu studieren, die Erfurter Universität, ließ sich als Arzt nieder und promovierte im Jahre 1707 zum Doktor. Im Jahre 1718 erhielt er eine außerordentliche Professur. Nach Ludolfs Tod im Jahre 1728 erhielt er die IV. ordentliche Professur und im folgenden Jahre nach Fischers Tod die dritte Professur mit dem Lehrstuhl der Chemie. Im Jahre 1730 wurde er älterer Bürgermeister und im Jahre 1732 Stadtphysikus. Er starb im Jahre 1737. Seine Söhne sind die späteren Prof. Med. Bernhard Marianus Luther und Johann Melchior Luther. Außer den Disputationen sind Schriften von ihm nicht bekannt.

Bernardus Marianus Luther wurde in Erfurt im Jahre 1722 geboren. Sein Vater war der Prof. d. Med. Laurentius Luther, sein jüngerer Bruder der Prof. d. Med. Johannes Melchior Luther. Er promovierte im Jahre 1745. Im folgenden Jahre eröffnete er seine Vorlesungen als außerordentlicher Professor. Er ging sodann nach Straßburg und Paris, um die Krankenhäuser und anatomischen Theater zu besuchen und wandte sich sodann zu seiner weiteren Ausbildung nach Belgien, Holland, England, Berlin, Dresden und Leipzig. Im Jahre 1757 wurde er bei der Beförderung Baumers und Mangolds zu ordentlichen Professoren übergangen. Im Jahre 1767 wurde er nach Mangolds Tod ordentlicher Professor. Im folgenden Jahre legte er bei der Reorganisation der Universität sein Amt nieder. Er las Chirurgie, Geburtshilfe, Pathologie und Diaetetik. Er praktizierte in Erfurt bis zu seinem im Jahre 1793 erfolgten Tod.

Schriften: 1) Inauguraldissertation: De Luxationibus. Erfurt 1745.
2) Programm bei Eröffnung seiner Vorlesungen: De medicinae scopo et mediis ad eam addiscendam necessariis. Erfurt 1746.

Johann Melchior Luther, wurde im Jahre 1725 zu Erfurt geboren. Sein Vater war der Prof. d. Med. Laurentius Theophilus Luther, sein Bruder der Prof. d. Med. Bernhard Marianus Luther. Im Jahre 1766 wurde er außerordentlicher Professor und im Jahre 1769 nach dem Abgang seines Bruders Bernh. Marianus Luther ordentlicher Professor. Er las in der philosophischen Fakultät: Institutiones philosophiae rationalis, Metaphysik, Logik und hielt exercitationes disputatoriae ab. In der medizinischen Fakultät las er die Anfangsgründe der Physiologie, Anatomie, Semiotik, Diätetik, Pathologie, Geburtshilfe, Heilmittellehre, auch hielt er ein Collegium disputatorium ab. Er starb im Jahre 1788.

Schriften: 1) Programm bei Eröffnung seiner Vorlesungen: De cognitione experientiae physicae ac medicae. Erfurt 1766.
2) Febris epidemicae per dimid. annum Erfordiae grassantis disquisitio. Erfurt 1772.
3) De epidemia scarlatinae Saalburgi grassatae. Erfurt 1786.

Christoph Andreas Mangold, wurde im Jahre 1719 zu Erfurt geboren. Sein Vater war Diakonus der Barfüßerkirche, seine Mutter war eine Tochter des ehemaligen Prof. d. Mathematik und Ratsmeisters Hiob Ludolf. Im Jahre 1734 bezog er die Universität seiner Vaterstadt. 1737 ging er nach Jena. Er studierte dort zu gleicher Zeit mit seinem Vetter Hieron. Ludolf. Er kehrte nach Erfurt zurück und wurde im Jahre 1745 außerordentlicher Professor der philosophischen Fakultät. Seine Vorlesungen zeigte er mit einem Programm: De generatione fossilium figuratorum an. Im Jahre 1751 promovierte er zum Dr. med. 1754 wurde er Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften. Im Jahre 1755 wurde er außerordentlicher Professor der medizinischen Fakultät und 1756 ordentlicher Prof. der Medizin, 1763 ordentlicher Prof. der Philosophischen Fakultät. Er ging als Leibarzt des Grafen Gotter mit letzterem auf Reisen. Nach seiner Rückkehr erhielt er einen Ruf nach Frankfurt a. O., welchen er jedoch ausschlug. Er war Mitglied der Königl. französischen Akademie zu Montpellier. Er starb im Jahre 1767.

Schriften: 1) Experimenta atque observationes chemicae et medicae varii argumenti. Akt. d. Akademie nützl. Wissenschaften zu E. Bd. I. 1757.
2) Experimenta quaedam colorum. Ebenda.

3) Historia morbi maxime complicati mulieris cujusdam, in cujus dissectione post mortem praeter alia ventriculus in duas partes divisus et situs viscerum quorundam mutatus deprehendebatur. Akt. d. Akad. II. Bd. Erfurt 1761.
4) Experimenta quaedam chemica de Cinnabari ejusque partibus constituentibus, cum Observationibus quibusdam de ejus vi medica. Ebenda.
5) Programm bei Eröffnung seiner Vorlesungen der Chemie: Quaedam de necessitate omnes medicinae partes in Academicis praktice docendi commentans. Erfurt 1756.
6) Chymische Erfahrungen und Vorteile in Bereitung einiger sehr bewährter Arzneimittel, nebst verschiedenen physikalischen Anmerkungen über dieselbe. Erfurt 1748.
7) Fortgesetzte chymische Erfahrungen und Vorteile bestehend vornehmlich in einer gründlichen und abgenötigten Widerlegung der bisher siegenden, nunmehr aber in letzten Zügen liegenden Chymie des Herrn Prof. Ludolf und in einigen in der Arzneikunst nützlichen Versuchen nebst einem Auszug aus verschiedenen Abhandlungen der Französischen Akademie, so hierher einschlagen. Frankfurt und Leipzig 1749.
8) Der physischen Chemie erster Teil, welcher von der Natur und Beschaffenheit der Chemie überhaupt, von ihrer Geschichte, Zeichen, sowohl leidenden als wirkenden, Werkzeugen, und endlich von den Arbeiten und hervorgebrachten chemischen Körpern auf systematische Art handelt. Aus dem Schwedischen ins Lateinische übersetzt und vermehrt herausgegeben von J. G. Wallerius, und nunmehro in's Deutsche übersetzt mit Anmerkungen von Chr. Andr. Mangold. Gotha 1761.

Aegidius Martini, geb. zu Erfurt 1642. Sein Vater Johann Martini war Vierherr. Studierte 1660 in Altdorf, später in Erfurt Medizin. Ging nach Stockholm und Livland, kehrte 1670 nach Erfurt zurück, promovierte 1671, wurde Assessor der medizinischen Fakultät, Prof. der Chemie und Botanik und Landphysikus. Starb 1678.

Diss. inaug. De dolore dentium. Erfurt 1671.

Stephan Mayer, Phil. Med. et Chirurg. Doctor, las als Privatdozent im Sommersemester 1799 über Frauen- und Kinderkrankheiten sowie Medicina forensis. Stammte aus Frankfurt a. M.

Im Jahre 1798 las er in der Akademie: Über die Atonie und über einige damit in Verbindung stehende Materien.

Valentin Andreas Möllenbroccius, geb. in Erfurt, promovierte 1650 in Jena, ging dann nach Leipzig, wurde

1651 als Assessor in die medizinische Fakultät zu Erfurt aufgenommen und im Jahre 1652, im Jahre ihrer Gründung, Mitglied der Akademie der Naturforscher. Er ging 1657 als Stadtphysikus nach Halle. Er hatte einen großen Streit mit Dr. Graba wegen dessen Niederlassung als Arzt in Erfurt. Starb 1675.

Schriften: 1) Cochlearia curiosa. Lipsiae 1674.
2) De Varis seu Arthritide vaga scorbutica traktatus. Lipsiae 1672.

Johann Samuel Naumburg, wurde im Jahre 1768 zu Büßleben bei Erfurt, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Sein Vater wurde später in gleicher Eigenschaft an die Predigerkirche zu Erfurt berufen. Im Jahre 1786 begann er sein Studium auf der Universität Erfurt. Im Jahre 1788 siedelte er nach Jena über. Von dort ging er nach Würzburg. Nach dem Tod des Prof. Planer kehrte er nach Erfurt zurück und übernahm den durch den Prof. Siegling nur dürftig in der Zwischenzeit fortgesetzten Unterricht in der Botanik an der Universität. Er promovierte im Jahre 1792 und erhielt die Aufsicht über den botanischen Garten. Im Jahre 1796 wurde er Ehrenmitglied der Helvetischen Gesellschaft korrespondierender Ärzte und Wundärzte. Er starb im Jahre 1799. In der Pflanzenkunde erhielt die Gattung Naumburgia nach ihm ihren Namen.

Schriften: 1) Diss. inaug. sist. Delineationes Veronicae Chamaëdryos, Dianthi Carthusianorum, Lamii maculati et purpurei, Arabis alpinae, Violae grandiflorae, Zanichelliae palustris ac Polymorphi tremolloitis. Erf. 1792.
2) Abhandlung von der Beinkrümmung nebst einer Beschreibung der Ehrenmannschen Fußmaschine und einigen angehängten bemerkenswerten Beobachtungen, unter anderen über ein Substitut der Eisengranulierbäder und den Gebrauch des kubischen Salpeters. Leipzig 1796.
3) Verzeichnis derjenigen inländischen Gewächse, welche im Garten der Flora gepflanzt worden, mit kurzer Bemerkung ihres Nutzens. Erfurt 1797 (anonym).
4) Lehrbuch der reinen Botanik nach Prinzipien der kritischen Philosophie. Altona 1798.
5) Vollständiges Lehrbuch der Botanik; ein praktisches Handbuch für Ärzte, Apotheker und Freunde dieser Wissenschaft, mit einer Vorrede von Medicus. Hamburg 1798.
6) In dem Museum der Heilkunde, herausgegeben von der helvetischen Gesellschaft korresp. Ärzte und Wundärzte, 1797, finden sich zwei kleinere Aufsätze: „Ob man besser thue in praktischen Schriften die Begriffe von Beugung und Streckung

des Fußes im gewöhnlichen Sinne beizubehalten oder ob vielmehr eine Umkehrung derselben zweckdienlicher sei", und „Sektionsgeschichte eines Hypochondristen".

Johann Philipp Nonne wurde im Jahre 1729 zu Erfurt geboren. Sein Vater Johann Melchior Nonne war Bürger und Biereige. Im April 1746 wurde er von dem ev. Gymnasium zur Universität entlassen. Seine Absicht war, sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er hörte daher neben der Philosophie auch juristische Vorlesungen. Im Jahre 1747 ging er nach Halle. Doch nötigte ihn der Tod seiner Mutter bald zur Rückkehr. Im Jahre 1748 ging er nach Jena. Im Jahre 1749 kehrte er nach Erfurt zurück und vertauschte das Studium der Jurisprudenz mit dem der Medizin. Insbesondere hörte er bei dem erst kürzlich von Halle nach Erfurt gekommenen Dr. Joh. Wilh. Baumer, mit welchem er im folgenden Jahre zum Studium nach Holland reiste. Hier hielt er sich ein Jahr lang auf und kehrte darauf nach Erfurt zurück. Sodann ging er einige Zeit nach Berlin und Halle. Nach seiner Rückkehr nach Erfurt erhielt er im Jahre 1753 die philosophische und medizinische Doktorwürde. Diss. inaug.: De febribus intermittentibus. Im folgenden Jahre fing er an zu praktizieren und eröffnete seine Vorlesungen insbesondere über Botanik. Gleich nach ihrer Stiftung ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied; auch wurde er bei Errichtung des Sanitätskollegiums im Jahre 1756 zum Assessor desselben ernannt. Man kann ihn in Erfurt als den Reformator der Botanik und den Begründer eines gelehrten und systematischen Studiums dieser Wissenschaft betrachten. Nonne ist der erste, der die Pflanzen der Erfurter Gegend vollständig und genau untersucht und somit die Erfurter Flora wissenschaftlich begründet hat. Mangold, der im Jahre 1757 nach Riedels Tod zwar die Nominal-Professur der Botanik übernommen hatte, machte davon keinen Gebrauch, damit Nonne desto unbeschränkter Gelegenheit haben sollte, sich als Lehrer in diesem Fache zu qualifizieren. Im Jahre 1760 wurde ihm die Aufsicht über den neuen botanischen Garten übertragen und im Jahre 1763 wurde er zum außerordentlichen Professor der Medizin ernannt. Als durch Ludolfs Tod und Baumers Ruf nach Gießen im Jahre 1765 gleichzeitig zwei

Stellen in der medizinischen Fakultät erledigt waren, wurde Nonne zum dritten ordentlichen Professor und Assessor der medizinischen Fakultät ernannt. Auch in der philosophischen Fakultät war er schon im Jahre 1764 nach Ludolfs Tod, für welchen Mangold als Prof. ordinarius eingerückt war, zum außerordentlichen Professor in corpore majoristico aufgenommen worden. Er legte aber diese Stelle schon Ende des Jahres 1766 nieder, weil seine übrigen gelehrten und praktischen Geschäfte ihm keine Zeit übrig ließen, sie gewissenhaft zu warten. Zu dem Lehramt der Botanik übernahm er nach Mangolds frühem Tod im Jahre 1767 zugleich das bis dahin von letzterem verwaltete Lehramt der Chemie. Im Jahre 1768 übernahm er zum ersten Male das Dekanat der medizinischen Fakultät. Noch vor Ablauf des Dekanatsjahrs wurde der damalige erste Professor der Medizin Andreas Nunn seines Amtes entsetzt, und da die folgenden Professoren J. P. Baumer und J. M. Luther noch nicht die nötigen Jahre in der Fakultät waren, also, wie man es nannte, „docaniren“ mußten, so behielt Nonne das Dekanat bis an seinen Tod. Endlich erhielt er im Jahre 1770 das Dekret als erster Professor und Assessor der medizinischen Fakultät, genoß aber diese Ehre nicht lange, indem er an dem damals herrschenden epidemischen Fieber, das viele Geistliche und Ärzte in Erfurt dahinraffte, am 24. 3. 1772 im 43. Lebensjahre starb.

Schriften: 1) Flora in Territorio Erfordiensi indigena. Erfurt 1763. (In der Einleitung gibt er manche interessante Bemerkungen über die Entwicklung der Botanik in Erfurt).
2) Programm: De Botanicae usu et ratione, qua studium hoc rite ingrediendum sit. Erfurt 1763.
3) De plantis nothis occasione spicae tritici, cui Avenae fatuae aliquot semina innata erant. Erfurt 1765. Programm.
4) De Naphtha Vitrioli et nitri. Programm. Erfurt 1765.
5) Observatio de isate et carthamo ossa animalium non tingentibus. Akt. d. Akad. nützl. Wissenschaften zu Erfurt. Bd. I, 1757.
6) Observationes quaedam de plantulis frumenti seminalibus. Akt. d. Akademie. Bd. II, 1761.

Andreas Nunn wurde im Jahre 1721 zu Mainz geboren. Er studierte auch dort und erwarb sich dort die Magisterwürde. Sodann widmete er sich in Mainz zwei Jahre lang dem Studium der Rechte. Im Jahre 1741 kam er als Sekretär in die Dienste

des Statthalters v. Warsberg in Erfurt. Er vertauschte sodann das Studium der Jurisprudenz mit dem der Medizin, welchem er zunächst in Erfurt oblag, reiste im Jahre 1747 zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris, wo er sich hauptsächlich mit der Chirurgie beschäftigte. Er kehrte im Jahre 1750 nach Erfurt zurück und promovierte im Jahre 1751. Im Jahre 1752 wurde er zum ordentlichen Professor der Medizin ernannt. Im Jahre 1754 wurde er auch Professor der philosophischen Fakultät und zugleich Mitglied der Kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften. Einige Zeit nachher erhielt er vom Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt die Würde eines Comes palatinus. Im Stadtrat bekleidete er die Stelle des zweiten Ratsmeisters. Während Nunn im Jahre 1768 das Rektorat bekleidete, geriet er mit dem Regierungsrat Genau, als er die Rechte des akademischen Senats gegen die Eingriffe des mit der Leitung der Universitätsangelegenheiten beauftragten Beamten verteidigte, in Streit, bei welchem er sich so weit hinreißen ließ, daß er dem Regierungsrat Genau eine Ohrfeige versetzte. Er wurde infolgedessen seiner Ämter entsetzt. Erst im Jahre 1778 erhielt er in der medizinischen Fakultät seine Professur wieder, welche er bis zu seinem im Jahre 1795 erfolgten Tode bekleidete.

Schriften: 1) Diss. inaug.: qua eversa vasorum rubrorum uteri anastomosi ac communicatione cum placenta, saniorem ac naturae instituto magis consentaneum nutritionis foetus modum ac mechanismum demonstraturus est etc. Erfurt 1751.
2) Programm bei Eröffnung seiner Vorlesungen: de Dignitate Anatomes ad Chirurgiam. Erfurt 1752.
3) De Opii in Rheumatismo articuli usu. Erfurt 1792. Festschrift zur Säkularfeier.
4) Eine Reihe von Arbeiten finden sich in den Akten der kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Johann Carl Oettinger, wurde im Jahre 1737 zu Erfurt geboren. Sein Vater Balthasar Oettinger war daselbst Wundarzt. Er studierte Medizin teils in Erfurt, teils in Leipzig, wo er sechs Jahre zubrachte. Als er nach überstandenem Examen bei der medizinischen Fakultät zu Erfurt die Erlaubnis zur ärztlichen Praxis erhalten hatte, ließ er sich im Jahre 1763 in dem Erfurter Landstädtchen Sömmerda nieder. Die Doktorwürde erhielt er im Jahre 1767 bei einer öffentlichen Promotion, der letzten dieser Art, welche (die Jubiläumsfeierlichkeiten im

Jahre 1792 abgerechnet) bei der medizinischen Fakultät zu Erfurt in der althergebrachten, aber schon damals zur Seltenheit gewordenen Weise stattfand. Im Jahre 1770 verlegte er seinen Wohnsitz nach Erfurt und wurde im Jahre 1771 zum außerordentlichen Professor ernannt. Er las über medizinische Encyklopädie, Diätetik, Pathologie, Semiotik und Medicina forensis. Es war eine Eigentümlichkeit von ihm, seine Arzneimittel, um sie geheim zu halten, nicht aus den Apotheken zu verschreiben, sondern sie selbst zu bereiten. Er geriet wegen der Behandlung eines Kranken mit Prof. Weißenborn in einen unangenehmen persönlichen Streit, welcher mehrere Streitschriften von beiden Seiten zur Folge hatte. Er starb unverheiratet im Jahre 1806.

Schriften: 1) Diss. inaug. De febribus acutis intestinalibus incolis Oppidi Mega-Sömmerdae endemicis. Erfurt 1767.
2) De febribus ab initio fere mensis Decembris 1771 per annum 1772 huc usque Erfordiae inque ejus confiniis epidemice grassantibus. Erfurt 1772.
3) Sendschreiben an Herrn Dr. J. F. Weißenborn, dessen gelehrte Abhandlung „von den Eitergeschwüren der Leber durch einen merkwürdigen Fall erläutert“ betreffend. Erfurt 1786.

Joh. Jakob Osburg, wurde im Jahre 1759 zu Erfurt geboren. Er promovierte im Jahre 1783 zu Erfurt pr. Lic. und hielt in den Jahren 1785 und 1786 als Doktorand und Privatdozent Vorlesungen über Chemie, Mineralogie und Institutiones Pathologiae. Im Jahre 1784 wurde er Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. Im Jahre 1786 ging er als Kaiserlich Russischer Admiralitäts- und Flottenarzt nach Reval. Er hatte den Titel eines Kaiserlich Russischen Admiralitätsrats. Nach Planers Tode wurde er als Professor der Chemie nach Erfurt zurückberufen, starb aber, als er eben im Begriffe war, diesem Rufe zu folgen, im Jahre 1790.

Schriften: 1) Chemische Versuche über die Bestimmung der Frage, ob mineralisches Alkali und Laugensalz als Arten oder als Varietäten verschieden sind? Akt. d. Akademie. Erfurt 1784/85.
2) Chemische Untersuchung des Alacher Mineralwassers. Erfurt 1786.

Johann Philipp Pabst, Doktor Medic. et Chirurg., las im W.-S. 1800 und im S.-S. 1801 als Privatdozent Pathologie, Erkrankungen der Schwangerschaft und des Puerperiums.

Georgius Christophorus Petri ab Hartenfels, wurde im Jahre 1633 in Erfurt geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Er verlor beide Eltern an der Pest des Jahres 1635. Er bezog, 14 Jahre alt die Universität, studierte 1647 in Erfurt, ging 1648 nach Jena, 1649 nach Gröningen in Holland, wo er bis zum Jahre 1650 Philosophie studierte. Er ging dann nach Erfurt zurück und trieb unter der Leitung von Möllenbroccius ärztliche Praxis. Im Jahre 1654 ging er nach Leipzig, wurde Informator der Enkel des Kurfürstl. Obristen Carl Bosen auf Netschau, wo er auch Landpraxis trieb. Er wurde dann Hofmeister des jüngsten Sohnes des Grafen Heinrich V. von Reuß, welcher ihn zu seinem Hof- und Leibmedicus ernannte. Im Jahre 1659 promovierte er in Jena zum Doktor. Im Jahre 1662 ließ er sich in Erfurt als Arzt nieder und wurde 1664 in die medizinische Fakultät aufgenommen. Nach der Reduktion (1664) wurde er Garnisonmedicus und erhielt 1666 das Landphysikat. Der Kurfürst Johann Philipp ernannte ihn zu seinem Hof- und Leibmedicus, welche Stellung er bei den folgenden fünf Kurfürsten mit Ruhm verwaltete. Besonders bei dem Kurfürsten Anselmus Franziscus stand er in hohem Ansehen, welcher ihn im Jahre 1681 mit einer goldenen Kette mit seinem Brustbild beschenkte. Im Jahre 1680 war er in den Adelsstand mit der Würde eines Pfalzgrafen erhoben worden. Im Jahre 1689 begleitete er den Kurfürsten nach Augsburg zum Hofe und verblieb dort fünf Monate am Hofe. Im Jahre 1662 wurde er zum Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher ernannt. Im Jahre 1666 wurde er Landphysikus. Nach Professor Cramers Tod wurde er im Jahre 1682 P. P. O. und 1690 nach Professor Leichners Tod Prof. Facult. med. Primarius und Senior facultatis. Unter seinem Rufe hob sich die Fakultät so, daß er so viele Doktorpromotionen vornehmen konnte, wie keiner vor ihm. Im Jahre 1689 wurde er zum Rektor magnificus erwählt, und behielt das Rektorat drei Jahre lang. Unter sein Rektorat fiel im Jahre 1692 das 300jährige Jubiläum der Universität. Er ließ die Auditoria des Collegium majus renovieren und legte aus den Resten der früheren Bibliothek und aus Geschenken eine neue Universitätsbibliothek an. Nach dem Wegzug von Dr. Graba und dem Tode Leichners im Jahre 1690 wurde er Stadtphysicus. Als er im Jahre 1692 die Professur

niederlegte, behielt er den Titel eines Prof. honorarii sowie das Stadtphysikat bei. Es war somit nunmehr das Stadtphysikat von der Fakultät getrennt. Er erhielt als Gehalt 100 Rth. nebst Holz und Korn. Im Jahre 1683 tat er sich bei der Pestepidemie besonders als Mitglied des damals in's Leben gerufenen Consilium sanitatis sehr hervor. Wegen der Kur des im Jahre 1702 verstorbenen Statthalters Faust von Stromberg geriet er mit Dr. Paul Juch in einen heftigen Streit. Er war Mitglied der Inspektion des Ratsgymnasiums. Wie überhaupt außer den weltlichen Beisitzern aus dem Rate und den Geistlichen aus dem Ministerium im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts in der Regel auch einige Aerzte in die Inspektion des Ratsgymnasiums gewählt wurden. 1686 wurde er jüngerer Bürgermeister, 1689 älterer Bürgermeister. 1692 erhielt er die Würde eines Oberstratsmeisters, welchem Amte er 9mal vorgestanden hat. Er starb 1718, 86 Jahre alt. Er war ein geschickter Dichter. 1714 wurde eine Denkmünze auf ihn geprägt.

Schriften: 1) Asylum languentium, seu Carduus sanktus, vulgo benediktus, Medicina Patrumfamilias pylychresta, verusque pauperum thesaurus, ad normam et formam Academiae Naturae Curiosorum elaboratus. Jenae 1669.

2) Pestis tela praevisa, oder nützliche Anleitung, wie bei diesen besorglichen Zeiten Reiche und Arme vor der abscheulichen Seuche der Pest sich durch bewährte Schutzmittel bewahren können. Erfurt 1682.

3) Abgenötigte Antwort und Ehrenrettung D. Georg Christ. Petri von Hartenfels etc. Erfurt 1703. — Streitschrift gegen D. Paul Heinrich Juch wegen der Kur des im Jahre 1702 verstorbenen Statthalters Faust von Stromberg.

4) Elephantographia curiosa, seu Elephanti descriptio juxta methodum et leges Imperialis Academiae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum adornata, multisque selektis observationibus physicis, medicis et jucundis historiis referta, cum figuris aëneis. Erfurt 1715.

Quirinus Pflug. In den Jahren 1609—1628 war überhaupt kein Mitglied in der med. Fakultät vorhanden. Vom Jahre 1628—1634 war Dr. Quirinus Schmalz († 1640) alleiniges Mitglied der Fakultät. Erst im Jahre 1634 trat neben letzterem Dr. Johannes Rehefeld und med. Lic. Quirinus Pflug auf. Im Jahre 1649 verwaltete er als Lic. med., weil als Professor nur Eccardus Leichner in der Fakultät vorhanden war, das Dekanat.

Johann Jakob Planer, wurde im Jahre 1743 zu Erfurt geboren, wo sein Vater Tuchmacher war. Im Jahre 1763 bezog er die Universität seiner Vaterstadt, wo er im Anfang Theologie studierte, dann aber zur Medizin überging. Er beschäftigte sich viel mit Botanik und Mineralogie. Im Jahre 1765 ging er nach Berlin, im folgenden Jahre nach Leipzig. Im Jahre 1768 kehrte er nach Erfurt zurück, bestand im Jahre 1771 sein Examen pro Licentia und eröffnete seine akademischen Vorlesungen. Im Jahre 1773 wurde er Prosektor. Im Jahre 1778 promovierte er und wurde im Jahre 1779 bei der in diesem Jahre erfolgten Reorganisation der Universität zum außerordentlichen Professor der medizinischen Fakultät ernannt. Im Jahre 1783 wurde er ordentlicher Professor und legte die Prosektorstelle nieder, behielt aber vorläufig den ihm als besondere Auszeichnung früher verliehenen Gehalt. Seine Hauptfächer als Lehrer waren Botanik, Chemie, Pharmazie und Materia medica. Während seines zehnjährigen Prosektoramtes hielt er zugleich anatomische Vorlesungen und Demonstrationen ab, mit denen er sich später nicht mehr beschäftigte. Dagegen las er abwechselnd auch medizinische Encyklopädie, Physiologie, Pathologie, Semiotik und allgemeine und spezielle Therapie. Auch schlug er einige Male unter dem Namen „Methodus constitutionem medicam provinciae und Fundamenta topologiae medicae seu de aëre, aquis et locis inquirendis“ eine besondere Vorlesung an. Seit dem Jahre 1773 leitete er mit Trommsdorff das klinische Institut, welches im Jahre 1781 wieder zu einer öffentlichen Anstalt erhoben wurde. Im Jahre 1775 wurde er Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, im Jahre 1776 Mitglied der Kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, im Jahre 1781 Mitglied der Kurpfälzischen Akademie zu Mannheim, im Jahre 1788 Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher, sowie Mitglied der meteorologischen Gesellschaft zu Karlsruhe. Nach dem Tode seines Freundes W. Bernhard Trommsdorff verheiratete er sich mit dessen hinterlassenen Witwe. Er starb im Jahre 1789. Seine Freunde setzten ihm auf dem Kirchhof der Kaufmannskirche ein Denkmal mit einer von Dalberg verfaßten Inschrift.

Schriften: 1) Versuch einer deutschen Nomenklatur der Linné'schen Gattungen zur Übersetzung der Generum Plantarum. Erfurt 1771.

2) Carl v. Linné, Gattungen der Pflanzen und ihre natürlichen Merkmale nach der Anzahl, Gestalt, Lage und Verhältnis aller Blumenteile. Übersetzt Gotha 1775. Nachtrag Gotha 1785.
3) Diss. inaug.: De aëre, aquis et locis Territorii Erfurtensis. Erfurt 1778.
4) Index Plantarum, quas in agro Erfurtensi sponte provenientes olim Joh. Phil. Nonne, deinde J. J. Planer collegerunt. Gotha 1788.
5) Indici Plantarum Erfurtensium Fungos et plantas quasdam nuper collectas addit. etc. Erfurt 1789.
6) Übersicht der Krankheiten in Erfurt von 1781—1785. Erfurt 1786.
7) Eine größere Reihe von Arbeiten finden sich in den Akten der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt in den Jahren 1777—1785.
8) Von den Gallenfiebern, die im Monat Juli, August und bis in die Mitte des September im Jahre 1775 (in Schlesien) geherrscht haben. (Ökonom. Nachrichten der Gesellschaft in Schlesien, Bd. 4, p. 122).

Christoph Wilhelm Emanuel Reichart, wurde im Jahre 1734 zu Erfurt geboren. Er war der jüngste Sohn des Ratsmeisters und älteren Bürgermeisters Christian Reichart, des bekannten Förderers des Erfurter Gartenbaues. Er promovierte im Jahre 1759 und wurde im Jahre 1764 Magister der Philosophischen Fakultät. In demselben Jahre wurde er außerordentlicher Professor und im Jahre 1771 ordentlicher Professor der medizinischen Fakultät. Im Jahre 1772 legte er sein Amt nieder und lebte seiner ärztlichen Praxis. Er war Mitglied der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften. Er las Materia medica, Physiologie, Pharmacologie, Historia medica, Semiologie und hielt klinische Vorlesungen im evangelischen Waisenhaus ab. Er war Mitglied der Königl. Preuß. Akademie zu Frankfurt a. O. Im Jahre 1770 wurde er von der Regierung auf die Landbezirke geschickt, um dort eine schwere Ruhrepidemie zu bekämpfen. Er behandelte den späteren Generalfeldmarschall Neidhard v. Gneisenau während dessen Studentenzeit in Erfurt. Wegen seiner Originalität war er allgemein bekannt. Er starb im Jahre 1786.

Schriften: 1) Diss. inaugural.: De Pediculis inguinalibus, insektis et vermibus homini molestis: vom Spulwurm, Herzwurm, St. Veitswurm, Bandwurm, Floh, Indianischen kleinen Floh, jungen Hunden, Blutigeln, Mücken, Mitessern, Reitliesen, Kopf-, Kleider- und Filzläusen. Erfurt 1759.

2) Programm bei Eröffnung seiner Vorlesungen: De salis sedativi usu in febribus acutis. Erfurt 1765.

Johann Christoph Riedel, wurde im Jahre 1709 zu Erfurt, wo sein Vater Pfarrer an der Kaufmannskirche war, geboren. Nachdem er in Erfurt das Gymnasium besucht und auf der dortigen Universität Philosophie gehört hatte, ging er zur Fortsetzung seiner Studien im Jahre 1726 nach Halle, wo er zwei Jahre lang Theologie studierte. Hierauf ging er nach Jena, wo er neben den theologischen Vorlesungen auch juristische und medizinische hörte. Er kehrte hierauf nach Erfurt zurück, erlangte im Jahre 1734 die Magisterwürde und trat einige Male als Prediger auf. Doch zwang ihn seine schwache Stimme und eintretendes Blutspeien seine theologische Laufbahn aufzugeben. Er ging deshalb zur Medizin über und erhielt im Jahre 1735 die medizinische Doktorwürde. Er praktizierte nun in Erfurt und hielt bei der Universität medizinische und mathematische Vorlesungen. Mit großem Eifer beschäftigte er sich mit der Anatomie und gab bei verschiedenen Gelegenheiten öffentliche Demonstrationen. Im Jahre 1746 wurde er in die Kaiserliche Akademie der Naturforscher aufgenommen. Bei der Universität erfolgte seine Beförderung erst im Jahre 1748, wo er zum ordentlichen Professor und vierten oder außerordentlichen Assessor der medizinischen Fakultät an Stelle des verstorbenen Dr. Paul Heinrich Vogel ernannt wurde. Im Jahre 1753, als Dr. Hieronymus Ludolf mit Beibehaltung seiner Erfurtischen Ämter als Leibarzt nach Mainz berufen wurde, erhielt Riedel den Auftrag, an seiner Stelle das Physikat zu verwalten. Bei der Stiftung der Erfurter Akademie der Wissenschaften im Jahre 1754 wurde er nicht nur eins ihrer ersten Mitglieder, sondern er wurde auch in den Senat derselben gewählt. Auch trat er in das um dieselbe Zeit errichtete Sanitätskollegium ein. Im Jahre 1755 erhielt er das Prädikat eines kurfürstlichen Rates. Im Jahre 1756 rückte er nach dem Tode des Hofrats Juch als Assessor ordinarius in die medizinische Fakultät ein und übernahm die Professur der Anatomie, Chirurgie und Botanik, die er aber nur sehr kurze Zeit bekleidete. Er zeigte im Jahre 1755 an: „In Collegio Fridericiano fabricam corporis humani cadaverum sektionibus distinkte demonstrabit". Er starb im Jahre 1757.

Schriften: 1) Diss. inaug. sist. constitutionem Medicamentorum aperientium horumque legitime adhibendi modum. Erfurt 1735.

2) In dem immerwährenden astronomisch - meteorologisch - ökonomischen Frauenzimmer- und Handkalender, Erfurt 1738, 2. T.: Medizinisches Wörterbuch, worin die meisten menschlichen Krankheiten und deren Kur nach alphabetischer Ordnung befindlich. 3. T.: Anleitung zur Civilbaukunst; Anleitung zur Anlegung der Wasserkünste, Fontänen, Springbrunnen; Anleitung zum Feldmessen.

3) Programm: De Febribus intestinalibus. Erfurt 1748.

4) Untersuchung der jetzt grassierenden Viehseuche nebst kurzem Unterricht von dem Verhalten und Gebrauch der bei derselbigen nötigen Arzneimittel. Erfurt 1749.

5) In Act. Acad. Nat. Curios. Vol. VIII, p. 364: Depressio ossis bregmatis sinistri insignis, adnexaque ejusdem et Paralyseos secutae cura.

6) In Act. Acad. Scient. Erf. Tom. I, 1757, p. 341: Phaenomena nonnulla peculiaria in Hydrophobo quodam et ejus dissectione observata; p. 523: Dissectiones quorundam ex iis, qui epidemicis ab Inflammatione viscerum imi ventris inprimis vero ventriculi et intestinorum ortis febribus a. r. s. 1756 urentibus periere.

Ludwig Friedrich Eusebius Rumpel, wurde in Erfurt im Jahre 1736 geboren. Im Jahre 1754 bezog er die Universität Erfurt, um Medizin zu studieren. Im Jahre 1757 siedelte er nach Jena über. Im Jahre 1760 kehrte er nach Erfurt zurück und promovierte im Jahre 1762. Er ging dann nach Berlin, um die dortigen Anstalten für Natur- und Heilkunde zu besuchen und sich besonders in der Anatomie zu vervollkommnen. Da er in guten Vermögensverhältnissen lebte, zog er sich von seiner ärztlichen Praxis ganz zurück und lebte nur der Wissenschaft. Im Jahre 1765 wurde er Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. In der Verwaltung der Bibliothek der Kaiserl. Akademie der Naturforscher war er seinem Bruder Hermann Ernst Rumpel, welcher die Bibliothek seit dem Jahre 1763 übernommen hatte, behilflich. Im Jahre 1766 wurde er Mitglied der Kaiserl. Akademie der Naturforscher und Custos der Bibliothek, der er seit dem Jahre 1777 allein vorstand. Im Jahre 1767 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. Er las vor allem medizinische Literaturgeschichte, ein Lehrfach, welches er in Erfurt zuerst einführte. Im Jahre 1779

wurde er ordentlicher Professor und bekleidete in den Jahren 1788—1792 das Rektorat der Universität. Er starb im Jahre 1811.

Schriften: 1) Diss. inaug. De spina ventosa. Erfurt 1762.
2) Programm bei Übernahme der Professur: De Cantharidibus eorumque tam interno quam externo in Medicina usu. Erfurt 1767.
3) De Daphnes Mezerei viribus. In Act. Acad. Scient. util. Erfurt 1778/79.

Christian Heinrich Ruperti, wurde im Jahre 1673 als Professor der Anatomie und Chirurgie von Jena nach Erfurt berufen. Er war Landphysicus und folgte im Jahre 1675 einem Ruf als Leibmedicus nach Weimar. Im Jahre 1713 promovierte in der medizinischen Fakultät Joh. Christian Ruperti, Vinarius, wahrscheinlich ein Sohn desselben. Er trieb eifrig Anatomie. Wie es zu jener Zeit üblich war, lud er durch Programme alle „Anatomes Cultores" zu seinen Sektionen ein.

Caspar Schreyer, Dr. med., las im Jahre 1780 als Privatdozent morbi venerei und Medicina legalis. Er promovierte im Jahre 1779.

Diss.: Epidemiarum contemplatio prima cum observationibus circa morbillos anno 1778 et 1779 grassatos. Erfurt 1779.

Ivo Johannes Stahl, wurde im Jahre 1698 zu Leobschütz in Schlesien geboren. Er studierte die Humaniora bei Patribus Societatis Jesu in Troppau und Neiße, ging dann nach Oppeln und erwarb sich in Ollmütz in Mähren den Magister artium. Er bezog darauf die Universität Erfurt, wo sein älterer Bruder Ferdinand Stahl, welcher hier im Jahre 1716 promoviert hatte, damals das Stadtphysicat inne hatte. Im Jahre 1720 besuchte er die Universität Jena und promovierte im Jahre 1722 in Erfurt zum Doktor. Er ließ sich darauf in Erfurt als praktischer Arzt nieder und erhielt im Jahre 1725 eine außerordentliche Professur. Als solcher kündete er „operationes in animalibus vivis anatomicas" an. Im Jahre 1727 erhielt er nach Depres Tod die IV. Professur. Nach Ludolfs Tod erhielt er im folgenden Jahre die III. Professur mit dem Lehrstuhl der Chemie und nach dem Tod Fischers im Jahre 1729 die II. Professur mit dem Lehrstuhl der Anatomie, Chirurgie und Botanik. Im Jahre 1727 wurde er kurfürstlich Mainzischer Rat und Leibmedicus,

sowie auch Garnisonarzt, und im Jahre 1729 jüngerer Bürgermeister. Er war zugleich Stadtphysicus bis 1732. Er starb im Jahre 1745.

Schriften: 1) De febre exanthematica hoc tempore in Saxonia inferiore epidemice grassante. Erford. 1731.

Georg Heinrich Thilow wurde im Jahre 1761 zu Erfurt geboren, wo sein Vater Gastwirt war. Er erlernte auf die damals gewöhnliche Weise Chirurgie und ging dann nach Dresden, wo die ausgezeichneten, hauptsächlich zur höheren Ausbildung von Wundärzten bestimmten Lehranstalten ihm Gelegenheit gaben, sich ausgebreitetere Kenntnisse, vorzüglich in der Anatomie, Pathologie und Chirurgie zu erwerben. Er kehrte dann nach Erfurt zurück und studierte Medizin. Besonders beschäftigte er sich mit Anatomie. Nach bestandenem Examen im Jahre 1785 ließ er sich in Erfurt als praktischer Arzt nieder und promovierte im Jahre 1789. Im Jahre 1790 begann er als Privatdozent seine Vorlesungen. Im Jahre 1792 wurde er Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften. Nach Erhards Beförderung zum ordentlichen Professor übernahm er im Jahre 1800 die Stelle des Prosektors. Er bildete anatomische Präparate in Wachs nach. Im Jahre 1807 wurde er Mitglied des Sanitätskollegiums, welche Stelle er bis zu dessen im Jahre 1814 erfolgten Auflösung behielt. Im Jahre 1809 wurde er außerordentlicher und im Jahre 1811 nach Rumpels Tod ordentlicher Professor. Er war frühzeitig schon Mitarbeiter am klinischen Institut und übernahm im Jahre 1817 an Erhards Stelle die Direktion desselben. Seit dem Jahre 1808 war er Arzt des evangelischen Krankenhauses, welche Stelle er ebenso wie die am klinischen Institut im Jahre 1824 niederlegte. Seine reichhaltige anatomische und anatomisch-pathologische Sammlung verkaufte er 1830 an die medizinisch-chirurgische Lehranstalt in Magdeburg. Er starb im Jahre 1837. Seine Söhne studierten beide Medizin.

Schriften: Diss. inaug. De vasis bilem resorptam e receptaculo chyli ad renes ferentibus. Erfurt 1789.

2) Anatomisch-pathologische Abhandlung von den Nieren, welche keine Harnleiter hatten, nebst einigen Erklärungen in Rücksicht des Geschäfts der Saugadern. Erfurt 1794.

3) Anatomie oder Beschreibung vom Baue des menschlichen Körpers für Schulen wie auch für diejenigen, welche sich der Medizin und der Chirurgie widmen, und für solche, welche die Teile und Verrichtungen ihres Körpers kennen lernen wollen. Erfurt 1796.
4) Über die Wirkung des Salpeters und Küchensalzes auf den tierischen Körper. Erfurt 1802.
5) Beschreibung anatomisch-pathologischer Gegenstände durch Wachspräparate und Kupfer versinnlicht. 1. B. 1. Lieferung. Gotha 1804. Ist nicht fortgesetzt.
6) Diss. de mania et Aceti vini in illa usu. Erfurt 1811.
7) In Baldingers Magazin für Ärzte, Bd. 12, 2 St. (1790) erschien: „Von einer Zerreißung der Speiseröhre"; in Hufelands Journal der prakt. Heilkunde, Bd. 7, St. 1 (1799): Beschreibung eines Tragbettes, welches zur bequemen Wegtragung solcher Personen, die auf offener Straße verunglücken, dienen kann; ebenda Bd. 9, 2 St. (1800): Beschreibung eines Instruments, vermöge welchem die im menschlichen Körper angehäufte Luft ausgezogen werden kann, nebst Versuchen über Einsaugung der Luft und Flüssigkeiten im tierischen Körper. In diesen und anderen medizinischen Zeitschriften sind weitere Mitteilungen erschienen.
8) Eine Reihe von Arbeiten finden sich in den Akten der kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Joh. Wilhelm Thilow, Med. et Chirurg. Doktor, Sohn des Prof. Georg Heinrich Thilow, promovierte im Jahre 1812. Diss.: De costarum coalitione pleuritidis causa. Er las in den Jahren 1813—1816 als Privatdozent Anatomie, Physiologie, Osteologie, Osteogenie, Cranioscopie, und im letzten Semester noch praeparationes anatomicae in cadaveribus humanis ebenso wie sein Vater. Er nahm in den Jahren 1814 und 1815 an den Feldzügen teil.

Sein Bruder Joh. Ernst August Thilow promovierte ebenfalls im Jahre 1812. Diss.: De translatione febris intermittentis in morbum nigrum.

Wilhelm Bernhard Trommsdorff wurde im Jahre 1738 zu Erfurt geboren. Sein Vater Wilhelm Hieronymus Trommsdorff war daselbst Apotheker. Er wurde von seinem Vater nach vollendetem Schulunterricht in der Apothekerkunst unter-

richtet. In der Folge studierte er zu Erfurt und Göttingen Medizin und wurde zu Erfurt, nachdem er bereits die philosophische Doktorwürde erhalten hatte, im Jahre 1765 zum Doktor der Medizin promoviert. Er widmete sich dem akademischen Lehramt, erhielt 1771 eine außerordentliche, und schon im Jahre 1772 eine ordentliche Professur in der medizinischen Fakultät. Seine Hauptfächer waren Chemie, Botanik und Arzneimittellehre, zu denen er durch den Umstand, daß er zugleich Eigentümer einer Apotheke war, vorzüglich hingezogen wurde. Mit seinen Zuhörern machte er fleißig botanische und mineralogische Exkursionen. In die Erfurter Akademie nützlicher Wissenschaften wurde er im Jahre 1761 und in die Kaiserliche Akademie der Naturforscher einige Jahre später aufgenommen. Im Jahre 1781 stiftete er gemeinschaftlich mit den Professoren Planer und Erhard das klinische Institut, das seitdem einen ununterbrochenen Fortgang behielt, und dessen erster Direktor er wurde. Er starb 1782. Von seinen drei Söhnen, die er noch im zarten Alter hinterließ, war der älteste der nachmals berühmte Johann Bartholomäus Trommsdorff. Der jüngste Sohn Friedrich Trommsdorff hat sich ebenfalls als Schriftsteller in der Medizin bekannt gemacht.

Schriften: 1) Diss. inaug. de Oleis Vegetabilium essentialibus eorumque partibus constitativis. Erfurt 1765.
2) Progr. de sale minerabili Glauberi. Erfurt 1771.
3) Progr. de Moscho. Erfurt 1776.
4) Progr. Historia Erysipelatis ex tenero vehementiori vulnere plantae pedis accedentis et in gangraenam vergentis. Erfurt 1780.
5) Historia febris biliosae cum pleuritide et miliaribus. Erfurt 1780.
6) Eine Reihe von Arbeiten finden sich in den Akten der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Joh. Bartholomäus Trommsdorff wurde im Jahre 1770 in Erfurt geboren. Sein Großvater Wilh. Hieronymus Trommsdorff war Apotheker und Besitzer der Schwanenapotheke. Sein Vater Wilhelm Bernhard Trommsdorff war Professor der Medizin und zugleich Besitzer dieser Apotheke. Er besuchte nach dem Tode seines Vaters 2 Jahre lang das Gymnasium und verließ dieses, 14 Jahre alt, um bei dem Stadtarzt und Bergrat Wilh. Herm. Sebastian Buchholz in Weimar, welcher zugleich Besitzer einer Apotheke war, in die Lehre zu treten. Während seines

Aufenthaltes in Weimar war seine Mutter eine zweite Ehe mit dem Prof. der Medizin Johann Jacob Planer eingegangen. Nach beendeter Lehrzeit kehrte Trommsdorff in sein elterliches Haus zurück, um sich in den naturwissenschaftlichen Fächern, der Mathematik und den Sprachen zu vervollkommnen. Er ging dann als „Geselle" der Pharmazie nach Stettin. Er kehrte nach zwei Jahren, durch den Tod seines Stiefvaters gezwungen, nach Erfurt zurück, um hier die Apotheke seiner Mutter zu übernehmen. Von dem Bestreben ausgehend, die großen Fortschritte, welche die wissenschaftliche Chemie, die Mineralogie, Botanik, Zoologie und Mathematik in den letzten Jahrzehnten gemacht hatte, auch den Pharmazeuten zugänglich zu machen, gründete er bereits in seinem 24. Lebensjahr das „Journal der Pharmazie für Ärzte, Apotheker und Chemiker", welches in den Jahren 1794—1834 erschienen ist. Im folgenden Jahre gründete er seine „chemisch-physikalisch-pharmazeutische Pensionsanstalt", eine Lehranstalt für Pharmazeuten und Chemiker, welche die Universität überdauert hat. Es war dieses die erste pharmazeutische Lehranstalt. Sie hat bis zum Jahre 1828 bestanden. Im Jahre 1813 gründete er mit seinem Schwager eine Fabrik chemischer und pharmazeutischer Präparate in Teuditz bei Lützen. Sie bestand unter der Firma Trommsdorff, Heun & Comp. Aus ihr entwickelte sich die unter seinem Sohn Christian Wilhelm Hermann Trommsdorff († 1884) zu hoher Blüte gelangte, einst weit berühmte chemische Fabrik in Erfurt. Im Jahre 1810 gründete er mit Christian Friedr. Bucholz und Ad. Ferd. Gehlen einen Unterstützungsfonds für arme ausgediente Apothekergehilfen, welcher noch besteht. Er wird von dem Vorstande des deutschen Apotheker-Vereins verwaltet und besitzt z. Z. ein Vermögen von rund 200000 Mark. In den Jahren der französischen Occupation (1806—1814) zeigte er sich als wahrer Patriot. Wie weit der wissenschaftliche Ruf Trommsdorffs ging, ersieht man daraus, daß er von 45 gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes zu ihrem Mitglied ernannt wurde. Er wurde:

1792 Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, 1818 deren Vicedirektor, 1823 deren Direktor,

1793 Mitglied der physikalischen Gesellschaft zu Jena,

1794 Mitglied der lateinischen Gesellschaft zu Regensburg,

1795 Mitglied der Gesellschaft der Medizin, Chirurgie und Pharmazie zu Brüssel,

— Mitglied der Kaiserl. Leopold. Carol. Gesellschaft der Naturforscher,

— Mitglied der Gesellschaft korrespondierender Ärzte und Wundärzte in Zürich,

1796 Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen,

— Mitglied der mathematisch-physikalischen Gesellschaft zu Erfurt,

— Mitglied der physikalischen Gesellschaft zu Göttingen,

1797 Mitglied der mineralogischen Gesellschaft zu Jena,

1799 Mitglied der naturforschenden Gesellschaft Westphalens,

1800 Mitglied der galvanischen Gesellschaft zu Paris,

— Mitglied der westphälischen Gesellschaft der Pharmazie und ärztl. Naturkunde,

— Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in Zürich,

— Mitglied der Künste und Wissenschaften zu Mainz,

1802 Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin,

1806 Mitglied der pharmazeutischen Gesellschaft zu Paris,

1807 Mitglied der physikalischen Gesellschaft zu Heidelberg,

1808 Mitglied der Wetterauischen Gesellschaft der Naturkunde,

1809 Mitglied der physikalischen Gesellschaft zu Erlangen,

— Mitglied der korrespondierenden Pharmazeuten in Aschaffenburg,

1810 Mitglied der Kaiserl. russischen med. und chir. Akademie in St. Petersburg,

1812 Mitglied der med. Gesellschaft in Bern,

— Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin,

1817 Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften in Berlin,

— Mitglied der Kaiserl. russischen chir. und med. Akademie in Kasan,

1818 Mitglied der naturhistorischen Gesellschaft in Lausanne,

1819 Mitglied der Kaiserl. russischen med. Gesellschaft in Wilna,

— Mitglied der neuen pharmazeutischen Gesellschaft in St. Petersburg,

— Mitglied des polytechnischen Vereins in München,

1819 Mitglied der Thüringischen landwirtschaftlichen Gesellschaft in Langensalza,
1821 Mitglied der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn,
— Mitglied des Apothekervereins des nördlichen Deutschlands,
1822 Mitglied der Gesellschaft für Naturwissenschaften und Heilkunde in Heidelberg,
1823 Mitglied der Märkischen ökonomischen Gesellschaft in Potsdam,
— Mitglied des Apothekervereins im Großherzogtum Baden,
1825 Mitglied der ökonomischen Societät in Leipzig,
1826 Mitglied der Chemisch-med. Societät in Paris,
— Mitglied der Academia Truentina in Ascoli,
— Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz,
— Mitglied der med.-chir. Societät in Berlin,
1830 Mitglied der med. Fakultät in Pest in Ungarn,
1834 Ehrenmitglied des Vereins studierender Pharmazeuten zu München,
1835 Korrespondierendes Mitglied der rheinischen naturforschenden Gesellschaft zu Mainz,
1836 Mitglied des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M.

Trotzdem Trommsdorff nicht den vorgeschriebenen akademischen Bildungsgang durchgemacht hatte, sondern nur die Parochialschule und 2 Jahre lang das Gymnasium besucht hatte, wurde er im Jahre 1795 außerordentlicher Professor der Chemie und Pharmazie und im Jahre 1811 unter der französischen Herrschaft, trotzdem man seinen Franzosenhaß kannte, ordentlicher Professor der Medizin. Bei Gelegenheit seines 50jährigen Pharmazeutenjubiläums im Jahre 1834 wurde auf ihn eine Medaille geprägt. Auch trägt eine Pflanze seinen Namen. Er starb im Jahre 1837.

Er ist schriftstellerisch sehr tätig gewesen. Eine vollständige Angabe seiner hinterlassenen Schriften findet sich in „des Geh. Hofrats und Prof. Dr. Joh. B. Trommsdorffs Lebensbeschreibung von Dr. J. G. W. Mensing, dem Schwiegersohn des Verstorbenen". Erfurt 1839. Ich führe hier nur die, welche die Arzneikunst betreffen, an.

1) Systematisches Handbuch der Pharmazie für angehende Ärzte und Apotheker. Erfurt 1792. Erschien in 4 Auflagen, die letzte im Jahre 1831. Ist in's Schwedische übersetzt.
2) Journal der Pharmazie für Ärzte, Apotheker und Chemiker. 1.—26. Bd. Leipzig 1794—1817.
3) Neues Journal der Pharmazie. 1.—27. Bd. 1817—1834.
4) Lehrbuch der pharmac. Experimental-Chemie nach dem neuen System zum Gebrauch für Ärzte, praktische Apotheker und als Leitfaden zu Vorlesungen. Altona 1796. Erschien in 3 Auflagen, wurde in's Schwedische übersetzt.
5) Handbuch der pharmazeutischen Warenkunde zum Gebrauch für Ärzte. Apotheker und Droguisten. Erfurt 1799. Erschien in 3 Auflagen.
6) Chemische Receptierkunst oder Taschenbuch für praktische Ärzte, welche beim Verordnen der Arzneien Fehler in pharmazeutischer und chemischer Hinsicht vermeiden wollen. Erfurt 1797. Erschien in 5 Auflagen und wurde in's Französische und Italienische übersetzt.
7) Neue Pharmacopoe, dem gegenwärtigen Zustande der Arzneikunde und Pharmacie angemessen. Nebst einem Anhange, welcher die französische Militär-Pharmacopoe enthält. Erfurt 1808. Erschien in 2 Auflagen.
8) Historisches Taschenbuch für Ärzte, Chemiker und Apotheker. Erfurt 1803, 1804, 1805. Mit Kupfern. 3 Jahrgänge.
9) Gartenbuch für Ärzte und Apotheker. Erschien in 2 Auflagen. Erfurt 1803.
10) Allg. pharmac. chem. Wörterbuch oder Entwicklung aller in der Chemie und Pharmacie vorkommenden Lehren, Begriffe, Beschreibung von Gerätschaften u. s. w. für Ärzte, Apotheker und Chemiker. Erfurt 1805—1813. 5 Bd. mit Kupfern nebst 2 Supplementbänden. 1821, 1822.
11) Chemische Untersuchungen eines Quellwassers aus dem sogenannten Dreien-Brunnen bei Erfurt. Erfurt 1792.
12) Die neu entdeckten salinischen Schwefelbäder zu Langensalza und Tennstedt im Königreich Sachsen chemisch untersucht. Leipzig 1812.
13) Chemische Untersuchung des Alexisbrunnens etc. Leipzig 1830.

Außerdem sind noch eine große Reihe von Übersetzungen und Abhandlungen erschienen, insbesondere findet sich eine große Reihe von Arbeiten in den Akten der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Justus Vesti wurde geboren im Jahre 1651 zu Hildesheim. Sein Vater war dort Ratsherr. Im Jahre 1672 bezog er die Universität Jena. Er folgte im Jahre 1673 dem Prof. Ruperti von Jena nach Erfurt und übernahm nach dessen

Übersiedelung nach Weimar im Jahre 1675 dessen Praxis. Im Jahre 1677 ließ er sich in seiner Geburtsstadt Hildesheim als Arzt nieder, kehrte aber 1681 nach Erfurt zurück. Hier wurde er Professor der Botanik. Er unternahm mit seinen Zuhörern botanische Exkursionen. Im Jahre 1682 wurde er Pestmedicus und erhielt in demselben Jahre nach dem Tode des Prof. Caspar Cramer die Professur der Anatomie und Chirurgie. 1690 wurde er nach Leichners Tod Prof. Pathologiae. Er starb im Jahre 1715. Vesti beschäftigte sich viel mit Anatomie und stellte auch verschiedene Sektionen an, zu denen er jedesmal durch öffentlich angeschlagene Programme einlud. Er lebte dem Grundsatz: „Bene vixit, qui bene latuit“ und hielt sich deshalb von allen Ehrenämtern fern. Auch das Rektorat schlug er aus und bezahlte lieber die nach den Statuten vorgeschriebene Strafe. Zwei seiner Söhne waren ebenfalls Mediziner. Dr. Caspar Heinrich Vesti starb im Jahre 1713. Ein Sohn zweiter Ehe, Dr. Christoph Wilhelm Vesti, war praktischer Arzt in Schmalkalden, eine Tochter war mit dem Prof. der Philosophie Just Christoph Motschmann, dem bekannten Verfasser der Erfurter Gelehrtengeschichte, verheiratet.

Schriften: 1) Institutiones Medicae reformatae, hoc est, Fundamenta medica, olim luci publicae exposita etc. Erfurt 1686, 1688, 1697. Es hat diese Schrift drei Auflagen erlebt.
2) De purgatione doktrina theoretico-praktica brevis et succincta secundum Neotericorum mentem adornata. Erfurt 1686.
3) Oeconomia corporis humani, in qua okto Dissertationibus funktiones pleraeque et potiores, facili et concinna methodo in usum studiosae juventutis proponuntur, et ex suis causis deducuntur etc. Jenae 1698.
4) Collegium Chymicum a Caspare Cramero Med. Dokt. et in Acad. Erff. P. P. studiosae juventuti olim propositum, jam vero quinque dissertationibus publice editum ac eruditorum examini submissum a Justo Vesti M. D. et P. P. Francf. et Lipsiae 1688.
5) De dysenteria epidemica ad neotericorum mentem examinata et clarissimorum vivorum experimentis nuperrimis aucta. Erford. 1714.

Paul Heinrich Vogel, wurde zu Erfurt im Jahre 1686 geboren. Sein Vater Augustin Vogel war Apotheker daselbst. Nachdem er die Predigerschule verlassen hatte, ließ ihn sein Vater durch Privatunterricht zum Besuch der Universität vor-

bereiten. Er besuchte bis zum Jahre 1707 die Universität Erfurt, ging dann nach Jena, Leipzig und Halle. Im Jahre 1710 unterwarf er sich in Erfurt dem vorgeschriebenen Examen pro Licentia, und erwarb sich in Erfurt eine bedeutende Praxis. Erst im Jahre 1739 erhielt er eine außerordentliche Professur, worauf er dann auch die dazu notwendige Doktorwürde annahm. Im Jahre 1745 wurde ihm die vierte ordentliche Professur mit der außerordentlichen Assessur in der med. Fakultät verliehen. Er starb aber schon im Jahre 1748. Von seinen hinterlassenen drei Söhnen war der älteste der berühmte Prof. der Med. Rudolph Augustin Vogel zu Göttingen, der zweite Sohn Johann Samuel Vogel war Doktor der Rechte, der dritte war Professor der Theologie.

Schriften: 1) Diss. inaug. de necessaria Sanguificatione in homine secundum et praeter naturam. Erf. 1710.
2) Progr. de necessaria ad studium medicum praeparatione. Erf. 1739.
3) Von dem Dispensatorium Reg. et Elect. Borusso-Brandenburgicum, welches Andreas Elias Büchner unter dem Namen Ernestus Faginus Augustanus (Erfurt 1734) neu herausgegeben hatte, veranstaltete er im Jahre 1745 anonym eine neue Auflage, nach welcher dasselbe im Jahre 1758 abermals abgedruckt wurde.

Johann Friedrich Weißenborn, wurde im Jahre 1750 in Erfurt geboren. Sein Vater Joachim Weißenborn war Prof. am ev. Gymnasium und Diakonus an der Andreaskirche. Seinen ersten Unterricht genoß er auf dem ev. Gymnasium in Erfurt, dann kam er nach Schulpforta, wo er 5 Jahre blieb. Er begann sein Studium in Erfurt, ging im Jahre 1771 nach Göttingen und kehrte nach zwei Jahren nach Erfurt zurück. Im Jahre 1773 promovierte er hier und ging dann, um sich in der Chirurgie und Geburtshilfe zu vervollkommnen, nach Paris. Seit dem Jahre 1776 las er an der Erfurter Universität als Privatdozent Chirurgie und Geburtshilfe, auch über Erkrankungen der Augen. Im Jahre 1778 erhielt er ein öffentliches Lehramt zum Unterricht der Hebammen mit dem Charakter eines Professors. Im Jahre 1779 wurde er außerordentlicher Professor an der Universität. Bei der Eröffnung der Entbindungsanstalt im Polizeihaus im Jahre 1787 wurde er mit der Leitung derselben betraut. Im Jahre 1790 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Im Jahre 1785 wurde er Mitglied der

Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, und im Jahre 1798 erhielt er vom Herzog von Sachsen-Meiningen den Titel eines Hofrats. Er starb im Jahre 1799. Eine ausführliche Lebensgeschichte findet sich in der von Weißenborn verfaßten, von Dr. Ludwig Vogel in Arnstadt neu herausgegebenen „Anleitung zur Geburtshilfe, Erfurt 1801“ in der Einleitung.

Schriften: 1) Diss. inaug. De pupilla nimis coërcita vel clausa. Erfurt 1773.

2) Anleitung zur Geburtshilfe für die Hebammen des Erfurter Gebiets. Erfurt 1780. Die 2. Auflage ist von Dr. Ludwig Vogel, Erfurt 1801, herausgegeben.

3) Von den Eitergeschwüren der Leber, durch einen merkwürdigen Fall erläutert. Erfurt 1786. Als Prof. Oettinger, welcher sich durch diese Schrift angegriffen fühlte, sich in einem Sendschreiben verteidigte, gab er heraus:

4) Erläuterung einer merkwürdigen Geschichte eines Lebergeschwürs, zur Beantwortung des Sendschreibens des Herrn Prof. Oettinger. Dem Publikum gewidmet. Erfurt 1787.

5) Progr. sist. observationes duas de partu caesareo et quaestiones de praecipuis hujus operationis momentis. Erfurt 1792.

6) Comentatio de vermibus corporis humani intestinalibus, morbisque verminosis nostris in terris maxime vulgaribus. Erfurt 1797.

7) In den Akten der Akademie nützlicher Wissenschaften ist veröffentlicht im Jahre 1786/87: Von der Umkehrung der Gebärmutter, durch einen merkwürdigen Fall erläutert. — Im Jahre 1788/89: Bemerkung über eine oft unbemerkte äußerliche Ursache sowohl der Augenentzündung als der Hornhautgeschwüre und der dadurch entstandenen Blindheit, nebst einer Beobachtung von einem glücklich geheilten Eiterauge. — Im Jahre 1794/95: Bemerkungen über die zeitherige Gewohnheit, hohe Beinkleider zu tragen als eine bis jetzt nicht bemerkte Ursache öfterer Leistenbrüche nebst der Beschreibung einer neuen Art elastischer Bruchbänder.

8) Im Journal der Erfindungen: Theorien und Widersprüche in der Natur und Arzneiwissenschaft. 4. Bd. 22. St. — Untersuchung und Berichtigung einiger wichtiger irriger Lehren in der Geburtshilfe, die Behandlung der Nachgeburt betreffend. Es richtete sich diese Schrift gegen den Hofrat Dr. Stark in Jena. Auf eine Entgegnungsschrift des letzteren veröffentlichte Weißenborn in demselben Journal: Bemerkungen über die im 28. Stück dieses Journals befindlichen paar Worte des Herrn Hofrat Dr. Stark zu Jena, die Lösung und Nichtlösung des Mutterkuchens betreffend. 8. Bd. 30. St.

Johann Heinrich Melchior Windhauer, wurde im Jahre 1719 zu Erfurt geboren. Sein Vater war herrschaftlicher Buchbinder. Er hörte im Schottenkloster Philosophie. Im Jahre 1741 promovierte er zum Doktor der Medizin. Er wurde im Jahre 1745 außerordentlicher Professor an Stelle Vogels. Er eröffnete seine Vorlesungen im Jahre 1746 mit einem Programm: De Falsitate Empirorum et Methodicorum etc., welche eine Gegenschrift, betitelt: „Epistola ad dominum D. Windhauerum med. Prof. P. Erf. qua veteres Empiricos atque Methodicos a falsitate in ejus Programmate ipsis imputata liberat, simulque ejus quosdam lapsus ostendit" von einem Stud. med. Felix Kleinmann brachte. Im Jahre 1742 war er vom Kurfürsten zum Stadt- und Amtsphysikus nach Amoenenburg in Hessen berufen worden. Er las Materia medica, Medicina forensis, sowie einen Cursus der gesamten Medizin. Er war Landphysicus. Er starb 1764 (?). Im Jahre 1757 wurde er bei der Ernennung zum ordentlichen Professor gegen die Prof. Baumer und Mangold zurückgesetzt.

Diss. inaug. De Pleuritide. Erfurt 1741.

Johannes Jacobus Wittigius, wurde im Jahre 1634 zu Erfurt geboren. Er stammte aus einer Apothekerfamilie. Sein Vater und Großvater waren Apotheker gewesen, auch seine Mutter war des Apothekers Jacob Weißmanns Tochter. Sein Pate war Johannes Rehefeld und sein Schwager Dr. Joh. Andreas Fischer, Prof. d. Med. in Erfurt. Er ging, um Apotheker zu werden, im Jahre 1649 nach Berlin. Er studierte im Jahre 1654 in Königsberg Medizin, kehrte dann nach Erfurt zurück, besuchte Holland, England und Frankreich, promovierte im Jahre 1661 in Basel, kehrte dann nach Erfurt zurück, wurde 1662 Mitglied der medizinischen Fakultät, in demselben Jahre Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Starb 1663, noch nicht 30 Jahre alt.

Schriften: 1) Inaugural-Disputation: Praegnans Hippocratica ex Aphor. IV. 1. V. 29. Basel 1661.
2) Programm bei Beginn seiner Vorlesungen: De studiosorum vita sana. Erfurt 1662.
3) Thematica, s. Historiarum Aegrotorum exoticarum classis prima, in gratiam τῶν φιλιατρῶν recensita. Erfurt 1662.

Andreas Zernentsch, wurde im Jahre 1777 zu Würzburg geboren. Er promovierte in Erfurt im Jahre 1796. Er begann seine Vorlesungen an der Erfurter Universität im Jahre 1800, wurde im Jahre 1809 außerordentlicher Professor und las als solcher bis zur Aufhebung der Universität allgemeine Therapie, Semiotik und Materia medica. Er starb in Erfurt als Geh. Medizinalrat im Jahre 1856.

Diss. inaug. De empyemate. Erfurt 1796.

Nachtrag. Heinrich August Erhard zeigte in den Jahren 1813—1816 als Privatdozent folgende Vorlesungen an; In der medizinischen Fakultät: Physiologie, Anatomie, Chirurgie, Geburtshilfe, Staatsarzneikunde und gerichtliche Medizin für Juristen und mediz. Literaturgeschichte.

In der philosophischen Fakultät: Universalgeschichte, Deutsche Geschichte, Logik, Metaphysik, Philosophie, Geschichte der griechischen und römischen Literatur und Theorie und Kritik der Rhetorik und Poësie.

Namen-Register.

Die von mir benutzte Literatur.

1. Diarium Biographicum, quo eruditorum cujusvis gentis et generis hujus seculi virorum vitae et scripta juxta anni, mensis et diei emortualis seriem breviter recensentur, Autore Henningo Witte. P. P. Dantisci 1688.
2. Biantes, Vitae illustrium et eruditorum Erfurtensium etc. Erfurt 1723.
3. Just Christoph Motschmanns Erfordia literata oder gelehrtes Erfurt etc. Erfurt 1729—1737.
4. J. N. Sinnholds Erfordia literata oder gelehrtes Erfurt, als eine Fortsetzung des Motschmannschen Werks. Erfurt 1748.
5. M. Gottlieb Osanns Erfordia literata oder gelehrtes Erfurt, als eine Fortsetzung der Motschmann- und Sinnholdschen Arbeit. Erfurt 1755.
6. Acta Academiae Electoralis Moguntinae Scientium utilium, quae Erfurti est, später Jahrbücher der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.
7. Joh. Chr. Herm. Weißenborn, Hierana, Beiträge zur Geschichte des Erfurtischen Gelehrtenschulwesens. I., II., III. Erfurt. 1861, 1862, 1867.
8. Chr. Wilh. Kestner, Medizinisches Gelehrten-Lexikon etc. Jena 1740.
9. G. Chr. Hamberger, Das gelehrte Deutschland. Lemgo 1776.
10. Meusel, J. G., Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 15 Bände, 1802—1816.
11. Joh. Friedr. Gmelin, Geschichte der Chemie. Göttingen 1797.
12. Herm. Kopp, Geschichte der Chemie. Braunschweig 1843.
13. Heinr. Haeser, Bibliotheka Epidemiographica etc. Jena 1843.
14. Allgemeine deutsche Biographie. Leipzig 1875 u. ff.
15. Aug. Hirsch und Ernst Gurlt, Biographisches Lexikon hervorragender Ärzte aller Zeiten und Völker. Wien und Leipzig 1883—1889.

Der Staat der Inka von Peru und seine Einrichtungen.

Von

Prof. Dr. Schneider.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als die Spanier ihre Eroberungszüge in der neuen Welt unternahmen, bestanden auf den Hochebenen von Mittelamerika und Südamerika drei große Reiche, die aus sich selbst heraus eine eigenartige, nicht unerhebliche Kultur entwickelt hatten. Es war das Reich der Azteken in Mexico, das Reich der Muysca oder Chibcha in Columbien und das Reich der Inka in Peru. Für den Inkastaat und seine Einrichtungen möchte ich heute auf einige Zeit Ihre Aufmerksamkeit erbitten.

Es sind besonders deutsche Forscher gewesen, die in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts uns ein vollständig neues Bild über das Inkareich entworfen haben: Falb, Brehm und besonders Reiß und Stübel, die durch Ausgrabungen auf den Totenfelde von Ancon uns eine Menge von Kulturerzeugnissen jenes Volks erschlossen haben. Benutzt wurde auch noch eine Schrift von Cunow: Die soziale Verfassung des Inkareichs, die zu Stuttgart 1896 erschienen ist.

Auf dem Rücken der Cordilleren, des mächtigsten Kettengebirges der Erde, vom heutigen Columbia bis nach Chile hinunter, vom Aequator bis zum Wendekreis des Steinbocks, erstreckte sich der Staat der Inkaperuaner. Im Westen bespülen die Fluten der Südsee eine öde, regenlose Küste, aber im Osten netzen reichliche Niederschläge das Land, sodaß damals, wie auch heute noch unermeßliche Urwälder diese Abhänge bedecken. Das Land zwischen den Hochgebirgsketten besteht aus weitgedehnten Hochebenen und Weideländern und wird von reichen, warmen Tälern durchzogen, deren wasserreiche Ströme dem Amazonas zueilen.

Inmitten dieser großartigen Gebirgsnatur liegt die alte Hauptstadt Cuzco, der Mittelpunkt der Welt für den Inka; heute noch gilt sie dem Indianer als heilige Stadt, bei deren

Anblick er den Hut zieht und ein Gebet spricht. Weiter nach Süden, von den Riesen des Hochgebirges umgeben, in einer Höhe von mehr als 3800 Metern liegt der Titicacasee, der heilige See der Peruaner, der an Ausdehnung fast die Größe des Königreichs Sachsen erreicht.

Das Inkareich umfaßte verschiedene Stämme, die nach und nach unterworfen worden waren; zwei treten besonders hervor: die Aymarà, die um den Titicacasee herumsaßen, und die Ketschua, die südlich davon bis zum Wendekreis wohnten. Die Fürsten der kräftigen Ketschua führten den Titel: „Inka". Als Begründer dieses Fürstenhauses gilt Manco Capac, der (um das Jahr 1100 unserer Zeitrechnung) Cuzco zu seiner Residenz machte. Der bedeutendste Fürst ist aber Huaina-Capac, der von 1475—1525 regierte. Er erweiterte das Reich beträchtlich nach Norden hin. Seine Söhne Huascar und Atahuallpa teilten das Reich. Sie waren 1532 gerade mit einander in einen Bruderkrieg verwickelt, als die goldgierigen Spanier erschienen. Atahuallpa war gegen seinen Bruder im Felde siegreich gewesen und befand sich eben auf der Heimkehr, als ihn Franz Pizarro mit seinen Abenteurern im Tale von Cajamarca traf. An einem Bergabhange breitete sich die Zeltstadt des peruanischen Lagers aus, die 40000 Krieger in sich barg. Bei einer Unterredung, die Hernando Pizarro mit dem Inka hatte, machte die glänzende Erscheinung des Fürsten mit seinem Hofstaate, die fast göttliche Verehrung, die seine Umgebung dem Herrscher zollte, die Machtfülle und unumschränkte Gewalt über so bedeutende Heeresmassen den Spaniern einen solchen Eindruck, daß sie von einem regelrechten Kampfe mit den Peruanern absahen. Sie beschlossen vielmehr sich durch List der geheiligten Person des Inka zu bemächtigen, um auf diese Weise den Widerstand seiner Untertanen zu lähmen. Es ist bekannt, wie dies vollzogen wurde und wie dann Atahuallpa von Franz Pizarro der Prozeß gemacht wurde, infolge dessen er als Thronräuber, Brudermörder und Gotteslästerer hingerichtet wurde, hatte er doch das Bibelbuch, das ihm der Dominicanermönch überreichte, nachdem er etwas darin geblättert hatte, verächtlich zu Boden geworfen.

Im November 1533 hielt Pizarro an der Spitze eines Heeres von 500 Mann seinen Einzug in die Hauptstadt Cuzco, die

damals 200000 Einwohner zählte. Leicht war der Sieg, den die Spanier auf ihren Pferden, mit ihren Feuerwaffen und Eisenpanzern über die arglosen Leute mit baumwollenen Panzern, hölzernen Helmen und kupfernen Waffen errangen. Auf den Trümmern des peruanischen Cuzco wurde bald ein spanisches errichtet. Die alten Paläste und Tempel wurden zerstört und aus ihren Trümmern neue Gebäude in spanischem Stile aufgeführt. Unersättliche Goldgier vernichtete unter dem Deckmantel des Christentums auf barbarische Weise die eigenartige Kultur der Inkaperuaner!

Nach diesem kurzen Überblick über die Geschichte des Inkareichs lassen Sie uns auf die Einrichtungen des Staates selbst übergehen.

Die Religion der Peruaner war ein Naturdienst; sie gipfelte in der Verehrung der Sonne, der Spenderin alles Lebens. Daher gab es viele mit Gold verzierte Sonnentempel im Lande. In dem großen Sonnentempel zu Cuzco stand das Bild der Sonne in einer mächtigen, mit Goldplatten bekleideten Halle. Das Bild selbst war auch aus goldenen Platten gearbeitet und hatte ein menschliches Antlitz, von geflammten Strahlen umgeben, deren Ränder mit Edelsteinen eingefaßt waren. Wir treffen dieses Bild wieder auf den älteren peruanischen Briefmarken. In einem-Nebengebäude, im Mondhause befand sich auf einer silbernen Platte das Bild der Mondgöttin, die Wände des Hauses waren ebenfalls mit silbernen Platten überzogen. Auch die Türen dieser Gebäude waren mit Gold und Silber bekleidet.

Am Tage der Wintersonnenwende wurde das Sonnenfest gefeiert, bei dem der Sohn der Sonne, der Inka selbst, als oberster Priester diente. Nach dreitägigem, strengen Fasten, während gleichzeitig jedes Feuer gelöscht wurde, wurden von ihm die Sonnenstrahlen in einem Brennglase aufgefangen und damit ein Stück Baumwolle entzündet. Dieses unmittelbar von der Sonne stammende Feuer wurde nun das ganze Jahr hindurch sorgfältig von den Sonnenjungfrauen, nach Art der Vestalinnen, gehütet. Diese wurden im Alter von 9—12 Jahren aus den einzelnen Stämmen ausgewählt und nach Cuzco geschickt, wo sie unter Leitung einer „Mamacuna“, einer Mutter, in klösterlich strenger Zucht erzogen wurden. Ihre Beschäftigung bestand

außer dem Hüten des Sonnenfeuers noch in der Bereitung von Speisen und Getränken für die Feste und in der Anfertigung von Kleidern für den Inka und seine Familie.

Neben der Sonne und dem Monde verehrten die Indianer den Blitz, den Donner, den Regenbogen und auch 2 Halbgötter, Huiracocha und Pachacamac, den Erschaffer der Welt.

Außer dem Sonnenfeste feierte man noch ein Ackerbaufest nach Beendigung der Aussaat und ein Reinigungsfest nach der Frühlingstagundnachtgleiche.

Eine Menge von Priestern, die in mehrere Klassen zerfielen und sich beim Volke eines großen Ansehens erfreuten, besorgten den Gottesdienst. Strenge Regeln ordneten ihr Leben. Zurückgezogenheit, Fasten und Bußübungen waren ihnen befohlen. An der Spitze stand ein Oberpriester, der fürstlichem Geblüte entstammte und der angesehenste Mann nach dem Inka war. Wie in Japan dem Mikado der Schogun, so stand der Oberpriester dem Inka als geistliches und einflußreiches Oberhaupt zur Seite.

Über dem ganzen Staatsbau thronte der Inka. Die Stammessage des Inka berichtet folgendes über ihren Ursprung. Nachdem die Sintflut sich verlaufen hatte — es ist interessant, daß auch die indianischen Völker Amerikas eine solche kennen,— formte der Weltschöpfer in Tiahuanaco am Titicacasee die Menschen aus Erde. Von jedem Volke, das er entstehen lassen wollte, machte er ein Menschenpaar, malte ihnen die Kleidung, die sie künftig tragen sollten, auf den Leib und erweckte sie dann zum Leben. Darauf führte er seine Menschenpaare auf unterirdischen Wegen nach Kratern, Höhlen und Gewässern und ließ sie von dort aus emporsteigen, damit sie sich in jenen Gegenden niederließen und das Land bevölkerten. So kamen denn auch aus einer Höhle, ungefähr 7 Meilen von Cuzco, in Pacaritampu, d. h. Ort des Erwachens, nach einander 4 Brüder mit ihren Schwestern hervor. Sie wanderten zusammen nach dem Berge Huanacauri, wo sie sich niederließen und mit dem Maissamen, den sie aus der Höhle mitgebracht hatten, das Land besäeten. Doch bald entzweiten sie sich und, da der älteste Bruder von den jüngeren wegen seiner übermenschlichen Stärke gefürchtet wurde, so lockten sie ihn unter allerlei Vorspiegelungen in die Höhle zurück und schlossen dann von außen die Höhlenspalte mit großen Felsblöcken.

Darauf kamen sie überein, daß einer der Brüder auf dem Huanacauri zurückbleiben sollte, um dort, wie es in der Sage heißt, bei der Sonne zu sein und ihr zu dienen, während die andern beiden mit den Schwestern weiter zu ziehen hätten. Der auf dem Berge zurückbleibende, Ayar Ache, wurde später in eine Steinfigur verwandelt und von den Inkas als Geschlechtsgott verehrt. Ayar Auca und Ayar Manco gelangten dagegen mit den Schwestern nach Cuzco, das damals ein kleines unansehnliches, von rohen Eingeborenen bewohntes Dorf war. Durch Einschüchterung wußten sie die Dorfbewohner zu bewegen, ihnen ein Stück Land abzutreten, auf dem sie sich ansiedeln konnten. Bald starb Ayar Auca, und Ayar Manco, der nun den Titel: Manco Capac d. h. erhabener Manco annahm, wurde alleiniger Herrscher.

Der geschichtliche Kern dieser Inkaüberlieferung ist also der, daß ihre Vorfahren sich von vier Brüdern herleiteten und über Huanacauri von Pacaritampu aus ins Cuzcotal eindrangen, wo sie sich nach Unterwerfung der ansässigen Bevölkerung niederließen.

Nicht nur die Inka, sondern auch viele der übrigen peruanischen Stämme wollten von Urahnen abstammen, die nach der Sintflut oder in der dieser voraufgegangenen „Zeit der andauernden Nacht (Tutáyacpacha)“ aus Klüften, Seen und Kratern hervorgegangen seien.

Manco Capac also, der Stifter des Inkahauses, und sein Weib lehrten nun die Menschen Ackerbau, Weberei und allerlei nützliche Künste, hoben die Menschenopfer auf und begründeten den Staat. So können wir uns auch das Ansehen erklären, dessen die Inka sich erfreuten und das sie fast wie Halbgötter verehren ließ.

Im ganzen Lande besaßen die Inka Paläste, wie im alten deutschen Reiche die Kaiser ihre Pfalzen. Ihre Kleidung war farbenprächtig und bestand aus feinster Baumwolle, mit Gold und Edelsteinen war sie reich besetzt. Auf dem Körper trugen sie ein buntes Federhemd, zu dem einige Bezirke die kostbaren Federn als Abgabe liefern mußten. Ein schwarzweißer Federstutz am rotfarbigen Kopftuche war das Abzeichen des höchsten Würdenträgers. Ausgesuchte Pracht umgab den Inka. Als die Spanier mit Atahuallpa zusammentrafen, wurde er von

Edelleuten auf einem Sessel getragen. Ein großes Gefolge und 5000 Mann erlesene Soldaten begleiteten ihn. Damit er nicht von unberufenen Augen beobachtet würde, so hielten 2 Frauen einen zarten, durchsichtigen Schleier vor sein Angesicht.

Um den Inka, der oberster Kriegsherr war, stand der Adel, zu dem alle Mitglieder der zahlreichen königlichen Familie und Verwandtschaft zählten. Sie waren durch eine besondere Tracht ausgezeichnet, und eine Menge von Vorrechten war ihnen eingeräumt. Sie hatten allein Anspruch auf die höchsten Staatsämter, nur sie konnten Oberpriester, königliche Räte und Befehlshaber im Heere werden. Auch genossen ihre Kinder allein den Vorzug Unterricht zu empfangen. Im Hause der Wissenschaften zu Cuzco wurden sie von den Priestern in der Beobachtung der Gestirne, in der Feldmeßkunst und in der Anlage von Bauten unterwiesen.

Die Grundlage des Staates war die Familie. Sie beruhte auf der Einzelehe, nur dem hohen Adel war Vielweiberei gestattet. Der Staat zerfiel in Hundertschaften (Ayllu). Eine Hundertschaft umfaßte ungefähr 100 waffenfähige Männer. Wie im alten germanischen Staate, so waren auch die Hundertschaften Geschlechtsgenossenschaften, d. h. ihre Mitglieder leiteten sich von einem gemeinsamen Urahnen ab. Ein solcher Hundertschaftsbezirk wurde „Marca“ genannt. Es ist wunderbar, daß der alte germanische Staat auch diesen Namen „Mark“ und auch in demselben Sinne kennt! Sehr häufig bestand die Marca nur aus einer einzigen Dorfschaft, doch waren auch jene Fälle nicht selten, wo sie 3, 4, 5 und noch mehr kleine Dörfer umfaßte. Es hing dies jedenfalls von der Örtlichkeit und der Fruchtbarkeit des Bodens ab. Jedes Dorf wählte aus dem Marklande einen Teil zum Anbau aus, man nannte dies Dorfland „Llactapache“. Das übrige Land wurde nicht aufgeteilt; es blieb gemeinsames Eigentum aller zur Marka gehörenden Dorfschaften. In der Nähe des Hauptdorfes befand sich gewöhnlich ein befestigter Zufluchtsort (Pucàra), in den sich bei feindlichen Einfällen die Markgenossen mit Weib und Kind zurückzogen. Demselben Zwecke dienten im alten Deutschland die Burgwälle oder sog. Schwedenschanzen.

Auch in den Städten siedelte jede Geschlechtsgenossenschaft für sich in einem besonderen Viertel; ein solches Viertel

zerfiel aber nicht in einen Haufen kleiner, zerstreut liegender Häuser, sondern es war ein großes, von Mauern umschlossenes, in Höfe abgeteiltes Häuserviertel. Jedes dieser großen Viertel barg in sich wieder eine Anzahl kleinerer Häuserviertel, die, wie die Ruinen noch deutlich erkennen lassen, in der Mitte einen viereckigen Hof enthielten. So zerfiel Cuzco in 17 Geschlechtsviertel. Man sieht hier ganz deutlich, wie aus einzelnen Dorfverbänden die Stadt zusammenwuchs.

Über je vier solcher Markas setzten die Inka einen Tucricuc, Aufseher. Die Tucricuc wurden von Cuzco geschickt und waren Angehörige des Inkastammes. Alljährlich im Frühjahr vor dem Beginn des großen Festes kehrte der Tucricuc nach Cuzco zurück, legte über seine Tätigkeit der Regierung Bericht ab und feierte mit seinem Stamme das Sonnenfest.

Über dem Tucricuc stand ein Provinzvorsteher „Capac Apu"; ganz Peru zerfiel nämlich in 4 Provinzen. Diese Provinzvorsteher wohnten jedoch nicht in ihrem Bezirk, sondern überwachten nur von Cuzco aus die Amtsführung der ihnen unterstellten Tucricucs. Es erinnert dies an die Einrichtung der Sendboten in dem alten Karolingerstaat. Der Tucricuc veranlaßte die Aushebung der Mannschaften für das Heer, überwachte die Ablieferung der Abgaben, ordnete die Frondienste, Wege- und Brückenbauten an, leitete das Rechtswesen, kurz alles war im Bezirke seiner Aufsicht unterstellt.

Dies möge über die Regierung des Staates genügen. Wir wollen nun noch genauer das Leben in der Markgenossenschaft betrachten.

Hatte man aus dem Markbesitz einen bestimmten Teil Land zum Ackerbau ausgewählt, so wurde dies Ackerland wieder in 4 Teile zerlegt, von dem der eine Teil dem Inka, der andere Teil dem Tempel gehörte, der 3. und 4. Teil bildete die eigentliche Dorfflur. Diese Dorfflur wurde alljährlich vom Dorfvorsteher in Ackerlose geteilt, und diese wurden den einzelnen Haushaltungen zugewiesen. Bei Verteilung der Ackerlose wurde die Größe der Familie in Betracht gezogen, sodaß größere Haushaltungen auch größere und bessere Ländereien erhielten. In der Dorfflur wurden auch Felder für die in der Dorfschaft vorhandenen altersschwachen und kranken Personen und für die Witwen und Waisen ausgeschieden.

Die Bestellung der Äcker geschah gemeinschaftlich durch alle Dorfgenossen, und ebenso war es mit der Ernte. Die Aufsicht über den Feldbau führte der Dorfvorsteher. Er rief des Abends durch eine Muscheltrompete die volljährigen Dorfgenossen zusammen und verabredete mit ihnen, wann am andern Tage mit dieser oder jener Arbeit begonnen werden sollte. In bestimmter Reihenfolge wurden die Felder bestellt: zuerst die der Inka, dann die der Priester, dann die der Armen, d. h. der Alten, Kranken und Witwen und zuletzt die eigenen Felder der Dorfgenossen. An der Feldarbeit nahmen Männer, Frauen und Kinder teil, und zwar arbeiteten je 10 zusammen, die unter Leitung eines Obmanns standen, der die Stelle eines Vorarbeiters vertrat. Die Männer brachen mit langen, spitzen Spaten den Boden auf, die Weiber und Kinder gingen hinterher und zerkleinerten mit Schaufeln und zugespitzten Stangen die aufgeworfenen Schollen. Pflüge kannten die Peruaner, da ihnen ein Zugtier fehlte, nicht.

Die Ernte wurde nicht geteilt, sondern jeder bekam, was auf seinem Felde gewachsen war; nur der Ertrag der Armenfelder wurde vom Dorfvorsteher unter die Bedürftigen verteilt. Die auf den Priesteräckern erzielten Erträge wurden von dem Tucricuc der zahlreichen Priesterschaft zugewiesen. Diese verbrauchten einmal davon für sich, dann wurden davon die Tempelbediensteten und Sonnenjungfrauen unterhalten. Ferner wurden hiervon die vielen Opfer und die großen Gelage an den hohen Festen bestritten. Die Erträge der Inkafelder dienten zum Unterhalt des Inka und seiner Bedienung, besonders aber zum Unterhalt des Kriegsheeres und der über das ganze Land verteilten Militärposten. Von den beiden Vierteln, die dem König und den Priestern zufielen, wurde ein Teil auch in Staatsspeichern als Vorrat für schlechtere Zeiten aufbewahrt.

Der Landbau stand in hoher Blüte. Man verwendete den Guano der Külsteninseln als Dünger, legte die Felder stufenartig an den Bergabhängen an und bewässerte sie künstlich durch Herbeileitung der Gebirgsbäche.

In einem großen Teile Perus, besonders an der Küste, nötigte gewissermaßen das Klima den Dorfschaften die gemeinsame Bestellung des Feldes auf. Bekanntlich sind an der peruanischen Küste Regenfälle äußerst selten; da nun aber der

Maisbau feuchtes Erdreich verlangt, so sah man sich zur Anlage künstlicher Bewässerungen gezwungen, deren Herstellung, Erhaltung und Inbetriebsetzung unbedingt gemeinsames Zusammenwirken und einheitliche Bewirtschaftung der Felder voraussetzte. In den Ortschaften an den kleinen Flüssen, welche von den Westabhängen der Kordilleren nach der Küste fließen, begnügte man sich meist damit, von dem Flusse aus kleine Kanäle oder Gräben auf die Felder zu leiten. Ende Mai oder Anfang Juni, vor der Aussaat, staute man dann auf mehrere Wochen die Wassermasse auf, die sich dann weithin über die Felder ergoß. In andern, minder günstig gelegenen Gegenden legte man im Gebirge Sammelbecken an und führte von dort oft mehrere Tagereisen weit durch kleine Kanäle das Wasser den Feldern zu. Diese Kanäle waren meist, wie noch heute an den erhaltenen Überresten ersichtlich ist, 2—3 m breit und ungefähr 2 m tief. Manche waren auch an den Seiten mit Sandsteinplatten eingefaßt. Auch unterirdische Kanäle, die oben sorgfältig mit Sandsteinplatten belegt waren, auf die dann Erde aufgeschüttet war, wurden vorgefunden.

Da es nicht selten vorkam, daß höher gelegene Ortschaften den unteren das Wasser abschnitten oder auf ihren Feldern so viel gebrauchten, daß die andern nicht genug zur Berieselung ihrer Fluren erhielten, so bestanden strenge Gesetze über die Entnahme von Wasser.

Man baute Quinoahirse, Mais, Kartoffeln, Bananen, verschiedene Bohnenarten und Agaven. Das Blatt des Kokastrauches wurde zur Anregung der Nerventätigkeit gekaut, galt aber nur als Genußmittel der Vornehmen, und nur selten wurde davon an das Volk verteilt. Tabak wurde nur geschnupft, nicht geraucht, und diente als Heilmittel. Baumwolle wurde in den warmen Tälern angebaut.

Als wertvolles Haus- und Lasttier besaß man das Lama. Jeder Haushaltung waren 5—6, höchstens 10 Stück, je nach der Größe der Kopfzahl zugeteilt. Daneben gab es auch noch eine Gemeindeherde; namentlich in den Gebirgsgegenden wurde Lamazucht betrieben. Zu den Dorfschaften, die größere Weidegründe besaßen, wurden auch die Herden der Inka und der Priesterschaft geschickt. Die Tiere wurden gezeichnet und dann den Dorfschaften zugeteilt, damit sie sie mit ihren eigenen

Beständen verpflegten. Von den Herden des Inka mußte beständig eine bestimmte Anzahl nach Cuzco geliefert werden, wo sie geschlachtet wurden; andere Teile wurden den über das Land zerstreuten Militärposten und den im Felde stehenden Truppen zugeschickt. Zu bestimmten Zeiten wurde ein Teil der Gemeindeherde getötet, aber nur männliche oder zur Zucht nicht mehr geeignete weibliche Tiere; das Fleisch wurde an die Haushaltungen verteilt. Es wurde aber nur zum kleineren Teile frisch gegessen, der größere wurde in Streifen geschnitten und getrocknet. Im allgemeinen war der Fleischverbrauch ein geringer. Neben den Lamas wurden auch noch Hunde und Bisamschweine als Haustiere gehalten.

Die Wolle, die von der Gemeindeherde, wie von den Herden des Inka und der Priesterschaft gewonnen wurde, wurde zweimal im Jahre unter die Familien der Dorfschaft nach Kopfzahl verteilt. Hiervon mußten die Dorfweber unter Aufsicht des Dorfvorstehers Zeuge für das ganze Dorf anfertigen; dasselbe geschah auch mit dem Leder. Der Rest der Wolle und des Leders wurde wieder an die Behörde zurückgegeben.

Die Tracht der Männer bestand in einem kurzen Rocke, der je nach der Provinz eine vorgeschriebene Farbe haben mußte; die Frauen trugen lange Obergewänder; dazu kamen bei beiden Geschlechtern noch Kopfbinden und Sandalen.

Wie die Herden Staatsgut waren, so war auch alles Gold und Silber Gemeingut. Es fand seine Verwendung fast nur in der Ausschmückung der Tempel und Paläste. Was dazu nicht gebraucht wurde, verarbeitete man zu Pflanzen, Blumen, Früchten und Tiergestalten, die in den Schatzhäusern der Tempelhöfe aufbewahrt wurden.

Alles war in diesem Staate bis ins einzelnste durch Gesetze geregelt, und ein Heer von Beamten wachte über die Ausführung derselben. Die große Menge des Volkes entbehrte jeder freien Bewegung, jeder Selbstbestimmung. Niemand durfte einen andern Beruf ergreifen als der Vater, niemand seinen Wohnort wechseln, niemand durfte Hagestolz bleiben.

So darf es uns auch nicht wundernehmen, daß das ganze Volk zum Kriegsdienst herangezogen und militärisch ausgebildet wurde. Dieser straffen Zucht ist auch die Unterwerfung der benachbarten Völkerschaften zuzuschreiben. Die Bewaffnung

bestand aus Kupferkeulen und bronzenen Streitäxten; Spieße und Pfeile waren mit Kupferspitzen versehen. Als Schutzwaffen bediente man sich baumwollener Panzer und mit Baumwolle gefütterter, hölzerner Helme, die bei den Vornehmen mit Metall und Edelsteinen, auch mit Tierbildern geziert waren, während der gemeine Mann nur eine Art Turban trug. Trommeln und Hörner bildeten die Kriegsmusik. Die Truppen lagerten im Felde unter baumwollenen Zelten. Die Schleuderer bildeten das Vortreffen, die Keulenmänner und Axtträger das Haupttreffen. Das Heer war genau in Abteilungen gegliedert und zählte in großen Kriegen bis zu 200000 Mann.

Auch die Gewerbtätigkeit lieferte beachtenswerte Erzeugnisse, namentlich die Töpfer, Weber und Metallarbeiter. Ohne das Eisen zu kennen, verstand man doch Gold, Silber und besonders Kupfer aus der Erde zu erbeuten und zu allerlei Geräten zu verarbeiten. Man fertigte lebensgroße Figuren aus Gold, Spiegel von poliertem Metall, selbst Brennspiegel. Die in den schönsten Mustern mit stilisierten Tiergestalten ausgeführten Gewebe bekunden einen ausgebildeten Farbensinn. Ja, man verstand sich sogar auf eine Art von Gobelinweberei, wie dies die Gräberfunde von Ancon beweisen.

Bewunderung erregen auch die Bauten der Peruaner. Die Wohnhäuser allerdings waren einfach. Im regenlosen Küstengebiete baute man sie aus an der Luft getrockneten Lehmziegeln (Adoben) und setzte auf die Mauern ein flaches Dach; im Gebirge verwendete man dagegen Steine. Die spitzen Dächer bestanden aus Holz, Gras und Stroh. Licht fiel nur durch die Tür in den innern Raum. Fenster kannte man nicht. Es fanden sich im Innern des Hauses Nischen, die gewissermaßen die Stelle von Schränken vertraten. Größere Ortschaften und Städte waren von mehreren Mauern umgeben, deren Tore nachts geschlossen wurden.

Großartiger waren die Tempelbauten und Festungen. So war der Sonnentempel ein quadratisches Gebäude, dessen Seiten je 350 Schritt lang waren. Von den Festungen sind noch 3 erhalten. Die Festung Sacsahuaman oberhalb Cuzco ist von drei winkelartig vorspringenden, kyklopischen Steinmauern umschlossen. Gewaltige Tore, riesige Steinwälle und Turmanlagen erregen heute noch unser Staunen. Die Pracht-

bauten zeigen einen ernsten, einförmigen Stil, denn der Schmuck der Säulen fehlt, dagegen sind sie mit stilisierten Bildern von erhabener Steinmetzarbeit geziert.

Weit wichtiger sind die gewaltigen Wasserleitungen und Brückenbauten. Die Wasserleitungen führten vielfach aus feuchteren Gegenden in trockenere, besonders nach der Küste. Heute noch staunt man über die 42 Meter lange und 49 Meter hohe Steinbrücke von Pachachaca. Bei allen diesen Bauten wurden weder Gewölbe errichtet, noch gebrannte Ziegel verwendet. Die Leitung dieser wichtigen Bauten lag in den Händen von Angehörigen der Inkakaste, die von Cuzco aus als Leiter nach den betreffenden Ortschaften abgesandt wurden und nach Beendigung der Arbeit wieder zu ihrem Geschlecht zurückkehrten.

Das Großartigste aber, was die Inka geschaffen haben, waren die vortrefflichen Kunststraßen, die das ganze Reich durchzogen. Vier Hauptstraßen, die nach den vier Himmelsrichtungen gingen, liefen in Cuzco zusammen. Die längste der Straßen führte in grader Linie nach Norden und hatte eine Länge von 225 Meilen. Sie setzte in möglichst gerader Richtung über Berge und Täler hinweg und war 4—7 Meter breit, mit behauenen Quadern gepflastert und durch Mauern eingefaßt oder mit schattenspendenden Baumreihen. Man hatte Schluchten ausgefüllt, Felsen gesprengt und lange Treppenfluchten angelegt, denn da man Wagen nicht kannte und die Lamas allein zum Lasttragen verwendet wurden, so bildeten diese Treppen kein Hindernis für den Verkehr, wohl aber bereiteten sie der spanischen Reiterei bei ihrem Vordringen große Hindernisse. Die Bergströme wurden auf steinernen und hölzernen oder auch auf Seilbrücken überquert. Meilensteine gaben oft die Entfernungen an. Alle 3—4 Meilen waren Herbergen (Tambos) für den Inka und sein Gefolge errichtet. Auch besorgten auf diesen Straßen Läufer (Chasquis) den Nachrichtendienst, sodaß der König und die 4 Statthalter von allen Vorkommnissen im Reiche aufs schnellste Kenntnis erhielten. Auch kleine Pakete für den Inka beförderten diese. So soll es möglich gewesen sein, daß an der königlichen Tafel frische Fische gegessen wurden, die in der Südsee gefangen waren. In gewissen Abständen waren deshalb an den Heerstraßen kleine Hütten

errichtet, in denen stets 2 oder 3 Läufer bereit sein mußten. Die Läufer mußten von den an den Heerstraßen liegenden Ortschaften gestellt werden und wechselten jeden Monat ab. Wer denkt da nicht an die persische Königsstraße mit ihren Rasthäusern, die von Milet bis Susa hinaufführten!

Der Spanier Sarmiento, der die Inkastraßen noch in ihrer ganzen Erhaltung sah, sagt: Kaiser Karl würde mit aller seiner Macht nicht einen Teil dessen schaffen, was die wohlgeordnete Regierung der Inka über die gehorchenden Stämme vermochte. Hernando Pizarro ruft aus: „In der ganzen Christenheit sind so herrliche Wege nirgends zu sehen." Und Alexander von Humboldt schreibt: Was ich von römischen Kunststraßen in Italien, dem südlichen Frankreich und Spanien gesehen habe, war nicht großartiger als diese Werke der alten Peruaner; dazu finden sich diese nach meinen Barometermessungen in einer Höhe von 12440 Fuß.

Infolge dieser geordneten Einrichtung des Staates konnten Statistiker genaue Verzeichnisse über die Zahl der Bevölkerung, der Geburten und Todesfälle, sowie über die Abgaben, die in den Speichern aufbewahrten Lebensmittel, Kleidungsstücke und Waffen führen. Sie bedienten sich dazu in Ermangelung einer Schrift einer eigentümlichen Bezeichnungsweise durch Knoten (Kipus). Diese Knotenschnüre bestanden aus einem Hauptstrange, von welchem kleinere, wollene Schnüre in verschiedenen Farben herabhingen. In diese wurden verschiedenartige Knoten geschlungen und dadurch wurden unter Zuhülfenahme der Farbenunterschiede die mannigfaltigsten Begriffe und Zahlengrößen ausgedrückt. Solche Kipu-Bündel konnten das Gewicht eines halben Centners erreichen. Die Stärke und Länge der Schnüre, die Art und Weise der Verknüpfung, die Zusammensetzung der Farben hatte bestimmten Sinn und bestimmte Bedeutung. Weiß hieß: Frieden oder Silber, rot Krieg oder Soldaten, gelb — das Gold, grün — der Mais. Auch heute noch verständigen sich die Urwaldindianer auf diese Weise untereinander, halten aber ihre Deutung vor den Weißen geheim. Wem fällt da nicht jenes Vorkommnis an der Isterbrücke in Thracien ein, das uns Herodot erzählt, wonach Darius dem Anführer der Jonier, Histiäus von Milet, einen Riemen mit 60 Knoten überreichte! Hier begegnen uns die Anfänge derselben Verständigungsart, die die Peruaner kunstvoller ausgebildet haben!

Zum Schluß lassen Sie uns noch von der Art der Bestattung der Toten sprechen, denn gerade daraus kann man wichtige Schlüsse auf die Denkweise eines Volkes tun. Die Peruaner glaubten auch an ein Fortleben nach dem Tode, deshalb balsamierten sie auch die Leichen ein. Kräuter und Harze verwandte man allerdings nur für die Leichen der Vornehmen, die Leiber der Ärmeren wurden unter Einwirkung der trockenen Luft zu Mumien verwandelt. Auch bei der Bestattung machte man Unterschiede. Die Mumien der Inka saßen im Sonnentempel zu Cuzco auf goldenen Stühlen, in die Augenhöhlen goß man eine Harzmasse, die steinhart wurde und goldigrot, wie Bernstein glänzte, für die Vornehmen baute man steinerne Erbbegräbnisse, die gewöhnlichen Leute aber wurden auf Friedhöfen beigesetzt in Grabstätten, die bis 6 m tief waren. Überall findet man die Leichen in hockender oder kauernder Stellung, erst mit Baumwollenzeug und Binden umwunden und dann mit einem Gewand bekleidet. Den Leichnam hüllte man dann weiter noch in dicke Lagen von Baumwolle und nähte ihn in einen Sack oder geflochtene Matten ein, die mit Stricken zusammengehalten wurden. Den so Beerdigten gab man allerlei Hausrat mit, wie er im täglichen Leben gebraucht wurde, auch Talismane, Waffen, Schmuckgegenstände, verzierte und bemalte Tongefäße, Flaschen und Trinkgegenstände, Spinngerätschaften, Arbeitskörbchen, kunstvoll gewebte Stoffe, Kinderspielzeug und zuweilen auch Mumien von Haustieren. Gerade diese Gräberfunde lassen uns einen tiefen Blick in das Kulturleben, die Denkweise und Begabung dieses alten Volkes tun. Um so tiefer ist es daher zu beklagen, daß diese vielversprechenden Keime einer höheren Gesittung von den Spaniern so schonungslos zertreten wurden.

Man hat das Inkareich eine sozialistische Monarchie genannt, in der die kommunistischen Ideen unserer Sozialdemokraten verwirklicht waren. Das ist nicht richtig. Was an Kommunismus uns in den Einrichtungen des Inkareichs begegnet, finden wir auf einer gewissen Stufe der Entwicklung bei allen heutigen Kulturvölkern, es ist dies der urwüchsige Agrarkommunismus, der auch in den altgermanischen Staaten herrschte und auf dem Geschlechterverband beruhte.

Auch im heutigen Rußland ist er noch vorhanden, wo bis auf diese Stunde der gemeinschaftliche Dorfacker, der „Mir" besteht. Das aber lernen wir aus den Einrichtungen des Inkareiches, daß ein solcher sozialistischer Staat, infolge des natürlichen Hanges der Menschen zur Trägheit, nur bestehen kann, wenn alles bis ins einzelnste von Aufsehern überwacht wird, und ein derartiger Polizeistaat würde wohl unsern Sozialdemokraten sehr wenig passen.

Miscellanea Erfurtensia.

Von

Dr. C. G. Brandis
Direktor der Universitäts-Bibliothek zu Jena.

1. Ein Brief des Eobanus Hessus.

In der Handschrift Bud. Fol. 145 der Jenaer Universitäts-Bibliothek findet sich der unten abgedruckte Brief des Eobanus Hessus, welcher bisher, soviel ich sehe, unveröffentlicht ist.

Wiederholt schon haben Forscher diesen Codex Buderi besprochen und Stücke aus ihm herausgegeben, wie Hesse in der Zeitschrift für deutsches Altertum Bd. 8, p. 466, Michelsen in der Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte Bd. 1, p. 73 und in Rechtsdenkmalen aus Thüringen p. 25 und 101, Karl Hermann in der Bibliotheca Erfurtina p. 76 sub Nr. 22 d und zuletzt Reiche, als er aus ihm die Chronik des Hartung Cammermeister edirte. Die Handschrift enthält Stücke verschiedener Art, außer der eben erwähnten Chronik städtische Statuten und Ordnungen und Verträge; zwischen sie eingestreut findet sich der Brief des Hessus und ein Auszug aus Agricola's Sprichwörtern. Auf fol. 74—83 r steht die Meinzcisch vortracht, der auf fol. 83 v—90 r die Furstlich vortracht (1483) folgt, fol. 90 v enthält den Brief des Hessus, dann sind einige Blätter herausgerissen, dann folgen 2 leere Blätter und dann Agricola's Sprichwörter im Auszug.

Es ist also ganz sicher, daß wir Eoban's Brief nicht im Original, sondern in einer Abschrift vor uns haben.

Da dieser Brief nun, wie wir sehen werden, nicht vor dem Jahre 1515 ausgefertigt sein kann, da andererseits Agricola's Sprichwörter, worauf Reiche schon hinwies, 1528 erschienen, so wird unsere Handschrift nicht vor dem 2. Viertel des 16. Jahrhunderts geschrieben, oder, wie man wohl in Rücksicht

auf die verschiedenen Schreiberhände besser sagt, zusammengestellt sein; denn das ist ja nicht ausgeschlossen, daß das eine oder andere Stück früher geschrieben ist, aber in seinen jetzigen Zusammenhang ist es erst eingereiht, als die Handschrift, wie sie heute vorliegt, entstand, und dieser Zeitpunkt kann nicht, wie gesagt, vor das 2. Viertel des 16. Jahrhunderts fallen.

Also aus der Anlage und Zusammensetzung der Handschrift ergeben sich keine näheren und genaueren Daten für die Entstehungszeit des Hessus'schen Briefes. Diese sind nur aus ihm selbst zu gewinnen. In der Überschrift nennt sich der Schreiber Eobanus Hessus Rex und gibt dem Adressaten den Titel Architriclinus. Bekannt ist ja, daß Eoban nach mehrjähriger Abwesenheit von Erfurt und nach einem längeren Aufenthalt in Preußen und an den Universitäten Frankfurt a. O. und Leipzig nach Erfurt im Jahre 1514 zurückkehrte. Seit dem Anfang des folgenden Jahres, nachdem Reuchlin in einem Briefe den Namen Hesse nach dem griechischen Ἐσσήν, d. i. König, umgedeutet und seinen Träger als den wahren König der Dichter begrüßt hatte, nannte er sich Rex. Aber nicht genug damit; seine Frau wurde Regina, seine Kinder wurden zu Prinzen und Prinzessinnen, aus seinen Freunden wählte er sich Herzöge und Fürsten aus (s. Krause, Helius Eobanus Hessus I. 144). In diesen Zusammenhang paßt es durchaus, daß er den Adressaten seinen architriclinus nennt, seinen Erztruchseß, womit er das Bild vom Königlichen Hofstaat, welcher dem Rex gebührt, weiter ausführt. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Brief nach 1515 geschrieben ist. Da aber diese Scherze vom König und seinem Hofstaat durch Jahre sich hinziehen, ist aus der Überschrift des Briefes nur der terminus post quem zu gewinnen; einen terminus ante quem ergibt wohl die Erwägung, daß der Brief vor Eoban's Fortgang aus Erfurt, also vor 1526, geschrieben ist. Das scheint der Schluß des Briefes zu ergeben, denn wenn jemand schreibt: quodsi factum gaudes, tuum erit sub vesperum, vel si mavis etiam nunc nos accedere ut quod dudum optaveras re ipsa tandem consequare, so befinden sich Schreiber und Adressat doch in einer Stadt. Und diese Stadt scheint mir Erfurt, nicht Nürnberg oder Marburg, in denen Eoban sich später

aufhielt, zu sein. Denn daß der Cyriacus Hilgner unseres Briefes mit dem Ciriacus Hilkener Erffordensis, welcher nach der Erfurter Matrikel am 15. Oktober des Jahres 1518 immatrikuliert wurde, identisch ist, möchte ich glauben. Dies spricht für Erfurt. Die im letzten Verse erwähnten pulchra Salinarum moenia können nicht weit vom Wohnsitz des Angeredeten entfernt sein, das ergibt der Zusammenhang. Welcher Ort ist aber darunter zu verstehen? Darüber wage ich keine Vermutung auszusprechen. Man könnte an Langensalza, Sulza, Frankenhausen denken; aber etwas Entscheidendes für eine dieser Städte oder eine andere Stadt, worauf der Vers mit seinen zwei Forderungen, welche man an sie stellen müßte, paßte, weiß ich nicht beizubringen. Der Brief ist nach 1515 und vor 1526 geschrieben, aber sicher liegt seine Entstehungszeit näher an 1526 als an 1515; denn da der Adressat erst 1518 immatrikuliert wurde, ist wohl anzunehmen, daß Hessus nicht gleich beim Beginn des Studiums, sondern erst am Ende desselben, oder gar erst nach dessen Beendigung dem Hilgner sich so befreundete, daß er ihm einen Platz in seinem Hofstaat anwies und ihm darin die Würde eines architriclinus übertrug.

Ich lasse jetzt den Brief selbst folgen, wobei ich nur bemerke, daß ich die wenigen Abkürzungen aufgelöst habe.

Eobanus Hessus Rex Cyriaco Hilgnero
Architriclino suo Salutem.

Exegi monumentum aere perhennius, ut ille inquit. Ad calcem laboris quem nobis optime Architricline imposuisti pervenimus amoresque tuos vel potius tuis similes tametsi ad omnia nolim similes, peregimus. Convertimus libellum istum in tuam gratiam quem tu optabas Maxime, et convertimus non oscitanter, quamvis aliquanto quam tu volebas tardius tarditatem tum illam, nisi fallor fidelitate convertendi compensavimus. Quodsi factum gaudes tuum erit sub vesperum, vel si mavis etiam nunc nos accedere ut quod dudum optaveras re ipsa tandem consequare, et ut versibus concludam.

Quodsi non fingis, quem iactas semper Amorem
Atque est ulla oculis grata puella tuis
Dura Sigismundae pereuntis fata dolebis

Talia dumque leges vulnera cautus eris
quin potius, si te novi, iam peius amabis
quecumque est oculis grata puella tuis
et nisi vana animum veri delusit imago
pulchra Salinarum moenia saepe petes.

Zur Erläuterung des Briefes ist nicht viel zu sagen, nachdem wir über die Entstehungszeit und den Adressaten gesprochen haben. Es ergibt sich ja aus ihm selbst, daß der von Eoban Angeredete liebte, freilich wohl nicht grade glücklich. Das für ihn übersetzte Buch ist natürlich dasselbe, worauf Eoban in den Versen: „Dura Sigismundae pereuntis fata dolebis; talia dumque leges vulnera cautus eris“ anspielt. Also hatte er Boccaccio's Erzählung von Guiscard und Ghismonda übersetzt. Und das scheint mir der Beachtung wert zu sein. Denn bisher war es nicht bekannt, daß Eoban zu Boccaccio Fühlung hatte. Oft genug ist ja grade des letzteren Erzählung von der schönen und unglücklichen Tochter Tancreds übersetzt worden (s. Dunlop's Geschichte der Prosadichtungen. Aus dem Englischen von Fel. Liebrecht p. 231); in Jena finden sich handschriftlich die Übertragungen dieser Novelle von Leonardus Aretinus und von Philippus Beroaldus; aber bisher war kein Deutscher unter den Übersetzern bekannt. Diese Lücke füllt unser Brief. Schade, daß nicht auch mit ihm die Übersetzung selbst erhalten ist. Ob sie auf den unmittelbar hinter fol. 90v herausgerissenen Blättern stand?

---

2. Zur Ueberlieferungsgeschichte des Erphurdianus Antiquitatum Variloquus.

Das unter diesem Namen bekannte Geschichtsbuch gab zuerst J. B. Mencke, neuerdings auf Grund der Jenaischen Handschrift R. Thiele heraus (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen. Bd. 42. Halle 1906). Daß unter den vorhandenen

Handschriften einzig und allein die Jenaer in Betracht kommt, hat der neueste Herausgeber mit Recht betont; daß er sie also seinem Druck zu Grunde gelegt und einen weit besseren Text hergestellt hat als derjenige ist, den wir bis dahin bei Mencke lasen, ist dankbar anzuerkennen. Aber in der Geschichte dieses Jenaer Codex können wir über das, was Thiele darüber in seiner Einleitung sagte, hinauskommen; das ist nicht unwichtig, wie wir sehen werden.

Die Jenaer Handschrift ist ein Miscellancodex und enthält, wie Thiele schon richtig angibt: 1. Das s. g. Bibrabüchlein. 2. Die Concordata Gerhardi nebst Teilen der Erfurter Willkür. 3. Die Legenda patroni Germaniae sanctissimi Bonifacii. 4. Den Erphordianus antiquitatum variloquus, und endlich 5. einen Anhang, dessen einzelne Bestandteile man bei Thiele S. 19 nachlesen kann. Gebunden ist sie in die Blätter einer Druckschrift, welche außen mit grüner Farbe überstrichen worden sind. Der Inhalt sowohl als das eben angegebene äußere Merkmal sind so charakteristisch, daß ein Zweifel an der Richtigkeit der Beziehung der nunmehr zu besprechenden Stellen auf den eben beschriebenen Codex völlig ausgeschlossen ist.

1. Auf dem 1. Blatt des Jenaer Codex steht von einer Hand des 17.—18. Jahrhunderts: hunc librum ex bibliotheca Neumeieriana sese comparasse indicat gaudetque D. Casp. Sagittarius in Epistula de antiquo Thuringiae statu pg. 60.

2. In dieser Epistula, Jena 1675 erschienen, ist zu lesen: . . . . nisi forte iam tum primum Ludovicum id habuisse iuris cum Generoso Domino Johanne Wilhelmo Neumeiero a Ramsla velis asserere. Is enim margini Auctoris de Landgraviis sequentia adscripsit: Vide Legendam S. Bonifacii in einem grünen Buch in quarto, so ich Herrn Friedrich Hortleder geliehen, darin das Landgericht in Thüringen beschrieben, dessen dieser Landgraff der Oberste Richter gewesen. Factum autem non sine singulari fortuna & publici ut opinor boni commodo, quod istum librum Legendam S. Bonifacii complexum ex Neumeieriana bibliotheca non ita pridem hic distracta mihi vindicaverim. Nam is ipse codex est, qui toties laudatum quoque Antiquitatum Erfurtensium Variloquum continet.

3. Sagittarius schreibt an Caspar Matthäus Eylenberg, Ictus und Syndicus des Domkapitels in Naumburg (Jena U.-B. Hdschr. fol. 21, Nr. 1):

Jena, 9. Sept. 1674.

So habe auch vor weniger Zeit aus des edlen Hr. Joh. Wilh. Neumaiers auff Ramsla herrlicher, aber sehr nunmehr verstreueten Bibliothek ein Ms. bekommen, dessen Titulus Variloquus Antiquitatum Erffurtensium, hält in sich brevem illius urbis ab origine usque ad an. 1517 historiam, und ist sonderlich in der seditione initio superioris seculi accurat. Ich habe schon an unterschiedliche geschrieben (doch noch nach Erffurth nicht). Wollen das Buch nicht kennen. Nur Rivander in Chron. Thuring. nennts einsmahl (fol. 421) bloß Variloquum. Es ist auch eine legenda de S. Bonifacio dabey. Dürfte auch noch wol nicht ediret seyn. Wie auch Johannis de Bybera de privilegiis Ecclesiae Moguntinae in Erffurt. Ist von dem ersten M. Hochge. Hr. etwas bekand, verlange Nachricht, werde es bey edirung rühmen. (Eylenberg schreibt dazu am Rande: Hermanni de Bibra gedruckt Spangenberg in chr. Mansf. fol. 333).

4. Sagittarius in Antiquitates gentilismi et christianismi Thüringici, Jena 1685, sagt S. 349: Ich aber habe vor etwa zehen Jahren aus der Neumaierischen Bibliothec eine (wie die Oberschrift lautet) Legendam Patroni Germaniae Sanctissimi Bonifacii bekommen. . . . .

Hieraus ergibt sich mit völliger Sicherheit, daß Sagittarius die Handschrift aus der Bibliothek des Joh. Wilh. Neumaier auf Ramsla erwarb. Dieser Neumaier (auch Neumayr), gb. 1570, † nach 1644, ist der Begleiter des Herzogs Johann Ernst von Weimar auf dessen Reise nach Frankreich, England und Niederland im Jahre 1613. Eine umständliche Beschreibung dieser Reise ließ Neumaier in Jena 1620 drucken. Der Herzog Johann Ernst war von Hortleder erzogen; die Bekanntschaft Neumaiers und Hortleders ist also sicher vorauszusetzen, wie sie sich schon aus der Nähe der beiden Orte Weimar und Ramsla ergeben würde. Daher ist es nur natürlich, wenn Neumaier seine Handschrift an Hortleder lieh, der wenigstens von der

Legenda Bonifacii eine Abschrift nahm. Und daß die Hortleder'sche Abschrift dieser Legende dem Mencke'schen Druck zu Grunde liegt, geht deutlich aus folgenden Worten hervor (I. praef. fol. 3 b v): cum — — — et exemplum in meas manus incidisset, quod et Tenzeliano subinde ut collationes docent correctius et simul Viri docti notis illustratum esset, ei hunc locum minime in collectione nostra denegandum, notas tamen Tentzelianas quae in omnium sunt manibus minime describendas putavi. Et quamvis non bene recorder, unde ad me venerit hic codex, facile tamen crediderim ex Sagittariano illo descriptum esse, cum ipse fateatur l. c. p. 349 se eum e Bibliotheca Neumeyeriana comparasse et nostro in titulo adscripta sunt verba: e Msto. Vetusto do Wilhelmi Neumeyeri a Ramsla. Quamquam Tentzelius potius l. c. p. 343 eundem codicem antea Hortlederi fuisse, a quo et scholia addita olim ab Ill. Zollmanno modo supra laudato edenda diserte profitetur; ut adeo minime dubitem haec ipsa quae dedimus scholia Hortlederi illa esse etsi nomen viri addere in titulo nondum ausi sumus.

Aber wie steht es nun mit dem Variloquus, den Mencke II Sp. 461 e bibliotheca et cum notis do Georgii Eccardi drucken ließ? Er sagt selbst II praef. fol. b v: debemus id illustri do Georgio ab Eckardt . . . ceterum non ignoramus Cel. Casp. Sagittarium Variloquum hunc in eodem codice, qui legendam S. Bonifacii, de qua supra ad tom. I, continebat, asservasse ut ipse testatur in epist. de ant. statu Thur. p. 60 neque minus accepimus eum hodie ut reliqua Sagittariana esse in manibus Cel. Poly. Leyseri: at cum eundem codicem lacunis multis laborare intelleximus, nullas inde suppetias speravimus facileque nobis persuasimus nostra ex illo ipso codice fuisse descripta.

Beachtet man die Redewendungen non ignoramus — neque minus accepimus, so leuchtet wohl ein, daß Mencke es als durch Hörensagen vernommen bezeichnen will, daß die Handschrift des Variloquus in den Händen Polycarp Leysers wäre. In der Tat ist diese Annahme auch falsch: denn aus dem Besitz Sagittars ging der Codex mit allen Büchern des Gelehrten durch Erbschaft an die akademische Bibliothek in Jena. Was dem von Mencke verzeichneten Gerücht zu Grunde liegen könnte, ist die Tatsache, daß die von Sagittarius selbst herrührenden Manuscripte nicht an die akademische Bibliothek

kamen, sondern in den Besitz des Jo. Andreas Schmidt übergingen. Cf. dessen vita Sagittarii p. 103: de scriptis manu beati viri consignatis id dicere possum, quod facultatem mihi dederit plenam vendendi quaedam eorum, alia etiam certo pretio bibliopolis concedendi, ut publica luce donarentur. Also kann Leyser sehr gut Sagittarische Manuscripte besessen haben; es waren aber dann seine eigenen Handschriften, nicht solche, welche er nicht geschrieben, sondern nur im Besitz gehabt hatte. Demnach folgt aus den eben angeführten Worten Mencke's, daß die seinem Abdruck des Variloquus zu Grunde liegende Handschrift eine Abschrift des Sagittarischen Codex war. Wie Eckardt dazu kam, weiß ich nicht; ich möchte aber darauf aufmerksam machen, daß schon volle 100 Jahre früher Zacharias Rivander in seiner Düringischen Chronica, Frankfurt 1581, p. 421, eine Stelle aus dem Variloquus anführt (bei Thiele p. 132/133), also doch auch wohl eine Abschrift desselben in Händen gehabt hat, denn gedruckt wurde er zuerst durch Mencke 1728. Es gab also frühzeitig mehrere Abschriften, wie ja auch der Jenaische Codex eine solche ist; die Geschichte des letzteren können wir über Neumeyer hinaus nicht verfolgen, von Neumeyer kam er an Sagittarius, von Sagittarius nach seinem Tode 1694 an die akademische Bibliothek in Jena, wo er heute noch unter der Signatur codex Sagittarianus q. 5 aufbewahrt wird. Und weiter geht sicher der Mencke'sche Druck sowohl der legenda Bonifacii als auch des Variloquus auf Abschriften zurück, welche vom Jenaischen Codex gemacht sind. Über die beiden Handschriften des Variloquus von Halle und Hannover lohnt es nicht recht zn sprechen, da sie nach Thiele nur Abschriften einer Abschrift sind. Aus Autopsie kenne ich sie nicht.

Druck von Fr. Bartholomäus, Erfurt.

Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXXIV.

ERFURT 1908.
Verlag von Carl Villaret
(Inhaber Arthur Frahm).

A. Abhandlungen.

Sprachliche Beobachtungen und Bemerkungen

von

Professor Dr. E. Bernhardt.

Vorwort.

Der nachstehende Aufsatz, voraussichtlich das letzte Erzeugnis meiner Feder, beschäftigt sich zuerst mit dem bekannten Buche Wustmanns „Allerhand Sprachdummheiten“ (3. Auflage, Leipzig 1902). Es wird zunächst der Nachweis versucht, daß Wustmann der Sprache in manchen Dingen willkürliche Beschränkungen auferlegt, dann aber, daß seine Weisungen, meist wohl begründete Weisungen noch nicht genug befolgt werden. Darauf folgen einige Bemerkungen über Rechtschreibung, insbesondere über die Schreibung der Erfurter Straßennamen. Den Schluß bildet ein Abschnitt über Fremdwörter; er enthält Geschichtliches über diesen Gegenstand und handelt dann vom Fremdwort in der Sprache unserer Zeitungen und schließlich vom Fremdwort auf der Straße.

Der Aufsatz, wie man sieht, ein buntes Allerlei sprachlicher Dinge, bringt keine Ergebnisse neuer Forschungen und beansprucht keine eigentlich wissenschaftliche Bedeutung, aber gemeinnützig darf er sich wohl nennen; er verficht, wie ich meine, eine gute Sache. Somit ist er vielleicht einer Stelle im Jahrbuche unserer Akademie gemeinnütziger Wissenschaften nicht unwert.

Erfurt, im Juni 1908.

Der Verfasser.

Sprachliche Beobachtungen und Bemerkungen.

Unter obiger Ueberschrift habe ich im Blankenhainer Kreisblatt (1906, N. 79 ff.) einen Aufsatz veröffentlicht, den ich hier in mehrfach veränderter und erweiterter Gestalt wiederhole.

Die Pflege und Reinhaltung unserer Muttersprache scheint mir eine Aufgabe zu sein, die unserer Akademie gemeinnütziger Wissenschaften wohl ansteht. Ich erblicke in solchem Bestreben gewissermaßen die Fortsetzung meiner mehr als vierzigjährigen Amtstätigkeit, während welcher ich gegen 15000 deutsche Aufsätze von Schülern und Schülerinnen durchgesehen habe.

Dem eben bezeichneten Streben, der Pflege und Reinhaltung unserer Muttersprache, ist das sehr verdienstreiche Buch Wustmanns „Allerhand Sprachdummheiten" (3. Auflage, Leipzig 1902) gewidmet, auf welches ein großer Teil der folgenden Ausführungen Bezug nimmt. In den allermeisten Dingen bin ich mit Wustmann einverstanden; nur ist der gewaltige Aufwand sittlicher Entrüstung, mit dem er die „Sprachdummheiten" bekämpft, nicht nach meinem Geschmack, und ich meine, daß er nicht immer auf das Recht des Gewordenen und auf die Geschichte der Sprache gebührende Rücksicht nimmt. Letzteren Vorwurf will ich zunächst durch einige Belege begründen. Wahrscheinlich haben schon frühere Beurteiler des Buches solche Bedenken vorgebracht; es ist mir aber keine Besprechung derselben bekannt geworden.

I. Zunächst nehme ich, als getreuer Untertan, Seine Majestät den Kaiser in Schutz. In einer Zeitung las ich vor einiger Zeit: „In Erlassen und Dokumenten des Kaisers, den doch vielleicht die Nachwelt einmal den Redner nennen wird, ist das verpönte *derselbe* an Stellen, wo *er* stehen müßte, nicht selten, und die gräuliche (!) Inversion nach *und* beinahe die Regel".

Ein anderes Blatt bezeichnete die Inversion nach *und* in einem Kaiserlichen Erlass als „schweren stilistischen Schnitzer". Die Verfasser beider Artikel befinden sich in Uebereinstimmung mit Wustmann, der gegen *derselbe* (S. 222), sowie gegen die Inversion nach *und* (S. 297) Pfeile des Zorns richtet. Beide angebliche Fehler finden sich z. B. in folgendem Satze beisammen: „Wir haben noch einen Bestand vorjähriger Ware auf Lager, und geben wir dieselbe zu mäßigem Preise ab".

Wir wenden uns zuerst zur Inversion nach *und.* Die beiordnenden Bindewörter, wie *aber, oder, doch, also,* verlangen, wenn der zweite Satz sein eignes Subject hat, zum Teil die Wortstellung Subject — Zeitwort, z. B. „Du hast gefehlt, aber ich verzeihe dir", andere die Stellung Zeitwort — Subject, z. B. „Du hast bereut, daher verzeihe ich dir"; einige aber lassen beiderlei Wortstellungen zu, so *doch, jedoch, indessen, also,* z. B. „Du hast gefehlt, doch ich verzeihe dir" oder „Du hast gefehlt, doch verzeihe ich dir". Zu diesen letzten gehört *und.* Die Inversion nach *und* mißfällt zwar, wie ich wohl weiß, vielen Grammatikern, aber sie ist uralt, findet sich schon im Althochdeutschen, sehr häufig in der mittelhochdeutschen Dichtung und Prosa und ist auch den beiden Sprachgewaltigen der neuen Zeit, Luther und Goethe, geläufig. Von Luther gibt dies Wustmann selbst zu (S. 301); über Goethe vgl. Lehmann, Goethes Sprachgebrauch S. 368. Wer also die Inversion nach *und* anwendet, befindet sich in bester Gesellschaft, und wenn Seine Majestät der Kaiser in einem Erlasse an die Provinz Schlesien schrieb „Die zahlreichen Beweise der Liebe — haben mich mit hoher Genugtuung erfüllt, *und kann ich* aus der Provinz nicht scheiden ohne — u. s. w.", so wird ihm mit Unrecht, wie oben erwähnt ist, „ein schwerer stilistischer Schnitzer" vorgeworfen.

II. Ganz ähnlich verhält es sich mit *derselbe.* Den Gebrauch dieses Fürworts da, wo es nicht dem lateinischen *idem* entspricht, nicht die Identität ausdrückt, sondern durch *er* oder *dieser* ersetzt werden könnte, verwirft Wustmann durchaus als eine geschmacklose und schwerfällige Erfindung des „papiernen Stils" (S. 222). Der Gebrauch ist aber sehr alt, in mittelhochdeutscher Dichtung und Prosa ganz gewöhnlich, auch neben einem Hauptwort, wo wir heute *dieser* setzen würden. Luther sagt (I. Mos. II, 3): „Gott segnete den Tag und heiligte ihn,

darum daß er an *demselben* geruht hatte". Bei Goethe lesen wir: „Kleinigkeiten, die er von Mariannen erhalten oder *derselben* geraubt hatte".

Ich könnte noch viele Stellen aus anerkannt sprachkundigen und sorgfältigen Schriftstellern anführen, z. B. aus den Werken des bekannten Germanisten Erdmann, auf den sich Wustmann gern beruft. Daß *er* oder *dieser* kürzer und bequemer sind, verkenne ich nicht, will auch dem übermäßigen Gebrauch von *derselbe,* wofür Wustmann abschreckende Beispiele beibringt, durchaus nicht das Wort reden, aber es ist kein Schade, wenn der Sprache für einen Begriff mehrere Ausdrücke zu Gebote stehen. Auch hier ist zu sagen: Wer das Fürwort *derselbe* in dem angegebenen Sinne gebraucht, befindet sich in bester Gesellschaft. Mit dem Bedeutungswandel von *derselbe* vergleicht sich einigermaßen der des griechischen *αὐτός* in der attischen Sprache.

III. Eine ähnliche willkürliche Beschränkung legt Wustmann der Sprache dadurch auf, daß er das Relativ *welcher* verwirft; er will es überall durch *der* ersetzen (S. 110). Ich will hier nicht die Kraftausdrücke anführen, welche (sit venia verbo) er gegen das unschuldige *welcher* schleudert; „langweilig" ist der gelindeste darunter. Ich gebe zu, daß die ursprüngliche Bedeutung des Fürworts *welcher* nicht die relative ist; aber unzählige Worte haben einen Wandel der Bedeutung im Laufe der Sprachentwicklung erfahren und stehen doch in der neu gewonnenen Bedeutung im Sprachgebrauche unanfechtbar fest. Ich gedenke unten die Geschichte von *welcher* mit dem naturgemäßen Wandel der Bedeutung darzulegen. Ich gebe ferner zu, daß das Relativ *welcher* mehr der Schriftsprache oder der gehobenen Rede angehört, während die alltägliche unbefangene Rede sich des Relativs *der* bedient; aber ich frage auch hier: ist es ein Schade, wenn der Sprache für denselben Begriff mehrere Ausdrücke zu Gebote stehen? Und ist es bedauerlich, wenn sich die Schriftsprache und die gehobene Rede in etwas von der alltäglichen mündlichen unterscheidet? Wer die Anwendung von *welcher* fehlerhaft oder geschmacklos nennt, fällt damit das gleiche Urteil über den Stil unserer klassischen Schriftsteller. In Goethes „Wahrheit und Dichtung" z. B. zählte ich auf den ersten sieben Seiten, abgesehen von *deren* und *dessen*

— die Genitive *welches, welcher* sind ja wenig üblich — 17 Fälle von *der,* 14 von *welcher;* auf den ersten 5 Seiten von Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges steht *welcher* achtmal, *der* ebenso oft. In der Griechischen Geschichte von Curtius, einem Werke von klassisch reinem und edlem Stil, sah ich die zehn ersten Seiten des dritten Bandes durch und fand 42 *welcher,* 16 *der.* Schon diese wenigen Zahlen beweisen, daß Wustmanns verwerfendes Urteil über *welcher* willkürlich ist und auf einer seltsamen Schrulle beruht. Seltsam ist auch seine Behauptung, *welcher* sei in der Poesie „unmöglich", während er selbst eine Reihe von Dichterstellen, aus Goethe, Schiller, Uhland, Hölty anführt, die es aufweisen; er bezeichnet es, wo es doch vorkomme, als „langweiliges Versflicksel", nicht sehr schmeichelhaft für jene Dichter. Es ist auch in Klopstocks Oden nicht selten, z. B. „Die umschattenden kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt"; „Von allem Kummer, welcher des Sterblichen — Leben nervenlos niederwirft"; „Stolz auf den Lorbeerkranz, welcher vom Fluche des Volkes welkt"; „Der Ruhm dessen, welcher dem Fuß Flügel erfand". Ob es wirklich „Unsinn" und nicht vielmehr zweckmäßig ist, wenn die Grammatiker die lateinischen, griechischen, französischen, englischen Relativa mit *welcher* und nicht mit *der* verdeutschen, ob es „Aberglaube" ist, wenn man meint, durch die Wahl des Relativs *welcher* den Gleichklang in Sätzen wie „Die Straße, auf *der der* Papst zum Lateran zog", vermeiden zu dürfen, das will ich hier nicht erörtern, sondern lieber eine kurze Geschichte des deutschen Relativsatzes hinzufügen.

Dem Mangel eines eigentlichen Relativs ist in den germanischen Sprachen auf verschiedene Weise abgeholfen worden. Im Gotischen tritt die Partikel *ei* an das Demonstrativ *sa, sô, thata* oder an die Personalpronomina *ik, thu* u. s. w. Im Angelsächsischen versieht die Partikel *the* den Dienst des Relativs, der das Demonstrativ *se, seo, that* vorangehen kann. Dieses *the,* alle Casus des Relativs vertretend, ist auch dem Altsächsischen eigen; bisweilen wird ihm hier ein Personalpronomen zugesetzt, z. B. Manegâ wâron *the sia* iro môd gespôn, also *the sia* gleich lateinischem quos. Im Altnordischen wird ähnlich wie dieses *the* die Partikel *er,* später auch *sem* verwendet.

Im Althochdeutschen dient das Demonstativ *der* auch als

Relativ; der Relativsatz ist dadurch kenntlich, daß das Zeitwort am Ende steht. Ueber die Entstehung dieser Satzform geben Erdmanns scharfsinnige „Untersuchungen über die Syntax Otfrids“ Aufschluß; vgl. auch seine Grundzüge der deutschen Syntax § 96 ff. Daneben besteht noch eine andere Art von Relativsätzen, nämlich ohne Pronomen, die sich bis in die Neuzeit erhielt; noch Goethe schreibt: „Gegen Frankfurt liegt ein Ding, heißt Sachsenhausen, s. Grundzüge S. 51. Im Englischen sind solche Relativsätze bekanntlich noch jetzt in häufigem Gebrauch, wenn das Relativ im Accusativ stehen würde, falls es ausgedrückt wäre.

Das Mittelhochdeutsche kennt noch zwei andere Arten relativer Anknüpfung, durch *unde* und durch *sô*. Ueber erstere s. Pauls Mittelhochdeutsche Grammatik (4. Auflage) S. 144; ein Beispiel bietet folgender Satz: *Der leide unde ir ir habet getân* (der Kränkungen, welche ihr ihr zugefügt habt).

Sô als Relativ kann den Nominativ und Accusativ aller drei Geschlechter in der Ein- und Mehrzahl vertreten. Es erscheint schon im 12. Jahrhundert, ist im älteren Neuhochdeutsch sehr häufig und begegnet bisweilen noch heute. S. Grimms Wörterbuch, Band X, Abteilung I, Spalte 1381.

Das jüngste „Surrogat“, wie es Wustmann nennt, für das Relativ ist *welcher*. Im Gotischen lautet das Wort *hvêleiks (hvîleiks)* und steht im Sinne des lateinischen *qualis* in direkter und indirekter Frage, aber auch bisweilen relativ, mit oder ohne *svaleiks (talis)*, z. B. II. Tim. III, 11. Wahrscheinlich hatte es auch indefinite Bedeutung (irgend wie beschaffen); es ist wohl Zufall, daß sich hierfür kein Beleg erhalten hat.

Das althochdeutsche *hwelîh* ist Fragwort und Indefinitum; vielleicht — nach Erdmanns Meinung — ist wie bei *hwer* letzteres die ursprüngliche Bedeutung. Von *hwer* wird die Formel *sô hwer sô* gebildet, in der das erste *sô* demonstrativ, das zweite relativ ist: „so jemand wie“, und entsprechend *sô hwelîh sô* (irgend ein so beschaffener wie). Hieraus entstanden im Mittelhochdeutschen *swer* und *swelch*, in dem das erste sô mit dem Indefinitum verschmolz, das zweite gewöhnlich wegfiel (Paul, Mhd. Gramm. S. 142). *Swer* ist substantivisch (lat. *quisquis* oder *quicunque), swelch* ist adjectivisch und streift die qualitative Bedeutung ab; beide Wörter bedeuten also *jeder, der.* Vgl. bei Walther: *Swer verholne sorge trage, der*

gedenke an guotin wîp, und *Swelch schoene wîp mir sage ir habedanc, der lâze ich liljen unde rosen ûz ir wengel schînen.* Im 14. Jahrhundert fällt das anlautende s weg, also *wer (quisquis), welch (quicunque).* So werden *wer* und *welcher,* mit verallgemeinernder Bedeutung, gleich *jeder, der* bei Luther gebraucht, z. B. „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr"; „Welcher Baum nicht gute Früchte bringet u. s. w". Die fehlende Mehrzahl von *wer* ersetzt *welche:* Welche (*ὅσοι*) der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder". Ein letzter Schritt war der, daß *welcher* auf bestimmte einzelne Gegenstände bezogen ward, wie heute üblich ist: „Der Mann, welcher gestern hier war".

So steht also unser jetziges Relativ *welcher* am Ende einer langen, naturgemäßen Entwicklungsreihe. Seine ursprüngliche Bedeutung als Fragwort und Indefinitum hat es daneben behalten, z. B. „Welches Buch gefällt dir am besten?" „Du hast Nüsse, gib mir welche".

Mit demselben Rechte wie *welcher* müßte Wustmann auch eine Reihe von demselben Stamme gebildeter relativer Adverbia verwerfen, z. B. *wie, wo,* welche ebenfalls ursprünglich fragend oder indefinit waren.

Zum Schlusse verweise ich noch auf das englische *which,* das unserem *welcher* entspricht, aber seine relative Bedeutung früher erlangte, nachdem es denselben Bedeutungswandel durchgemacht hatte. Es bezieht sich übrigens in der älteren Sprache, noch bei Shakspeare, nicht allein auf Sachen, sondern ebenso gut auf Personen. Ich habe nie gehört oder gelesen, daß ein englicher Sprachgelehrter, wie Wustmann gegen *welcher,* dagegen Einspruch getan hätte, obgleich dem Englischen auch das ursprünglich demonstrative *that,* wenn auch mit gewissen Beschränkungen, zu Gebote steht.

IV. Auf S. 99 ff. handelt Wustmann von dem „widerwärtigen Mißbrauch des Imperfekts", einem traurigen Zeichen der zunehmenden Abstumpfung unseres Sprachgefühls". Imperfekta nennt er die einfachen, nicht durch Umschreibung mit *haben* und *sein* gebildeten Formen der Vergangenheit, *ich gab, ich fiel, ich machte.* Hier ist zunächst die Benennung „Imperfektum" zu rügen. Wir haben im Deutschen nur *eine* einfache Form der Vergangenheit, *ich gab, ich fiel, ich machte;* für die un-

vollendete oder dauernde Handlung (Imperfektum) ist keine besondere vorhanden. Perfektum könnte man sie mit mehr Recht nennen, weil sie sprachgeschichtlich dem lateinischen und griechischen Perfektum entspricht; die passende Bezeichnung ist Präteritum. Nach Wustmann ist sie die Zeitform der Erzählung; das mit *haben* oder *sein* umschriebene „Perfekt" bezeichne dagegen ein Ereignis der Vergangenheit, das mit der Gegenwart in Beziehung stehe, indem es eben erst eingetreten sei oder indem seine Wirkung fortdauere. So gelten ihm als fehlerhaft Zeitungsmeldungen wie „Gestern starb in Heidelberg Professor N. N", Anzeigen wie „Ich verlegte mein Geschäft in die Schillerstraße", „In Turin erschien ein merkwürdiges Buch" u. s. w; hier müsse überall das „Perfekt" stehen.

Die Sache verhält sich so: In ältester Zeit brauchte das Deutsche für *alle* Arten derVergangenheit das einfache Präteritum. Im 9. Jahrhundert entstanden, vielleicht durch Einfluß des lateinischen (rem cognitam habeo) die umschreibenden Formen, aber neben diesen bestand zu allen Zeiten der Gebrauch des einfachen Präteritums fort. So für das eben erst Vergangene. Soll der Hausfrau verwehrt sein, zu dem Dienstmädchen, das an der Straßenecke geplaudert hat, zu sagen: „Wo warst du denn so lange?" Muß es durchaus heißen: „Wo bist du so lange gewesen?" Ist etwa Schiller zu tadeln, wenn er sagt: „Madame sprach ein verständig Wort" und unmittelbar vorher „Die Königin hat ein kluges Wort geredet"? Eine vergangene Handlung mit dauernder Wirkung liegt vor: „Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh" (Hölty); „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen was ich leide" (Goethe). Beide Formen können auch einen scharfen Gegensatz zur Gegenwart ausdrücken: so bei Schiller „Wir waren Troer, Troja hat gestanden". Weitere Beispiele gibt Erdmann, Grundzüge S. 101. Auch die Stelle des Plusquamperfekts vertritt das Präteritum, namentlich in Nebensätzen der Zeit: Caesar cum in Galliam *venisset,* übersetzen wir „Als C. nach G. kam".

Das Englische bewahrt, wie in so manchem den altertümlichen Gebrauch des einfachen Präteritums in ausgedehnterem Maße als wir; daß er sich durch dessen Einfluß in neuester

Zeit bei uns mehr ausgebreitet habe, halte ich für unbegründete Annahme Wustmanns, wie überhaupt eine solche Verbreitung nicht erwiesen ist. — Somit wird wohl das Präteritum, welches uns die Vorfahren überlieferten, auch außerhalb der eigentlichen Erzählung bestehen bleiben dürfen, und können wir dasselbe in bisheriger Weise anwenden.

Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß Wustmann in Bezug auf die Inversion nach *und,* auf *derselbe, welcher* und das „Imperfekt" dem Sprachgebrauch willkürliche, in der Geschichte der Sprache nicht begründete Beschränkungen auferlegt. Aber ich wiederhole ausdrücklich, daß ich in den allermeisten Dingen mit ihm übereinstimme und sein großes Verdienst durchaus anerkenne. Mag auch zuweilen an Stelle des von ihm vorgeschriebenen ein anderer Ausdruck berechtigt sein, wer sich nach seinen Weisungen richtet, darf sicher sein nicht unrichtig zu schreiben und zu sprechen, und seine Weisungen werden noch lange nicht genug befolgt. Dies will ich nun an einer Reihe sprachlicher Fehler und Verirrungen des Geschmacks beweisen, die mir im Laufe der letzten Jahre beim Lesen der Zeitungen besonders aufgefallen sind.

1. Zu Wustmann S. 151.

Wir lesen fast in jedem Zeitungsblatte von *stattgefundenen* oder *stattgehabten* Versammlungen und dgl.; dies ist ein grober sprachlicher Fehler. Den ersten Teil dieser Zusammensetzungen bildet der Accusativ des Hauptworts *die Statt; stattfinden* oder *statthaben* bedeuten in der älteren Sprache „Raum oder Gelegenheit finden oder haben, um vor sich zu gehen", jetzt einfach „vor sich gehen"; vgl. „von Statten gehen", „Statt geben". *Gefunden* und *gehabt* sind passive Partizipia, *gefunden* ist, was gefunden worden ist, z. B. „gefundene Sachen", eine „stattgefundene" oder „stattgehabte Versammlung" ist also ebenso falsch, wie wenn man sagen wollte „der den Schlüssel gefundene Knabe", „das die Masern gehabte Kind". In gleicher Weise sind u. a. „*teilnehmen*" und „*standhalten*" gebildet, aber „die an dem Aufruhr teilgenommenen Leute" oder „die wackerstandgehaltene Besatzung" ist Unsinn.

Allerdings werden von alter Zeit her manche passive Participia der Vergangenheit in activem Sinne, mehr oder weniger

adjectivisch gebraucht: *trunken* ist einer, der getrunken hat; wir sagen „ein gelernter Jäger“, „ein *studierter* Mann“, aber nie kann ein Accusativ zu solchen Wörtern treten: wir können nicht sagen „ein das Weidwerk gelernter Jäger“; ebenso falsch sind jene *stattgefunden* und *stattgehabt*.

Beiläufig erwähne ich, daß namentlich in der alten Sprache manche mit *un* zusammengesetzte passive Participia *scheinbar* activen Sinn haben, z. B. „Ungefraget schied von dannen“. So noch bei Schiller „Ungefrühstückt ging ich hin“. Hier liegt eine Art absoluter Participalconstruction vor; „ungefragt“ bedeutet „ohne daß gefragt worden war“. Noch heute sagen wir „ungescheut etwas tun“.

Aehnliche Fehler wie die oben gerügten enthalten Sätze wie „Einige sich eingefundene Personen“, „Die sich auf der Wanderschaft befindlichen Leute“. Vgl. Paul. Mhd. Grammatik § 291, Erdmann, Grundzüge § 133.

II. Zu Wustmann S. 209.

Gegen das Gesetz, daß die Apposition in demselben Casus stehen müsse, wie ihr Bezugswort (der Tod Friedrichs, des großen Königs), scheint es zu verstoßen, wenn geschrieben wird „Am (d. h. an dem) Donnerstag, *den* 4. Juni; Wustmann verlangt „*dem* 4. Juni“, oder in beiden Worten den Accusativ der Zeit, also „Donnerstag den 4. Juni“. Man wendet dagegen ein, „den 4. Juni“ sei nicht als Apposition zu „Am Donnerstag“, sondern als selbständige adverbiale Bestimmung zu fassen, habe sich also nicht nach „Am Donnerstag“ zu richten. Das läßt sich hören; besser aber tut man in jedem Falle zu schreiben „Donnerstag den 4. Juni“. Ich habe auch gelesen „Vom Donnerstag den 4. Juni“; dies ist entschieden falsch.

III. Zu Wustmann S. 37.

Vor kurzem las ich in einer Zeitung: „Nach Meldungen Berl. Blätter“. In unserer Stadt sieht man einen Wagen fahren mit der Inschrift: „Verein Erfurter Wirte“. Hier ist das Genitivverhältnis nicht ausgedrückt, wie es richtig der Fall ist in „Meldung *englischer* Blätter“. Zur Bezeichnung desselben müßte es heißen „Meldungen *von* Berliner Blättern“, „Verein *von* Erfurter Wirten“.

IV. Zu Wustmann S. 41.

Nicht selten begegnet man falschen Genitivformen, wie „Der Quell *allen* Uebels“, „Die Meinung *manchen* Besitzers“,

„Im Anfang jeden Jahres"; es müßte stehen *alles, manches, jedes.*

Unser Sprachgebrauch fordert, daß bei fehlendem Artikel ein vorhandenes Adjectiv die Endungen des Artikels annehme und den Casus kenntlich mache, also „der gute Wein", aber „guter Wein" u. s. w. Nun ist allerdings seit dem 17. Jahrhundert eine Abweichung von diesem Gesetze aufgekommen, indem der Genitiv des Masculinums und Neutrums, wenn das dabei stehende Hauptwort die Endung *es* hat, auf *en* ausgeht: *guten Weines* anstatt *gutes Weines.* Luther schreibt noch „Selig sind, die *reines* Herzens sind", „Sie sind voll *süssen* Weines". Die Klassiker des 18. Jahrhunderts schwanken; der mit feinem Sprachgefühl begabte Klopstock hat überall die richtige Endung *es:* „Sie sind auch *deutsches* Stamms", „Da kamest du, Freude, *volles* Maßes auf uns herab". Goethe hat in der Ausgabe letzter Hand seiner Werke überall die richtigen Formen auf *es* hergestellt (S. Erdmann, Grundzüge § 95). Wir sagen noch heute „gutes Mutes", „gerades Weges". Mit Recht dringt Wustmann darauf, daß man, wo es der Sprachgebrauch gestattet, die alten richtigen Formen auf *es* bewahre; bei *all, mancher, jeder* ist dies entschieden der Fall.

V. Zu Wustmann S. 386.

Unter der Ueberschrift „Schwulst" bespricht Wustmann die vielfach hervortretende Neigung einfacheWörter, namentlich Zeitwörter durch neu gebildete Zusammensetzungen oder durch weitläufige Umschreibungen zu ersetzen. Vorzüglich dem amtlichen Stil sind eigen *verausgaben* und *vereinnahmen,* für *ausgeben* und *einnehmen;* bei *vereinnahmen* ist das Präfix *ver* sinnlos. Auch *beschlagnahmen* ist eine wenig geschmackvolle Bildung, doch durch das Fehlen eines einfachen Wortes zu entschuldigen. Zu unnützen und gesuchten Umschreibungen dienen besonders die Zeitwörter *ziehen* (in Berücksichtigung ziehen), *bringen, kommen, gelangen.* Bauten werden nicht ausgeführt, sondern „gelangen zur Ausführung", „Die Thomaskirche ist zum Abbruch gelangt". Hier erwähne ich auch *verzeichnen,* z. B. „Es war ein voller Erfolg zu verzeichnen", als wenn die Muse der Geschichte mit dem Griffel in der Hand dabei gestanden hätte. Wie ansteckend solche Redensarten sind, bewies mir einst der Aufsatz eines Secundaners, der schrieb: „Eumaios, der göttliche Sauhirt, hatte 360 Schweine zu verzeichnen".

VI. Zu Wustmann S. 284.

Sehr oft begegnet unlogischer Zusatz von ***können, wollen, dürfen, müssen*** nach Hauptwörtern, welche die Begriffe des Könnens, Dürfens, Wollens, Müssens schon enthalten, wie „die Möglichkeit tun zu können", „die Erlaubnis tun zu dürfen", „das Versprechen tun zu wollen", „die Notwendigkeit tun zu müssen". In allen diesen Fällen genügt der einfache Infinitiv ***zu tun.***

VII. Zu Wustmann S. 291.

Geschickter Aufbau längerer Satzgebilde gehört in allen Sprachen zu den Aufgaben, in deren Lösung sich der Meister des Stils zeigt. In Folge gewisser Eigenheiten unserer Wortstellung sind wir Deutsche dabei in Gefahr in den Fehler der sogenannten „Einschachtelung" zu verfallen, wie ihn der folgende berühmte amtliche Erlaß aus den Fliegenden Blättern aufweist: „Derjenige, der den Täter, der den Pfahl, der an der Brücke, die an dem Wege, der nach Worms führt, liegt, stand, umgerissen hat, anzeigt, erhält eine Belohnung." Wenig übersichtlich ist der folgende, einer Zeitung entnommene Satz: „Im Pariser Palais Bourbon rief am späten Nachmittag am Donnerstag eine von einem Abendblatte veröffentlichte Depesche aus Rom, worin es hieß, der Papst weise die in dem letzten Zirkular des Cultusministers an die Präfekten bezüglich des Nutznießungsrechtes an den Kirchen erteilten Instruktionen als unannehmbar zurück, große Aufregung hervor". Nicht mustergültig ist auch folgende richterliche Bestimmung des Begriffs Eisenbahn. „Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Consistenz, Construction und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen, bezw. die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist, und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräfte (Dampf, Elektrizität, tierische oder menschliche Muskeltätigkeit, bei geneigter Ebne der Bahn auch schon durch die eigne Schwere der Transportgefäße und deren Ladung u. s. f.) bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige, je nach den Umständen nur in bezweckter

Weise nützliche oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit schädigende Wirkung zu erzeugen fähig ist".

VIII. Zu Wustmann S. 286.

Bildlicher Ausdruck ist unentbehrlich, um die Rede zu schmücken und zu beleben. Aber ein unpassendes, geschmackloses Bild wirkt leicht lächerlich, zumal wenn verschiedene Bilder vermischt werden. Wustmann führt als abschreckendes Beispiel an: „Der Zahn der Zeit, der schon so manche Träne getrocknet hat, wird auch über diesem Schmerze Gras wachsen lassen". Derselbe Fehler liegt vor, wenn gesagt wird, jemand habe seinen Standpunkt fallen lassen. Dem Geschmack des Lesers überlasse ich das Urteil über folgende Vermischung mehrerer Bilder: „Dieser Bär, der das Gepräge müßigen Reportergeschwätzes an der Stirn trägt, wird von der amtlichen W. Zeitung abgeschlachtet". Der „Bär" war bestimmt, „der dürftigen Conjunctur der Sauregurkenzeit auf die Beine zu helfen"; einem Menschen, der sich in einer „Conjunctur" befindet, kann man „auf die Beine helfen", aber einer Conjunctur? Nicht minder gewagt ist folgendes Bild: „Man lenkt das politische Ereignis der Osterreise des Kanzlers in die sanft plätschernden Fluten eines Familienidylls". Seltsam klingt auch folgender Satz: „Kirchliche Feste, um die sich der größte Andrang von Verlobungen zu *krystallisieren* pflegt". Doch de gustibus non est disputandum.

Ich glaube im Anschluß an Wustmann bewiesen zu haben, daß die Verfasser von Schriftstücken, die für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, wohl täten, wenn sie auf den sprachlichen Ausdruck größere Aufmerksamkeit verwendeten. Diesen Beweis vervollständige ich durch die folgende Aufzählung zum Teil recht grober sprachlicher Verstöße, die ich mir in den letzten Jahren aus meiner Zeitung angemerkt habe. Möchten die Herren Schriftleiter auch ihren Berichterstattern genau auf die Finger sehen!

Der Täter der in Osterode ermordeten Witwe — Der Hauseinsturz der beiden Häuser — Der grausame Fund einer verstümmelten Leiche — Der Kaiser begab sich in Begleitung des Prinzen und dem Gefolge — Die deutsche Flagge in der

Uebersee (in fernen Meeren oder überseeischen Ländern) — Voraussichtlich wird ein ansehnlicher Gewinn zu erwarten sein — Von tausenden Arbeitern — Ein Gesuch wird vom Gemeinderat gewährleistet (gewährt) — Die Londoner Damen empfinden hohe Sensibilität (d. h. Empfindlichkeit) allen Farbennuancen gegenüber — Ob nicht unruhige Zeiten eintreten werden, ist nicht unwahrscheinlich.

Zur Rechtschreibung.

Die Geschlechtsnamen stehen nicht unter den Gesetzen der Rechtschreibung; derselbe Name erscheint daher in mannigfacher Gestalt, z. B. Schmied, Schmiedt, Schmid, Schmidt, Schmitt, Schulze, Schultze, Scholz. Diese Mannigfaltigkeit ist für die Unterscheidung der Familien und Firmen nützlich. Dagegen unterliegen ohne Zweifel die Taufnamen jenen Gesetzen und dürfen nicht willkürlich behandelt werden; was würde man sagen, wenn man Ludwich, Friedrig, Friz, Frantz, Roosa, Mattilde geschrieben sähe? Somit ist die Schreibung *Rudolph, Adolph,* für *Rudolf, Adolf* zu verwerfen; beide Namen sind mit *Wolf* zusammengesetzt, und *ph* kommt nur Wörtern zu, die dem Griechischen entstammen, wie *Physik, Telegraph.* Auch dem Namen *Alfons* gebührt f; er entstand aus dem altdeutschen *Adalfuns; funs* bedeutete „bereit, willig", d. h. wohl „schlagfertig". Aus dem Nordischen stammt *Gustav;* schwedisch *Gudhstaf,* d. h. „Kampfstab, Held". Das v rührt von der latinisierten Form *Gustavus* her. Manche schreiben daher *Gustaf,* vgl. Weigand, Deutsches Wörterbuch.*)

In keinem Punkte der deutschen Rechtschreibung herrscht wohl größere Unsicherheit, als in Bezug auf die großen und kleinen Anfangsbuchstaben, und dieselbe wird nicht weichen, bevor man sich entschließt alle Hauptwörter mit Ausnahme der Eigennamen klein zu schreiben, wie es bei den Germanisten längst üblich ist. Einstweilen besteht der große Anfangsbuchstabe

*) Beiläufig erwähne ich hier das Wort *Trümmer.* Ich las neulich „von einem schweren Schiffstrümmer getroffen". *Trümmer* gebraucht man am besten nur als Mehrzahl; die Einzahl, jetzt nicht mehr gebräuchlich, lautete *das Trum.*

noch zu Recht. Aber es ist neuerdings üblich geworden, die Genitive der Zeit klein zu schreiben: *morgens, mittags, nachmittags, abends.**) Aber dies darf nicht dazu verführen, diese Wörter, wenn sie nicht adverbial stehen, sondern als wirkliche Hauptwörter mit dem Artikel oder einem andern Attribut verbunden sind, klein zu schreiben, wie ich dies bisweilen gesehen habe: „Im Laufe des heutigen *vormittags*", „Am gestrigen sonnenhellen *nachmittage*", „Am *nachmittage*". Bedenklich ist mir auch *diesertage,* während *heutzutage* allgemein üblich ist.

Die deutsche Sprache erfreut sich in höherem Maße als manche andere neuere Sprachen der Fähigkeit neue Worte durch Ableitung oder Zusammensetzung zu bilden; wir sehen solche Neubildungen, fast möchte ich sagen täglich, entstehen; sie sind freilich nicht immer sprachlich richtig und geschmackvoll. So las ich neulich von der russischen *Schwarzmeerflotte;* diese Bildung ist sprachwidrig, weil wir nicht „das Schwarzmeer" sagen. Da es ein Wort „Ertrinkung" nicht gibt, darf man auch nicht von *Ertrinkungstod* und *Ertrinkungsgefahr* reden. Recht schwerfällig ist auch *Inangriffnahme.* Neulich las ich „Die *Inbetriebnahme* einer neuen *Fernsprechverbindungsleitung*", wofür es doch besser heißen würde: Die Aufnahme des Betriebes einer neuen Fernsprechverbindung oder Fernsprechleitung. Eine überflüssige und unschöne Neubildung ist auch *Dingfestmachung* für Verhaftung oder Festnahme.

Im Anschluß an diese Bemerkungen über Rechtschreibung sei mir gestattet auf die Schreibung der Erfurter Straßennamen zurückzukommen, über welchen Gegenstand ich mehrmals im Erf. Allg. Anz. gehandelt habe, am ausführlichsten 1904 in No. 213 ff. Der Grundsatz, von dem ich ausging und noch ausgehe, bedarf keines Beweises, daß nämlich diese Namen sich in ihrer Schreibung den sonst giltigen Gesetzen zu unterwerfen haben.

Ich habe bei dieser erneuten Besprechung besonders die Namen im Auge, deren erster Teil ein Adjectiv ist. In amtlichen Bekanntmachungen und Zeitungsartikeln begegnen oft

*) Mit *nachts* hat es eine besondere Bewandtnis, da es nicht Genitiv von *Nacht* ist. Vgl. über diesen Gegenstand Wilmanns, Die Orthographie in den Schulen Deutschlands § 147 ff.

Schreibungen wie Die *Weimarischestrasse*, Für die *Langegasse*, Auf der *Langebrücke*, Die Häuser der *Neuestrasse*, Am *Wenigemarkt*. *Gesprochen* werden solche Formen nicht, man wird nie anders hören als In der *Langen* Gasse, Auf der *Langen* Brücke, Am *Wenigen* Markt, und so ist es richtig. Die Adjectiva lang, neu, wenig behalten in diesen Namen ihre Selbständigkeit und ihre Flexion. In wirklichen Zusammensetzungen lauten sie nicht *lange* und *neue*, sondern *lang* und *neu*; vgl. Langfinger, Langholz, Langmut, Neuwerk, Neuerbe. Wir haben in Erfurt noch andere Straßennamen, die ein Adjectiv enthalten; ich habe nie gelesen oder gehört In der Große Arche, In der Breitegasse, In der Kleine Ackerhofsgasse. Es muß also heißen: In der Langen Gasse, Auf der Langen Brücke, Die Häuser der Neuen Straße, Am Wenigen (d. h. kleinen) Markt.

Bedürfte es eines weiteren Nachweises über den zu Recht bestehenden Sprachgebrauch, so würden ihn zahlreiche geographische Namen liefern, deren erster Teil ein Adjectiv ist: Stiller Ozean oder Der Stille Ozean, Der Große und Kleine Belt, Der Große St. Bernhard, Die Jonischen Inseln. Ueberall behält das Adjectiv seine Selbständigkeit und seine Flexion. „Auf der Langebrücke“ ist eben so fehlerhaft, wie wenn man sagen und schreiben wollte „In dem Stiller Ozean“ oder „In dem Stilleozean“, oder „Die Bewohner der Jonische Inseln“. Natürlich darf auch *Weimarische Strasse* nicht in *einem* Worte geschrieben werden.

Den eigentlichen Adjectiven stehen die von Ortsnamen abgeleiteten, auf *er* ausgehenden gleich, nur entbehren sie der Flexion*); vgl. Wustmann S. 174. Niemand schreibt *Parisermode* oder Pariser-Mode, *Kulmbacherbier*, *Frankfurterwürstchen*; sondern *Pariser Mode*, *Kulmbacher Bier*, *Tiroler Alpen* usw. Hiernach haben sich natürlich die Straßennamen zu richten. Aber es herrscht in der Schreibung unserer Straßennamen Willkür und Verwirrung, und namentlich drängt sich oft der überflüssige Bindestrich ein. Man findet geschrieben *Rudolstädter Strasse* (so richtig), *Rudolstädterstrasse*, *Rudolstädter-Strasse*. Von der überall richtig geschriebenen *Arnstädter*

*) Sie waren ursprünglich Pluralgenitive: Pariser Moden = Moden der Pariser.

Strasse zweigt sich die *Melchendorfer-Strasse* ab, unfern der *Leipziger-Strasse* liegt die *Udestedter-Strasse* u. s. w. Neben den erwähnten kommen folgende Namen in Betracht: Belforter, Daberstädter, Hochheimer, Königgrätzer, Magdeburger, Metzer, Mömpelgarder, Mühlhäuser, Nachoder, Nordhäuser, Pfalzburger, Preßburger, Skalitzer, Straßburger Straße; daneben Büßleber und Marbacher Gasse. Daß ein Ort Schmidtstädt nicht mehr vorhanden ist, tut doch wohl nichts zur Sache, ich halte auch hier *Schmidtstädter Strasse* und *Schmidtstädter Ufer* für richtig.

Als wirkliche Composita sind dagegen *Sedanstrasse* und *Wörthstrasse* in *einem* Worte zu schreiben.

Beiläufig sei hier noch folgendes erwähnt: Ich glaube in dem oben erwähnten Aufsatze im Erf. Allgem. Anz. bewiesen zu haben, daß der sonstige feststehende Sprachgebrauch in Namen wie *Wilhelmstrasse, Schillerstrasse* die Schreibung in *einem* Worte ohne Bindestrich verlangt; vgl. *Wilhelmshaven, Ludwigsburg* usw. Wenn abgebrochen und das Wort *Strasse* in eine zweite Zeile gesetzt wird, ist es natürlich klein zu scheiben. So ist denn auch auf einigen neuen Straßenschildern richtig geschrieben: *Lossiusstrasse, Viktoriastrasse, Ludwigstrasse, Lutherstrasse, Melanchthonstrasse,* daneben aber *Viktoria-Strasse, Luther-Strasse* u. s. w. Mag man den von Grimm heftig bekämpften Bindestrich und demgemäß den großen Anfangsbuchstaben von *Strasse* für richtig halten; niemand wird leugnen, daß die Inkonsequenz in der Schreibung seltsam berührt und bei einiger Aufmerksamkeit leicht zu vermeiden war.

Als Schluß dieses Aufsatzes möge der geneigte Leser sich einige Bemerkungen über **Fremdwörter** gefallen lassen.

Wenn zwei Völker in Berührung treten, eines dem andern seine natürlichen und künstlichen Erzeugnisse, seine Ideen mitteilt, so pflegt bei dem empfangenden Teile leicht auch das Fremdwort einzuwandern. So erging es den Römern, als sie die überlegene Kultur der Griechen kennen lernten. Graecia capta ferum victorem cepit et artes intulit agresti Latio, sagt der Dichter, und mit den „Künsten" drangen zahlreiche griechische Wörter in das Lateinische ein. Von solchen wimmeln

die Lustspiele des Plautus (um 180 v. Chr.). Es ist nun bemerkenswert, wie bei gesteigertem Selbstbewußtsein der Nation und dem nicht unberechtigten Stolze auf die eigne geistige Bildung das Fremdwort zurückgedrängt wird. Hundert Jahre nach Plautus stellt der große Sprachkünstler Cicero den Grundsatz auf, was lateinisch gesagt werden könne, dürfe nicht griechisch gesagt werden; er scheut sich auch nicht vor Neubildungen, um griechische wissenschaftliche Ausdrücke zu ersetzen. Ein heftiger Gegner des Fremdworts war der kluge, viel, aber nicht immer mit Recht geschmähte Kaiser Tiberius; er vermied es sorgfältig in seinen Erlassen und Reden und griff lieber zu einer Umschreibung, als daß er ein griechisches Wort anwendete.

Nicht durch die Berührung mit einer überlegenen Kultur, sondern, so zu sagen, durch Waffengewalt ward den romanischen Sprachen eine sehr große Zahl deutscher und altnordischer Wörter aufgezwungen, als bei der Völkerwanderung Deutsche und Normannen die römischen Provinzen eroberten. Namentlich das Französische ist reich an germanischen Bestandteilen; man schätzt die Zahl deutscher und nordischer Wörter auf ungefähr 1000. Sie haben den romanischen Lautwandel mit durchgemacht, und ihr Ursprung ist selten auf den ersten Blick kenntlich, sie sind vollkommen eingebürgert. Hierfür einige Beispiele: guerre — Wirre, gazon — Wasen, gâteau — Wastel, Name eines Gebäcks, gonfanon — altdeutsch gundfano, balcon — Balken, loge — Laube, heaume — Helm, haubert — Halsberge, beffroi — Bergfried, auberge — Herberge, bourg — Burg, garder — warten, guriér — wehren, maréchal — Marschall, éperon — Sporn, épier und espion — zu spähen, écurie — Scheuer. Zu diesen wenigen, aufs Geradewohl ausgewählten Beispielen bemerke ich, daß die lautliche Verwandtschaft der deutschen und französischen Wörter vielfach erst dann recht sichtbar wird, wenn man auf die altdeutschen und altfranzösischen Formen zurückgeht. Manche dieser Wörter, wie loge und balcon sind in umgeänderter Gestalt ins Deutsche zurückgewandert.

Neben dem alten lateinischen Bestand des Französischen drängten sich im Laufe des Mittelalters und besonders zur Zeit der Renaissance eine weitere große Zahl lateinischer Wörter ein. Sie sind daran kenntlich, daß sie den alten romanischen

Lautwandel nicht durchgemacht haben. Nicht selten stehen eine ältere und eine junge Sproßform eines lateinischen Wortes neben einander: légal — loyal, rigide — raide, direct — droit, impliquer — employer, caser — chez, canicule, race canine — chien, cantatrice — chanter, impératrice — empereur, colliger — cueillir. Ueber die Sucht dem Französischen neue Wörter aus dem Lateinischen zuzuführen spottet der Satiriker Rabelais (um 1530), indem er einen Studenten sagen läßt: „Je viens de Calme, inclyte et célèbre académie de Lutice (Lutetia — Paris). Nous transfretons la Sequane an dilucule et au crépuscule, nous déambulons par les compites de l'urbe u. s. w." Diese neu aus dem Lateinischen aufgenommenen Wörter sind in gewissem Sinne als Fremdwörter anzusehen.

In neuerer Zeit hat das Französische aus dem Deutschen wenig Zufluß erhalten. Aus dem Namen Eulenspiegel entstand espiègle. Ich erwähne noch chope, trinquer, havresac, lansquenet (Landsknecht, ein Kartenspiel), vielleicht vasistas (Guckfenster, was ist das).

Nach dieser Abschweifung auf das Gebiet des Lateinischen und Französischen wende ich mich zum Fremdwort in unserer deutschen Sprache, als dessen Gegner ich mich bekenne. Nach einem kurzen geschichtlichen Rückblick gedenke ich mich auf das Fremdwort im Zeitungsdeutschen zu beschränken, dann mögen zum Schlusse einige Bemerkungen über das Fremdwort auf der Straße folgen.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung und des angehenden Mittelalters wurden unsern Vorfahren durch die kriegerische und friedliche Berührung mit Rom und den Romanen zahlreiche neue Natur- und Kunsterzeugnisse, Fertigkeiten und Begriffe zugeführt, die mit ihren lateinischen Namen sich einbürgerten und ein unentbehrlicher Bestandteil unserer Sprache wurden. Einige Beispiele mögen dies beweisen. Ich nenne zuerst das Wort *Kaiser — Caesar.* Kulturpflanzen kamen zu uns aus dem Süden: *Birne — pirum, Pflaume — prunum, Kirsche — cerasum, Pfirsich — malum Persicum.* Wahrscheinlich ist auch *Wein — vinum* ein Fremdwort, ebenso *Rose — rosa, Veilch* jetzt *Veilchen — viola, Kohl — caulis, Lattich — lactuca.* Von dem Einflusse der Römer auf das Bauwesen zeugen *Strasse — strata, Mauer — murus, Wall —*

vallum, Pforte — porta, Fenster — fenestra, Keller — cellarium, Kamin — caminus, daher *Kemnate, Kammer — camera, Kerker — carcer.* Von Hausgeräten erwähne ich *Tisch — discus, Schüssel — scutula, scutila, Becher — biccarium,* von Haustieren *Esel — asinus, Katze — cattus, Pfau — pavo.* Auch *Pferd — paraveredus* ist Fremdwort; es bezeichnete im Mittelalter ein leichtes Reittier, im Gegensatze zu dem Rosse des Kriegers. Von Zeitwörtern nenne ich *dichten — dictare* und *schreiben — scribere.*

Für manche dieser Gegenstände und Tätigkeiten fehlte die deutsche Bezeichnung nicht, ward aber durch die fremde verdrängt: für *Tisch* war gotisch *biuds,* ahd *biot* vorhanden, für *Becher* gotisch *stikls,* ahd stechal; für *Dichter* hatte das Angelsächsische das sinnige *scôp,* verwandt mit unserem *schaffen,* also der Schöpfer, Erfinder, ähnlich dem griechischen *ποιητής.* Für *schreiben* hat das Englische *write,* unser *reissen,* die heimische Bezeichnung bewahrt, vgl. unser *Reissfeder, Grundriss;* die Runen wurden mit einem scharfen Werkzeug in Holz, Stein, Metall eingerissen.

Bei diesen ältesten Einwanderern habe ich absichtlich etwas länger verweilt; wie der Limes, die Porta nigra und andere römische Baureste bilden sie ein Denkmal unserer frühsten Beziehungen zu Rom und der Kulturwelt des Altertums.

Durch die Bekehrung zum Christentum erfolgte ein neuer Zufluß von Fremdwörtern aus dem Lateinischen und durch dessen Vermittlung aus dem Griechischen.

Während der Strom lateinischer Einwanderung eigentlich nie ganz versiegt ist, beginnt mit dem 12. Jahrhundert der der französischen, wenn auch nicht immer in gleicher Stärke zu fließen; zuerst durch die Entstehung des Rittertums und der höfischen Dichtung. Die Gedichte Wolframs enthalten viele französische Wörter, auch kleine Sätze, obgleich er von sich sagt, ein „ungefueger Schampâneis“ (Bauer aus der Champagne) rede besser französisch als er; der eitle Gottfried von Straßburg prunkt mit mannigfachem französischen Flitter. Sehr hübsch schildert Gustav Freytag in den „Brüdern vom deutschen Hause“ die Einwirkung französischer Sitte und Sprache auf die ritterliche Gesellschaft. In das Volk drangen nur wenige

Fremdwörter; mit dem Rittertum selbst sind sie meist verschwunden.

Den größten Umfang nahm die Einwanderung französischer Wörter unter den bekannten staatlichen und literarischen Verhältnissen im 17. und 18. Jahrhundert an. Man erinnere sich an die Mischsprache Friedrichs des Großen. Im 18. Jahrhundert drang das Französische auch in das Familienleben ein, Papa und Mama, nach Grimms Wörterbuch im 16. Jahrhundert, im 18. Onkel, Tante, Cousin, Cousine. In der älteren mittelhochdeutschen Sprache heißt die Schwester des Vaters *base*, die der Mutter *muome*, der Bruder der Mutter *ôheim*, der des Vaters *veter*, während *neve* und *niftel* unserem heutigen Neffe und Nichte, aber auch unserem Vetter und Cousine entsprechen. So ist im Parzival und Titurel Sigune, Tochter der Schoisiane, *niftel* von deren Schwester Herzeloide, aber auch von Parzival, dem Sohne der Herzeloide.

Eine Anzahl von Fremdwörtern hat auch das Italienische am Ausgang des Mittelalters der kaufmännischen Sprache zugeführt, infolge des in Italien zuerst ausgebildeten Bank- und Handelswesens. Auch einige wenige slavische Wörter fanden Eingang, z. B. *Schöps, Peitsche.*

Aus dem Englischen stammen manche in neuster Zeit eingeführte Ausdrücke aus dem Sportwesen; so auch das Wort *Sport* selbst, für welches ein gleichbedeutendes Wort kaum zu finden sein dürfte.

Endlich erwähne ich noch die zahlreichen, meist aus lateinischen und griechischen Wortstämmen mit mehr oder weniger Geschick gebildeten Ausdrücke der Wissenschaft und der Technik, meistenteils allen Sprachen der gebildeten Völker gemeinsam.

Der Widerwille gegen das Fremdwort und der Kampf gegen dasselbe ist nicht neu; kein Geringerer als Karl der Große steht mit seinen deutschen Monatsnamen an der Spitze der Widersacher. Allerdings ist der Kampf nicht immer mit Geschick, nicht ohne Uebertreibung und Geschmacklosigkeit geführt worden. Ich will hier nur des bekannten Verfassers des Robinson und anderer Jugendschriften Campe gedenken, der sich den Spott Schillers und Goethes zuzog; sie rufen ihren Distichen in den Xenien zu: „An der Eridanus (Elbe)

Ufer umgeht mir die furchtbare Waschfrau, welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand."

Mag nun der Spott über Campes oft ungeschickte Verdeutschungen nicht unberechtigt sein*), der Kampf gegen das entbehrliche Fremdwort scheint mir berechtigt, ja geboten. Auch bestreitet meines Wissens niemand, daß das entbehrliche Fremdwort vom Uebel sei und unserer Sprache zur Unzier gereiche. Auch solche Tagesblätter, die in ihren Spalten dem Fremdwort breiten Raum geben, pflegen es rühmend anzuerkennen, wenn etwa eine Behörde versucht in ihrem Bereiche unnütze Fremdwörter auszumerzen. Somit mögen hier einige Bemerkungen über das Fremdwort im Zeitungsdeutschen folgen, wobei ich vorausschicke, daß manche Tagesblätter ein löbliches Bemühen zeigen, Fremdwörter zu meiden; diesen gilt also meine Mahnung nicht. Ich weiß wohl, daß es die Herren Zeitungsschreiber eilig haben, daß ein Fremdwort oft bequem und leicht zur Hand ist; aber bei Aufmerksamkeit und gutem Willen läßt sich fast immer der entsprechende deutsche Ausdruck finden; ich wage zu behaupten, daß, wenn diese beiden Dinge immer vorhanden wären, drei Viertel der in den Zeitungen gebräuchlichen Fremdwörter sofort verschwinden würden.

Zum Beweise meiner Behauptung will ich eine kleine Auswahl solcher in den Zeitungen oft wiederkehrender und leicht ersetzbarer Fremdwörter anführen.

Von Wörtern englischen Ursprungs möchte ich zwar nicht *Sport*, aber *Match, Meeting, starten* als überflüssig bezeichnen, ebenso *Mob* (Pöbel). Unverständlich war mir „eine Partie *Bridge*" und ein *Pool* von Schiffahrtsgesellschaften. Ueberflüssig ist auch Interview, wovon man das schöne Zeitwort *interviewen* gebildet hat.

Als lästige Fremdlinge möchte ich u. a. folgende französische Wörter ausgewiesen sehen: *Affäre, Entente,* mit versiegelten *Ordres, Revirement,* das *Gros* des Kongresses, *Recherchen, Rencontre, Immigration* und *Emigration, Revolte,* ein *Causeur, Intérieur, Milieu, Ensemble* (meines Wissens im Sinne von

*) Campe wollte z. B. *Park* durch *Lustgebüsch, Assemblée* durch *Prachtversammlung, Elegant* — wofür wir jetzt *Stutzer* sagen, durch *Zierling* ersetzen.

Künstlertruppe im Französischen nicht üblich), *Cabaret, Chanson, Echec, Prestige, Courtoisie, Chauffeur; splendid, brillant, turbulent, versiert, dementieren, demissionieren, plazieren, deplaziert, etablieren, arrangieren.*

Die hier aufgeführten Fremdwörter dürften, bei einiger Kenntnis des Französischen, dem Leser verständlich sein. Aber es begegnen auch solche, zu deren Verständnis selbst eine genauere Kenntnis der fremden Sprache nicht ausreicht. So fand ich vor einiger Zeit einen Artikel über das Verhältnis Oesterreichs zu Ungarn mit *Divorçons*, d. h. lösen wir unsere Ehe, überschrieben. Hier gibt wenigstens das Wörterbuch Aufschluß; aber was heißt *Lune rousse, Terreur blanche.* Das auf die deutsch-englische Annäherung eifersüchtige Frankreich ward einer gewissen Marianne verglichen, die mir wenigstens unbekannt ist. Dieselbe Schöne weist nach einem anderen Artikel die Annäherungsversuche des deutschen Michel spröde zurück. Derselben Feder eines übrigens geistreichen Berichterstatters entstammten wohl in einem Aufsatz über die Winzerbewegung in Südfrankreich die *meridionalen* Brauseköpfe und die Menschen des „*Midi*". Wozu solche fremdländische Flitter?

Ich beschränke mich auf diese wenigen Bemerkungen und Beispiele inbezug auf das Fremdwort in der Sprache unserer Zeitungen. Nicht als ob nicht auch auf anderen Gebieten viel aufzuräumen wäre; aber ich schlage den Einfluß, den die Presse auch in dieser Sache ausüben kann, sehr hoch an. Wir haben gelernt uns als Volk zu fühlen und unsere Eigenart hoch zu halten, sollte da nicht die Presse, als berufene Pflegerin des nationalen Gedankens, auch in der Reinhaltung unserer Sprache mit Mahnung und Beispiel vorangehen? Ich schließe mit dem Wunsche, daß dies noch mehr als bisher geschehen möge.

Aber das Fremdwort macht sich auch auf der Straße breit. Seltsamer Weise scheint dabei die Meinung zu herrschen, dasselbe bedeute etwas Vornehmeres und Höheres als der entsprechende deutsche Ausdruck. So bezeichnet das französische Wort *Atelier* jede Werkstatt, die des Schusters, Tischlers ebenso wie die des Malers oder Bildhauers. Aber nachdem der Fremdling die Vogesen überschritten hat, ist er sehr vornehm geworden. Eine Dame vom Stande, die *chic* beweisen, bei einer *Visitentournée* den Neid ihrer Freundinnen erregen oder als *Star* der

Gesellschaft glänzen will, darf ihren Bedarf an *Roben* und *Blusen* nicht einer Werkstatt für feine Frauenkleidung entnehmen; es muß ein *Atelier eleganter Damengarderobe* sein. Hier ist glücklich jeder Anklang an das Deutsche vermieden. Wie gebildet das klingt! Beiläufig sei bemerkt, daß *chic* im Französischen Hauptwort ist; neuerdings werden aber auch *chice* Kleider ausgeboten. Übrigens enthält auch die männliche *Garderobe* zahlreiche Fremdwörter, wie *Jackett, Paletot, Smoking-coat, Frack, Chapeau-claque, Cravatte, Manschette, Serviteur, Chemisette.* Auch der Bedauernswerte, dem ein Zahn oder mehrere verloren gingen, kann nur in einem *Atelier* Ersatz finden. Warum die „Werke" des Malers oder Bildhauers nicht in einer „Werkstatt" entstehen können, sondern nur in einem *Atelier,* ist auch nicht abzusehen.

In den Künsten der *Toilette* marschieren unsere linksrheinischen Nachbarn schon seit langer Zeit „an der Spitze der Zivilisation", so auch im Gebiete der Haar- und Bartpflege. Wolfram von Eschenbach nennt sie spöttisch „hârslihtare", Haarschlichter, Haarglätter. So kann denn die Kunst des Haar- und Bartscheerens nicht in einer Stube geübt werden, sondern nur in einem *Salon,* und der leidigen Fremdwörter Barbier, rasieren, frisieren, Friseur, Pomade u. s. w. werden wir uns schwerlich je wieder entledigen.

Wer etwas auf sich hält, der kehrt auf Reisen nicht leicht in einem einfachen Wirtshause oder Gasthofe ein; es muß ein *Hotel* sein. Er bringt vorher sein Automobil, wenn er eins hat, in einem *Garage* unter. Im *Hotel* kann es nun freilich geschehen, wenn er nicht vornehm auftritt, daß er im *Lift* in die vierte Etage gehoben wird, in jene Gegend, wo, wie ein berühmter Reisender aus Erfahrung sagt, die Teppichvegetation aufhört und bei der Dünne der Höhenluft der Schall der Klingel der Dienerschaft selten vernehmbar ist. In der *Salle à manger präsentiert* dann der *Hotelier* oder der Herr Oberkellner das *Menu* mit *Soupe à la reine, Boeuf à la mode* u. s. w. Auf der *Note* findet später der Gast *Service,* wohl auch *Bougies;* auch der *Portier* streckt seine Hand nicht gern umsonst aus. Doch muß anerkannt werden, daß manche Wirte ein löbliches Bestreben zeigen sich der Fremdwörter zu entledigen.

Wer seinen Durst standesgemäß löschen will, begibt sich nicht in eine Gastwirtschaft oder gar eine Schenke, sondern in ein *Café*, ein *Etablissement* oder ein *Restaurant*. Ist er Mitglied der *Ressource*, so kann ihm auch hier geholfen werden. *Ressource* ist, beiläufig gesagt, eine recht seltsame Bezeichnung für eine geschlossene Gesellschaft und ihren Versammlungsort.

Möchten diese Zeilen ein wenig dazu beitragen, dem Unwesen der Fremdwörter zu steuern!

Erfurt, im Juni 1908.

E. Bernhardt.

Die Verlängerung des Lebens

von

Dr. med. H. Axmann.

Der Wunsch, Ziel und Ende seines Lebens möglichst weit hinaus gerückt zu sehen, beseelt schon den normalen Sinn menschlicher Kindheit. Der Jüngling hält ein langes Leben für ein volles Maß an Genuß und Ehre, selbst der müde Greis am Stabe sagt noch zum letzten Augenblick: verweile!

Mit diesen Wünschen des Einzelnen fallen die Bestrebungen der modernen Hygiene zusammen, durch Verminderung der Gesamtsterblichkeit die durchschnittliche Lebensdauer zu verlängern. Dahin gehört z. B. die Verhütung der Kindersterblichkeit, Bekämpfung der Krankheitserreger überhaupt, Verbesserung der Wohnung und Ernährung, der körperlichen und geistigen Erziehung der Schuljugend, wobei die Verhütung der Schädlichkeiten der Schule nicht zu vergessen sind, sowie die ärztliche Belehrung schon in der Schule, wie man seine Gesundheit erhalten soll. So erreichen wir schließlich eine Kräftigung der Gesamtrasse, und dem Volk wird die Zukunft gehören, welches auf der Bahn dieser Grundsätze nachdrücklich fortschreitet.

Wir wollen hier indessen die Lebensverlängerung des Einzelnen ins Auge fassen und die einer Altersklasse, deren Sterblichkeitsziffer nicht in dem Maße, wie z. B. die der Kinder zurückgegangen ist. Es ist dieses das Alter an der Durchschnittsgrenze des menschlichen Lebens überhaupt, zwischen 30 und 40 Jahren. Hier hat die Sterblichkeit im allgemeinen weniger abgenommen, so daß hier die Individualität zur Erreichung höherer Jahre infrage kommt.

Die Grenze des Lebens dürfte mit hundert Jahren reichlich bemessen sein. Der Psalmist gewährt 70 bis 80 Jahre, der moderne Zeitungsreporter geht kritiklos bis 150 und mehr. Auf das Unsinnige dieser Legenden, ebenso wie auf die Unmög-

lichkeit das Alter der biblischen Patriarchen festzustellen, braucht wohl nicht hingewiesen zu werden. Genau, wie für die Seeschlange im Sommer und für das Lebendigbegrabenwerden, haben die Zeitungsschreiber auch ihren Terminkalender für die allerältesten Leute, deren Rekord sich in neuester Zeit bis etwa 150 Jahre beläuft, während sie immer zu derselben Zeit durch die Spalten der Blätter marschieren, wobei sie natürlich auch noch von Jahr zu Jahr älter werden.

Über diese zweifelhaften Tatsachen wollen wir uns den Kopf nicht zerbrechen, vielmehr die Möglichkeit und die Kunst ins Auge fassen, unsere Jahre hoch zu bringen.

Mit diesem Thema haben sich die Autoren aller Zeiten lebhaft beschäftigt; man vergleiche nur Cicero „de senectute", Hufelands „Makrobiotik", Bacons „Historia Vitae et Mortis", und eine fast ungezählte Literatur anderer bedeutender Männer aller Zeiten. Einer unserer modernsten Gewährsmänner auf diesem Gebiet, zugleich auf persönlichen Erfahrungen fußend, ist Sir Hermann Weber in London, dessen ausführliche, beinahe erschöpfende Untersuchungen ich besonders berücksichtigen möchte.[1])

In einem meiner früheren Vorträge für die Akademie im Jahre 1902 erwähnte ich eine von Peel in Amsterdam, gleichfalls einem bekannten Gesundheitsforscher, aufgefundene Grabschrift eines Trinkers, welcher 120 Jahre alt wurde und nur starb, da der Tod ihn nüchtern übermannte.[2]) Derartige Zufälligkeiten eines bei unzweckmäßiger Lebensweise alt gewordenen Menschen dürfen uns nicht irreführen, wenn sie auch für die Gleichgültigen eine bequeme Ausrede bilden, denn es ist Tatsache, daß nur Mäßigkeit den Menschen gewöhnlicher Konstitution hohem und glücklichem Alter zuführen kann, zumal denjenigen, welcher nicht müßig geht. Für manchen mögen diese Grundsätze solider Lebensregeln unbequem erscheinen; sie glauben, ein kurzes, lustiges Leben den Gebrechen des Alters vorziehen zu müssen. Sie wollen so lange essen und trinken, wie es ihnen schmeckt und es dann bald gut sein lassen, wenn's zu Ende geht. Derartige Antworten bekomme

[1]) One means for the prolongation of life, Royal College of Physicians in London, 3. 12. 03.

[2]) Axmann, Giftwirkung des Wassers. 1902.

ich als ärztlicher Mahner oft zu hören, indessen noch niemand, selbst der kränkste Mensch, hat dem Tod noch gern ins Antlitz geschaut, und die wenigen Jahre eines baldigen schmerzhaften Endes sind meist schlimmer als das längste, selbst gebrechliche Alter. Wir wollen durch unsere Kunst aber auch die Last des Alters verhüten und bis zum sanften Einschlummern ein Dasein anstreben, wie es Leuchtenberger, unser geschätzter Mitarbeiter der Akademie, so schön geschildert hat in seinem Vortrag über das Greisenalter: erhaben zurückschauend über den Schwächen vergangener Zeiten, ein kräftiges, glückliches Alter.

Wer diesem Ziel zustrebt, wird anfangs einige Unbequemlichkeiten durch Schulung des Willens in Kauf nehmen müssen. Er muß an vollbesetzter Tafel der Mäßigkeit gehorchen, nicht dem eigenen Triebe, er muß Zeit und Mühe gewinnen zu den gesundheitlichen Übungen des Körpers, sowie zur Entlastung des Geistes.

Hervorragend kommt für die Langlebigkeit zunächst die Erblichkeit infrage, d. h. die Vererbung einer guten Konstitution. Wenn auch hierin in einzelnen langlebigen Familien, die also in erster Linie Aussicht auf lange Lebensdauer haben, gewisse Unterschiede vorkommen, so pflegen doch alle ein starkes Herz und gesunde Blutgefäße zu haben. Dem entsprechen auch die Atmungsorgane, während starke Muskelkraft und der viel gerühmte „gute Magen" durchaus nicht besonders nötig ist. Athleten werden häufig nicht alt, desgleichen verführt ein guter Magen zu mißbräuchlicher Benutzung. Eine leichte Schwächlichkeit pflegt eher eine Art Sicherheitsventil darzustellen. Ebenso ist hohe Intelligenz nicht notwendig. In einer Familie von 11 Kindern, deren Eltern über 90 Jahre alt starben, lebten 9 vernünftig und erreichten 88 Jahre; zwei Trinker unter ihnen wurden nur 60 bis 70 Jahre alt. Die Erblichkeit kann aber auch Neigung zu frühem Tode bedeuten, darum müssen wir, wie Weber sagt: „das Gute aus der Erbschaft unserer Vorfahren benutzen und das Schlechte unschädlich zu machen suchen, da wir nicht ebenso jung zu sterben brauchen". Ja, wir können sogar durch Vererbung und Anpassung, wie bei Tiergattungen auch beim Menschen gewisse erbliche Varietäten, z. B. der Langlebigkeit züchten. Hier

wäre durch sorgfältigeres Heiraten viel zu erwarten. So lange wir aber noch keine gesetzlichen Vorschriften über ein standesamtliches Gesundheitsattest haben und die Liebe von Zigeunern stammt, wird auf diesem Gebiet nicht allzuviel zu erreichen sein.

Falls nun jemand infrage kommt, dessen Aussichten auf langes Leben aus ererbten Tatsachen keine großen sind, so wird es darauf ankommen die Gründe festzustellen, woran und warum seine Angehörigen frühzeitig zu Grunde gingen. Wir werden dann die ererbten ungünstigen Dispositionen zu eliminieren und unschädlich zu machen haben. Dieses gilt z. B. von der Anlage zur Tuberkulose, wie für angeborene Schwäche der Herzmuskulatur, der Arterien und andere konstitutionelle Krankheiten, welche die Sünden der Vorfahren bis ins 4. und 5. Glied rächen. Hierhin gehören ferner Apoplexie und Paralyse, Gicht, Leber-, Nieren- und Stoffwechselkrankheiten, wie z. B. Zuckerkrankheit. Hier können durch systematische körperliche Übungen, große Mäßigkeit im Essen und Trinken manches Jahr gespart und der sonst frühe Tod hinausgeschoben werden. Besonders die im Alter leicht eintretende Neigung zu Lungenkatarrhen und Entzündungen können durch eine vernünftige Atmungsgymnastik, sowie reichlichen Genuß frischer Luft, welche Herz und Lunge stärken, verhütet werden. Bezüglich der Zuckerkrankheit ist es den Ärzten zur Genüge bekannt, wie leicht durch eine plötzliche Unmäßigkeit der Eintritt des ererbten Leidens ausgelöst werden kann. Auch für eine Reihe von Nervenkrankheiten, Nervenschwäche, Krämpfe, Lähmungen gilt das Gleiche. Durch Vorbeugung wird auch hier im einzelnen individuell Krankheit verhütet; wir suchen die schwächsten Punkte des Körpers zeitig zu erkennen und zu stärken.

Und wie es bei den Nachkommen langlebiger Familien heißt, was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb' es, um es zu besitzen, so werden wir uns im entgegengesetzten Falle hüten verhängnisvolle Erbschaften anzutreten.

Während nun Tätigkeit das beste Mittel ist zur Erhaltung aller Organe, deren man keines verkümmern lassen soll, so dürfen wir durch Untätigkeit nicht den Verfall, welcher schließlich zum Tod durch Altersschwäche führt, befördern. Denn

dieser ist zuletzt bedingt durch eine Atrophie, Schwund der Ernährung der Gewebe und Gefäße, sowie der blutbildenden Organe. Es muß möglichst lange gesundes Blut und Lymphe kräftig-ernährend in unserem Körper kreisen. Der lebhaften Zellneubildung der in Entwickelung begriffenen Organe folgt ein Stadium, wo sich mit geringen Schwankungen Neubildung und Zerfall der Zellenelemente die Wage halten. Dieses Gleichgewicht verschiebt sich im Greisenalter zu gunsten der Abgabe; es tritt eben die Rückbildung ein, die man als aktive und passive Atrophie einteilen kann. In dem einen Fall können die Zellen das im Blute dargebotene Nährmaterial nicht mehr genügend verwerten, im andern erhalten sie nicht mehr genug oder entartete Nährflüssigkeit. Das ist besonders bei mangelhafter Funktion der ausscheidenden Organe, wie Leber, Nieren, sowie einer Überlastung derselben mit schädlichen Genußmitteln, Alkohol, Zucker, Kaffee und ähnlichem der Fall.

Man hat auch die Phagocyten, die sogenannten fressenden Zellen im Körper angeschuldigt, da sie hier ein zerstörendes Werk beginnen, während sie sonst eifrig beschäftigt sind, krankhafte Produkte, feindliche Mikroorganismen und Fremdkörper zu zerstören, indem sie dieselben umwallen, aufzehren oder in unschädliches Bindegewebe verwandeln. Im Alter scheinen sie den wahren Zweck ihres Daseins zu verkennen, da sie in der geschilderten Art über lebenswichtige Organe herfallen.

Diese Gefahr muß durch fortgesetzte Tätigkeit der Zellen bekämpft werden, welche dann gezwungen sind, sich neue Nahrung anzueignen. Während der Tätigkeit eines Organes erweitern sich seine Arterien, mehr Blut bringt reichlich Nahrung und Sauerstoff in seine Gewebe und facht den Lebensprozeß an. Vermehrte Zufuhr bedingt aber auch wieder vermehrte Fortspülung der Schlacken, d. h. der schädlichen verbrauchten Stoffe.

Physiologisch lassen sich diese Vorgänge am Muskel sehr schön studieren, wie derselbe bei Uebung d. h. Zusammenziehung blutreich wird, während er durch diese Zusammenziehung einen exerzierenden Einfluss auf die Blutgefäßwände ausübt und sie elastisch, somit leistungsfähig erhält.

In gleicher Weise arbeitet das Gehirn nebst den Zentralorganen des Nervensystemes. Der Denkakt erzeugt einen

vermehrten Blutzufluß zum Gehirn und auch hier eine bessere Ernährung, verbunden mit einer Stärkung der Elastizität selbst der kleinsten Gefäße, deren Elastizitätsverlust im Alter Schlaganfälle bedingt. Zum Beweis dieser Vorgänge des vermehrten Blutzuflusses während des Denkens wurde von Moßo, einem Schüler Ludwigs, eine sogenannte Denkwage konstruiert. Sie bestand in einem feinbalanzierten Tisch, auf welchem er die Versuchsperson der Länge nach ausstreckte. Während des Denkaktes neigte sich der Kopfteil des Tisches tiefer infolge Zunahme der Schwere des Kopfes durch vermehrten Blutzufluß. Man kann mithin so nachweisen, daß jemand wirklich denkt oder daß er es wenigstens könnte. Was würde diese Gedankenwage doch für ein wichtiges Instrument bei der Auswahl von mancherlei Kandidaten für einflußreiche Ämter in Staat und Gemeinde sein.

Um nun die Gesundheit des Herzens und der Blutgefäße zu fördern, müssen dieselben durch Übungen in Tätigkeit gehalten werden. Das geschieht am besten durch Muskelbewegungen, die Muskeln der Atmungstätigkeit, wie Zwerchfell und Rumpfmuskeln eingeschlossen. Während solcher Muskeltätigkeit findet eine Zunahme des Blutdruckes, sowie Vermehrung des Lymphstroms in die Gewebe hinein statt, während nach Aufhören ein sofortiger Abfall des Blutdruckes eintritt. Von Stoffwechselkrankheiten sei hier nur auf eine derartige wohltätige Einwirkung bei der Gicht erinnert.

Spazierengehen ist eine der einfachsten dieser Gymnastik, verbunden mit gewohnheitsmäßigem Tiefatmen. Die Brust- und Bauchmuskulatur übt eine anregende Wirkung auf Herz und Lunge aus, während die großen Gefäße der Beine als Saugpumpen wirken und das Herz entlasten. So wird die Ernährung aller Organe des Körpers zugleich mit der Kräftigung des Muskelsystems gefördert durch einfaches Spazierengehen, welches bei genügender Zeit- und Krafteinteilung auch dem Schwächsten möglich ist ohne übertriebenen Sport. Die Dauer und Schnelligkeit des Gehens muß natürlich individuell festgestellt werden. Sie hängt aber auch von dem wechselnden Gesundheitszustand, klimatischen Faktoren, Kleidung und Gewohnheit ab. Sorgfältige Erwägung ist nötig, ob der Arzt jemand einen täglichen halbstündigen Spaziergang oder eine mehrstündige Klettertour

in den Bergen raten soll. Es ist ja bekannt, wie übertriebene sportliche Wettübungen die schwersten Schädigungen des Herzens, ja tödliche Unfälle herbeiführen können, und welche Wichtigkeit hierbei die Trainierung, d. h. Gewohnheit, ausmacht. Im allgemeinen soll der Schritt beim Gehen nicht so schnell sein, daß er die Andeutung von Herzklopfen oder Atemnot herbeiführt, andererseits aber eine angenehme Wärme im Körper erzeugt. Man soll sich niemals verleiten lassen, mit einem anders gewohnten Menschen etwa dessen schnellere Gangart einzuschlagen, obwohl es selbst alte Leute geben kann, denen auch ein schnelles Tempo nichts schadet.

Das Wetter soll uns niemals ernstlich zurückhalten, weder Wärme noch Kälte, Sonnenschein oder Regen und Schnee.

Natürlich ist eine richtige Kleidung zu wählen, welche unter Umständen, z. B. beim Feuchtwerden, rechtzeitig gewechselt werden muß. Ich entsinne mich einer Persönlichkeit, welche kurzerhand, um ihren häufigen Wintererkältungen abzuhelfen, im Herbst bei unruhigem Wetter eine Fahrt nach Newyork und zurück machte mit dem Erfolg der gewünschten Festigung ihrer Gesundheit.

Moltke erklärte im Alter von 90 Jahren, daß er seine Gesundheit so gut erhalten habe „durch große Mäßigkeit in allen Dingen, durch regelmäßige Bewegung im Freien bei jedem Wetter; niemals einen ganzen Tag im Hause." Wer ihn, wie wohl so mancher unter uns, seine regelmäßigen Spaziergänge unter den Linden und im Tiergarten zu Berlin machen sah, wird seinen Worten wohl Glauben schenken.

Eine Ausnahme freilich verdient diese Abhärtungstheorie für solche, die wirklich durch Alter und Krankheit geschwächt sind. Diese müssen sich allerdings das Wetter aussuchen, aber sie sollen es auch mit Ueberlegung tun, entweder die unfreundlichen Tage meiden, oder wenn sie es können, ein milderes Klima aufsuchen; doch läßt sich auch daheim mancherlei durch Windschutzvorrichtungen u. dgl. erreichen.

Wer indeß kräftig ist, soll wöchentlich einmal eine längere Lauftour von drei- bis sechsstündiger Dauer machen, natürlich auf dem Land, damit, abgesehen von frischer Luft, auch das Gehirn durch die veränderte Umgebung entlastet wird. Dabei soll sich die Nahrungsaufnahme naturgemäß beschränkten

Verhältnissen anpassen. Einen solchen „Gehfasttag" hält Hermann Weber, wie schon erwähnt einer unserer Hauptgewährsleute, wegen der dabei reichlich stattfindenden Ausscheidungen durch Niere und Haut unter Gewichtsabnahme für außerordentlich wichtig. Jede Gewichtsabnahme aber fördert, wenn sie unter normalen Verhältnissen wieder ausgeglichen wird, den Stoffwechsel. In einer meiner früheren Schriften*) habe ich schon darauf hingewiesen, wie gerade der überlegte Kampf mit den Unbilden des Wetters den Körper kräftigen muß.

Es giebt ängstliche Naturen, welche glauben durch Anstrengung ihren Körper, namentlich im hohen Alter abzunutzen. Das ist nur der Fall, soweit wirkliche Ueberanstrengung infrage kommt. Die gewohnte Tätigkeit, die normale Arbeit schadet aber niemand, ihr Unterlassen führt im Gegenteil einen schnellen Verfall herbei. So können z. B. alte Leute, wenn sie in ihren größeren Spaziergängen einmal notgedrungen pausiert haben, dieselben nicht wieder aufnehmen, da die Muskulatur inzwischen degeneriert ist. Beim jugendlichen Körper und noch mehr beim Kinde ist das natürlich anders.

Leider giebt es auch Menschen, welche sich beim Spazierengehen im Freien langweilen. Sie haben keine allgemeine Beobachtungsgabe, und der Sinn für die umgebende Natur ist ihnen verschlossen. Denen gegenüber muß betont werden, daß Gänge in den Straßen einer Stadt nur ermüdend wirken, da es gerade der Aufenthalt in freier Luft ist, welcher Haut und Nerven kräftigt, sowie das Gemüt erheitert und mit der Abhärtung gegen Erkältung auch die Widerstandskraft gegen Infektionen jeder Art, wie Influenza u. a. zeitigt. Auch für solche langweiligen Leute habe ich schon anderswo gezeigt, wie sie durch systematische Beobachtungen ihrer Umgebung, Wolkenbetrachtungen, Wetterprognosen, die Perioden der Feldarbeiten u. s. w. ihre Gänge kurzweilig gestalten können.

In dem Aufenthalt in freier Luft liegt überhaupt eines der wichtigsten Mittel zur Verlängerung des Lebens. Nicht nur Lungenleiden, sondern alle Arten chronischer Krankheitszustände werden dadurch sichtbar beeinflußt. Die moderne Liebhaberei für die Berge, wohlverstanden der vernünftige Alpinismus, ist eine Verjüngungskur ersten Ranges. Wer

*) Axmann, Physiologie des Wetters, Himmel und Erde. Berlin.

sonst gesund ist, lasse sich seine sommerliche 3—4 wöchentliche Gebirgs- und selbst Klettertour nicht nehmen. Alle körperlichen und geistigen Funktionen werden danach außerordentlich erleichtert, des Lebens Pflichten sympathischer. Mit einer Kräftigung der Sinne geht eine solche des Herzens einher. Jeder, der auf sich selbst achtet, wird nach Erledigung seiner Bergtour einen ruhigen, langsam gleichmäßigen Pulsschlag an sich beobachten können, und zwar scheint es, als ob hieran in erster Linie die gleichmäßig tiefen Atemzüge beim Bergsteigen Schuld hätten.

Man muß also besonders, wie schon eben erwähnt, auf die Atmungsübungen auch in der Ebene besonders Gewicht legen, doch selbst diese, anscheinend so harmlose Betätigung der Atemmuskulatur bedarf sorgfältige Abstufung, wenn sie bei Herzkrankheiten und chronischen Lungenleiden nicht schaden soll. Man muß daher anfangs nur mitteltiefe Atemzüge, etwa 3 mal täglich 3—6—10—15 Minuten vornehmen bis zur Vollatmung im Freien oder geöffneten Fenster. Die Einatmung muß durch die Nase geschehen, die Ausatmung auch bei geöffnetem Munde. Entsprechende Bewegungen des Rumpfes, rythmisch dabei vorgenommen, sind sehr zweckmäßig. Einzelheiten findet man in der bekannten vorzüglichen Schreberschen Zimmergymnastik, deren Uebungen mit Pausen für Tief-Atmen abwechseln. Herz, Lungen, Unterleibsorgane werden so beeinflußt, während die reichlich geübte Tiefatmung allmählich zur Gewohnheit wird, wie bei dem Indianer, welcher Zeit seines Lebens nicht nur „ganz Gesicht", sondern auch Vollatmer ist.

Leute, welche wegen Kurzatmigkeit das Gehen vermieden und dadurch in Rüstigkeit zurückkamen, wurden wieder mobil und für große Gänge geeignet, nachdem sie zunächst durch Atmungsübungen ihre Lebensfreudigkeit wieder gewannen. Besonders für Gelehrte, Staatsmänner etc. zu empfehlen. Die besten Zeiten für solche Uebungen sind wohl morgens oder vor dem Essen, während ich sie unmittelbar vor dem Schlafengehen weniger empfehlen möchte. Sie erregen die Herztätigkeit bei empfindsamen Personen und reichern das Blut mit Sauerstoff an, wodurch das Einschlafen erschwert wird; daher auch die schlafraubende Wirkung längerer Unterhaltungen beim Schlafengehen, wozu auch die sogenannten Gardinenpredigten gehören. Dagegen sind

bei milder Witterung beim Schließen der Fenster noch ein Paar tiefe Luftschlucke wohl angebracht.

Zu welchen Folgen Verzärtelung führen kann, beweist ein Patient, welcher sich schließlich so verwöhnte, daß er sich nur auf vorgewärmten Stühlen und Polstern zu setzen pflegte. Als er eines Tages gegen seine Gewohnheit auf einem kalten Sofa Platz nahm, erkältete er sich derartig, daß er eine Lungenentzündung bekam, an der er auch starb. Fast täglich sehe ich an meinem Fenster ein paar ältere Damen vorüberwandern, selbst bei milder Witterung noch in dicke Hüllen eingepackt, vielfach mit vorgehaltenem Regenschirme gegen die mildesten Sommerlüfte, obwohl ich weiß, daß ihnen gar nichts wesentliches fehlt. Einer andern Patientin hing trotz aller Ermahnungen die besorgte Tochter noch bei 25° Lufttemperatur beim Ausgehen ein Umschlagetuch um. Diese Dame wird dann fortgesetzt von ihren ängstlichen Angehörigen von einem milden Mineralbad ins andere geführt; die Lungenentzündung hat sie auch schon weg gehabt; gelingt es aber einmal sie in die Berge zu bringen, so wird sie systematisch vor der schönsten Luft gehütet bis zur Erfolglosigkeit ihrer Kur, um sich dann zu Hause erst recht zu erkälten.

Von einer Seite sind auch allgemeine Spannungsübungen der Muskulatur empfohlen, indem alle Muskeln des Körpers in aufrechter Stellung einige Minuten in Kontraktion gehalten werden, ähnlich wie beim Stillstehen der Soldaten; diese Haltung soll den Blutdruck herabsetzen und, während der Dauer einer Minute geübt, 20% der Lymphflüssigkeit zur Aufsaugung bringen. Eine scheinbar rein disziplinare Uebung unseres Militärs hat demnach auch eine wohlerkennbare gymnastische Bedeutung.

Haben wir im vorstehenden der Pflege der Atmungs- und Zirkulationsorgane gedacht, so dürfen wir nunmehr auch die des Ernährungssystemes nicht vernachlässigen. Hier läßt sich im allgemeinen nur der Grundsatz der Mäßigkeit aufstellen, da die Arten der Nahrungsmittel zu verschieden, desgl. ihre Bekömmlichkeit für den Einzelnen. Es ist bekannt, wie manche Leute eine persönliche Abneigung, Idiosynkrasie, gegen Hummer, Erdbeeren usw. haben, so daß sie Hautausschläge und Fieber vom Genuß bekommen. Auch wechseln die Lebens-

perioden mit der Verträglichkeit gewisser Speisen, so daß jemand in der Jugend seinem Magen manches bieten konnte, was im Alter nicht mehr geht und umgekehrt. Man wird also in erster Linie das Quantum zu beachten haben; und da ist eben gerade bezüglich der nahrhaftesten Lebensmittel, wie Fleisch, Eier, Hülsenfrüchte eine besondere Beschränkung angezeigt.

Der Begriff der Mäßigkeit konzentriert sich vielfach nur auf den Alkoholgenuß, und viele denken, wenn sie nur diesen meiden, daß sie ungestraft jedes sättigende Quantum überreicher Nahrung genießen dürfen, was natürlich ebenso falsch und zu Arteriensklerose, Gicht, Herzerweiterung, Leberleiden etc. führt. Es kann somit übermäßiger Fleischgenuß durch Erkrankung der Ernährungsgefäße Unterernährung, Verhungerung der Gewebe erzeugen, während die Hungerkost, wie sie vom Arzt in Kurorten verordnet wird, die Ernährung hebt. Die meisten Menschen sind Gewohnheitsesser und haben keine Ahnung, wie wenig in Wirklichkeit der menschliche Körper Nahrung braucht. Ich habe Leute gekannt, die ihren Teller, wenn er einmal mit irgendwelchen Speisen mehr oder weniger vollgeladen war, gewohnheitsmäßig leer aßen mit oder ohne Appetit. Das waren phlegmatische, dicke und träge Menschen, häufig weiblichen Geschlechtes, welche nebenbei den Kaffeeschlachten nicht abgeneigt waren. Man hat festgestellt, daß von einer bestimmten Anzahl Menschen, welche über 80 Jahre alt wurden, nur 5% starke Fleischesser waren. Nach einer anderen Untersuchung aßen und tranken von einigen 80 Personen, welche 86 bis 100 Jahre alt wurden, nur 6 reichlich, viele auffallend wenig; einige lebten fast nur von grünen Gemüsen, Kohlehydraten mit Milch, Käse, Butter, gelegentlich Eiern, Fleisch, Fisch oder Geflügel. Hierbei sei nochmals auf das vorzügliche Nährmittel der Milch, als Ersatz fleischlicher Nahrung hingewiesen, ohne deren Reizwirkung auf Nieren und Leber zu besitzen. Darum ist eine gute, einwandfreie Milchversorgung der Städte so wichtig; leider sind wir hier noch weit entfernt davon, was aber auch an den niedrigen Preisen liegt, mit denen man die wirklich gute Milch bewerten will.

Um konsequent zu sein, mußte man hier auf den Vegetarismus kommen, welcher aber als Prinzip zu verwerfen ist,

weil auch er zu einseitiger Ernährung führt und die Vegetarianer meist zu viel essen, um den geringeren Nährwert auszugleichen, da der Mensch einmal weder Pferd noch Kaninchen ist. Es ist darum nötig, dem einzelnen das auszusuchen, was erweislich in gemischter, mäßiger Kost ihm zuträglich ist. Deswegen braucht man noch nicht so ängstlich zu sein, wie jener Mann, natürlich ein Lord, der beim Essen auf einer Wage, deren Schale mit einem bestimmten Gegengewicht belastet war, Platz nahm. Sowie sich die Wage mit ihm senkte, legte er Messer und Gabel weg in der Überzeugung, genau sein Quantum eingehalten zu haben.

Tatsache ist jedenfalls, daß rechtzeitig eingeschränkter Fleischgenuß und mehr Bewegung in frischer Luft noch viele Jahre des Lebens schaffen können, welche sonst verloren sind, denn da im Alter die Tätigkeit abnimmt, muß überhaupt weniger Nahrung genommen werden, wenn nicht das Individuum leiden soll.

Die Gewichtsabnahme im Alter darf uns nicht zum Gegenteil verleiden, es ist das vielmehr ein natürlicher Vorgang, während Korpulenz nicht erwünscht ist. Corpora sicca durant, sagten die Alten.

Was die sogenannten Gewürze anlangt, so dürfen dieselben, selbst Kochsalz nur in geringen Mengen der Nahrung zugesetzt werden, und selbst das Trinkwasser muß frei von größeren Mengen an Salzen sein.

Die Art und Weise des Genießens ist natürlich auch nicht gleichgültig.

Es gibt Menschen, welche dafür die eigenartigsten Vorbedingungen stellen, welche freilich subjektiver Natur sein können. Manche müssen im Bett essen, wenigstens das erste Frühstück im Bett genießen, andere nach den Mahlzeiten ruhen. Manche wollen wieder beim Essen nicht gestört sein. Bekannt sind die nervösen Verdauungsstörungen, wo die Verdauungsmöglichkeit für alles vorhanden ist und trotzdem über Unbekömmlichkeit geklagt wird.

Selbstverständlich darf nichts verschluckt werden, bevor es nicht gründlich gekaut und mit Speichel vermengt ist, doch auch flüssige und halbflüssige Nahrungsmittel müssen schluckweise langsam eingenommen und nicht hinuntergegossen

werden. Wir erkennen, wie schädlich doch die Trinksitten unserer kommersierenden Jugend und der späteren, besseren Geselligkeit sind. Vor allem hat gründliches Kauen den Vorzug der Verminderung von Gasentwicklung im Magen und Darm, sowie die bessere Ausnutzung relativ geringerer Nahrungsmengen ohne große Rückstände. Zu diesem Zweck muß man natürlich auf ein gutes Gebiß halten. Eine sorgfältige Zahnpflege müßte von Kindheit an Platz greifen und in den Schulen gelehrt, sowie für jeden Menschen eine regelmäßige, zahnärztliche Revision angestrebt werden. Im Notfall müssen künstliche Gebisse auf öffentliche Kosten beschafft werden. Daß die Nahrung gut und leicht verdaulich gekocht, sowie schmackhaft auch ein Genußmittel sei, ist natürlich. Durch die Empfindung des Genusses wird reflektorisch die Absonderung der Verdauungssäfte angeregt, daher pflegen Speisen, welche man gern ißt, auch am besten zu bekommen. Hierbei dürfen natürlich auch keine Übertreibungen und Verweichlichungen in gastronomischer Hinsicht vorkommen, sondern der Durchschnitt muß ungefähr der sein, was man Hausmannskost nennt. Über die zu dieser nötige Kostordnung lassen sich auf Grund unserer physiologischen Kenntnisse sehr wohl die einzelnen Nahrungsstoffe berechnen, welche den Haushalt des einzelnen, entsprechend seiner täglichen Leistung, ausmachen, indessen das gehört in die Sprechstunde des Arztes, weil es hier zu weit führen würde.

Besonders bei Menschen mit Zehrkrankheiten, bei Kindern im Entwicklungsstadium, bei leichter Bekleidung, in kühler Witterung sind Abänderungen geboten; so viel sollte aber immer bedacht werden, daß Leute über 45 oder 50 Jahre mit etwa $^3/_4$ der Durchschnittsration zufrieden sein sollen, und nach 70 Jahren mit noch weniger.

Auch die Verteilung der Nahrungsmenge auf den ganzen Tag ist nicht gleichgültig. Man kann im allgemeinen sagen, daß kräftige Personen mehr auf einmal und seltener genießen können, während schwächliche, nervöse 4 und 5 Mahlzeiten halten sollten, wobei aber eine bestimmte Zeitordnung unbedingt nötig ist.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man auch den Alkohol zu den Nahrungsmitteln rechnete. Augenblicklich sind wir

darüber hinaus und nehmen mit Recht an, daß der Alkohol, in größeren Mengen genossen, ein Gift ist, welches für gesunde Menschen durchaus unnötig, Leber-, Nieren-, Gehirn- und Gefäßkrankheiten erzeugt, um so das Leben des einzelnen, als auch seiner Familie zu verkürzen. Das wissen die Versicherungsgesellschaften sehr genau, denen die Abstinenten eine bessere Dividende bedeuten. Besonders aber stört der Alkohol die Entwicklungsperiode des Körpers, er reizt und erzeugt Gewohnheit vermehrten, späteren Genusses. Manchmal besitzen die alkoholischen Getränke noch andere der Ernährung unzuträgliche Stoffe, wie viel Zucker, Stärke, Eiweiß, Salze im Übermaße, wie bisweilen Bier, darum würde als Alkohol ein solider Kognak annehmbarer sein. Das sogenannte Münchener Bierherz ist ja bekannt genug. Der Alkohol in reiner Form ist lediglich ein Reiz- und Sparmittel für den krankhaft geschwächten Körper, sofern er mit „Mäßigkeit" genossen wird. Es ist darum auch nicht richtig, den Wein als die Milch der Greise zu bezeichnen, denn der Alkohol setzt die Widerstandskraft des Körpers gegen Erkältungen herab und schmälert direkt die Neubildung der Zellen.

Nun kommt hierzu der Begriff der „Mäßigkeit", welcher sehr viel Unheil anrichtet. Unter „Mithridatismus" versteht man jetzt eine wissenschaftliche Bezeichnung für Angewöhnung an steigende Dosen eines Arzneistoffes, Giftes u. dgl. Viele Menschen glauben daher, wenn sie keine direkten alkoholischen Wirkungen spüren, daß sie mäßig sind; darunter werden manchmal mehrere Flaschen Wein und Liter Bier täglich verstanden. Diese sogenannte dauernde Mäßigkeit untergräbt sicher das körperliche Wohlsein, nicht weniger das geistige, denn es ist töricht zu glauben, daß der Alkohol das Denken erleichtere, während er die Gedanken kontrollierende Kraft des Gehirns lähmt. — Wenn wir auch oben den Wein nicht als Milch des Alters gelten lassen wollten, so spielt doch hier die leidige Gewohnheit früherer Jahre eine Rolle, und der Arzt würde einen Fehler begehen, solchen Klienten ohne weiteres das gewohnte Gift ganz zu entziehen, sondern er muß dasselbe allmählich zu vermindern suchen. Wird aber der Alkoholgenuß im allgemeinen auch noch mit großen Mengen Flüssigkeit verbunden, so verdoppeln sich die Herz und andere Organe schädigenden Vorgänge.

Von den sonst noch bekannten Genußmitteln, wie

Thee, Kaffee, Kakao und Tabak, dürfte wohl der Thee, wenn man nicht mehr wie 4—6 Gramm täglich genießt und ihn nicht lange ziehen läßt, am harmlosesten sein, zumal er auch die geistigen und moralischen Eigenschaften des Menschen nicht schädigt, wie der Alkohol. Schädlicher erscheint der Kaffee, den man darum nicht stark, jedenfalls nicht nach dem Essen trinken soll, weil er die Magenverdauung verlangsamt. Meist schadet aber noch mehr das Stillsitzen und viele Süßigkeiten essen beim Kaffee. Kakao ist mehr als Nahrungsmittel anzusehen, indessen sein Nährwert viel geringer, als meist geglaubt wird; nur der, manchem Menschen nicht immer bekömmliche Fettgehalt, sowie die Zusätze von Zucker (als Schokolade) sowie Milch bei der Zubereitung machen den wirklichen Nährstoff aus.

Tabak ist in den verschiedensten Formen eine Art Anästhetikum, ein nervenberuhigendes und abstumpfendes Mittel und in größerer Menge den meisten Menschen schädlich; im allgemeinen ein überflüssiges Genußmittel, welches in den Entwicklungsjahren durchaus zu vermeiden ist.

Auf die Sorge für regelmäßige Verdauungs-Vorgänge brauche ich hier wohl nur insofern einzugehen, als diese selbstverständlich nur im Notfall durch künstliche Mittel, sonst aber stets durch zweckmäßige Nahrungsauswahl, Körperbewegung und Gymnastik zu erzielen sind; Übertreibungen sind aber auch hier zu vermeiden.

Ganz die gleichen Vorgänge wie bei den erwähnten Organen gelten nun auch für das Nervensystem. Richtige Ernährung und Übung erhalten gleicherweise seine Zellen, Mäßigkeit im Essen und Trinken beugt einer Entartung der Gehirngefäße, welche zu Apoplexie, Paralyse etc. führen kann, vor. Sofern wir also von gesunden Eltern abstammen, haben wir keinen Grund uns über frühzeitige Abnutzung der Nerven zu beklagen. Auch die jetzt so sehr beliebte Neurasthenie, Nervenschwäche, ist eine Willensfrage.

Nicht minder ist das nervöse Zentralorgan, das Gehirn, der Stärkung durch geistige, wie körperliche Übung und entsprechende Mäßigkeit unterworfen. Jede überlegte körperliche Bewegung hat das Gehirn zum Ursprung, bedeutet eine Anregung zur Ernährung der Gehirnzellen, wie jeder Denkakt

überhaupt. Frühzeitiger Verfall der höheren Gehirnfunktionen findet sich häufig bei Männern, die zeitig aus ihrer Tätigkeit scheiden; solche sind junge Rentiers, pensionierte Beamte und Offiziere, welche leider mit der gewohnten beendeten Tätigkeit auch andere, ihnen sonst heilsame Tätigkeiten aufgeben, zu welchen sie nicht mehr gezwungen sind. Die Bequemlichkeit verleitet sie zu übermäßigem Ruhen und körperlichen Genüssen. Wenn sich aber solche Leute dann ausgiebig mit Kunst, Literatur, Geschichte, Landwirtschaft, Reisen, Gemeinnützigkeit und dgl. beschäftigen oder sich irgend ein Steckenpferd zulegen, wenn ihnen die Liebhaberei das Wissen ersetzen muß, z. B. das Sammeln von Merkwürdigkeiten, so können auch sie dem drohenden Verfall geistiger Fähigkeiten vorbeugen. Natürlich muß auch hier wieder verminderter Tätigkeit durch verminderte Nahrungszufuhr Rechnung getragen werden.

Man erlebt das ja öfter, wie Jemand, der bis zu seinem Ruhestand ein völlig gesundes Dasein geführt hat, dieses einbüßt, weil er seine Ernährung in gleicher Weise wie vordem fortsetzte.

Wie geistige Anspannung beleben kann, dafür gibt Sir H. Weber einige packende Beispiele: Eine früher sehr energische Persönlichkeit, Leiter einer großen Krankenanstalt, fing mit 75 Jahren an schlaff in der Verwaltung zu werden. Die Herztätigkeit wurde ungenügend, andere organische Funktionen gleichfalls. So lebte er bis zum 82. Jahre, wo sich Ergüsse in der Brustfellhöhle bildeten. Da wollte man plötzlich die von ihm geschaffenen Einrichtungen umstoßen. Dieses rüttelte ihn auf; von Tag zu Tag besserte sich sein Befinden, es gelang ihm, seine Einrichtungen zu erhalten. Die Krankheitssymptome schwanden, und länger als ein Jahr war er wieder gesund wie früher, bis er an einer Influenza infolge Erkältung zu Grunde ging. Erfolg und Freude an dem Errungenen sind überhaupt wichtige Lebenswecker, während Kummer und getäuschte Hoffnungen bei manchen Menschen zuerst funktionelle, dann organische Veränderungen, ja sogar Tod an wirklich gebrochenem Herzen erzeugen können. Verminderung der Atmungs- und Herztätigkeit, sowie des Blutzuflusses zum Gehirn bilden hier die Übergänge. Auch hier können freudige Erregungen eine Wendung bewirken, wie folgendes Beispiel zeigt. — Durch den Verlust des Gatten

wurde eine sonst stets gesunde Frau im Alter von 70 Jahren hochgradig deprimiert. Die geistige Lähmung entsprach einer akuten Melancholie; die Betreffende nahm keinen Anteil mehr an ihrer Familie. In 3 Wochen hatte sich starke Herzerweiterung mit geschwollenen Füßen eingestellt; der Gesichtsausdruck war fast blödsinnig zu nennen, und man erwartete ihr Ende. Da überbrachte man ihr den flehenden Wunsch einer seit Jahren schwerkranken Tochter, sie noch einmal zu sehen. Die Mutter wurde zu ihr getragen und die Teilnahme durch die mütterliche Liebe wieder erweckt. Das Interesse an den übrigen Familiengliedern wuchs mit dem an der Schwerkranken, und sie wurde in einigen Monaten wieder bis auf eine leichte Herzschwäche gesund, worauf sie dann noch 15 Jahre lang der Mittelpunkt ihrer großen Familie blieb.

Es scheint, daß derartige physische Vorgänge organisch durch Einfluß auf Atmung und Herz wirken. Wenn wir hier auch durch physikalische Mittel einwirken können, so müssen wir doch vor allem die wohltätige Wirkung der Freude zu pflegen suchen durch Erziehung zur Zufriedenheit mit unseren Verhältnissen und mit uns selbst. Wir müssen uns ein gutes Gewissen durch Stärkung und Betätigung eines regen Pflichtgefühls schaffen. Der hieraus entspringende Gleichmut erhält die Hoffnung, stärkt die geistigen Fähigkeiten, während er die Wiederstandsfähigkeit gegen Krankheiten erhöht. Das Gefühl der Pflicht ist darum eines der wichtigsten Mittel zur Verlängerung des Lebens und kann von Jugend auf gar nicht genug gestärkt werden. „Diejenigen, welche für ihre Angehörigen Sorge tragen und Opfer bringen, sowie sich an der Erleichterung der Lage der Kranken und Hilflosen beteiligen, ernten Befriedigung und Glück, welche wie Sonnenschein auf den ganzen Körper wirken und so zur Verlängerung des Lebens und zu einem glücklichen Alter verhelfen." (Herm. Weber.)

Das Pflichtgefühl gipfelt aber vornehmlich in der Beherrschung der Leidenschaften, der Eifersucht, Eitelkeit, des Ehrgeizes und Neides, um das seelische Gleichgewicht nicht stören zu lassen.

Zu allem diesem und zur Erhaltung der Gesundheit gehört aber ein fester Wille, der gar nicht früh genug gestählt

werden kann. Denn, was hilft es, wenn der Wille zu spät einsetzt; erst dann, wenn dem durch schädliche Lebensweise geschwächten Körper kaum noch zu helfen ist. Der Wille kann aber nicht nur durch Vermeidung von Krankheiten das Leben verlängern, sondern die Krankheiten selbst zu einem guten Ende führen. Wie oft kommt es vor, daß der Wille zur Genesung eine kritische Wendung herbeiführt.

Ein 70jähriger Kranker litt an einer Darmentzündung. Er war wenig fügsam; man solle ihn in Ruhe lassen, er sei des Lebens müde. Da fiel ihm ein, daß er noch eine wissenschaftliche Arbeit beenden müsse; von diesem Moment an wurde er ruhig, fügsam und genas. Später erklärte er mir, daß sein Wille ihn gerettet habe. Ein anderer Mann von 60 Jahren litt seit 18 Monaten an Herzschwäche, Leberleiden und Wassersucht, welche schon sieben Punktionen erfordert hatte. Er war auch von einer Lebensversicherung zurückgewiesen worden, und die Voraussage des Arztes hatte ihn tief deprimiert. Doch sein Wille und die Sorge um seine große Familie rüttelten ihn auf, er fing an, alle Vorschriften auf das genaueste zu befolgen, genas in zwei Jahren und erreichte ein hohes Alter. — In besonderem Maße sind aber einem starken Willen die Geisteskrankheiten untertan. Gerade da, wo erbliche Neigung vorhanden ist, kann eine entsprechende Diätetik der Seele die Schädlichkeiten abwenden, welche sonst einen Ausbruch bewirken könnten, durch Erhaltung des geistigen Gleichgewichtes, durch gesunde Beschäftigung und Mäßigung, durch Bildung eines pflichttreuen Gemütes zur Bekämpfung angeborener Perversitäten oder zur Schonung eines krankhaft belasteten Gehirns.

Ein vollkommen seelisches Gleichgewicht wird uns aber auch die so nötige Ruhe des Schlafes verschaffen, dieses Wiederherstellers unserer Lebenskräfte. Während des Schlafes findet eine Abnahme des arteriellen Blutdruckes statt und hierdurch eine Stauung des ernährenden Lymphstromes, welcher nachhaltiger die Gewebe durchtränkt. Die Länge des Schlafes richtet sich nach der Individualität unter wechselnden Verhältnissen. Kinder haben bis zur Vollendung des Wachstums mehr Schlaf nötig als Erwachsene, für die $5^1/_2$ bis 7 Stunden genügen können. Weniger sollte es auf keinen Fall sein, weil hierdurch Störung der Ernährung und nervöse und geistige Reizbarkeit

erzeugt werden. Meistens wird aber zu lange geschlafen, besonders von nervösen Leuten. Diese, hypochondrisch veranlagt, glauben sich gesundheitlichen Gefahren ausgesetzt, wenn sie, unruhig schlafend, nächtlich erwachen und nun nicht ihr nötiges Quantum Schlaf zu erhalten glauben. Sie suchen das dann durch längeres Liegenbleiben in den Vormittag hinein nachzuholen. Das ist gesundheitlich falsch. Die Vorstellung des zu geringen Schlafes in der Nacht erzeugt erst recht Schlaflosigkeit, während die Summe der einzelnen Schlafintervalle immer noch reichlich genügend ist und das bloße, ruhige Liegen im Bett schon wesentlich zur Erfrischung des Körpers beiträgt. Gelingt es solchen Leuten, sich hiervon zu überzeugen und rechtzeitig aufzustehen, so treten bald normale Schlafverhältnisse ein.

Um die nötige geistige Ablenkung für ein schnelles Einschlafen herbeizuführen, hat so mancher seine Liebhabereien. Trinken von Zuckerwasser ist beliebt, eine Portion leichte Nahrung, Milch, ein Biskuit. Niemals sollte Alkohol infrage kommen. Geistig keine oder nur leichte, befriedigende Arbeit, klassische oder humoristische Lektüre, Erinnerungen an Reisen und herrliche Naturgenüsse oder, wenn das versagt, an einen Begriff, welcher vielseitige Ideenverbindungen und hierdurch die nötige Lösung logischer Gedankenfolge herbeiführt. — Jedenfalls ist zu viel Schlaf schädlicher als zu wenig. Auch soll ein gesunder Erwachsener nicht bei Tage schlafen. Hier sind nur bei kränklichen Leuten und bei solchen Ausnahmen zulässig, welche aus Berufsgründen keine streng geordnete Lebensweise führen können. Dahin gehören aber nicht etwa Kopfarbeiter, die aus üblen Gewohnheiten die Stunden nächtlicher Arbeit preisen.

Vor allen Dingen aber müssen wir insgesamt daran festhalten, daß wir auch im Alter unseren Körper durch Arbeit nicht abnutzen, sondern erneuern, indem wir durch Übung seine Funktionen erhalten. Allerdings muß dabei möglichst ein Wechsel der einzelnen Leistungen stattfinden. So sagt Cicero: „Die geistigen Fähigkeiten bleiben dem Alter erhalten, vorausgesetzt, daß sie fortwährend geübt werden". Titian wurde 99 Jahre alt, er starb plötzlich an der Pest; Sophokles schrieb mit 90 Jahren Tragödien. Plato, Galen, Michel Angelo,

Wilhelm I., *Moltke*, *Bismarck*, *Ranke*, *Mommsen*, *Gladstone*, *Manuel Garcia*, Erfinder des Kehlkopfspiegels, welcher im Jahre 1905 100 Jahre alt wurde, legen Zeugnis ab von der geistigen Fähigkeit und lebensverlängernden Tätigkeit des Alters. Wer denkt da nicht an Goethes Satyre im Faust, wie er den Schülern sagen läßt:

„Am besten wärs, euch zeitig tot zu schlagen!“

Um diese *Fähigkeiten des Alters zu erhalten*, bedarf es aber auch einer besonderen Pflege der *speziellen Sinne*, welche bekanntlich zum Stumpfwerden neigen. Hier ist neben regelmäßiger Übung vor allem Überanstrengung z. B. der *Augen* zu vermeiden. Lesen bei schlechtem Licht, beim Fahren, grelle Beleuchtung sind hier ebenso schädlich, wie lästige Geräusche für das *Ohr* oder scharfe Gerüche für die *Nase*. Die *Aufnahmefähigkeit* im allgemeinen wird aber am besten rege gehalten durch einen reichlichen Wechsel der *äußeren* Eindrücke. Wir müssen gewisse wohltuende Abwechslungen unserer Umgebung herbeiführen vom einfachen *Vertauschen unserer Wohnräume* bis zur kontrastreichen *Ortsveränderung* größerer Reisen.

Wer es sich leisten kann, möge fremde Länder und Völker aufsuchen, Gebiete, die eine Fülle des Interessanten neben dem Neuen, wie der Orient oder Italien bieten. Andere mögen den nötigen Kontrast in der Wahl einer entsprechenden Gegend suchen; so besuche der Bewohner der Meeresküste und der Ebene das Gebirge.

Das Reisen hat also einen hohen hygienischen Wert und muß darum vom sozialpolitischen Standpunkt aus möglichst erleichtert werden, damit auch Unbemittelte ihren Sonntags- und Ferienausflug genießen können.

Hat nun die *Schwäche des Alters* trotz alledem ihren Einzug bei uns gehalten, dann muß versucht werden äußeren, lebenzerstörenden Wirkungen *aus dem Wege zu gehen*, wenn ihnen der Körper nicht mehr trotzen kann. So müssen Anstrengungen, sowie schädliche Einflüsse des Klimas, der Umgebung ausgeschaltet werden, wobei ein zeitweiser Aufenthalt in südlichen oder sonst gesundheitlich günstigen Gegenden infrage kommt. Dort möge der Ausgleich unserer nordischen, klimatischen Schädlichkeiten wieder verjüngend wirken. Wer

freilich nicht so viel schweifen kann, dem können Verbesserungen seiner Häuslichkeit oder der Aufenthalt in einer gut geleiteten Kuranstalt Ersatz bieten.

Nun noch ein Wort über die Entartung der Menschheit, welche sich in aufsteigender Linie bewegen soll. Davon kann gar nicht die Rede sein, da sich in den letzten hundert Jahren statistisch das Leben der zivilisierten Menschen von dem Durchschnittsalter 30 auf 40 Jahre, wie schon oben angedeutet wurde, verlängert hat. Das geht also über das homerische Alter Nestors hinaus.

Interessant sind die Durchschnittsalter verschiedener Berufe.*) 46 Dichter erreichten ein solches von 66 Jahren, mehrere wurden 80—90 Jahre alt. Auch die Maler werden ebenso alt. Cornelius starb mit 89 Jahren. Musiker und Schriftsteller haben 1—2 Jahre weniger, während die Geistlichkeit, abgesehen natürlich von Bischöfen und Kardinälen, es auf 66 Jahre bringt. Berühmte Frauen wurden sogar 69 Jahre alt. Am ältesten werden aber die Geschichtsschreiber mit 73 Jahren. Von 38 wurden 14 80 Jahre alt, Ranke 91. Forscher und Erfinder kommen gleich danach mit 72 Jahren, Humboldt war über 80 Jahre, während die Philosophen mit 65 Jahren die Lebensgrenze erreichen.

Noch besser stellen sich die höheren praktischen Berufe: 14 Agitatoren wurden durchschnittlich 69, 48 Generale 71, 112 Staatsmänner 81 Jahre, deren Beruf muß somit am wenigsten anstrengen. Alle erwähnten Personen entstammen dem 19. Jahrhundert, in dem sich die größten modernen Umwälzungen vollzogen. So 1820 die Aufnahme der Dampfkraft, 1840 Beginn der Eisenbahnen, 1860 der elektrische Telegraph, und seitdem jagt eine Erfindung die andere; wir stehen in der Blüte der Raschlebigkeit seit ungefähr 50 Jahren. Und trotzdem keine Degeneration!

Freilich treten uns auch große Mängel entgegen, wie Armut, soziale und ökonomische Ungleichheiten, Betrügereien im öffentlichen Leben, im Handel, Unbildung, fanatisch geförderte Unwissenheit, Vernachlässigung sanitärer Pflichten, gewissenlose Ausbeutung,

*) W. R. Thayler, Langlebigkeit und Entartung.

grenzenloser Egoismus, Verbrechen und Sensationsmache. Doch diese Laster waren schon alt, da Elisabeth Königin und Borgia Papst war; selbst dem goldenen Zeitalter waren sie nicht fremd. Aber es herrschten vor Zeiten noch andere Greuel, welche die Menschheit degenerierten und dezimierten, sowie manchem die Erreichung hohen Alters unmöglich machten. Dahin gehörten: religiöser Fanatismus, dem im Laufe der Jahrhunderte zirka 9 Millionen Menschen zum Opfer fielen, Sklaverei, Grausamkeit, gerichtliche Folterungen, Blutopfer, Unterjochung der Frauen, unvernünftige Vernachlässigung der Kinder, Kranken, Krüppel und Irren; diese Liste ließe sich noch endlos steigern.

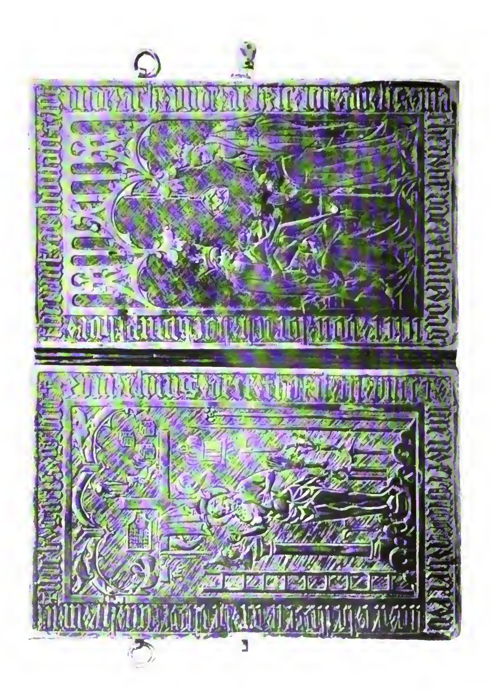
Also sind wir nicht entartet; auch unsere großen Geister nicht, welche sich dem Schema des Normalmenschen, der jüngsten Abstraktion juristischer und psychologischer Weisheit, nicht anpassen wollen, und, da wir immer noch normale Menschen sind, haben wir bei der geschilderten Lebensweise das Recht und die Pflicht, aber auch die Möglichkeit unser Leben bis zu den höchsten Altersgrenzen zu verlängern. Und das wünsche ich Ihnen Allen!

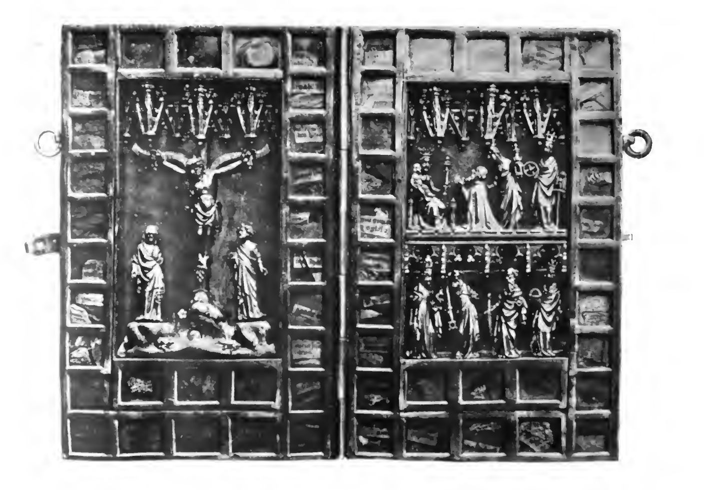
Die silberne Reliquientafel der Marienburg vom Jahre 1388

Ein Kunstwerk
aus der Blütezeit des Deutsch-Ritterordens

von

Professor Dr. Schneider.





Unter den Schätzen der Marienburg behauptet wohl den ersten Rang eine silberne Reliquientafel. Diese Kostbarkeit ist verhältnismäßig wenig bekannt, da sie des großen Wertes wegen nur auf besonderes Verlangen von dem Oberschloßwart gezeigt werden darf. Da nun die wenigsten der Besucher von dem Vorhandensein dieses Werkes mittelalterlicher deutscher Goldschmiedekunst etwas wissen, so ist dieses Kleinod bisher ziemlich unbeachtet geblieben. Wissenschaftlich ist schon mehrfach, namentlich in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, darauf hingewiesen worden. So schrieb zuerst darüber Büsching im Kunstblatt von Schorn n. 83 in einem Aufsatze vom 11. Oktober 1821, S. 332. Er nennt es: Altes Heiltumskästchen von Gnesen. Voßberg in der Geschichte der preußischen Münzen und Siegel. Berlin 1843. S. 216 nennt es einen Feldaltar. Hagen in den Neuen preußischen Provinzialblättern IV. 1847, S. 30 ff. schreibt hierüber unter dem Titel: Über den silbernen Feldaltar in Marienburg. Doch sagt er S. 32: „Ich wäre eher geneigt, es für einen Gotteskasten, als für einen Altar anzunehmen.“ Auch Otte: Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie I. S. 149 nennt dieses Diptychon einen Reisealtar. In den „Heraldischen Meisterwerken Lieferung II Tafel 12“ ist folgendes hierüber bemerkt: Silberner, vergoldeter Feldaltar des Hochmeisters des deutschen Ordens in Form eines Diptychons oder zusammenklappbaren Buches. von Czihak[1]) in seinem Werke: „Die Edelschmiedekunst früherer Zeiten in Preußen“ nennt diesen sog. Feldaltar richtig ein Reliquiar in Buchform.[2])

[1]) Düsseldorf 1903, I. S. 1b.

[2]) Polkowski: Katedra Gnieznienska, Gnesen. Tafel XVI, ist mir nicht zugänglich gewesen.

Es besteht nun unsere Reliquientafel aus gediegenem Silber. Sie hat die Form eines Buches, ist in der Mitte durch einen Haken verschließbar und hat das Gewicht von 2 Kilo. Die Höhe beträgt 17³/₄ cm; aufgeklappt hat es die Breite von 24 cm. Das Ganze war früher vergoldet[1]), doch ist äußerlich davon nur noch wenig bemerkbar; dagegen ist die Vergoldung im Innern noch gut erhalten, sodaß man bei einzelnen Figuren glauben möchte, sie seien ganz von Gold.

Merkwürdig ist die Geschichte dieses Kunstwerkes, das nach wechselvollen Schicksalen in das Schloß zu Marienburg gelangt ist. Der uns führende Oberschloßwart berichtet, daß es auf dem Schlachtfelde von Tannenberg 1410 durch die Polen erbeutet und dann dem Dome zu Gnesen geschenkt worden sei. Auch Otte[2]) nimmt dies als feststehende Tatsache an. Hagen[3]) schreibt, daß das Denkmal während der Tannenberger Schlacht als Beute in die Hände eines Polen kam, der es der Kathedrale in Gnesen als Weihgeschenk übergab, ist eine nicht zu begründende Sage. Wir wissen nur, daß es seit grauen Zeiten in Gnesen aufgehoben wurde.

Im folgenden wollen wir nun zu beweisen versuchen, daß in der Tat dieses Kleinod während der Tannenberger Schlacht auf der Brust des Hochmeisters Ulrich von Jungingen getragen wurde und von keinem andern als dem polnischen Könige Wladislaw Jagiello dem Dome zu Gnesen geschenkt wurde.

Hören wir, was das Kunstwerk über sich selbst erzählt! Eine außen rings um die Ränder herumlaufende Inschrift in gotischen Minuskeln lautet: noch gotis gebort thusunt drihundirt jor unde ach unde achzic jor do lis machen bruder thile dagister von lorich huskumpthur zum elving dese thofil in unser liven frowen here unde der heiligen der heiligetun hy in ist.

Es hat also diese Tafel der Hauskomtur von Elbing, Thile Dagister von Lorich, 1388 zur Ehre unserer lieben Frauen und der Heiligen, deren Heiligtum d. h. Reliquien hierin sich befinden, machen lassen.

Thile von Lorich begegnet uns in mehreren Elbinger Ordens-

[1]) Büsching, S. 332, nennt es deshalb ein Kästchen von Messing, geformt wie ein Buch.

[2]) Otte a. a. O. I. S. 149f.

[3]) Neue preuß. Provinzialblätter IV. S. 41.

urkunden als Zeuge, und zwar muß er gegen Ende des Jahres 1387 oder auch erst im Jahre 1388 Hauskomtur geworden sein. Doch trat er bald aus diesem arbeitsreichen Amte wieder zurück, denn wir treffen ihn am 1. August 1392 wieder als Unterspittler; in dieser Stellung ist er noch am 20. Juli 1395 nachweisbar, aber schon am 29. September 1398 ist ein anderer als Unterspittler tätig, sodaß er wohl inzwischen verstorben sein muß.[1]) Als Erben seines Nachlasses scheint er den Hochmeister in Marienburg eingesetzt zu haben, denn im Marienburger Treßlerbuche[2]) findet sich unter dem Jahre 1399 folgende Eintragung: 4 Mark vor Zolgeld vor das Vas Wyns, das deme alden Kumpthur zum Elbinge zugehört hatte, das och in unseres Homeisters Keller quam. Aus dem „och" läßt sich schließen, daß noch manches andere in den Keller und Besitz des Hochmeisters von dem alten Komtur von Elbing gekommen ist. Leider kann man nicht mit Sicherheit sagen, ob unter dem „alten Komtur" der ehemalige Hauskomtur Thile von Lorich gemeint sei. Sicher ist aber dies, daß 1399 eine Erbschaft von einem Elbinger Komtur an den Hochmeister gelangte.[3]) Daß ein so bedeutsames Kleinod in Besitz des Hochmeisters überging, ist auch deshalb wahrscheinlich, weil wir wissen, daß der Hochmeister ein großer Freund solcher Tafeln war. So ließ er nach dem Marienburger Treßlerbuche i. J. 1399 mehrere solcher Tafeln machen. Von der einen heißt es: 14 Mark vor eine Towffel, die uf des Meisters alter (Altar) stet.[4])

Man gebrauchte diese Tafeln also bei der täglichen Andacht und bei innerer Einkehr. Man befolgte damit den Rat von Albertus Magnus, der sagt: „Eine halbe Stunde andächtiges Nachdenken über das Leiden des Herrn erwerbe mehr Verdienst, als ein ganzes Bußjahr." Und so sehen wir denn auch auf dem obersten Deckel unserer Tafel den Ordensritter Thile von Lorich, erkenntlich am Kreuze des Mantels, vor der Muttergottes

[1]) Neue preußische Provinzblätter VI. 1848. S. 277.

[2]) Joachim: Das Marienburger Treßlerbuch der Jahre 1399—1409. Königsberg 1896.

[3]) Die Ordensritter konnten ihre Habe vermachen, wem sie wollten, wie dies auch einige erhaltene Testamente im Königsberger Archive beweisen.

[4]) In seiner Hauskapelle hatte der Hochmeister silberne Kirchenleuchter und ein silbernes Täfelchen mit Heiligenfiguren v. Czihak: Die Edelschmiedekunst früherer Zeiten in Preußen. Düsseldorf 1903. S. 2a.

in frommer Andacht knieen; auf der Rückseite aber ist die Leidensgestalt unseres Heilandes angebracht.

Dann gebrauchten auch die Deutschritter dieser Zeit solche Tafeln als Schutzmittel (Amulett). Es war damals Sitte, daß die in den Krieg ziehenden Ritter solch ein Bild unter der Rüstung an einer Kette auf der Brust trugen. Daß auch unsere Tafel für diesen Zweck bestimmt war, erkennen wir an den beiden Ringen, die sich oberhalb des Verschlußhakens finden. Mit Bezug auf diesen Brauch läßt auch Sienkiewicz[1] die älteren polnischen Ritter sagen: Nicht die Deutschen fürchten wir, obwohl ihr Stolz und ihre Macht sehr groß ist, nicht ihre Lanzen und Schwerter, sondern die Reliquien der Kreuzritter fürchten wir, denn gegen diese kann gar keine menschliche Macht aufkommen.[2]

Von den Deutschrittern übernahmen später die polnischen Ritter diese Sitte, nur bestand bei ihnen das Bild meist aus Kupferblech; auf die Vorderseite war ein Muttergottesbild und auf die Rückseite ein Christusbild gemalt, in ähnlicher Art, wie es auch die Deckel unserer Tafel wiedergeben. Im Polnischen nannte man diese Brustbilder „nyngraf."[3]

Daß, unseres Wissens, nur diese eine Reliquientafel der Deutschritter auf uns gekommen ist, findet darin seine Erklärung, daß i. J. 1412 nach der unglücklichen Schlacht von Tannenberg wegen des Fehlens von Geld und Gut alle köstlichen Geräte der Kirchen, alle silbernen Gefäße und was jedermann hatte von Silber und Gold von den Gebietigern und Brüdern des deutschen Ordens auf Befehl des Hochmeisters herausgegeben werden mußte.[4] Nur dem Umstande ist es zu danken, daß unsere Tafel erhalten blieb, weil sie in polnische Hände geriet. Wie dies kam und wie die Tafel nach Gnesen in den Domschatz gelangte, mögen die folgenden Zeilen dartun.

An dem verhängnisvollen Tage von Tannenberg (am 15. Juli 1410) trug auch der Hochmeister Ulrich von Jungingen eine solche Reliquientafel — und unserer Ansicht nach, die

[1]) Henryk Sienkiewicz in seinem Roman: Die Kreuzritter S. 36.

[2]) Auch Caro: Geschichte Polens III S. 319 spricht davon, daß man im Ordenslager sich von gewissen Reliquien die Unüberwindlichkeit versprach.

[3]) Diese Mitteilung verdanke ich Herrn Kapitelsekretär Raatz in Gnesen.

[4]) Voßberg: Geschichte der preuß. Münzen und Siegel. S. 135.

unsrige — auf der Brust. Dlugosz[1]) erzählt darüber folgendes: Am Abend der Schlacht, es war fast Nacht, meldet Mszugius von Skrzin dem Polenkönige Wladislaw, daß Ulrich, der preußische Hochmeister, getötet sei und als Beweis seines Todes hielt er dem Könige Wladislaw ein goldenes Brustbild (pectorale) hin, das mit Reliquien der Heiligen angefüllt war, das ein Diener des genannten Mszugius, mit Namen Jurga, dem Getöteten abgenommen hatte.

So gelangte also die Reliquientafel in die Hände des polnischen Königs Wladislaw. Bald nach der Tannenberger Schlacht und nach der Belagerung der Marienburg unternahm der König infolge eines Gelübdes, zu dem er sich bei Ausbruch des Krieges aufs festeste verpflichtet hatte, zu Fuß eine Wallfahrt zum Grabe des polnischen Schutzheiligen, des heiligen Adalbert, nach Gnesen. Drei Tage lang hielt er sich hier auf und verrichtete sein Gelübde mit großer Frömmigkeit.[2]) Dabei wird er wohl auch die erbeutete Reliquientafel dem Gnesener Erzbischof verehrt haben. Die Domherren haben diesen Schatz auf das vortrefflichste gehütet. Selbst der gründlichen Brandschatzung durch die Schweden, die in den Jahren 1655 und 1705 alles Gold und Silber wegnahmen, ohne auch nur einen Kelch zum Gottesdienste zu lassen, ist er glücklich entgangen.[3])

So blieb diese Kostbarkeit der großen Öffentlichkeit vier Jahrhunderte lang verborgen. Da kam das Jahr 1820. Es langte ein Brief des Oberpräsidenten von Preußen, des Herrn von Schön, an, worin er das Domkapitel aufforderte, es möge

---

[1]) Dlugösz: Hist. Pol. IV. Bd. Lib. XI. S. 65. Cracau 1877. Wir haben hier, wie die mitgeteilten Einzelheiten dies ergeben, den Bericht eines Augenzeugen vor uns.

[2]) Dlugösz: IV. Lib. XI. S. 110. Quo cum feria secunda in vigilia Sanctae Catharinae (Montag, 24. November) pervenisset, tribus diebus illic exactis, religione et voto cum magna devotione perfunctus, per eadem, qua venerat loca, Juniwladislaviam rediit.

[3]) Dies scheint nur dadurch möglich gewesen zu sein, daß man das Reliquiar in das Inventar-Verzeichnis des Domschatzes gar nicht aufnahm; so konnte das Verzeichnis nicht zum Angeber werden. Weder in dem ältesten Verzeichnis von 1450, wie auch in den späteren wird dieses Kleinod erwähnt. Diese Nachricht und die folgende Mitteilung verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Kapitelsekretärs, Herrn Franz Raatz in Gnesen.

die vergoldete, silberne Kapsel, die die Form eines Octavbuches hätte, an das Archiv zu Königsberg herausgeben.[1])

Daraufhin fand ein lebhafter, drei Jahre lang geführter Briefwechsel zwischen dem Domkapitel und dem Oberpräsidenten wegen Auslieferung des Reliquiars statt.[2]) Das Domkapitel wählte schließlich folgenden versöhnlichen Ausweg.

Als am 20. Juni 1823 der Kronprinz Friedrich Wilhelm durch Gnesen reiste, bot ihm das Domkapitel dieses Kleinod dar.[3]) Dieser begeisterte Kunstfreund nahm es gern an und überwies es der Marienburg, die ja seiner und des Oberpräsidenten von Schöns Bemühung ihren Ausbau verdankte.[4])

Wie schwer es dem Domkapitel wurde, sich von dem so lange und mit so gutem Erfolge gehüteten Schatze zu trennen, vermögen wir daraus zu erkennen, daß es sich vor seiner Herausgabe ausbedang, es noch so lange behalten zu dürfen, bis es eine genaue Abzeichnung (delineatio) bei den Kapitelakten hätte. Diese Zeichnung hat 1823 ein Posener Maler, namens Mielcarzewicz besorgt, die noch den Kapitelakten beiliegt.[5])

---

[1]) In den Kapitelakten, die stets bis auf den heutigen Tag lateinisch geführt werden, lautet die Stelle: ut capsula argentea deaurata, formam libelli in Octavo retinens, pro Archivo Regiomonti extradatur.

[2]) Von dem Briefwechsel ist in den öffentlichen Akten des Domkapitels nichts mehr aufzufinden. Allem Anscheine nach hat der damalige Dompropst, der spätere Erzbischof Theophil von Walicki als Vorsitzender der Beratungen des Domkapitels diesen Briefwechsel geführt, der im Laufe der Zeit und infolge des Wechsels der Würdenträger verschollen ist.

[3]) In den Kapitelakten heißt es unter dem 20. Juni 1823: Transitus per Gnesam Serenissimi Principis Successoris Throni. von Hagens Nachricht hierüber S. 41 entspricht nicht ganz den Verhältnissen. Die von ihm gebrachte Aufschrift des Futterals stimmt aber hiermit überein: Bei Höchstdero Durchreise durch Gnesen am 20. Juni 1823 verehrt.

[4]) Die Anregung hierzu dürfte Büsching in seinem oben erwähnten Aufsatze vom 11. Oktober 1821 gegeben haben. Dieser schreibt darin: Hier (in Gnesen) liegt das Kunstwerk vereinzelt und verdiente wohl eine Stelle in dem neu aufblühenden Kunstheiligtume Preußens, in welchem Lande es wahrscheinlich gemacht wurde, wohin es wenigstens gewiß bestimmt war, in den Hallen der Marienburg in der Stube des Großmeisters.

[5]) Nach der mir durch die Güte des Herrn Kapitelsekretärs Raatz zugesandten photographischen Nachbildung hat der Maler das Reliquiar ziemlich flüchtig wiedergegeben.

Wir kommen nun zur genaueren Beschreibung der Reliquientafel, und zwar betrachten wir zuerst die äußeren Seiten! Wir haben hier eingegrabene (gravierte) Arbeit vor uns. Es bedürfte nur der Einschwärzung, um einen schönen Druck davon zu erzielen. Um so mehr muß man sich daher wundern, daß diese Kunst erst so viel später erfunden worden ist.[1]

Auf der oberen Seite sitzt die gekrönte Mutter Gottes auf einem altarähnlichen Sessel; sie hält in den Armen das auf ihrem Schoße aufrechtstehende, nackte Christuskind. Vor dem Altar kniet mit zum Gebete erhobenen Händen ein alter, bärtiger Deutschordensritter, an dem Kreuze auf der linken Mantelseite als solcher erkenntlich. Das Christuskind neigt sich dem Betenden freundlich zu. Hinter ihm steht fürbittend seine Schutzheilige, die heilige Barbara; sie ist ebenfalls mit einer Krone geschmückt. In der Hand trägt sie eine Kirche, und zwar ist dieselbe nach Art einer Burg mit einer Ringmauer umgeben.[2]

Das Ganze wird überwölbt durch drei gotische Bogen. Von dem mittelsten Bogen hängt an einer Kette das Wappen des Ritters hernieder. Da die Kette an der einen Ecke des Wappenschildes angebracht ist, so hängt es schräg, genau in der Weise, wie wir die Wappen an den mittelalterlichen Deutschordensburgen eingefügt finden.

Von demselben Künstler ist auch die untere Seite gezeichnet. Wir haben vor uns den auferstandenen, triumphierenden Christus, deshalb ist er auch mit dem Heiligenscheine umgeben. Er steht nackt, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, vor dem Kreuze auf Golgatha; der Künster hat sich sichtlich bemüht in seiner Darstellung das Wort „Schädelstätte" zum Ausdruck zu bringen. Die Augen hat der Heiland niedergeschlagen. Mit der linken Hand zeigt er auf die Wunde an der rechten Seite, die Rechte hält er segnend empor, denn damals wurde durch diese Haltung der Hand der Segen gespendet. Rings um den Heiland herum sind die Marterwerkzeuge angebracht. Rechts sehen wir das

[1] Büsching im Kunstblatt von Schorn 1821. S. 332.

[2] Man muß unwillkürlich dabei an die preußischen Ordenskirchen denken, die ja alle zur Verteidigung eingerichtet waren, wie wir das heute noch an der ganzen Bauart und an den Schießscharten der Kirchen aus jener Zeit erkennen können. Allerdings ist die Turmform der Ordenskirchen gewöhnlich massiger als die unsrige.

Rohr, auf das der Schwamm gesteckt ist, neben ihm die Lanze des Longinus; darauf folgen: Hammer und Zange, Geißel und Rute, darüber ein Beil und eine Laterne mit 3 Füßen; daneben ist das Schweißtuch der Veronica. Links folgt, der Lanze und dem Rohre der anderen Seite entsprechend, eine Leiter, daneben sehen wir die Martersäule und einen Bohrer.[1] Über der Martersäule ist der Kopf des Judas angebracht; erkenntlich an der krummen Nase und an der spitzen Mütze mit dem Knopf, wie sie den Juden zum Tragen im Mittelalter vorgeschrieben war. Auf dem einen Kreuzbalken hängt die Dornenkrone, die Fessel und der Mantel; darüber sehen wir ein Gefäß mit einem Henkel und ineinandergelegte Hände. Dies bezieht sich auf das Händewaschen des Pilatus. Daneben ist ein Zählbrett, auf dem durch ein Kreuz gezierte Münzen, Silberlinge, aber nur 23 aufgezählt sind. Dies soll an den Verrat des Judas um 30 Silberlinge erinnern. Auf dem andern Kreuzbalken sitzt der Hahn, und darüber sind 3 Nägel und drei Würfel angebracht. Das Ganze ist dem andern Bilde entsprechend mit drei kleinen Bogen überwölbt.

Die ganze Zeichnung verrät einen für jene Zeit sehr gewandten Künstler, der es verstand, Ausdruck in die Gesichter zu legen; besonders gilt dies vom Gesicht des Ritters und des Heilandes. Ebenso beweist sein großes Geschick die Wiedergabe von Bart, Haar und Gewandung der Personen mit ihrem Faltenwurf. Mangelhaft erscheint mir dagegen die Zeichnung vom Körper des Jesusknaben, denn auch unserm Künstler gelang es, wie allen mittelalterlichen Darstellern nicht, einen kindlichen Körper wiederzugeben; besonders schwer wurde ihm aber das Zeichnen der Gliedmaßen. Wie ungeschickt ist die Beinstellung des Christuskindes, und wie häßlich sind die Füße, auch beim Heiland, geraten! Noch mehr Ungeschick zeigt er bei der Wiedergabe der Hände. Während der Ritter und der Heiland eine feine, ja zu feine, geradezu weibliche Hand aufweisen, ist die rechte Hand der Gottesmutter im Vergleich zu dem anschließenden Arm etwas zu groß geraten. Vollständig verunglückt ist die linke Hand des Christuskindes, infolgedessen zog es wohl der Künstler auch vor, die Hände der hlg. Barbara ganz zu ver-

[1]) v. Hagen a. a. O. S. 37 möchte hierin, in dem Stabe, der sich oben zerteilt, das Rohr erkennen, das dem mit dem Purpur Bekleideten zur Verhöhnung in die Rechte gegeben wurde. Offenbar ist dies aber ein Bohrer.

stecken. Auch in der Darstellung von Tieren, man vergleiche nur den unförmlichen Hahn, war er wenig geübt.

Wir kommen nun zur Betrachtung der beiden Innenseiten unserer Reliquientafel! Hier sind alle Figuren von erhabener Arbeit. Auf der rechten, quergeteilten Seite begegnet uns derselbe Gegenstand der Darstellung, wie auf der oberen Außenseite. Die gekrönte Muttergottes thront auf einem gestickten Sessel, im rechten Arme hält sie das nackte Jesuskind; in der Linken trägt sie das Lilienzepter; vor ihr kniet ein betender Ritter. Es ist dies, wie es auch die Ähnlichkeit der Gesichtszüge ergibt, der Stifter, Thile von Lorich. Hinter ihm steht etwas vornüber geneigt und legt ihm die rechte Hand fürbittend auf die Schulter, die heilige Barbara. In der Linken trägt sie einen Turm, ihr Sinnbild. Nach ihr folgt die heilige Katharina mit dem vierspeichigen Marterrade und dem Schwerte. Über diesen vier Figuren sind reich verzierte, gotische Baldachine angebracht.

Unten folgen unter einem einfacheren, mit Kleeblättern verzierten Rundbogensims vier Figuren, 2 Männer und 2 Frauen. Die erste stellt die heilige Margaretha dar; sie trägt in der Hand einen geflügelten Drachen.[1]) Ihr gesellen sich zu die Apostel Petrus und Paulus mit dem Schlüssel und dem Schwerte in der Rechten; den Schluß bildet die heilige Dorothea mit dem Korbe, der mit Rosen gefüllt ist. Die vier weiblichen Schutzheiligen: Barbara, Katharina, Margaretha und Dorothea begegnen uns häufig auf Bildwerken des preußischen Ordenslandes.[2])

Die linke Seite zeigt uns unter denselben gotischen Baldachinen den leidenden Christus. Das Kreuz ist merkwürdig durch die aufwärtsgebogenen Querarme. An ihm hängt der sterbende Heiland, das bärtige Haupt ist zur Seite geneigt und mit einer Dornenkrone umwunden, ein Lendenschurz umgibt seinen Schoß. Er ist mit drei Nägeln an das Kreuz geheftet. Die Inschrift (Titel) fehlt dem Kreuz, dagegen bemerken wir auf dem rechten Oberarme von fremder Hand (jedenfalls später) eingeritzte Buchstaben, die sich als *ΧΡΙΣ*.. entziffern lassen.

---

1) Neue Preuß. Provinz. VI. 1848. S. 278 ff. Der Drachen, den sie mit dem Kreuzeszeichen bekämpft, wird sonst zu Füßen der Margaretha gezeichnet, vgl. das Tucheler Stadtwappen. Neue Preuß. Prov. IV. 1847. S. 40. Der Künstler hat wohl der Gleichmäßigkeit wegen ihr das Ungeheuer in den Arm gegeben.

2) Neue Preuß. Prov. VI. 1848. S. 284.

Zur Linken des Gekreuzigten steht die Mutter Maria im Witwenschleier, schmerzerfüllt; sie hält in der rechten Hand den Apfel, das Zeichen der erlösten Erde. Zur Rechten des Kreuzes sehen wir den Evangelisten Johannes von tiefer Trauer ergriffen. Das Kreuz erhebt sich auf einer Anhöhe, die noch Spuren von grünem Schmelze aufweist; darunter sehen wir einen Menschenschädel, das Haupt des nach der Sage auf Golgatha begrabenen Adam.[1]) Links und rechts davon kriechen aus Höhlen eine Kröte und eine Eidechse; die Kröte, das lichtscheue Tier, als Sinnbild der Finsternis, die Eidechse, das sonnenfrohe Geschöpf, das Sinnbild des Lichts,[2]) als Zeichen des ewigen Kampfes zwischen dem Reiche des Lichts und der Finsternis.

Die soeben beschriebenen Darstellungen befinden sich auf länglich viereckigen Einsätzen, die ungefähr 1 cm dick sind und mit je 2 Stiften befestigt sind. Um diese Einsätze laufen an den vier Längsseiten je 10 viereckige, an den 4 Breitseiten je 3 länglich viereckige und mit den beiden Einsätzen unten zusammenhängend nochmals je 3 längliche, also im ganzen 58 Reliquienkästchen herum, die mit roter Seite gefüttert, mit Glasplatten bedeckt und meist noch mit Reliquien gefüllt sind. Die Reliquien wurden von der Seite eingeschoben. Es sind Stücke von Knochen, Tuchreste, Holz, Zähne und eine Goldmünze. Die Namen der Heiligen, denen die Reliquien angehören, sind auf kleine Pergamentstreifen aufgeschrieben, die meist schwer zu entziffern sind. Man liest noch die Namen: Ambrosius, Agathe, Lucie, Ursula, de peplo b. virginis Mariae, Anastase, Anna, Valerius, Helena.

Bei genauer Betrachtung der Darstellungen auf der Innenseite müssen wir hohe Achtung vor dem Künstler empfinden. Wie ergreifend wirkt auf uns die Kreuzigungsgruppe! Wie gottergeben trägt der Erlöser den furchtbaren Kreuzestod! Still und in sich gekehrt, die Linke eingekrampft in das Gewand, sprachlos vor unsagbarem Schmerz starrt die Muttergottes vor sich hin, während Johannes mit schmerzlich bewegten Zügen hinaufblickt zu dem, den er so lieb hatte. Welch ein Ebenmaß tritt uns in allen drei Gestalten entgegen!

---

[1]) Zöckler: Das Kreuz Christi: Gütersloh 1875, S. 235 und Otte: Handb. der kirchl. Kunstarch. I. S. 540.

[2]) Otte: I. S. 483 u. 493.

Dasselbe gilt nicht in gleichem Maße von der andern Seite. Da ist manches, was unser Auge stört! Wie unförmlich ist z. B. der Kopf der Muttergottes und wie übergewaltig nimmt sich das Lilienzepter in ihrer Hand aus! Auch der Schlüssel des Petrus und das Schwert des Paulus ermangelt des rechten Verhältnisses. Erfreulich wirkt dagegen das Bestreben des Künstlers Leben und Bewegung in die ganze Darstellung zu bringen. Wie steif und gleichförmig nehmen sich manchmal die Gestalten der Heiligen auf Altarbildern und Weihtafeln aus! Unser Künstler ist sichtlich bemüht, die Einförmigkeit zu vermeiden. An den Personen des Petrus und Paulus begegnet uns die charakteristische gotische Biegung.

Sehen wir uns die Gestalten der heiligen Katharina und Dorothea an, so finden wir sie vollständig gleich gearbeitet, die Haltung der Hände, die dreifach gegliederte Gewandung ist ganz genau dieselbe, nur die Sinnbilder und die Kronen sind andere. Da drängt sich einem unwillkürlich die Vermutung auf, daß manche der Heiligenfiguren fabrikmäßig auf Vorrat gearbeitet wurden, so daß es bei der Bestellung nur nötig war, ihnen die verschiedenen Sinnbilder in die Hand zu geben.

Dem Künstler der Kreuzigungsgruppe möchte ich nur noch die knieende Gestalt des Ritters und vielleicht auch noch die sich ihm zuneigende Gestalt der heiligen Barbara zuweisen, während mir die Muttergottes und die andern Heiligen von Gesellen des Meisters gearbeitet zu sein scheinen.

Wie ist nun wohl die Entstehung unseres Kunstwerks vor sich gegangen?

Zuerst entstand die Innenseite unserer Reliquientafel, an der ein Meister mit seinen Gesellen schuf, erst viele Jahre später die gestochene Außenseite, die von einer andern Hand gearbeitet wurde. Daß eine Reihe von Jahren zwischen der Entstehung beider Teile liegt, beweist aufs deutlichste die Gestalt des Ritters, die bei der innern Gruppe einen Mann im besten Alter darstellt, während auf der gestochenen Vorderseite der Ritter als älterer Mann schon mit gelichtetem Scheitel und schärferen Gesichtszügen uns entgegentritt. Daß ein anderer Künstler die schraffierte Außenseite schuf, beweist auch die ganz verschiedene Darstellung des Kreuzes und der Schädelstätte. Dann ergänzt und verbesserte auch dieser Künstler das Bild der Innenseite.

Dort erkennt man den Betenden nicht als einen Deutschordensritter, auch bleibt man über die Person des Betenden im Ungewissen.[1] Der Stecher läßt uns darüber nicht im Unklaren. Er zeigt uns durch das Kreuz auf dem Mantel, daß es ein Deutschritter ist; und daß es Thile von Lorich, der Stifter der Tafel, selbst ist, den er hier wiedergibt, macht er durch das darüber angebrachte Wappen und dann durch die herumlaufende Inschrift klar. Sollte dies vielleicht auf Verlangen des Stifters selbst geschehen sein, der hier Deutlichkeit wünschte? Vielleicht ist auf Wunsch des Bestellers auch der altarähnliche Sitz zurückzuführen, den die Vorderseite uns als Thron der Muttergottes zeigt statt des weltlichen, gotischen Stuhles. Auch scheint die Darstellung der heiligen Barbara auf der Innenseite dem Geschmack des Bestellers wenig entsprochen zu haben, drum steht sie auf der Außenseite nur als stille Fürbitterin dem betenden Ritter würdig zur Seite.

Entstanden ist unser Kunstwerk jedenfalls im Ordenslande selbst und aller Wahrscheinlichkeit nach in Elbing, worauf ja auch schon die Umschrift hinweist. Hier befand sich schon vor dem Jahre 1385 ein Goldschmiedegewerk[2] und hier lebte auch um diese Zeit der stark in Anspruch genommene Meister William oder Wilhelm, zu dem auch der Hochmeister nach den Aufzeichnungen im Treßlerbuche manche Bestellung sandte.[3] Seine Wohnung haben wir wohl in der Elbinger Neustadt zu suchen, denn die drei Rosen, welche sich am Fuße des Kreuzes auf der Innenseite befinden, scheinen mir dafür zu sprechen, denn ein Kreuz und 3 rote Rosen bilden das Wappen der Elbinger Neustadt. Ein Meisterzeichen läßt sich leider an unserer Tafel nicht bemerken. Es war um diese Zeit nicht mehr Sitte. Darum sah sich der Hochmeister Konrad von Jungingen i. d. J. 1394 und 98 genötigt, für die Goldarbeiter die Bestimmung zu erneuern, daß sie ihre Arbeiten mit ihrem und dem Stadtzeichen versehen sollten.[4]

Hoffentlich ist es durch diese Ausführung gelungen, das Augenmerk auf das geschichtlich so interessante und auch künstlerisch so bedeutsame Kleinod des Ordenslandes von neuem zu lenken!

[1] Wenigstens läßt die mir vorliegende Photographie das Kreuz auf dem Mantel nicht erkennen; Mielcarzewicz auf seiner Zeichnung hat allerdings ein Kreuz auf den Mantel des Betenden gemalt.

[2] von Czihak a. a. O. S. 2. b.

[3] Dieser Ansicht ist Hagen: Neue preuß. IV. S. 34; ihm folgt auch von Czihak S. 2. a. u. b.

[4] Voßberg: Gesch. d. preuß. Münzen und Siegel. S. 119.

Die Erfurter Loge unter Dalberg und Dominikus und ihre Beziehungen zur Erfurter Akademie

von

Professor Gotthold Deile.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Neigung weit verbreitet, durch geheime Verbindungen den Fortschritt auf geistigem, sittlichem und politischem Gebiete zu fördern. Die Form der geheimen Gesellschaft übte auf die Deutschen eine hinreißende Anziehung aus. Die Aufklärung stellte den Einzelnen auf sich selbst und ermutigte ihn, seine Verstandeskräfte getrost zu gebrauchen. Es regte sich der Drang, die Außenwelt nach den neuen Einsichten und Empfindungen umzugestalten. Da aber diesem Betätigungsdrange des begabten Einzelnen ein öffentliches Leben mangelte, so suchte und fand er Ersatz in den geheimen Gesellschaften, die eine Frucht der Aufklärungsbewegung sind. Sie genügten dem gleichen Bedürfnisse, wie heute die öffentlichen Vereine, und schlossen sich meistens in irgend einer Form an den Freimaurerorden an. Als am Johannistage 1717 sich vier Londoner Logen durch die Wahl eines Großmeisters zusammenschlossen und den Namen der „Großloge von England" annahmen, trat alsbald diese neue Vereinigung ihren Siegeszug durch die abendländische Welt an und sog seit dem Anschlusse Friedrichs des Großen, 15. August 1738, in den preußischen Staaten alle verwandten Gesellschaften auf.

Diese große geistige Bewegung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war kaum bis zum Weichbilde der Stadt Erfurt gedrungen, als Karl Theodor Anton Maria Freiherr von und zu Dalberg als Statthalter am 2. Oktober 1772 seinen Einzug in Erfurt hielt.

Kurz zuvor, 1770, war in Erfurt eine Loge[1]) gegründet

[1]) Nach einem 1790 in Leipzig erschienenen Verzeichnis der deutschen Logen soll seit 1768 eine Loge Paladienne in Erfurt bestanden haben, aber es hat sich keine Spur von ihr ermitteln lassen.

worden, die aber von den Freimaurern als Winkelloge betrachtet wurde. In einem der Archive, die der Großloge „Royal York zur Freundschaft" in Berlin unterstehen, befindet sich ein Manuskript von 73 Blättern, das sich als eine Sammlung beglaubigter Abschriften „der Gesetze, Geheimnisse, Sitten und Gewohnheiten des Bundes der Unzertrennlichen" oder „der Hauptloge Indissolubilis" bezeichnet.[1] Das Original war im Besitze der am 6. Juni 1680 zu Halle begründeten Loge „Sincera Confoederatio". Die Hauptloge hatte 1580 Heinrich von Schlick in Verbindung mit den Grafen Heinrich von Reuß zu Gera und Günther von Schwarzburg gestiftet. Jene Abschriften sind im Jahre 1778 angefertigt und von dem Ordensmeister Dr. Christian Loeber und Johann Tobias Strubel beglaubigt. Sie nennen in dem „Geheimnisse des I. Grades" § VIII: „den 19. Februar als den Stiftungstag der Loge zu Erfurth". Weiter wird in dem „Geheimnisse des II. Grades" erwähnt:

> „daß im Jahre 1770 der nun selige Herr Dr. Friedrich Erhard Loeber, hochfürstlicher Chartorinskischer Leibmedikus und Physikus zu Corsetz als Ordensmeister dieses Ordens der Unzertrennlichen zu Erfurth eine Loge unter dem Namen „Sincera Concordia" errichtet und am 19. Februar 1770 seinem Vetter Herrn Dr. Christian Loeber die Würde des Ordensmeisters übertragen habe."

Fr. E. Loeber war eine Zeit lang Leibarzt des Königl. Polnischen Großkanzlers Fürsten Joseph Czartorysky zu Corsetz gewesen und 1769 nach Erfurt zurückgekehrt. Er stirbt im März oder April 1770. Da er bald nach seiner Ankunft in Erfurt die Loge „Sincera Concordia" errichtet, so hat er kurz vor seinem Tode, am 19. Februar 1770, also am Stiftungstage der Loge, seinem Vetter Christian Loeber[2] das Großmeisteramt des Bundes übertragen.

---

[1]) Vergl. Ludwig Keller, Die Großloge Indissolubilis und andere deutsche Großlogen-Systeme des 17. und 18. Jahrhunderts. Monatshefte der Comenius-Gesellschaft 1907, Heft III.

[2]) Dr. Christian Loeber war am 14. August 1743 in Altenburg geboren als Sohn des Generalsuperintendenten gleichen Namens (geb. 2. Febr. 1683 zu Orlamünde, gest. 1747 zu Altenburg), seine Schwester Christiane Dorothea war die Gemahlin des Dr. jur. Lilien zu Erfurt, der zur Verbindung zwischen der früheren Neustadt, jetzigen Regierungsstraße, und Neuwerkstraße einen Streifen seines Gartens hergab, die heutige Lilienstraße. Christian Loeber

Zwischen der Hauptloge Indissolubilis und den verwandten Systemen einerseits und der unter dem Namen der Freimaurer seit 1738 sich ausbreitenden englischen Lehrart ist lange Zeit ein heftiger, stiller Kampf geführt worden, so daß man schließlich die Indissolubilisten für Winkellogen oder Bastardlogen erklärte. Als daher Karl v. Dalberg, am 5. April 1771 zum Statthalter von Erfurt ernannt, am 2. Oktober 1772, erst 28 Jahre alt, seinen Einzug in Erfurt hielt, arbeitete in Erfurt keine Freimaurerloge.

Karl Theodor Freiherr von Dalberg ist allgemein nur aus der auf die Erfurter Statthalterschaft folgenden Periode seines Lebens bekannt, die die Erinnerung an frühere Verdienste verwischt hat. Aber die stille, segensreiche Arbeit des Verwaltungsmannes darf über der unheilvollen Tätigkeit des Politikers nicht vergessen werden. Als ein Sproß des alten Geschlechts der Kämmerer von Worms 1744 geboren, trat Dalberg nach der in Göttingen und Heidelberg verbrachten Studienzeit in die mainzische Verwaltung ein. Statthalter in Erfurt blieb er bis zu seiner 1802 erfolgten Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz.

Getreu den Überlieferungen seines Hauses war Dalberg frühzeitig dem Freimaurerbunde beigetreten. Er war ein Mann hochherzigen, idealen Strebens, von wahrhaft maurerischem Geiste und aufrichtig maurerischer Gesinnung, bestrebt, die ihm zugewiesene Aufgabe und seine Pflichten mit Eifer, Sachkenntnis und Wohlwollen zu erfüllen, beseelt von dem in seiner Schrift „Betrachtungen über das Universum" ausgesprochenen Grundsatze:

> „Willst du deine Untertanen glücklich machen, so strebe nach drei Dingen, daß keiner hungere, daß jeder beschäftigt sei, daß alle gerecht und womöglich liebend seien."

wurde 1760 in Erfurt immatrikuliert, ging 1763 zum weiteren Studium nach Dresden und Leipzig. Er ließ sich in Erfurt als praktischer Arzt nieder, war Magister der Philosophie und 1767 Doktor der Arznei-Gelehrsamkeit geworden und wirkte seit 1768 als Prosektor in der medizinischen Fakultät an der Emmerichs-Akademie zu Erfurt. Von 1774 an wirkte er als Physikus zu Müseberg, als Amts- und Landphysikus zu Gommern und seit 1790 als Physikus zu Worsfelde in Braunschweig, wo er am 22. Dezember 1792 gestorben ist. Als er 1764 in Dresden studierte, ist er durch den Logen-Meister Herrn von Zettlitz als Mitglied der dortigen Loge „Gloriosa Amicitia" aufgenommen worden. Vergl. Dr. Rich. Loth, Die Dozenten der medizinischen Fakultät der Universität Erfurt in den Jahren 1646—1816. Jahrb. Neue Folge, Heft XXXIII, S. 218.

Der neue Statthalter wird seine Versetzung von einem Mittelpunkt geistigen und gesellschaftlichen Lebens nach einer damals in Verfall geratenen Stadt nicht als eine Annehmlichkeit empfunden haben. Der Mangel geistiger Interessen und die oberflächliche Genußsucht, die den Ton der Geselligkeit in Erfurt[1]) bestimmten, konnten dem begabten jungen Manne nicht zusagen. Noch jung an Jahren, war Dalberg in Erfurt vor eine Fülle der verschiedenartigsten Aufgaben gestellt. Personen und Zustände waren ihm vorläufig völlig fremd. Sehr bald ließ er es sich mit regem Eifer angelegen sein, dem wissenschaftlichen Leben in Erfurt neuen Schwung zu verleihen. Es erschien ihm am zweckmäßigsten, mit der Neubelebung der Akademie nützlicher Wissenschaften den Anfang zu machen.[2]) Was Dalberg ein Vierteljahrhundert lang und darüber hinaus der Erfurter Akademie geleistet hat, ist bekannt. Die Geschichte der Erfurter Akademie ist für die Jahre 1776—1802 die Geschichte Dalbergs.

Im nahen Zusammenhange mit dieser Förderung wissenschaftlichen Sinnes stand das Bestreben Dalbergs, den gesellschaftlichen Kreisen Erfurts eine idealere Richtung zu verleihen. Als er sein neues Amt in Erfurt antrat, mußte sich ihm bald die Überzeugung aufdrängen, daß Erfurt nicht der Ort sei, der seinem angeborenen und durch sein bisheriges Leben ausgebildeten Bedürfnisse nach einer durch geistige Interessen gehobenen Geselligkeit Genüge leisten konnte. Hier bildend, fördernd, anregend, selbst einzugreifen, mußte späteren Zeiten überlassen bleiben.

Dagegen war die geographische Lage Erfurts eine solche, daß Dalberg in nächster Nähe das finden konnte, was er in Erfurt vermißte. Die Höfe von Gotha und Weimar standen ihm offen. Bald ist Dalberg, an beiden Höfen der oft erscheinende Gast, stets willkommen.

[1]) Die Zustände in Erfurt veranlaßten Wieland 1770 zu der brieflichen Äußerung an Gesner:

„Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Sande liegen müssen, wohin mich mein Schicksal geführt hat: Was für Leute! Was für Köpfe! Welche Sitten! Welche Roheit, Geist-, Herz- und Geschmacklosigkeit!" —

[2]) In dem ganzen Jahrgange 1775 der Erfurter Nachrichten geschieht der Akademie keine Erwähnung. „Sopita quasi jacuit, varios casus experta" sagt der Herausgeber des ersten Bandes der „Nova Acta" in der Vorrede, Johann Joachim Bellermann.

Im September 1774 konstituierte die Große Landesloge von Deutschland eine Loge in Gotha. Durch den Beitritt des Herzogs Ernst II. und dessen jüngeren Bruders Prinzen August von Gotha gewann sie besondere Bedeutung, und seitdem Herzog Ernst II. 1775 die Würde des Großmeisters der Großen Landesloge von Deutschland übernommen hatte, liefen in Gotha sehr wichtige Fäden zusammen. Dalberg fühlte sich daher in jenen Jahren besonders nach Gotha hingezogen, aber für ihn gab es wohl mehr als einen Grund, nicht in erster Reihe wirkend hervorzutreten.

Dalberg war dem Weimarischen Hofe schon 1763 als Kapitular bekannt geworden und befreundete sich, seit er in der Nähe desselben in friedlicher Muße seinen schöngeistigen und menschenfreundlichen Neigungen lebte, dem jungen Herzog und seiner Umgebung immer mehr. Im Hoffourierbuche von Weimar, wo Dalbergs Besuch 1774 eingetragen ist, steht die später hinzugefügte Bemerkung:

> „Dergleichen Ankunft in dem Jahre gar verschiedene Male. Den Tag nach seiner Ankunft, den 8. November, war Goethe bei Hof an der Marschallstafel. Denselben Abend kam Dalberg an, der an diesem oder dem folgenden Tage Goethes Bekanntschaft gemacht haben wird".

Dalberg schrieb 1775 über den Herzog an den Grafen Görtz:

„eine Fürstenseele, wie ich sie nie sah." —

Die am 24. Oktober 1764 gegründete Loge „Amalia" trat damals immer mehr in den Mittelpunkt des geistigen und gesellschaftlichen Lebens in Weimar. Die Mitglieder der Loge gehörten fast ausnahmslos der Hofgesellschaft an. Es begegnen uns in der Zahl der Mitglieder jener Jahre sehr viele wohlbekannte Namen. Die Leitung der Loge „Amalia" lag in den Händen des Staatsministers Jakob Friedrich v. Fritsch und des Kammerpräsidenten v. Kalb, der unmittelbar nach Gründung der Erfurter Akademie deren Ehrenmitglied geworden war, sowie des Geh. Bergrats Ernst Karl Konstantin v. Schardt, Bruders der Frau v. Stein.

Ferner gehörten der Weimarer Loge an:

Friedrich Wilhelm Ludwig v. Beulwitz, damals Reg.-Assessor in Rudolstadt, später Minister und Meister vom Stuhl der Loge „Günther zum stehenden Löwen" in Rudolstadt;

Freiherr Joh. Adolph Ludwig v. Stein;

Freiherr Fr. Chr. Ekbrecht v. Dürkheim, Wirkl. Geh. Rat;
Friedrich Karl und Friedrich Hartmann v. Witzleben;
Joh. Karl August Musaeus, der Herausgeber der Volksmärchen;
Friedrich Justin Bertuch, Legationsrat, Meister vom Stuhl 1808 bis 1810, Direktor der Erfurter Akademie vom 24. Oktober 1816 bis 3. April 1822;
Freiherr J. J. v. Lyncker auf Denstedt bei Weimar;
Freiherr Leonhard v. Klinkowström, Hofmarschall in Weimar;
Maler G. M. Krause;
Doktor der Medizin Buchholz, Hofmedikus in Weimar, den das Protokoll vom 19. März 1776 bei der Wiederbelebung der Akademie durch Dalberg besonders erwähnt; er hat sich eifrig an den Bestrebungen der Akademie beteiligt und seinem Logenbruder Legationsrat Bertuch den Zutritt zur Akademie verschafft.

Später schlossen sich der Loge „Amalia" an:

Johannes Schulze, der nachmals durch seine reformatorische Tätigkeit im Schulwesen des preußischen Staates berühmt geworden ist;
Freiherr v. Egloffstein, Hofmarschall;
v. Einsiedel, Oberhofmeister;
Ridel, Kammerdirektor, Meister vom Stuhl 1810—1818;
Karl August Böttiger, damals Direktor des Gymnasiums zu Weimar;
v. Conta, Landesdirektionspräsident in Weimar.

Durch den Herzog Ernst II. von Gotha war seit 1777 ein brüderlicher Verkehr der Loge „Ernst zum Compaß" zu Gotha mit der Loge „Amalia" zu Weimar angebahnt.

Die Arbeiten der Loge „Amalia" wurden mit besonderem Eifer betrieben, seitdem Johann Joachim Christoph Bode zu Ende 1778 oder Anfang 1779 von Hamburg nach Weimar übergesiedelt war und in Weimar als Geschäftsführer der Gräfin Bernstorff, der Witwe des dänischen Staatsministers Graf Johann Hartwig Ernst von Bernstorff lebte. Bodes erste Schritte in Weimar waren, daß er die freundschaftlichen Beziehungen, die er mit Herder[1]) bereits in Hamburg angeknüpft hatte, wieder

[1]) Herder, der im Juni 1766 seinen formellen Anschluß an die Loge „Zum Nordstern" in Riga vollzogen hatte, fühlte sich Bode noch in Weimar für viele in Hamburg empfangene Gefälligkeiten verpflichtet; Bode war durch seine Stellung imstande gewesen, Herder die Häuser der angesehenen Hamburger Familien, deren Häupter dem Bunde angehörten, zu öffnen.

aufnahm und Anschluß an die Loge „Amalia" suchte. Er hatte sich durch seine freimaurerischen und humanitären Bestrebungen bereits einen Namen erworben und nahm in Weimar an den bisherigen Forschungen und an allen als Reformen vorgeschlagenen Neuerungen in der Freimaurerei tätigen Anteil. Er wußte auch Goethe[1]) für die Freimaurerei zu interessieren. Am Vorabende des Johannisfestes 1780 trat Goethe in den Freimaurerbund ein. Am 5. Februar 1782 wurde der Herzog Karl August, der unmittelbar nach der Übernahme der Regierung am 3. September 1775 die Protektion über die Loge übernommen hatte, als Freimaurer aufgenommen.

Der Eifer, mit dem in Weimar die maurerischen Angelegenheiten betrieben wurden, führte jedoch zu Spaltungen und Uneinigkeiten, die namentlich zwischen Friedrich Justin Bertuch und Bode sich äußerten. Der Zwiespalt brach am Johannistage 1782 aus, als der Meister vom Stuhl, v. Fritsch, am Erscheinen behindert war und der deputierte Meister, Karl Konstantin von Schardt, ihn vertrat. Volle 26 Jahre waren die Arbeiten der Loge „Amalia" zu Weimar eingestellt. Natürlich hörte damit das Zusammenhalten der Verbrüderten und die Beschäftigung mit den einmal gewonnenen Interessen nicht auf.

Dalberg blieb, auch als die Loge „Amalia" ruhte, in regem Verkehr mit den Weimarer Brüdern und unterhielt ferner vertraute Beziehungen zu ihnen, besonders zum Herzog Karl August. Wie lebhaft diese Männer sich unter einander und zu Taten der Humanität verpflichtet fühlten, das beweist eine merkwürdige briefliche Äußerung Karl Augusts über Karl v. Dalberg. Der Herzog schreibt am 11. Januar 1788 an Herder:

> „Der Coadjutor ist ein guter, echter Schotte und trägt sein Schurzfell nicht umsonst."

Die „guten Schotten" waren überall im Sinne ihrer Ideale als unsichtbare Schutzgeister tätig. Als daher der Professor Johann Jakob Friedrich Sinnhold sich bemühte nach der Schließung der

[1]) Vergl. Gotthold Delle, Goethe als Freimaurer, Berlin 1908. Auch an Schiller trat Bode heran und forderte ihn auf, dem Bunde beizutreten; vergl. Gotthold Delle, Freimaurerlieder als Quellen zu Schillers Lied „An die Freude". Wortgetreue Nachdrucke bisher noch unbekannter Quellen mit einer Einleitung „Über das Verhältnis der Freimaurer zu Schiller", Leipzig 1907.

Weimarer Loge in Erfurt eine maurerische Bauhütte zu errichten, fand er bei Dalberg eifrige Unterstützung. Bereits am 21. Oktober 1783 konnte Sinnhold mit seinen Freunden daran denken, eine Loge in Erfurt zu gründen. Wie die Einweihung am 30. April 1784, so fanden auch die späteren Arbeiten der Loge „Zu den 3 Quellen" im Hause des Prof. Sinnhold statt, Querchgasse „zum grauen Bock", jetzt Eichengasse No. 7. Der Name war von den Gründern den 3 Quellen des Dreienbrunnens entlehnt. Aber die 3 Quellen der neuen Loge führten nicht so reines Wasser wie jene; denn sie hatten ihr Wasser aus getrübtem Behältnis empfangen. Trotz angewandter Vorsicht mußte der edle Sinnhold bald die Erfahrung machen, daß die Loge nach dem 1765 vom Freiherrn v. Hund gegründeten Systeme der „strikten Observanz" gegründet und er Unberufenen und Betrügern in die Hände gefallen war. Schon am 14. November 1786 lösten die Mitglieder ihre Verbindung, und die 3 Quellen versiegten wieder nach nur kurzem, in Dunkel gehülltem Laufe. —

Unmittelbar nach so trüben Erfahrungen führte Dalberg den Professor Sinnhold, dessen eifriges Bestreben war, eine neue Loge nach einem anerkannten Systeme zu gründen, mit dem Weimarischen Hof- und Legationsrate Bode zusammen, jenem hervorragendsten unter den Freimaurern zu Weimar. Durch dessen Vermittelung wurde bereits am 12. Dezember 1786 das Konstitutionspatent für die neue Erfurter Loge ausgefertigt.

Am 19. Februar 1787 konnte das Einweihungsfest der neuen Loge stattfinden. Die Stifter hatten ihr den Namen „Carl zu den 3 Rädern" gegeben.

Die Logenbezeichnungen werden von dem Namen einer Person hergenommen und erhalten meist noch eine Zusatz abstrakter oder symbolischer Art. Die Stifter hatten demnach den Namen zu Ehren von Karl v. Dalberg, unter dessen wohlwollender Mitwirkung und Zustimmung die Loge gestiftet wurde, und den Zusatz mit Anspielung auf das Rad im Mainzer Wappen gewählt.

Der 19. Februar war ohne Zweifel mit Anlehnung an die erste Logengründung in Erfurt beibehalten. Neben dem Hof- und Legationsrat Bode aus Weimar nahmen an der Weihe der neuen Erfurter Loge der Kammerherr und Oberst v. Hellmolt aus Gotha

und der Hofrat von Beulwitz[1]) aus Rudolstadt teil. Das Patent, das Bode überreichte und das von dem Sekretär der Loge Johann Weißenborn vorgelesen wurde, bestätigte den Professor Sinnhold als Meister vom Stuhl. Als Stifter der Loge sind anzusehen:

1. Johann Jakob Friedrich Sinnhold, Professor ordinarius philosophiae, bei der vierten akademischen Jubelfeier zu Erfurt 1792 Rektor magnificus, nach dem Abgange des Direktors Bellermann nach Berlin 1804 Direktor des Gymnasiums zu Erfurt, gest. 6. März 1805;

2. Johann Friedrich Weißenborn, Professor medicinae;

3. Johann Justin Weißmantel, Professor juris und Assessor facultatis juridicae, später Bürgermeister von Erfurt;

4. Johann Weißenborn, Professor der Rechte, später geadelt und 1803 zum Hofrat ernannt;

5. Johann Joachim Bellermann, Professor der Theologie, 1790—1804 Direktor des evangelischen Ratsgymnasiums zu Erfurt, dann Direktor des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin, gest. 1842.

Es befanden sich demnach in der Loge Vertreter aller Fakultäten der Universität. Die Stifter waren kurz zuvor, in den Jahren 1784—1785, Mitglieder der Erfurter Akademie geworden (Bellermann war 1792—1804 Sekretär der Akademie).

Am Schluß des Einweihungsfestes erklärte Bode, „daß er von den Ältesten des Ordens einige Fragen erhalten habe, deren Beantwortung seitens der Mitglieder dieser Loge diese baldmöglichst wünschten."

Die Aufgaben waren folgende:

1. Anfertigung eines Verzeichnisses aller Produkte des Erfurtischen Landes im Pflanzen-, Mineral- und Tierreiche.
2. Wieviel ungefähr jährlich von jedem erzielt werde.
3. Wieviel von jedem Produkt jährlich konsumiert werde.
4. Vorschläge, wie jedes Produkt verarbeitet, veredelt, verwendet werden könne.
5. Welches sind die herrschenden Vorurteile in dieser Gegend?

---

[1]) Karoline von Lengefeld war damals mit v. Beulwitz in Rudolstadt verheiratet. Sie stand in Erfurt sowohl mit K. v. Dalberg als auch mit der verwandten und eng befreundeten Dacherödschen Familie, vor allem mit Karoline v. Dacheröden im persönlich freundschaftlichen Verkehr. Aus ihren Händen empfing Schiller seine Lotte, ihre Schwester, Wilhelm v. Humboldt ihre Freundin Karoline v. Dacheröden.

6. Worin sind die Vorurteile in Stadt und Land unterschieden?
7. Welche Vorurteile sind die schädlichsten?
8. Durch welche Mittel könnte die Aufklärung dagegen am meisten verbreitet werden?
9. Wie ist das Schulwesen auf dem Lande zu verbessern?
10. Durch welche Mittel könnte der Religionshaß unter beiden Teilen am besten vertilgt werden?
11. Wie könnte der Geist der Industrie in hiesiger Stadt noch mehr belebt werden?

Diese Fragen zeigen nach Form und Inhalt eine überaus große Ähnlichkeit mit den Aufgaben, die auf Dalbergs Anregung in jenen Jahren der neu belebten Erfurter Akademie vorgelegt wurden.[1]) Sie tragen deutlich den Stempel Dalbergischer Mitarbeit. Ich möchte sogar der Vermutung Raum geben, daß Dalberg jene 11 Thesen selbst gestellt, jedenfalls mit zu den oben erwähnten „Ältesten des Ordens" gehört oder mit ihnen in engster Verbindung gestanden hat.

Daß sich die Loge Dalberg gegenüber zu besonderer Dankbarkeit verpflichtet fühlte und in ihm ihren mittelbaren Gründer sah, davon gibt bereits die erste größere Logenfeier am 19. Juni 1787 Zeugnis. Sie galt der Erhebung Dalbergs zum Coadjutor und Thronfolger des Kurfürsten von Mainz. Bellermann legte in einer Rede den unvergleichlichen Charakter, die Wohltaten des Gefeierten sowie die herrlichen Aussichten dar, die dem Erzstift und dem Orden durch dieses Ereignis erwüchsen. —

Das Maurertum der damaligen Zeit suchte namentlich auf die Geister der Jugend Einfluß zu gewinnen, um in ihnen tüchtige und zuverlässige Glieder des Bundes heranzuziehen. Wir wissen, wie Dalberg, der Freund und Wohltäter, das aufkeimende Talent eines Dominikus auf jede Weise zu fördern und heranzuziehen suchte.[2]) Wir werden uns daher nicht wundern, wenn 1790 Johann Jakob Dominikus, der Freund des

---

[1]) Vergl. Oergel, Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt von ihrer Wiederbelebung durch Dalberg bis zu ihrer endgültigen Anerkennung durch die Krone Preußens. Jhrb. Neue Folge, Heft XXX, S. 150 ff.

[2]) Vergl. Dr. Albert Pick, Professor Jakob Dominikus, der Freund des Coadjutors von Dalberg, Hamburg 1894.

Coadjutors Karl v. Dalberg, unter Bürgschaft des späteren Hofrats Joh. v. Weißenborn, der damals Sekretär der Loge war, in den Freimaurerbund aufgenommen wurde. Bald nach dem Eintritte des Dominikus mußte die Erfurter Loge bis 1803 ihre Arbeiten einstellen, wenn auch bei den Brüdern in Erfurt das Interesse für den Bund nicht ganz erlosch und das Zusammenleben der Verbündeten nicht aufhörte.

Am 5. Juni 1787 war Karl v. Dalberg zum Coadjutor des Mainzer Stuhles gewählt. Diese Wahl führte sein bisher von sanften Wellen geschaukeltes Lebensschiff hinaus auf die hohe See. Die neu herantretenden Aufgaben der großen Politik hielten den Statthalter die folgenden zwei Jahre ganz von Erfurt fern. 1789 brachen die Stürme der Revolution los, in ihrem Gefolge der Krieg, und die nächsten Jahre ermöglichten dem Statthalter nur noch mit starken Unterbrechungen die Residenz in Erfurt. Als der Kurfürst Friedrich Karl Joseph (von Erthal, reg. von 1774 bis 1802) am 25. Juli 1802 starb, wurde Karl v. Dalberg Erzbischof, Kurfürst und Reichserzkanzler und verließ nunmehr Erfurt für immer. Die Zeit seiner Statthalterschaft und seines Wirkens an der Akademie war die glücklichste seines Lebens. Dasselbe gilt von der Akademie. Er war ihre Freude, ihr Stolz und — ihre Hoffnung.

Nach der am 21. August 1802 erfolgten Übergabe Erfurts in preußischen Besitz konnte die Erfurter Loge wieder ihre Arbeiten aufnehmen. Auf der Höhe des Petersberges geschah die Wiedereröffnung der Loge „Carl zu den 3 Rädern" am 22. Oktober 1803 unter der Hammerführung des Generalleutenants Grafen v. Wartensleben[1]) in der Wohnung des ehemaligen

[1]) Als am zweiten Pfingstfeiertag, 30. Mai 1803, Friedrich Wilhelm III. mit seiner erlauchten Gemahlin Luise in Erfurt, das durch den Reichsdeputationshauptschluß in preußischen Besitz übergegangen war, einzog, — dieser Tag ist durch des Künstlers Pinsel im Erfurter Rathause verewigt —, hatte der Gouverneur Generalleutenant Graf v. Wartensleben in dem Gouvernementsgarten in freimaurerischem Sinne eine großartige Veranstaltung getroffen. Mitten im Garten stand ein offener Tempel, im Tempel ein Altar mit der Inschrift: „Großmut und Tugend". Zu beiden Seiten des Tempels liefen Schwibbögen. In einem Bogen sah man ein großes Medaillon mit der Umschrift:

„Dem Vater preußischer Staaten, dem Vorbilde gegenwärtiger und künftiger Herrscher, dem allverehrten König Friedrich Wilhem III., dem Stifter und Erhalter alles Wahren, Guten, Schönen, durch Großmut unsterblich." —

Prälaten und Abtes des Benediktinerklosters auf dem Petersberge Placidus Muth, der auch der Loge beitrat.

Er ist ein beredtes Zeugnis für das noch lebendige Fortwirken des Dalbergschen Geistes der religiösen Duldung in Erfurt, daß die Loge „Carl zu den 3 Rädern" damals fast die gleiche Anzahl katholischer wie evangelischer Mitglieder in den Bruderkreis aufnahm.

In dem Logenprotokoll vom 22. Oktober 5803 (1803) wird eingangs gesagt:

> „Nachdem unsere g. u. v. Loge „Carl zu den 3 Rädern" seit dem Jahre 1790 wegen den damals eingetretenen und nachherigen Staatsverhältnissen ihre Arbeiten gleich vielen andern Logen Deutschlands eingestellt hatte, hierauf aber im vorigen Jahre, nach der glücklichen Vereinigung des Erfurter Staates mit der Königl. preuß. Monarchie, von der großen National-Mutter-Loge zu den drei Weltkugeln in Berlin aufgefordert wurde, unter ihrer Protektion die Arbeiten wieder aufzunehmen — — — und unterm 9. April 1803 ihre Affiliations-Akte erhielt, aber wegen Mangels eines schicklichen Lokals bis jetzt gehindert war, wurde der heutige Tag zur Aufnahme ihrer Arbeiten endlich festgesetzt."

Unter den Mitgliedern dieses Aufnahmetages wird auch Dominikus wieder aufgeführt.

Erst am 19. Juli 1806 wurde der Lehrling Dominikus zum Gesellen befördert. Am 27. Oktober 1806 — es ist der Tag, an dem der siegreiche Napoleon seinen Einzug in die preußische Hauptstadt hielt — begrüßt an Stelle des abwesenden Meisters vom Stuhl, des Bürgermeisters Weißmantel, v. Weißenborn anwesende französische Offiziere als besuchende Brüder mittelst Ablesung einer in französischer Sprache abgefaßten Rede. Am Schlusse der Arbeit bittet Dominikus ums Wort, „und als er solches erhalten, las er eine den jetzigen Zeitumständen entsprechende Rede in französischer Sprache ab". Dem Zuge der Zeit, vielleicht auch geheimer Nötigung folgend, fragte Dominikus am 18. Juni 1807 an, „ob die Johannisfestrede in französischer und in deutscher Sprache zu halten sei, oder bloß in ersterer, worauf bestimmt wurde, solche in französischer Sprache zu halten und allenfalls in deutscher Sprache

in die Akten zu legen". Am 16. August 1809 veranstaltete die Loge eine Nachfeier des Napoleonstages, deren Protokoll beginnt:

> „Nach gesetzlich eröffneter Loge, welche zur Feier des großen und einzigen Napoleon bestimmt ist, verlas der Br. Redner eine vortreffliche, diesem Gegenstande angemessene Rede."

Wegen ihrer französischen Verirrungen mußte die Erfurter Loge in den Jahren 1806—1814, unter der drückenden Zeit französischer Herrschaft, arg leiden. Während nach der Völkerschlacht bei Leipzig fast ganz Deutschland sich des wiedererwachenden Freiheitsfrühlings erfreuen durfte, kamen über das schon schwer genug heimgesuchte Erfurt noch einmal alle Schrecken und Drangsale des Krieges durch eine 13 Wochen lange schwere Belagerung und durch das verhängnisvolle Bombardement am 6. November 1813. Unter solchen Zeitverhältnissen mußte die Loge oft ihre Arbeit einstellen, ja am 8. Mai 1814 erfolgte sogar der Befehl zur Auflösung der Loge „Carl zu den 3 Rädern".[1])

Heimlich hielten die Freimaurer während der Fremdherrschaft ihre Versammlungen ab, ebenso mußten die Sitzungen der Akademie in dieser Zeit oft ausgesetzt werden. „Mitten unter dem Geräusch der Waffen", sagt Dominikus in der Vorrede zum Tom. IV der Acta nova von 1809, S. XIII, „mitten unter den hin- und herziehenden Truppen sind oft Sitzungen gehalten worden, die, wo nicht an die Gefahr, doch an die Bitte erinnern: nolite turbare circulos nostros."

Daß auch die Akademie wie die Loge die französischen Nationalfeste hat feiern müssen, versteht sich von selbst. Während des großen Fürstenkongresses, am 11. Oktober 1808, ward eine öffentliche Sitzung der „Akademie" abgehalten. Bei einer öffentlichen Sitzung, am Napoleonstage, 15. August 1811, wurde auch Goethe in die Zahl der Akademiker aufgenommen. Professor Johann Jakob Dominikus, seit 1792 Mitglied, seit 1. Januar 1804 Sekretär der Erfurter Akademie, hat am 3. September

[1]) Mit der Auflösung der Loge „Carl zu den 3 Rädern" war auch zugleich die der Schottenloge „Carl zur Einigkeit", „da sie auf der ersteren fuße", mit ausgesprochen. Letztere wurde am 8. Oktober 1814 mit dem Namen „Carl zum eisernen Kreuz" „retabliert". „Carl zur Einigkeit" war sie jedenfalls nach jener oben erwähnten, am 19. Februar 1770 gegründeten Loge „Sincera Concordia" genannt worden.

das Diplom der Erfurter Akademie Goethe mit folgendem Begleitschreiben übersandt:

Hochwohlgeborener Herr Geheimer Rat!

Euere Exzellenz wurden in einer öffentlichen Sitzung der Akademie, am 15. August, aus freiem Antrieb, und mit der Bitte, das Publikum und Sie möchten diese verspätete öffentliche Huldigung Ihrer Verdienste verzeihen, als Mitglied aufgenommen. Unter diesen Umständen darf die Akad. auf Ihre Nachsicht rechnen. Der Tag selbst empfing durch diesen Akt seine höchste Weihe.

Empfangen Euere Exzellenz das Diplom als das schwächste Merkmal der grenzenlosen Verehrung, womit ich den Stolz meiner edelsten Begriffe verbinde, und nie aufhören werde zu sein Eurer Exzellenz

Erfurt, den 3. Sep. 1811. ganz eigener Dr.
Dominikus
best. Sek. der Akademie.

Goethe bedankt sich mit folgenden Worten:

Hochwürdiger,
Hochgeehrtester Herr,

Die hochansehnliche Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt erzeigt mir eine besondere Ehre, indem sie meiner an einem so großen Feste gedenken und mich unter ihre Glieder gefällig aufnehmen wollen. Ich wünsche, daß dasjenige was ich auf meinem Lebensgange gewollt und vermocht, auch einigen Nutzen möge gestiftet haben, damit ich mit einigem Zutrauen unter so viel würdigen, auf das Beste ihrer Mitmenschen bedachten Männern einen Platz nehmen könne.

Haben Sie die Güte, meinen Dank für diese Auszeichnung der Gesellschaft auf das verbindlichste auszudrücken, und glauben Sie der Versicherung, daß dieses Geschenk mir nicht angenehmer hätte zukommen können, als durch die Hände eines Mannes, den ich so höchlich zu schätzen Ursache habe. Und so ist es keine leere Formel, wenn ich mich mit besonderem Zutrauen und vorzüglicher Hochachtung unterzeichne

Ew. Hochwürd.
gehorsamster Diener
J. W. Goethe

Weimar
den 11. September
1811.

Nach Jahren furchtbarer Drangsal kam die Erlösung für die Akademie wie für die Loge. Der Mann, der in Erfurt als Schüler und Freund Dalbergs das stärkste persönliche Band zwischen der alten und der neuen Zeit bilden konnte, der das Schifflein der Loge wie das der Akademie durch die siebenjährige Drangsalzeit der Fremdherrschaft hinüberführt, ist Johann Jakob Dominikus.

Bei der Wiederbesetzung von Erfurt im Jahre 1814 war die preußische Regierung nicht in der Lage, die Mittel, die zur Wiederherstellung der Universität erforderlich gewesen wären, zu bewilligen. So sprach man schon damals in Erfurt von der Aufhebung der Universität. Mit ihr, so schien es, sollte auch die „Akademie nützlicher Wissenschaften" aufhören. Dominikus ist bemüht, ihren Fortbestand zu sichern. Am 12. September 1814 wendet Dominikus sich brieflich an Bellermann, der bis zu seiner Übersiedelung nach Berlin Sekretär der Akademie und, wie wir oben gesehen haben, Mitbegründer der Erfurter Loge gewesen war:

> „Ich schreibe Ihnen, um Ihre Hilfe, die uns nötig ist, das Licht in seinem Glanze und die Wohltat des harrenden Tages in ihrem ganzen Umfange zu fühlen.
>
> Es scheint, daß man unsere Universität und vielleicht auch unsere Akademie (beide verwaiste und fast aller ihrer Nahrung beraubte Körper) gänzlich auflösen will. Umsonst hätten wir also unser kümmerliches Leben gefristet, um in den Tagen der Erlösung zu sterben! Können Sie dagegen etwas tun? Sollte ein Diplom (dem Staatsrat Herrn Schuckmann, dem Minister v. Hardenberg) von unserer Akademie mit einem schmeichelhaften Schreiben zugesendet, etwas wirken? Ist dieses, so bitte ich um Ihren gütigen und freundlichen Rat, zugleich um die Mitteilung des ganzen Titels beider. Halten Sie erst eine Anfrage für nötig, ob wir uns dieses erlauben dürfen, so wären Sie wohl so gütig, dieses über sich zu nehmen. Was Sie für gut halten, soll geschehen."

Bekanntlich blieben diese Bemühungen des Dominikus, soweit sie sich auf den Fortbestand der Akademie bezogen, nicht ohne Erfolg.

Als die Akademie am 26. Februar 1814 im wiederbefreiten Erfurt Sitzung abhielt, waren es nur noch einige wenige

Personen, die die Traditionen der Dalberg-Periode in die neue Zeit hinüberretteten. Zu ihnen gehören außer dem Sekretär der Akademie Dominikus vor allem der Legationsrat Friedrich Justin Bertuch aus Weimar, der, 1778 in die Akademie aufgenommen, nunmehr das älteste Mitglied der Akademie war. Bertuch war bereits 1776 in die Loge „Amalia“ eingetreten, hatte sich 1808 bei der Wiedereröffnung der Weimarer Loge sehr verdient gemacht, war tatsächlicher Vermittler ihres Anschlusses an die Großloge von Hamburg gewesen, von 1808—1810 Meister vom Stuhl, seit 1810 deputierter Meister der Loge „Amalia“ zu Weimar. Er war mit Leib und Seele Freimaurer, und zwar deutscher Freimaurer.[1] Am 18. Oktober 1809 sprach er in einem Briefe an Karl August Böttiger seine Entrüstung über die übertriebene Rücksichtnahme deutscher Logen auf die Franzosen aus. In deutschen Logen, auch in Erfurt, wie wir oben gesehen, wurde wegen französischer Gäste in deren Sprachen gearbeitet. „Es nimmt uns unsern Nationalcharakter und Würde“, heißt es in dem Briefe, „und weder England, noch Frankreich, noch Italien, noch Schweden, noch Holland tut dies“.

Da Bertuch sich 1808 als geschickter Organisator in Weimar gezeigt hatte, so wandte sich Dominikus Ende Mai 1816 namens der Erfurter Akademie mit der Bitte an ihn, „als Senior der Akademie“ das Werk der Reorganisation der Akademie in die Wege zu leiten.

Bertuch ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein und lud in einem feierlichen Schreiben die in Weimar und Gotha wohnenden Mitglieder zum 11. Juli 1816 ein. Die Mitglieder der Akademie in Weimar, an die Bertuch das Zirkular richtete, waren ausnahmslos Logenbrüder:

Exzellenz Staatsminister von Voigt,
Geh. Rat von Goethe,
v. Einsiedel,
Kammerrat v. Ridel, Meister vom Stuhl 1810—1818,
Kanzler v. Müller,
Geh. Regierungsrat Peucer,
Legationsrat Conta,
Bergrat Voigt.

[1]) Vergl. Anhang I.

Am 11. Juli 1816 kam es zur Neuorganisation der wiederhergestellten Akademie auf der Grundlage eines neugebildeten Vorstandes. Legationsrat Bertuch wurde zum Direktor erwählt und ist es vom 24. Oktober 1816 bis zu seinem Tode 3. April 1822 geblieben. Unmittelbar nach jener großen Versammlung, am 13. Juli 1816, sandte Dominikus einen „unmaßgeblichen Entwurf zu der neuen Ordnung der Akademie“, also einen Entwurf neuer Statuten an seinen Logenbruder Bertuch. Mit rührendem Eifer stellte sich der Freimaurer ganz in den Dienst dieser schönen, weltbeglückenden Idee eines gemeinnützigen Wirkens. Da Dominikus am 11. März 1817 sein geliebtes Erfurt verließ — am 8. März 1817 nahm er von seinem akademischen Wirkungskreise Abschied —, kann der Entwurf der später angenommenen „Neuen Statuten“ nicht von Dominikus herstammen, sondern ist vielmehr aus der Feder seines alten Logenbruders Bertuch geflossen, wie es sich aus einem Schreiben des Logenbruders Peucer vom 30. Juni 1818 ergibt, in dem es heißt:

„Er habe gegen den vom Akademiedirektor Bertuch abgefaßten Entwurf nichts einzuwenden.“

In demselben Jahre, in dem die Akademie im wieder befreiten Erfurt neues Leben atmete, konnte auch die Erfurter Loge wieder an ihre Arbeit denken. Schon am 27. Juni 1814 wird die Erfurter Loge wieder eröffnet unter dem Namen „Carl zu den 3 Adlern“, und zwar in dem dem Stift Beatae Mariae Virginis gehörigen ehemaligen weihbischöflichen Hause (jetzt Hermannsplatz No. 9), wo seit 1808 die Loge „Carl zu den 3 Rädern“ ihre Arbeitsstätte aufgeschlagen hatte.

Dominikus wurde zum Meister vom Stuhl gewählt. Er hatte das Schifflein seiner Loge sicher durch jene unruhevolle Zeit hindurchgesteuert. Auf ihn setzte man alle Hoffnung. Der neue Meister vom Stuhl gab sich Mühe, das Logenwesen in Erfurt wieder recht anregend zu gestalten. Durch ihn wurde eine rege Tätigkeit angebahnt. Er war stets besorgt, durch gediegene maurerische Vorträge maurerisches Licht zu verbreiten und maurerisches Streben zu erwecken. Die Loge wußte sich bald unter seiner Hammerführung auch die Achtung der Nachbarlogen zu erwerben. Besonders waren es die Logen „Amalia“ zu Weimar, und „Ernst zum Compaß“ in Gotha, deren hervorragendste Mitglieder sie mit ihren öfteren Besuchen erfreuten.

Am 8. Februar 1816 sendet Dominikus folgende Einladung zum Stiftungsfeste der Erfurter Loge an Goethe:

Sehr ehrwürdiger B.

Den 19. dieses morgens 11 Uhr feiern wir unser dreißigjähriges Stiftungsfest, das einschließlich der Tafelloge 4 Uhr abends geendigt sein wird. An Sie, sehr ehrw. Br., richten wir die besondere angelegentlichste Bitte, dieses Fest, dem mehrere B. B. aus Weimar und Gotha, wie andere besuchende B. B. vom Militärstande, z. B. Graf Henckel von Donnersmark beiwohnen werden, durch Ihre Anwesenheit zu einem nachbarlichen Familienfeste zu erhöhen, das, wenn es auch nicht alle Ihnen gewiß noch teuere Erinnerungen der Vergangenheit vereinigt, doch manche Anklänge in Ihrem Herzen findet. Dalberg ist in unserm Cirkel an diesem Tage, der sein Geburtstag ist, nicht erstorben, und in Ihnen kehrt reiner Epimenides zu uns zurück. Lassen Sie unsere Meister-Bitte gütigst stattfinden; sie gehört zu den Meister-Angelegenheiten unserer Herzen. Mit tiefster Verehrung

Ihre treuverb. □ Karl zu d. 3. A.
Dominikus,
M. v. St.
Erfurt, d. 8. Febr. 5816.

Goethe antwortet bereits am 10. Februar 1816:

Ew. Hochwürden

verbindliches Schreiben würde mir noch mehr Vergnügen gemacht haben, wenn ich mich nicht außer Stand befände demselben Folge zu leisten. Meine Gesundheit erlaubt mir nicht in dieser Jahreszeit eine solche Fahrt zu unternehmen, welches ich gar sehr bedauere, weil ich schon längst sehr viel Gutes von Ihren Anstalten und Einrichtungen gehört habe. Ich muß mich aber auch diesmal begnügen von den hiesigen Brüdern zu vernehmen, wie wohl es Ihnen ergangen. Damit ich aber doch nicht allen Anteil abzulehnen scheine, nehme ich mir die Freiheit in dem Schreiber dieses, meinem Sohn, einen Stellvertreter zu senden, welchem ich eine günstige Aufnahme von den verehrten Brüdern wünsche, denen ich mich so wie Ew. Hochwürden angelegentlichst empfehle. —

Das Stiftungsfest der Erfurter Loge am 19. Februar 1816 muß von Dominikus in besonders feierlicher Weise ausgestattet worden sein; denn das Protokoll darüber ist sehr ausführlich. Es ist 11 Seiten lang und umfaßt 17 Punkte der Tagesordnung nebst längerer Einleitung und dem Schlusse. Goethes Sohn war anwesend. Des Vaters Goethe geschieht zweimal darin Erwähnung und zwar in folgender Weise:

„9. Des Brud. Schadow, Directors der Academie zu Berlin, und des Brud. Weber, Kapellmeister zu Berlin, welche sich dermalen zu Weimar aufhalten, geschahe dankbarer Erwähnung, des ersteren für das Denkmal zur Rettung Berlins, für das Achteck am Hallischen Tore, des letzteren für seine musterhafte musikalische Composition des Denkmals zur Rettung Deutschlands oder der Epimenides vom Brd. Goethe. Geliebte Brüder, die mit diesen Brdrn in Verbindung stehen, werden ersucht, die vorbenannten Brd. hiervon zu benachrichtigen."

„13. Ein Brief von dem v. gelieb. Br. Goethe aus Weimar, nach seinem Inhalte mitgeteilt, und dem Vater wurde in dem anwesenden Sohne für das, was er ist noch der Ehre Deutschlands so teuer ist und bleiben wird, gedankt."

Fast genau ein Jahr später, am 10. Februar 1817, schied in der Abgeschiedenheit seines Kathedralsitzes in Regensburg Karl von Dalberg aus dem Leben. Für die Erfurter Akademie gehörte sein einst so glänzendes Wirken der Vergangenheit an. Die Erfurter Loge hatte ihn, wie wir es aus dem Briefe des Dominikus ersehen, noch nicht vergessen. Sie bezeichnete ihn als die „Perle in der deutschen Freimaurerei".

Dominikus wurde nach seiner Übersiedelung nach Koblenz Ostern 1817 von der Erfurter Loge zum Ehrenmeister resp. Ehrenmitglied ernannt. Im Sommer 1819 kehrte er noch einmal in Erfurt ein, um seine Verwandten und die alte Wirkungsstätte zu besuchen und mit seinen Logenbrüdern in regem Gedankenaustausch herrliche Stunden zu verleben. Nicht lange nach der Rückkehr von dieser Reise starb Dominikus am 17. Juli 1819 zu Koblenz. Ihm zu Ehren hielt 1820 sein Kollege Regierungsrat Musculus in der Johannisloge „Friedrich zur Vaterlandsliebe" in Koblenz die Gedächtnisrede die im II. Anhang abgedruckt ist.

In der Erfurter Akademie ist meines Wissens auf Dominikus keine Gedenkrede gehalten worden. Erst Paulus Cassel kommt in seiner 1854 zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Akademie abgefaßten Denkschrift gelegentlich eines Rückblicks auf die Zeit nach 1814 auf Dominikus zu sprechen. Er hebt S. CXVIII ausdrücklich hervor:

„Die Akademie hatte auch die Gefahren des fremden Joches und des großen Krieges überstanden. Sie verdankte ihre oft nur scheinbare Existenz in solchen Tagen zumeist der regen Ausdauer ihres damaligen Sekretärs, des Professor Dominikus, eines Mannes von Lebenserfahrung und Menschenkenntnis."

„Suum cuique decus posteritas rependit."

(Tacitus, Annal. IV, 35)

Ein unvergängliches Erbteil haben uns Dalberg und Dominikus hinterlassen: festzuhalten an allem Wahren, Guten, Schönen, an dem, was sie in Erfurt geschaffen.

„Nie entschläft, wer einmal wach gelebt!"

Anhang I.

Die Rede des Kanzlers v. Müller auf Bertuch.

Am 3. April 1822 schrieb Goethe in sein Tagebuch:

„Halb 11 Uhr war Legationsrat Bertuch geschieden."

Am 5. April kommt der Kanzler v. Müller zu Goethe, „die Grabrede für Legationsrat Bertuch vortragend und beratend". Am Morgen des 6. April wurde Bertuch neben seiner Gattin in seinem Garten bestattet. Am offenen Grabe hielt der Kanzler Friedrich v. Müller als deputierter Meister der Loge „Amalia" eine Rede, die Bertuchs Wirken in herrlichen Worten feierte. Die formvollendete Rede trägt deutlich den Stempel Goethescher Mitarbeit. Am 8. April stellte sich Fr. v. Müller noch einmal bei Goethe ein „wegen der Bertuchischen Standrede." Die Rede wurde als „Manuskript für Freunde" gedruckt mit dem Titel: „An Bertuchs Grabe im Namen der Loge Amalia zu Weimar gesprochen in der Morgenstunde des 6. April 1822." Im Mai 1822 finden wir sie in Goethes Büchervermehrungsliste unter dem Titel: „An Bertuchs Grabe, Rede v. Herrn Kanzler v. Müller."

* * *

„Ein langes, taten- und segensreiches Leben ist beschlossen, ein fester, kräftiger Wille, der nach allen Richtungen menschlicher Tätigkeit, von frühester Jugend herauf bis zum spätesten Alter, gemeinnützige Zwecke rastlos und glücklich verfolgte, hat für unsere Kreise zu wirken aufgehört!

Um den zärtlich liebevollen Familienvater weinen tiefgebeugte Kinder und Enkel, um den warmen, redlichen Freund die Verbündeten seines Geistes und Herzens; den unermüdet tatkräftigen Bürger beklagt die Stadt, das Vaterland, unser erhabenes Fürstenhaus den treuen, innigst anhänglichen Diener.

Doch wie gerecht auch diese Klagen, wie tief und schmerzlich uns alle die Trauerkunde seines Verlustes ergriff: am Grabe

des Mannes, der sein Leben durch die eigentümlichste Lebenskunst zu vervielfachen und in zahllosen Geisteswirkungen zu verewigen verstand, am Grabe des Weisen, der im Glück und Unglück heitern Blicks dem Tod ins Auge zu sehen gewohnt war, ist kein Totenopfer würdiger, als die Betrachtung seines Strebens, als das dankbarste Anerkenntnis jener höhern Fügung, die ihm, dem Einzelnen, so viel Treffliches und Großes zu vollbringen vergönnte.

Denn es strebt der bessere Mensch, mitten im Wechsel des Irdischen, ein Bleibendes zu ergreifen, ein Ewiges festzuhalten; um die Urne seiner Geliebten schlingt er den Kranz der Unsterblichkeit und steigert durch treues Gedächtnis ihres wohltätigen Wirkens das eigne Bewußtsein menschlicher Würde!

Und an welcher Stätte, in welcher Umgebung sprechen wir es aus?

Diese freien, weiten Gartenräume, die das heitere Grün des Frühlings schon mit neuem Leben zu schmücken beginnt, jene hohen, stattlichen Gebäude, umsichtig verbundene Werkstätten der mannigfaltigsten künstlerischen und wissenschaftlichen Erzeugnisse, in denen Hunderte unserer Mitbürger nützliche Ausbildung ihrer Kräfte und gesicherten Lebensunterhalt finden: diese ganze lebensfrische Umschaffung vormals öder und unwirtbarer Bezirke, sind es nicht die beredtsten Zeugen s e i n e r Willens- und Tatkraft?

Und nicht etwa durch ein Gemeinwesen oder durch die Hilfe reichen Erbteils sehen wir dies alles ringsumher gegründet, geordnet und aufs innigste geschmückt, sondern durch die Erfindsamkeit, durch die folgerechte Tätigkeit eines einzelnen, unbemittelten Mannes, der in seinem Geiste ein unversiegbares Kapital, in seiner eisernen Beharrlichkeit und in richtiger Erkenntnis der Zeitbedürfnisse die sichere Bürgschaft des Gelingens so kühner Unternehmungen fand!

Und von wie kleinen Anfängen ging dies alles aus!

Welche Schwierigkeiten mußten überwunden, welche feindliche Gegenwirkungen bekämpft werden!

Wie oft mag in jenen Jahren harter Kriegs- und Zeitbedrängnisse stille, nagende Sorge d i e Stirn gefurcht haben, die der Außenwelt immer noch heitern Mut zu zeigen bemüht war!

Und fanden wohl je in solchen trüben Tagen die Freunde ihn teilnahmloser, die Mitbürger unzugänglicher und minder hilfreich, das Gemeinwesen kälter und engherziger?

Mitten in den besorglichsten Verschlingungen eines vielbewegten Lebens wußte sein klarer Geist die Herrschaft darüber festzuhalten und, bei verständiger Benutzung jeder Gunst des Augenblicks, doch den immer offenen Sinn für höhere Wahrheit und für jedes bleibende Gut der Menschheit zu bewahren.

Wie ein befruchtender Strom führten seine weltbürgerlichen Verbindungen die Ausbeute des vielseitigsten Forschens den entferntesten Ländern zu; jeden neuen Lebenskeim im Gebiete des Wissens verstand er aufs zweckmäßigste auszubilden, jede schlummernde Kraft in seinem Kreise zu wecken und zu steigern.

Wie blitzte sein heiteres Auge noch im Greisenalter auf, wenn er neue, nützliche Entdeckungen vernahm, oder wenn es Förderung und Beratung vaterländischer Wohlfahrt galt!

Nach der weisesten Sparsamkeit hielt er haus mit seiner Zeit; hoch, wie er sie achtete, hat sie ihn belohnt. War, vom frühesten Morgen an, der Tag den zahllosen Anforderungen und dem nimmer rastenden Getriebe seines Geschäfts gewidmet, so entschädigte die späte Abendstunde durch freie, geistreiche Mitteilung im Kreise gewählter Freunde, oder, bei der einsamen Lampe, durch vertrauten Umgang mit den Genien der Vor- und Mitwelt.

Jugend- und Altersgenosse jener großen Männer, die an Weimars Namen den höchsten Ruhm deutscher Literatur geknüpft haben, teilnehmender Förderer und Würdiger ihres Strebens, vielen der edelsten Geister des Auslandes innig befreundet, mit Achtung genannt, so weit deutsche Schrift und Betriebsamkeit reichen, war seine Erinnerung der reichste Schatz denkwürdiger Lebensverhältnisse und Beziehungen.

Von früher Zeit her in unsern Maurerbund eingeweiht, hat er dessen rein menschliche Zwecke mit eigentümlichster Lebendigkeit erfaßt und mit jeder persönlichen Aufopferung unermüdet verfolgt.

Ihm verdanken wir die Wiedererweckung unserer Loge Amalia, ihm unzählige Stunden des reinsten, geistigsten Genusses.

Tief gerührt sprechen wir es aus, hier am offnen Grabe, wo jede Schmeichelrede verstummt: Er war eine der schönsten Zierden, eine der treuesten Stützen unseres Bundes.

Ein so gehaltvolles Leben war des schönsten Todes würdig.

Sanft und schmerzlos ging er aus den treuen Armen der liebevollen Tochter in die Wohnungen des Friedens, in den ewigen Osten ein, dessen heitere Ahnung ihn so oft tröstend umschwebte.

Hier in diesem stillen, anmutigen Hain unter den Blumen und Gesträuchen, die er mit zarter Liebe und Sorgfalt gepflegt, rings umgeben von den Denksteinen unsterblicher Zeitgenossen, hatte er sich längst schon die friedliche Ruhestätte bereitet. — Hier, wo die vorangegangene treue Gefährtin seines Lebens, wo die schwesterliche Pflegerin seiner späteren Jahre schlummert, wo wir ihn vor wenig Jahren, am frühen Grabe des einzigen, auch uns unvergeßlichen Sohnes, mit bewundernswürdiger Fassung Worte der Ergebung, des frommen Vertrauens sprechen hörten — hier, verbündete Brüder und Freunde, laßt uns der mütterlichen Erde die müde, irdische Hülle unseres Freundes wiedergeben, und, während der Glaube vertrauend aufblickt zu dem ewigen Baumeister der Welten, uns alle still geloben, treu und rein des Entschlafenen Gedächtnis zu bewahren und als ein heiliges Vermächtnis auf späte Enkel fortzupflanzen.“ —

Anhang II.

Die Gedächtnisrede des Regierungsrats Musculus auf Dominikus.[1])

„Der Tod ist ein stummer, aber mächtiger Redner, und nichts, als die Taten und die Tugenden werden das Los der Entschlafenen vor dem Richterstuhle dessen, der die Richter richtet, auf ewig bestimmen. Eingedenk dieser göttlichen Lehre, lassen Sie uns, verehrte, trauernde Brüder, einige flüchtige Blicke auf das Leben dessen werfen, der in dem letzt verflossenen Jahre unserm Kreise entrückt ward, und dem ich die letzte und traurigste der Pflichten leisten soll. Dieser teuere Heimgegangene war:

Johann Jakob Dominikus.

Er erblickte das Licht der Welt den 11. November 1762 zu Rheinberg bei Wesel und war der jüngste Sohn von Joh. Dominikus und Catharina Busch; beide biedere Menschen, schlicht, gerade, rechtschaffen und fromm; ein mit solchen Grundlagen ausgerüsteter Charakter ist in reichem Maße auf die weiche Seele des Entschlafenen übergegangen. Diese Eltern nährten sich von einem Gewürzladen und nebenher, wie es in so kleinem Orte üblich ist, von einem Bierschank. Sein Vater war überdies Gemeinsherr, in welcher Würde er fast jährlich bestätigt ward, worüber der Sohn eine ausnehmende Freude hatte, die, wie er sagt, sein Herz in Liebe und Dank zu dem rechtschaffenen Vater erhob. Indes waren seine Eltern doch nur sehr arm, da er seine ganze Jugendzeit mit dem drückendsten Mangel zu kämpfen hatte, wobei ihn aber stets frommer Glaube, das

[1]) Die Koblenzer Gedächtnisrede verdankt der Verfasser der Freundlichkeit des Herrn Landgerichtsdirektor E. Dronke-Köln, eines Urenkels des Prof. J. Dominikus.

innigste Gottvertrauen stärkte und aufrichtete. Ein wenig in der Musik, welche ihn nach seinem eigenen Ausdruck manches drückende Leid gemildert hat, sowie im Lateinischen unterrichtet, ward er zum Studieren bestimmt, nach Erfurt geschickt, um in dem Collegium Amplonianum oder der Himmelspforte weiter belehrt und zur Universität vorbereitet zu werden. So kümmerlich es ihm hier auch äußerlich ging, so bemühte er sich doch, oft mit fast zu großer Anstrengung für den Körper, auf der Bahn der Wissenschaft fortzuschreiten. Reif in den nötigen Vorkenntnissen, widmete er sich später auf der Universität, ebenfalls in Erfurt, der Rechtswissenschaft, machte aber außerdem in der Philosophie, Mathematik, Physik, sowie besonders im Staat- und Kirchenrechte bedeutende Fortschritte, so daß er im Jahre 1784 die Magisterwürde unentgeltlich erhielt. Von einer schweren Krankheit genesen, suchte er sich nunmehr durch Unterrichtgeben seine kümmerliche Lage etwas zu erleichtern. Außerdem fing er noch an, mehrere neuere Sprachen, namentlich Französisch, Englisch und Italienisch zu erlernen, worin ihm Diakonus Thieme umsonst Unterricht erteilte. Daß die griechische Sprache nicht auf dem Collegio Amploniano gelehrt worden, beklagte er jetzt bitter. — Schon in dem genannten Jahre hatte er sich die Achtung des verehrten Karl von Dalberg erworben. Dieser verschaffte ihm später im Jahre 1789 eine Hofmeisterstelle bei dem ihm verwandten Grafen von Stadion, und da dieser nachher in Dalbergs Haus zog, so genoß er hier den ungezwungensten Umgang dieses im ganzen Sinne edlen und echt deutschen Mannes. Dieser Umgang sowie die Bekanntschaft mit so vielen bedeutenden Männern, die an Dalbergs Tafel erschienen, hatten entschiedenen Einfluß auf unsern Freund. Das Ängstliche seines Wesens verlor sich, und er erwärmte sich an den Strahlen eines Goethe, Schiller, Fichte, Einsiedel. Herz und Geist bildeten sich zu besserer Brauchbarkeit, eine gewisse Schwärmerei in der Philosophie kühlte sich ab, er wurde mit sich eins.

Seit 1787 war er Doktor der Philosophie. 1789 wurde er außerordentlicher, 1801 Kurfürstlich-Mainzer ordentlicher Professor der Philosophie. Die Vorlesungen, mit denen er abwechselte, waren praktische Philosophie, Welt-, Staaten-, Preußische-, Reichsgeschichte und Statistik. Er hielt sie pünktlich

und las oft 3 bis 4 Stunden täglich, für die meisten Studenten stets umsonst. Im Jahre 1795 bezog er als Dekan und Vorsteher das Collegium Amplonianum und lehrte in den oberen Klassen dieses Gymnasiums Geschichte. Den 21. August desselben Jahres verheiratete er sich mit Susanne Strecker, Tochter des Hofrats Strecker, ein Schritt, den beide in keiner Minute des Lebens bereuten, und wofür es, nach seinen eigenen Worten, nur einen Schmerz, den Schmerz der Trennung geben kann. Er hatte mit ihr fünf lebende Kinder; sie und diese Kinder waren sein größter Reichtum und beweinen nun mit jedem, der ihn kannte, den Verlust eines so edlen Gatten und Vaters.

Dominikus bekleidete nach und nach verschiedene Ämter und Würden. 1804 wurde er zum beständigen Sekretär der Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt erwählt. 1809 ward er erster Finanzrat der Verwaltungskammer, 1810 Schulrat des allgemeinen Schulkollegiums, 1811 Doktor beider Rechte. 1817 ernannte ihn seine Majestät zum katholischen Kirchen- und Schulrat bei dem Consistorium zu Coblenz. Nicht lange konnte er sich des neuen Wirkungskreises freuen; denn am 17. Juli 1819 rief ihn der allmächtige Baumeister ins Jenseits, um ihn in schönern Gefilden herrlich zu lohnen.

Was seine schriftstellerische Laufbahn betrifft, so geht sie durch sein ganzes Leben fort. Es würde unsere Wehmut unterbrechen, wenn ich alle die von ihm herausgegebenen Schriften nur kurz nennen wollte. Eines Werkes will ich jedoch erwähnen, weil der Entschlafene selbst mit einer Art Vorliebe darauf zurückblickte, es ist die Biographie Heinrich IV., zwei Bände, Zürich bei Ziegler 1797. Er war überaus fleißig, und die Arbeit war ihm leicht. Gewonnen hat er dabei nichts. Sein Gewinn war seine Tätigkeit, denn sie war sein Genuß.

Als Mensch gehörte Dominikus zu den edelsten und wohlwollendsten. Wahre Religiosität, hoher Sinn für Freundschaft, Sanftmut und Duldung bei so viel Seelengröße sind Hauptzüge seines Charakters. Er half und diente gern; wehe hat er nie einem Menschen getan. Den meisten Bedrängten in Erfurt hat er durch Vorstellungen gedient, nie aber etwas dafür genommen, außer, wie er sehr rührend sagt, eine Kleinigkeit in Wein, die mir aufgedrungen wurde. Wer ihn gekannt hat, mußte ihn lieben und schätzen.

1806, den 16. Oktober, sagt er, schien mir mein Leben verkürzt; ich haßte die Franzosen, seit sie sich selbst ungetreu geworden. — Seine reine Gemütsart zeigte er dadurch, daß er unter der fremden Herrschaft lieber abdankte, als die ungerechten Forderungen, welche der französische Intendant an die Verwaltungskammer machte, unterschrieb. Mit Deutschlands Befreiung schien auch ihm die Morgenröte einer besseren Zeit aufzugehen. Sehr schön sagt er in jenen Tagen von seiner Heimat:

> „Die Freude über das Schicksal meines Geburtsortes berührt sich in dem Anfange und Ende; die Wehmut liegt in der Mitte. Mein Vaterland war Deutschland, ihm bin ich nie untreu geworden, beides ist mein Stolz."

Endlich, um die Tugenden unseres teueren Bruders zu kennen, gehörte er unserm Bunde an seit dem Jahre 1790. Er selbst sagt:

> „Nie bereue ich Maurer geworden zu sein. Dem Hofrate von Weißenborn, einem mir in so vieler Hinsicht unvergeßlichen Freunde, dankte ich das harmloseste Glück. Mögen mir meine Brüder ihr Andenken erhalten, das Andenken an sie war mein Leben und begleitete mich zur Gruft."

Früher gehörte er zu der □ Carl zu den drei Adlern im Orient zu Erfurt. Er verwaltete mehrere Jahre das Amt des Bruders Redner mit Ruhm und führte zuletzt zwei Jahre durch einstimmige Wahl der Brüder den Hammer.

Was er uns war und ewig bleiben wird, das empfinden wir heute doppelt in tiefer Trauer. Sein Lobredner zu werden bin ich nicht imstande. Die einfachste Erzählung seines gehaltvollen Lebens, seines Wirkens und Schaffens ist sein schönstes Loblied. Er lebt ewig unter uns, sein Andenken wird nie in unsern Herzen schwinden."

Erfurter Studenten des Mittelalters aus Salza und Umgegend

von

Hermann Gutbier
Stadtarchivar in Langensalza.

Die Veröffentlichung der Erfurter Universitätsmatrikel mußte für jeden Freund heimatlicher Geschichte von großem Werte sein. Natürlich suchte man bei Durchsicht vornehmlich nach Namen von Landsleuten. Groß ist die Zahl von Jünglingen der Stadt Salza (Langensalza), welche in der thüringischen Hauptstadt ihren Wissensdrang befriedigen wollten.

Im Jahre der Universitätsgründung (1392) ließen sich sofort drei Salzaer immatrikulieren.

Bis zur Einführung der Reformation in der sächsisch-albertinischen Stadt Salza (1539) belief sich die Zahl der in Erfurt Studierenden auf 133, bei denen der Ort der Herkunft angegeben, sei es durch den Zusatz: de Salcza oder ex Salcza oder Salczensis. Bei einer nicht geringen Anzahl, die man als Salzaer Landsleute beanspruchen dürfte, fehlt dieser Zusatz.

Was ist nun aus den Studierenden geworden? Was haben sie geleistet?

Schwierig ist es, diese Fragen zu beantworten.

Vielfach fehlt es schon an Unterlagen, den Lebensgang der in die Heimat Zurückgekehrten festzustellen, wie viel mehr würde es Mühe machen, denjenigen, welche in die Ferne zogen, auf ihrem Lebenswege nachzugehen.

Im folgenden Versuche werden auch solche Persönlichkeiten ins Auge gefaßt werden, die aus der Umgegend von Salza stammen und zu dieser Stadt in Beziehung getreten sind.

Chronologische Reihenfolge soll eingehalten werden.

1398. Henricus Oygeroden.

Die von Oygeroden (Eichenrieden) wohnten ursprünglich auf der „Burg" beim Dorfe Eichenrieden, Kreis Mühlhausen. Doch frühzeitig verließen sie die luftige Höhe auf dem Rücken des Hainichs und zogen nach Mühlhausen, wo sie zum Patriziat gehörten. Ein Zweig siedelte nach Salza über.

Konrad v. Oyenriden liegt in der Marktkirche daselbst begraben.

Kerstan und Heinrich, stattliche Geldbarone, leisteten zum öfteren dem thüringischen Landgrafen Aushilfe, so daß er ihnen einmal das Schultheißenamt zu Salza, ein andermal die Stadt Tennstedt verpfändete. In Salza erscheint Junker Heinrich v. Oyenriden urkundlich als Lehnsherr über einen Siedelhof zu Salza (1406).

1412 bezeugt er in einer Urkunde des städtischen Archivs, daß, wenn die zwei vom Priester Dietrich Norde gestifteten ewigen Lichte nicht ordentlich gehalten werden sollten, die dazu ausgewiesenen Einkünfte an die zwei Vicare der Altäre Unser Lieben Frauen und St. Martini der Marktkirche fallen würden.

Im Jahre 1430 zahlt Heinrich Oygeride 30 Pfund Geschoß; er selbst war Kämmerer. 1442 oder früher muß er verstorben sein, denn seine relicta wird in der Altstadt mit 17 Pfund Geschoß aufgeführt, außerdem ein Theodericus Eychenrid mit fünf Pfund.

1444 verkaufen Tele oygrieden und Dietrich, ihr Sohn die Güter, welche Heinrich v. Oygrieden gewesen sind, an Friedrich Thuma (Ratsvorgänge).

1404. Theodericus Ertmar de Salcza.

Er mag derselbe sein, der später, 1435, als Priester der Kirche Unser Lieben Frauen zu Erfurt auftritt.

Bezeichnet wird er als Amtmann der Vicarien dieser Kirche.

Er stellt Quittung aus über Zahlung von vier Pfund Pfennigen Walpurgiszins, den der Rat der Stadt Salza den Vicarien geleistet hat.

Ertmars Amtssiegel stellt die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arme dar.

(Ratsarchiv zu Langensalza.)

1417. Bertholdus Tonna de Salcza.

Er gehört einer Patrizierfamilie an, die nach der Kämmereirechnung vom Jahre 1377 drei starke Geschoßzahler stellte: Günter, Konrad und Dytericus.

1432 ist Berlt Tonna Proconsul d. i. Ratsmeister seiner Vaterstadt.

1433 leiht er der Stadt 75 Pfund, „die stad kann den zcinß

widder kauffen, wann die stad wil". Berlt Thunna gab 1437 Veranlassung, daß der Stadt Salza ein Fehdebrief zugestellt wurde. Den Grund hierzu setzt der Aussteller als bekannt voraus.

„Vehede dießer Stad.

wießet Ersamen wiesen lute, Borgermeister vnd Rath vnd gancze gemeynde der Stadt czu Saltza das Ich petir scherer vnd Hans Deken wulln uwer vyhint sy vnd mit alle dene die wir uff uwern schaden brengen konnen durch berlt thunas wielln So uch doch wole wießentlich ist weß er mit peter scherern pflichtig iß das ich doch vngerne an uch thu.

Gegeben vnder vnßs Junchern boden von Adeleueß Ingeßiegel daß er hirczu gebruche.

Sub anno dm. m° ccccφφφ sept° deß ersten Suntag nach martini."

Im Jahre 1442 zahlt er nicht weniger als 42 Pfund Geschoß.

1447 nimmt proconsul Tunna teil an der Heerfahrt des Herzogs Wilhelm von Weimar gegen die Stadt Soest. Für Stellung eines Heerwagens erhielt er 20 Pfund 8 Schillinge 2 Denare.

In seinem Hause am Roßmarkt wohnt sein Sohn Fredericus Tunna, der mit $4^1/_2$ Pfund eingeschätzt ist.

Derselbe war 1450 Führer der waffenfähigen Salzaer Bürgerschaft, als es galt, das von Friedrich dem Sanftmütigen umlagerte Schloß der Grafen von Gleichen zu Tonna zu entsetzen.

Die Söhne des Fridericus Tunna, Friedrich und Dietrich stiften 1472 in der Marktkirche zu Salza eine Vicarie in die Ehre St. Thomae, trium regum, der 11000 Jungfrauen, 10000 Märtyrer, St. Margarethae, St. Apollonia und St. Gertrudis mit drei Messen wöchentlich.

Wappen der Tonna: zwei einander abgewendete Entenköpfe.

1417. Gunther Tonna de Salcza.

Im Jahre 1445 schuldet Graf Heinrich von Schwarzburg dem Fritz und Günther Tonna zu Salza 100 Mark Silber an Hauptgeld und 8 Mark Zins.

1460 wird Gunther Tonna zum Ratsmeister ernannt.

Eine seiner letzten Amtshandlungen war der Verkauf der „alten Wage“ an Hans Götze am 8. Mai 1463.

Noch in demselben Jahre starb Günther Tonna und an seiner Stelle wurde Hermann Traibot zum Ratsmeister erwählt.

Die Witwe Günther Tonnas, Katharine geb. Wigand, Hans, ihr Sohn, und Berlt Wigand, ihr Bruder, verleihen 1464 ein Kapital an die Stadt Arnstadt, die für den Grafen Heinrich v. Schwarzburg als Selbstschuldnerin eintritt.

1420. Didericus Forst de Salcza (nicht Frost, wie irrtümlich in der veröffentlichten Matrikel steht).

Der Name „Forst“ ist einem Orte entlehnt, welcher am „Forstberge“ bei Mühlhausen lag und jetzt Wüstung ist.

Dietrich Forst wurde 1430 in seiner Vaterstadt Ratsherr, 1433 Baumeister, 1436 Bürgermeister. Als solcher hat er in jenem Jahre den „Schuchwarten Brief“ mit unterfertigt. Er besaß eine Mühle in platea bornclawe (Bornklagengasse). Nach Thomas v. Buttelstedt hob Curt Gise drei Malter von dem auf Forsts Mühle ruhenden, an den thüringer Landgrafen zu liefernden Getreidezins. Für seinen Weinberg hielt Dietrich Forst einen besonderen Weingärtner.

1450 befehligte er eine der 12 Abteilungen der zum Entsatze Tonnas ausgerückten Bürgerschaft, nämlich:

claus Falkestein, Fromhilt, Keseling, eckart, hasenrich, gutgemach, herman am berge, stamme, herman scheffer, sticheling, silbirslag, hans treyse, henz gebart, martin schoyben, Koyfman, steynmecz, tupphinstorer, swarczkopff, claus nydendorff, curd Korsener, berlt strusberg, somering, heinrich smed.

1451 nahm Forst teil an der Heerfahrt vor Capellendorf.

Zum letzten Male wird er 1460 als Geschoßzahler erwähnt.

1421. Conradus Calhart.

Der Geschoßbetrag des Curt (Conrad) Calhart zu Salza in der Neustadt beläuft sich auf 6 Pfund; er steigert sich bis zum Jahre 1470 auf 11 Pfund.

Während des Bruderkriegs nimmt er mit Stüler auf einem Heerwagen teil in exercitu versus Wissinsehe. Quinta post Galli had vns vnßer gnediger herre geheyscht gein Wissensehe

zcu kamen mit ganczer macht vnd do eyn velt zcu slahen wedir sinen brudir herczog Friderichen." —

Die beiden Söhne kurt kalharts: fritsche vnd kurt besaßen 1482 eine Gewandkammer (Gadem) im Erdgeschoß des Rathauses.

1421. Johann Schobinrock.

Daß dieser dem in Salza angesessenen Geschlechte der Schaubenricke angehört, möchte ersehen werden aus einer Urkunde vom Jahre 1437, wonach Johann Schoubenrugk, Sänger zu Unser Lieben Frauen in Eisenach samt seiner Schwester Else bekennen, daß die von ihrem Vater Hans den „armen luthen in dem spetal" zu Salza gemachte Schenkung, bestehend in einer Hufe Landes, mit ihrem Wissen und Willen gemacht sei.

Vom Ertrage der Hufe sollte in den ersten zehn Tagen der Fastenzeit „ein fudir Saltzes gudes bieres" den armen Leuten gegeben werden, ferner zwei „gemeine Selebate", eins zu Pfingsten und eins binnen vier Wochen darnach.

1425. Jan gutbeer.

In der Matrikel fehlt die Herkunftsangabe. Doch da die Familie Gutbier von altersher in Salza seßhaft war und nach 1425 ein Jan Gutbier in Salza nachgewiesen werden kann, so gehört er sicherlich diesem Geschlechte an.

1429 heißt es in der Kämmereirechnung:

„Vnse herren dingten etzliche Fußfente vnd auch weppener zu pferde, dy kehreten wider vmb bei Varyla, waren einen tag außen, vnter inen heinrich tunna auf Jan gutbiers pferde."

1433 wird der in der Neustadt zu Salza wohnende Jan Gutbier zum letzten Male im Geschoßregister aufgeführt; er muß also sich weggewendet haben oder verstorben sein.

1426. Thydericus Guttern.

Auch hier fehlt Angabe der Herkunft. Die Guttern sind aber vordem längst in Salza heimisch gewesen.

Dietrich Guttern, in der Jakobsstadt zu Salza wohnend, nahm mehrfach an den Kriegszügen unter Herzog Wilhelm dem Tapfern teil:

1446 an einem Zuge gegen Weißensee; 1450 führte er einen Teil der Bürgerschaft beim Entsatz von Tonna.

1460 war er als Kämmerer primus capitaneus in der Heerfahrt des Herzogs Wilhelm gegen Ludwig v. Bayern.

1466 erwählte man ihn zum proconsul.

1434. Henrich Engelhardt de Salcza.

Da nach den Geschoßregistern der Stadt Salza um diese Zeit nur ein einziger Träger des Namens Engelhardt, nämlich Hartung E. am Markte vorkommt, so ist anzunehmen, daß letzterer der Vater des Heinrich Engelhardt ist.

Als Lehnsherr gibt Hartung Engelhardt Einwilligung in die Verpfändung eines Ackergrundstückes der Bürger hans voln und hans polruß (1441).

Sein Siegel zeigt ein Fleischerbeil.

Heinrich Engelhardt, der 1434 in Erfurt immatrikulierte Student, wird 1447 vom König Karl VII. von Frankreich zu seinem Rat ernannt.

Die betreffende in französischer Sprache geschriebene Bestallungsurkunde befindet sich im städtischen Archiv zu Langensalza und hat folgenden Wortlaut:

„Charles par la grace de dieu Roy de France, A tous ceulx qui ces pntes lres verront salut! Savoir Faisons que pour la bonne Rela qui Fete nous aeste de la personne de maistre henry engelhardi et de ses sens loyaultc preudommie et bonne diligence, Icellui avons Retenu et Retenons par ces pntes en nre conseillier aux gaiges honneurs prerogatives Franchises droiz prouffiz et emolumens acous tumer et qui y appartiennent. Si donnons en mandement par ces mesmes pntes A nre ame etscal chancellr que prins et Receu dudit maistre henry lesement en tel cas acustume. Icellui appelle et convocque ou Face appeller et convocquer en nos consaulx et affaires, et dudit estat et office de conseillier ensemble des gaiges honneurs prerogatives Franchises droiz prouffiz et emolumens dessusd le Face seuffre et laisse joir et vser plainement et paisiblement.

En tesimony de ce nous avons Fait mettre nre scol a ces pntes.

Donne au boissr ame, le XXV me jour de Juniy l'an de grace mil CCCC quarante sept et de nre Reyne le XXV me.

Par le Roy en son conseil

C."

Karl, von Gottes Gnaden König von Frankreich, allen denen, welche diese gegenwärtigen Briefe sehen werden, Gruß!

Wir tun kund, daß wegen des guten Berichtes, welcher uns gemacht ist von der Person des Magisters Heinrich Engelhard und von seinem Verstand, seiner Ehrenhaftigkeit, Biederkeit und gutem Eifer, haben wir denselben bestellt und bestellen wir ihn durch Gegenwärtiges zu unserm Rat mit Besoldung, Ehren, Würden, Freiheiten, Rechten, Nutzungen und den üblichen Sporteln, welche dazu gehören. So verordnen wir durch ebendasselbe Gegenwärtige unserm Freund und Kanzler, daß er entgegennehme und empfange von besagtem Magister Heinrich den in diesem Falle üblichen Eid. Denselben ernennen oder lassen wir ernennen und berufen zu unsern Ratssitzungen und Angelegenheiten und besagtem Stand und Amt als Rat, zugleich mit Besoldung, Ehren, Würden, Freiheiten, Rechten, Nutzungen und obenerwähnten Sporteln ihn lassen genießen und gebrauchen ungehindert und friedlich.

Zum Zeugnis dessen haben wir unser Siegel an Gegenwärtiges hangen lassen.

Gegeben zu Bois a/Ame den 25. Tag des Juni im Jahre der Gnade Eintausend vierhundert vierzig und sieben und unserer Regierung im fünfundzwanzigsten.

Durch den König in seinem Rate.

C.

Über seine Tätigkeit am französischen Hofe ist nichts bekannt.

1435. Hermannus Sebech de Salcza.

Er erscheint 1447 als Ratskumpan der Stadt Salza. In demselben Jahre ist er Zeuge einer Urkunde, nach welcher Konrad Goßwin berichtet, daß Katharina Goßwin nebst ihrer Tochter Elisabeth, Nonne im Weißfrauenkloster zu Erfurt, eine ewige Vicarie in der neuen Kapelle gegenüber den Augustinern zu Salza gestiftet hat.

Als Notarius der Stadt Salza empfängt 1449 Hermann Sebach 12 Pfund Salarium, sowie 11 Pfund 5 Schillinge zu Sommer- und Wintergewand (pannus estivalis et hyemalis).

Aus dieser Familie Seebach tritt schon früher ein hermann sebeche hervor.

Wir verdanken ihm ein sorgfältig geschriebenes Zinsbuch der St. Bonifatiuskirche vom Jahre 1395, das er als Altirmann oder Kirchenvorsteher angefertigt hat. Es beginnt mit längerer, gereimter Einleitung.

Das Wappen dieser Bürgerfamilie Seebach zeigt drei an einem Stil befindliche Blätter, unterscheidet sich demnach von dem der adeligen Familie v. Seebach, welches drei Einzelblätter, sogenannte Seeblätter, aufweist.

1439. Johannes Sebech de Salcza.

Er ist Geistlicher in seiner Vaterstadt geworden, was aus dem Umstande zu folgern ist, daß er 1454 auf die Vicarie S. Crucis, S. Martini et St. Elisabeth im Neuen Hospitale zu Salza zu gunsten seines leiblichen Bruders Gunther Sebach verzichtet.

1444. Henricus Grube de Salcza.

Im Hause des Proconsuls Gunther Grube zu Salza wohnt 1470 Er Heinrich Grube, Bruder desselben, ebenda noch 1485.

Er Heinrich Grube war Besitzer der Vicarie Undecim millium virginum in der St. Bonifatiuskirche zu Salza, einer von seiner Familie gemachten Messestiftung.

Die Familie Grube war von altersher in Salza ansässig.

Gleich bei Gründung der Erfurter Universität (1392) hatte sich ein Gunther Grube aus Salza immatrikulieren lassen, über dessen Verbleib bis jetzt keine Nachricht ausfindig gemacht werden konnte.

1445. Johannes Wigand de Salcza.

Im Jahre 1460 nahm Hans Wigand an der Heerfahrt wider Herzog Ludwig v. Bayern teil, mit dem Proconsul Wigand auf einem Wagen.

1462 war Hans Wigand, armiger, im „Vßzog gein Saluelt."

In demselben Jahre wurde er Ratskumpan seiner Vaterstadt.

1486 wird erwähnt, daß er mit seiner Schwester kethe eine „weitmol" und eine „sliffmol" besaß.

1447. Johannes Sculteti de Salcza.

Sich dem geistlichen Stande widmend und dem Orden der Augustinereremiten angehörend, stieg er bald zur Würde eines Weihbischofs im Erzstifte Mainz.

Von ihm berichtet die Jenaer „Zeitschrift für Thüringische Geschichte und Altertumskunde" im Jahrgang 1865.

Johannes Syronensis (Bischof von Syra in Achaja — in partibus infidelium) begegnet uns zuerst in Münster.

Als dort am Feste des heiligen Michael 1458 durch den Münsterschen Weihbischof Johann Wennecker, die Kirche der Augustinerinnen zum Marienthal genannt Niesing geweiht wird, assistieren zur Feier noch die Weihbischöfe Myssenensis et Syronensis, welche beide ebenfalls Johannes hießen. Die drei Weihbischöfe schenken der Kirche die herkömmlichen Indulgenzen. In demselben Jahre, am 25. November, empfängt Johann v. Beyen, der neu ernannte Bischof von Münster, die bischöfliche Konsekration. Bei derselben leisten dem Münster'schen Weihbischof die beiden andern Johannes wiederum Assistenz, so daß zur Freude der Diöcesanen vier Bischöfe Johannes im Dom vereint waren, wie die alte Chronik meldet: „he nam de wigunge von dre bischope in syner Kerken to Munster, he was de veerde biscop vnde heiten alle Johannes."

Über die Amtstätigkeit des Syronensis wird angeführt:

1467 Weihung der vom Kloster Walkenried auf dem Mönchhofe zu Kemenate am Oberharz erbauten Margarethenkirche;

1468 Weihung der Martinskirche in castro Weimar;

1478 Weihung der Sixtikirche zu Northeim;

1481 Benediction des Abts Johann v. Wiedhausen zu Hasungen;

1485 Weihung eines Pfarraltars in der Severikirche zu Erfurt;

1485 Konsekration der Altäre in der Kirche der Kugelherren zu Marburg.

Zu seiner Vaterstadt ist der geistliche Würdenträger Johannes Sculteti in mehrfache Beziehung getreten.

1466 lieh er dem Salzaer Stadtrat 540 Gulden, deren Zins im Betrage von 27 Gulden er sich auf Lebenszeit vorbehielt. Nach seinem Tode sollte er dem Augustiner-Eremitenkloster zu Eschwege zufallen.

1468 lieh er auf Ansuchen dem Stadtrat wiederum 300 Gulden, „nemlich vf sin lip die wile er lebet vnd nach sim tode komen vnd gefallen sal vf den prior vnd conuent zu Eschwege." Ein drittes Mal (1479) lieh er 200 Gulden, deren Zinsen nach seinem Tode an den unweit Salza liegenden Siechenhof (leprosorium) fallen sollten.

Als weihender Bischof war er 1468 in Salza tätig.

Die Rathauskapelle (St. Thomas) war erneuert worden und bedurfte der Weihe. Sie fand am 14. und 15. August statt. Die Kämmereirechnung berichtet: „3 Pfund 11½ Schilling 3 Denare consumpserunt domini cum episcopo Als er dy Cappeln gewihet hat dominica et secunda Assumpcionis in claustro ad Augustinienses; Idoch So hat er nichts genommen zu wihen Sundern dy stat darmit geeret."

In den letzten Jahren seines Lebens wohnte er fast immer bei seinen Brüdern zu Eschwege; dort starb er 1486.

1454. Guntherus Sebeche de Salcza.

Wir treffen ihn 1460 als notarius in Salza. Im folgenden Jahre fertigte er für die Geschoßeinnahme eine Geldtabelle.

Folgender Passus sei entnommen;

„Gantz geschoß vff Martini vnd man hat den geschoß genomen nach goltzale Inmassen als vormals vnd doch also pro 1 Schilling (solidus) 7½ alde groschen, pro floreno 1 sexagena (Schock) 52½ groschen, pro 1 Pfund 2½ schog vnd für 15 Schillinge 1 florenus; aber also kompt der gulde nicht also hoch noch den enzeln schillingen vnd darumb muß man cautus sin In dieser selben Rechenunge daz zu rechtfertigen, denn ich alleczit darumb darwider waz den schilling so hoch zu setzen Idoch so haben daz 3 Rete wullen also haben." —

Aus dem Jahre 1482 hat sich ein an Gunther Seebach gerichtetes Schreiben des Hermann Syfride zu Weimar erhalten, welches folgendeu Wortlaut hat:

„Dem erhafftigen gunthern sebach meinem fruntlichen lieben Swager. Min fruntlich Dinst zuuor Lieber Swager uwer aller volmogen vnd gesundheit horet ich alleczit gerne von euch, Lieber Swager ich bit euch gar fruntlich uwer hern von salza wolden kaüffen moste In jren keller zü schencken, woldet mir dy zü wissen myns vaters vnd myne moste abe zü kauffen dy dann zu Jhene vnd welnicz gewachsen sint Ich hoffe güt synt wil ich vmb euch verdynen ich hette euch sost zü schreiben gehabt, habe ich nicht des wyle gehabt dar mit had alle vil gute nacht Geben vff Dinstag vor galli anno Lqqqı / do

herman syfride

zü wimar.

1457. Fredericus Meysch de Salcza.

Seine Verheiratung mit Katharine, der Witwe Günther Ludembachs geborenen Gunther führte zu einem Streit mit den Stiftsherrn zu Salza, welche verpflichtet waren, seiner Frau einen gewissen Leibzins zu zahlen, den schon Kurt Gunther, der verstorbene Schwiegervater und dessen Frau Käthe bezogen hatten und der teilweise hinterstellig geblieben. Herzog Wilhelm v. Weimar wußte eine Einigung hereizuführen, die beide Teile zufriedenstellte. (Freitag nach Invocavit 1477). Seine Wohnung hatte Friedrich Moysch am Roßmarkte zu Salza.

1452. Johannes Tunna.

Der Vermerk über die Herkunft fehlt in der Matrikel.

Ein Johannes Tunna, geborner Salzaer, war 1464 Abbas zu Breitingen im Werratale (Geschichte der Familie Gutbier, S. 86), welcher mit dem obenerwähnten identisch sein dürfte.

Die Zeitangaben sprechen nicht dagegen.

1459. Theodericus Schobenrock de Salcza.

Seine Eltern waren Berthold, ein begüterter Wulnweber, und Nese Schaubenrug. Letztere macht 1465 als Witwe eine Stiftung zur Förderung des Gottesdienstes und zum Seelenheil ihres damals bereits verstorbenen Sohnes Peter und des noch lebenden Sohnes Dietrich, indem sie dem Vikare am Heiligen Kreuzalter im Hospitale 70 Schillinge übergibt.

Tietzel Sch. nahm seit 1470 als provisor (Gemeindevertreter) an der städtischen Verwaltung teil. Mit dem Proconsul Berlt Gutbier war er 1470 auf dem Landtage in Weissensee, „als min gnediger herre dahin bescheiden ex parte der muncze".

In derselben Angelegenheit waren beide Abgesandte auch auf dem Landtage zu Botelstedt.

Mit dem Proconsul Grube und den Ratsherrn Moisch und Kalart reiste er hierauf nach Weimar, um dort vor Gericht wegen eines Zwistes mit der Dorfgemeinde Schönstedt inbetreff der Geschoßzahlung zu erscheinen. 1474 war er mit dem Proconsul Apfelmann und Berlt Gutbier in Cassel bei Hinrichtung des Stadtfeindes Titzel Zimmern

gegenwärtig. Nach dem Tode des Herzogs Wilhelm reiste er mit Berlt Gutbier nach Gotha und Eisenach, „erfahrung zu haben, wie sie sich halten wolten gegen die jungen fürsten von Sachsen.“ Zehn Tage später waren Dietrich, Schultheiß und Schaubenrig in Gotha „apud dominos missenenses“ zur Bestätigung der städtischen Privilegien. Dietrich Schaubenrigs Haus stand auf dem Entenleiche. 1489 wird er noch erwähnt, 1503 dye schaubenrik an derselben Stelle, intus: peter Filius.

1460. Bertholdus Wigand de Salcza.

Sohn des Ratsmeisters Hermann Wigand und der Frau Jutta geborenen Gutbier, Enkel des Hermann Wigand de Fredeberg.

Von letzterem ist die Grabplatte in der Bergkirche zu Langensalza noch vorhanden (1434).

Das Wappen des Geschlechts zeigt einen Pflugschar mit Sech.

Als Berthold Wigands Vater gestorben war, machte die Witwe die übliche Messestiftung und zwar an dem Altare Trium regum in der Bergkirche. Die Vicarie stattete sie mit reichlichen Erbzinsen aus, mit fünf von ihrem Vater, dem Ratsmeister Berlt Gutbier ererbten Hufen in Schönstedter Feldflur und mit einem Hause „unterm Berge“, woselbst der die Messen lesende Vikar wohnen sollte.

Berthold Wigand, der samt seiner Schwester Katharina in der Stiftungsurkunde mit aufgeführt ist, wird 1472 Kämmerer, 1474 Proconsul seiner Vaterstadt.

Während seiner Amtierung kam 1474 ein Rechtsfall vor, welcher zeigt, daß man das Eingreifen der Vehme in thüringischen Landen ungern sah. Es heißt im Gerichtsbuch:

„Conrad Heute hat in den Frienstulsforderungen vil bystand mit schriben vnd anders getan vnd getrieben, daz dan wider mynen gnedigen hern (Herzog Wilhelm) ist.“

Heute schwört Urfehde, nämlich also:

„Daz ich mich daruon weder mit bebstlichen keyserlichen auch andern geistlichen oder weltlichen vud sunderlichen frienstuls gerichten noch keinerlei herren oder anderer gewalt daruon empinden oder absolviren lassen will.“

Gute Nachbarschaft hielten die Salzaer mit den Grafen von Gleichen zu Tonna.

1483 waren Berlt Wigand, Berlt Gutbier, Dietrich Schultheiß, Friedrich Rost und Keiser „czur touffate" des Jungen von Gleichen Frau, bei welcher Gelegenheit die Stadt ein Faß Naumburger Bier spendete.

Die Bürger Bert Wigand und Fritzsche Liebeczit hatten den Grafen von Schwarzburg Geld geliehen gegen eine Mark jährlichen Zinses.

Diesen Zins überließen die Gläubiger dem Nonnenkloster zu Salza (1485).

Während der letzten Jahre seines Lebens wohnte Berlt Wigand in dem Freihofe beim Clawentor in der Hüngelsgasse (platea de hongede).

1465. Gregorius Feckel.

Sohn des fürstlichen Schultheißen Heinrich Feckel zu Salza. Zuvor war letzterer „Husschriber" des Herzogs Wilhelm von Weimar gewesen, also Nachfolger des bekannten Thomas von Buttelstedt. Zur selben Zeit, als Gregorius Feckel in Erfurt immatrikuliert wurde, verlieh ihm der Salzaer Stadtrat eine Vicarie am Altare St. Crucis, St. Martini et St. Elisabethae, welche ursprünglich im „Enelendenhause" vorm Erfurter Tore sich befunden hatte, aber in das neue Hospital gegenüber den Augustinern verlegt worden war.

Als Student konnte er selbstverständlich die betreffenden Messen nicht lesen; dies wird durch Stellvertreter geschehen sein.

Die Verleihung der einträglichen Vicarie hatte wohl lediglich den Zweck, dem jungen Manne oder vielmehr seinem Vater die Kosten des Studiums tragen zu helfen.

Auf diese Weise wird sich der Stadtrat die Gunst des hochmögenden Schultheißen sicherlich erworben haben.

Scultetus Heinrich Feckel war übrigens nicht ohne Mittel: erwarb er doch 1460 das molendinum der Schaubenricken für 300 Gulden (Brüdergassenmühle). Außerdem besaß er in der Altstadt ein Haus, wo sein Sohn, der Vikar, wohnte, und ein zweiter Sohn, Johannes, kam in den teilweisen Besitz einer durch Wasserkraft getriebenen Waidmühle.

Gregorius Feckel bekleidete im Kanonikatstift St. Petri et Pauli, welches 1472 von Dorla nach Salza verlegt worden war, die Stelle eines Scolasticus. Mehrfach wird er in Urkunden erwähnt, so 1490, 1492, 1499. Sein Haus „hinter der burg neben dem wilden Wasser“ gelegen verkauft er 1479 an Dorothea Kote.

1465. Johann Notelingk.

Von ihm berichtet eine Niederschrift im Zinsbuch der Marktkirche zu Salza:

„anno φὐ̊φνι(1516) for vmb allerheiligen Tagk ist vorscheyden vnd gestorben der wirdic here Er Johann notelingk eynes burgers Son alhyr zu Salcza vnd vicarius czu sanct bonifacius gewest vnd wonhafftigk czu molhusen .... hat vnser vorgenanten Kerchin Sancti bonifacij hundert gulden czu unserm gebauw gebin vnd bescheydin Daß habin wyr iczunt alterlute also entpfangen mit namen er Curt Czygeller vnd hermanus sebich.

Cuius anima requiescat in pace.“ —

Dieser bedeutenden Geldspende ist es vornehmlich zu danken, daß die Wölbung des Kirchenschiffes zu St. Bonifatii energisch in Angriff genommen wurde. 1522 ward sie vollendet.

1465. Johannes Ordorff.

Wir begegnen ihm 1472 als notarius sculteti zu Salza.

1482 besitzt er mit Johannes Feckel eine in den Niederhöfen belegene Waidmühle.

1486 war er mit Johannes Keiser Gerichtsassessor.

1503 findet die letzte Erwähnung als Geschoßzahler statt; Betrag 1½ Pfund.

1465. Albertus Spitznase de Bischofsguttern.

Das Geschlecht der Spitznase gehört zum thüringischen Uradel und war in der Gegend von Langensalza, nämlich in Flarchheim, Mülverstedt, Schönstedt und Großengottern seßhaft.

Albert Spitznase entstammte der Linie Großengottern. Vermählt war er mit einem Fräulein v. Witzleben. Von den beiden bekannt gewordenen Kindern bezog der Sohn, Antonius, im Jahre 1500 die Universität Erfurt, die Tochter, Katharina, verheiratete sich mit Hans v. Werthern auf Kleinballhausen.

Jm Jahre 1489 übernahm Albert Sp. die Verwaltung der Ämter Salza und Thamsbrück. Als tüchtiger Geschäftsmann legte er für das ihm unterstellte Gebiet ein Erbbuch an. Er gründete sich hierbei auf die Aufzeichnungen des landgräflichen Oberschreibers Thomas v. Buttelstedt, und sein Buch wurde selbst wieder die Grundlage des durch Sittich v. Berlepsch aufgestellten Erbbuches aus dem Jahre 1516.

Von Spitznase's Umsicht und Mäßigung, wie von dem Ansehen, welches er in der ganzen Gegend genoß, zeugt der Umstand, daß er bei Grenz- und Besitzstreitigkeiten häufig als Vermittler angerufen wurde. In seine Amtstätigkeit fallen die friesischen Züge Herzog Albrecht des Beherzten und Georgs des Bärtigen.

Die Lage von Salza und Thamsbrück, bekanntlich die westlichsten Punkte des albertinischen Thüringens, brachte es mit sich, daß gerade hier der Sammelplatz der herzoglichen Truppen, der Ausgangspunkt für die Kriegszüge war. Selbstverständlich erwuchs hieraus dem Amtmann manche Sorge, manche Arbeit.

Albert Sp. starb 1509. Seine Grabplatte befindet sich in der Bergkirche zu Langensalza. Leider ist bei Einrichtung der Kirchenheizung eine Seite des Steines, weil der Röhrenführung hinderlich, abgeschlagen worden.

Die infolgedessen nur unvollständig erhaltene Inschrift in neugotischen, erhabenen Minuskeln lautet:

„Anno. domini. M. CCCCCIX. in. vigilia visitacionis. mariae. virginis. obiit. Strenuus Albertus. spitznase. praefectus . . . .“

Das von zierlichem Rankenwerk umrahmte Haupt des in vollem Harnisch dargestellten Ritters deckt die Salade mit Nackenschutz und Kinnstück. Die Achsel- und Kniestücke sind scheibenartig, die Ellenbogenkacheln eckig. Die Rechte faßt den Schild, die Linke das Heft des Schwertes mit S förmiger Parierstange.

Die Spitznase findet man vielfach im Dienste der Grafen von Gleichen, der Stadt Erfurt, der Grafen von Schwarzburg, in deren Gebieten sie auch Besitz erwarben: Wechmar, Mühlberg, Tambuchshof, Rinkhofen, Petrirode, Berka a. d. Ilm, Meldingen.

Doch auch über die Grenzen des thüringer Landes breiteten sie sich aus. So besaßen sie Güter in Brachwitz (Saalkreis), Nedelitz (Jerichow), Schwanebeck (Oschersleben).

Die letzten Sprossen standen in Preußischen, Darmstädtischen und Meklenburgischen Diensten.

Noch sei erwähnt, daß ein Fräulein von Spitznase dem Maler des Erfurter Totentanzes gesessen: der Tod kommt zur Jungfrau.

Dies Bild war das erste in der langen Reihe auf dem Vorsaale des Evangelischen Weisenhauses, ist aber bei dem Brande des Jahres 1872 mit den übrigen Bildern ein Raub der Flammen geworden.

1468. Adam Langheinrich de Salcza.

Als Geistlicher an der Bergkirche zu Salza starb er 1536 in hohem Alter. Seine Grabplatte stellt ihn in Lebensgröße dar und zeigt die Umschrift:

„Anno domini. M. CCCCC XXX VI in. die. sti. servatii obiit. dm. adam. adam. langhenrich vicarius. huius. ecclesiae cuius. anima. requiescat in pace."

1469. Johannes Fulda.

Das Geschlecht der Fulda ist jedesfalls aus der Stadt Fulda eingewandert, denn es kommt auch die Form Hans von Fulda vor.

Sicher seit 1377, vielleicht schon früher, war diese Familie in Salza ansässig.

Johannes Fulda, der in Erfurt studiert hatte, wurde Bürgermeister und starb während seiner Amtstätigkeit im Jahre 1503.

Die Kämmereirechnung dieses Jahres berichtet:

„$1^1/_2$ Schilling 3 Denare der vordere Rat vertrunken, als sie an des Bürgermeisters Fulda Statt, der die Zeit verstorben, den jungen Graner zum Bürgermeister und Er Curden Rechtbach an seine Statt zum Kämmerer gekoren und erwählt hatten."

1470. Theodericus Schuchardt.

Er gehörte eine Zeitlang der Gemeindevertretung der Stadt Salza an, mag aber ein reizbarer, jähzorniger Geselle gewesen sein, denn in der Kämmereirechnung vom Jahre 1484 heißt es:

„Am 6. Mai war Proconsul Apfelmann in Erfurt von

des Auflaufs wegen Herrn Dietrich Schucharts, als er Berlt Gutbier (den alten Ratsmeister) mit einem Steine geworfen hatte."

Zehrung 1 Pfund 6 Pfennig.

Nach dem Jahre 1505 schwindet Dietrich Schuchart aus den Registern.

1474. Hermannus Schadroß de Salcza.

Urkundlich erscheint er 1509 als Vicar der Kirche zu Dorla. Der Pfarrer daselbst, Hermann Koler, und seine beiden Vicare Johann Wildebach und Hermann Schaderoß leihen 500 Gulden, die der Propst Markus Decker der Kirche zu Dorla gestiftet hatte, an den Stadtrat von Tennstedt aus.

1475. Augustinus Wildung.

Nach dem registrum subsidii vom Jahre 1506 besaß er die vicaria altaris S. Valentini in der St. Stephanskirche zu Salza, habet 12 Schog, zahlt 48 Groschen. Diese Vicarie war 1472 von Dorla nach Salza transferiert worden. Ferner war er Inhaber der vicaria St. Sebastiani zu St. Bonifatii, in deren Besitz Johann Weißhaar sein Nachfolger wurde. (Geschichte der Familie Gutbier S. 194).

1477. Dominus Marcus Decker prepositus in Salcza canonicus ecclesie beate Marie Virginis in Erffordia etc intitulatus 15. die mensis septembris 1 florenum in auro.

Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß Marcus Decker ein Sohn der Stadt Salza ist, wenn auch das Geschlecht der Decker mehrfach daselbst erwähnt wird, z. B. 1442 Johannes Deckir in domo Nyte, Jakobsstadt 145, 1450 die Deckern in der Holzgasse, Jakobsstadt 431.

Die Stiftung eines 8. Kanonikats am Peter-, Paul- und Stephansstift zu Salza läßt doch vermuten, daß ihn, abgesehen von seiner Stellung als Propst, besondere Bande, Bande der Pietät mit dieser Stadt verknüpften.

Die Einrichtung der neuen Präbende und die einer Vicarie am Altare Beatae Mariae Virginis trat erst, wie er im Testamente angeordnet, nach seinem Tode ins Leben (1508).

Zur Dotierung waren 600 Gulden bestimmt, die ihm der Rat der Stadt Ilmen schuldete, so zwar, daß dem Kanonikate

die Zinsen von 350 Gulden, der Vicarie von 250 Gulden angewiesen waren.

Das Patronatsrecht über das Kanonikat stand dem Dekan und Kapitel zu, das der Vicarie, deren Inhaber wöchentlich drei Messen lesen sollte, war dem Vicarius Leonhard Bruchsell an der Marienkirche zu Erfurt übertragen. Mit dessen Tode sollte es auf den Stiftsschulzen im Dorfe Mittelsömmern kommen. Nach einer Bestimmung des Testaments sollten 20 Gulden Jahreszinsen von 400 Gulden Kapital an die Kanoniker des Stifts zur Verteilung kommen, welche Summe der Rat der Stadt Mühlhausen vom Testator erborgt hatte.

Der Propst Dr. Markus Decker hatte auch der Kirche zu Dorla gedacht und ihr ein Kapital von 500 Gulden überwiesen zur Ausrichtung von Vigilien und Messen.

Die höhere Geistlichkeit sammelte, wie das Beispiel des Propstes Dr. Decker lehrt, große Reichtümer.

Es war dies durch die sogenannten Kommenden ermöglicht, d. h. durch Überweisung von Pfründen, ohne die Verpflichtung, das betreffende Amt selbst zu versehen. Während die Prälaten in der Lage waren, zu prassen, fristeten die zahlreichen, meist elend besoldeten Vikare ein kümmerliches Dasein.

Der Propst Markus Decker ist es, welcher im Dom zu Erfurt das in außergewöhnlichen Größenverhältnissen ausgeführte Freskogemälde des heiligen Christophorus gestiftet hat.

Die Veranlassung war bekanntlich folgende: Bei Gelegenheit einer Reise ins Werratal, vielleicht zur Inspektion des Kollegiatstifts in Großenburschla geriet er in Lebensgefahr. Die Wasser der Werra drohten ihn zu verschlingen. Da gelobte der zum Tode Geängstigte, der heiligen Jungfrau und dem Christophorus, welcher als Patron schnellen, unbußfertigen Todes galt, ein riesiges Bild zu weihen, das bis zum Himmel des Domes reichen sollte, wenn sie seine Rettung herbeiführen würden.

Der Gerettete hat sein Gelübde gehalten. Auf dem Gemälde trägt Christophorus das Christuskind auf seinen Schultern durchs Wasser. Am Ufer, dem er zuschreitet, steht der Eremit, der hernach am Riesen die Taufe vollzogen.

Links in der unteren Ecke kniet der Stifter des Bildes in seinem Ornate.

Ein Hündlein gewinnt schwimmend das Ufer: wollte der Prälat demütigen Sinnes sich vielleicht unter dem Bilde dieses Hündleins darstellen?

1479. Heinricus Stüler de Salcza.

Über ein Menschenalter hindurch hat er die Geschicke seiner Vaterstadt leiten helfen: von 1501 bis 1537 bekleidete er, der Sohn Dietrich Stülers, das Amt eines Ratsmeisters. Zeit der Aufregung war für ihn insonderheit die des Bauernaufruhrs (1525). Der Haufen führte ihn und andere Herren ins Heerlager vor Tonna. Gezwungen mußte er dann dort den Eid leisten, den die „christliche Brüderschaft" ihm abforderte.

Noch trunken vom gräflichen Weine öffneten die Zurückgekommenen die Gefängnisse im Rathause und Schlosse und zerschlugen die Stöcke.

Hans Ziegler, ein wüster Geselle, rief höhnisch: „Bürgermeister Stüler, komm und setze mich nun wieder in den Stock; in dem Loche habe ich hievor gesessen!"

Das Jahr seines Todes erfahren wir aus einer Urkunde vom Jahre 1541. Heinrich Stüler war seit 1510 Lehnträger für die Rebelsgassenmühle gewesen, die der Stadtrat von den Herren v. Wangenheim zu Lehen hatte.

1541 wird nun der Ratsfreund Johann Gutbier vom Stadtrat als Lehnträger gestellt, da der bisherige, Heinrich Stüler, abgestorben.

1481. Hermannus Dorhoff de Salcza.

Tritt als Ratsherr im Jahre 1509 zu Salza auf, aber nur in diesem Jahre; in den späteren Ratsverzeichnissen fehlt er.

1525 gehörte er zu den zwölf erwählten Vertrauensmännern der aufständischen Bürger. In seinem Hause wurden die Forderungen der Gemeinde niedergeschrieben. Nach der Katastrophe erscheint er, wie zuvor, als kräftiger Geschoßzahler, mag also ziemlich ungestraft die schlimme Zeit, in deren Wirbel er vielleicht wider Willen hineingezogen, überdauert haben.

1481. Carolus Grube de Salcza.

Wahrscheinlich früh verstorben oder von Salza verzogen, denn nur bis 1505 tritt er in der Bürgerliste auf, ohne als städtischer Beamte bezeichnet zu sein.

Seine Wohnung befand sich in der Neustadt, unweit der sogenannten Kepfmühle.

1482. Hermannus Czigeler de Salcza.

Von ihm ist nur bekannt, daß er Vicar an der St. Stephanskirche zu Salza gewesen und 1504 verstorben ist.

1482. Georius Graner.

Sohn des Ratsmeisters Georg Graner, wird er selbst im Jahre 1503 zum Bürgermeister in Salza erwählt, nachdem er zuvor als Kämmerer seiner Vaterstadt gedient hatte.

Auffällig ist, daß er erst 1529, also nach langer Pause, noch einmal als Bürgermeister Erwähnung findet. 1535 werden seine Erben mit einem Betrage von 22 Gulden im Geschoßregister aufgeführt.

1482. Christophorus Schultheiß.

Das registrum subsidii führt ihn 1506 als Inhaber der vicaria trium regum in der Bergkirche zu Salza auf. Die Vicarie ist abgeschätzt auf 15 Schock; der Inhaber zahlt 1 Schock als Beitrag zur Erwerbung des Palliums seitens des Erzbischofs von Mainz.

1482. Johannes Rost de Salcza.

Er gehört einer um die Heimatstadt vielfach verdienten Familie an, wahrscheinlich Bruder des Bürgermeisters Friedrich Rost, dessen Grabstein in der Vorhalle der Stephanskirche aufgestellt ist.

1496 tritt Er Johannes Rost als Kanonikus des Peter-Paulstiftes auf.

Außerdem ist er Vicar am Altare Sanctae Trinitatis, B. M. V. et omnium apostolorum in der Marienkirche, außerhalb der Mauern gelegen, auf welches Lehen er aber 1514 verzichtet.

Noch ist er Inhaber:

der Vicarie S. Sebastian zu St. Bonifatii,

der Vicarie S. Gangolphi im Leprosorium.

1521 und später besitzt er noch

die Vicarie S. Thomae auf dem Rathause.

1526 lieh er dem Ritter Hans Goltacker hundert Gulden.

Aus dem allen geht hervor, daß er in vermöglichen Verhältnissen lebte.

1483. Johannes de Erffa.

Die zum thüringischen Uradel gehörigen Herren v. Erffa

hatten ihren Edelsitz im Dorfe Erffa an der Nesse, gegenwärtig Friedrichswert genannt.

Johannes v. Erffa wurde Dekan des Peter-Paulstifts zu Salza.

1506 tritt er als Collector der Subsidiengelder auf, welche der Erzbischof von Mainz in seinem Sprengel einsammeln ließ, um vom Papste das Pallium erkaufen zu können.

Dieses ist ein schmaler, aus Baumwolle gewobener, mit mehreren Kreuzen verzierter Bandstreifen, der vom Erzbischof derart um die Schultern getragen wird, daß eines der beiden Enden vorn, das andere hinterwärts herabfällt. Die Päpste ließen sich die Verleihung des pallium archiepiscopale meist recht teuer bezahlen, so daß der Erzbischof genötigt war, sämtliche Kultstätten, also jede Kirche und Kapelle, mit einem Beitrage heranzuziehen.

Für seine Bemühung als Sammler wurde dem Dekan v. Erffa der Betrag bezüglich seiner eigenen Kirchenämter erlassen.

Nach dem registrum subsidii bezog Johannes v. Erffa die Einkünfte aus folgenden Stellen:

1. Dechanei des St. Peterpaulstifts zu Salza,
2. Vicarie in der Kapelle St. Michaelis auf dem Kirchhof St. Stephani zu Salza,
3. Vicarie im Nikolaushospital bei Treffurt,
4. Vicarie Beatae Mariae Virginis in der Kirche zu Haina,
5. Vicarie B. M. V. in der Pfarrkirche zu Erffa,
6. Vicarie B. M. V. in der Martinikirche zu Großengottern.

Nicht erwähnt wird in dem Register, daß er auch die wohlausgestattete Pfarre zu Ufhoven innehatte; diese mochte ihm vielleicht erst später übertragen worden sein.

Selbstverständlich konnte er in Person jene Kirchenämter nicht verwalten; er bezog die Einkünfte und beauftragte Stellvertreter mit dem üblichen Messelesen. —

Eine Zeit des Schreckens war für ihn und die Chorherren die in und um Langensalza sich abspielende Episode des Bauernkrieges.

Hören wir seinen Bericht über die erfahrene Unbill, wie er ihn in einer an den Herzog Georg v. Sachsen gerichteten Klagschrift niedergelegt hat.

. . . . „Wiewohl uns die Mannschaft zu Oberndorla, Langula und Niederdorla unsre Zinse in das 4. Jahr und heute noch wider aufgerichteten fürstlichen Receß, mannigfaltige darauf geschehene Befehle und ihrer Junkern, der Ganerben zu Treffurt Gebot selbstgewaltig vorenthalten haben, wie denn solches mehrmals an E. F. G. klagweis gelanget, davon wir nicht einen kleinen Mangel erduldet und mittlerzeit wenigers nicht die göttlichen Kirchenamt vollendet; so hat sich doch eine Rotte aus den Bürgern zu Salza durch beschlossene Konspiration versammelt und Dienstag nach Quasimodogeniti mit der Trommel Lärm geschlagen, den ehrbarweisen Rat in Furcht und Bewilligen ihrer angegebenen Artikel gedrungen, die Nonnen und Mönche ausgetrieben, in unsern Häusern unsern Vorrat, zu Essen und zu Trinken dienend, verzehrt. Des folgenden Mittwochens sind wir aufs Rathaus zu Salza erfordert, ist uns, ungeachtet gegebener Freiheit Herzog Wilhelmens sel. Gedächtnis, und daß wir nicht weltlich schoßbare Güter haben, angesonnen worden, Bürger zu werden und also unter dem Gerichtszwange weltlicher Obrigkeit zu leben, zu frohnen, kaffen, wachen, wie ein anderer Bürger Heerfahrt zu leisten, welches doch ein unpriesterlicher Handel ist, irregularitatem zu tragen.

Zum Andern wollten sie den einzelnen oder den Ehestand von uns, und zum Dritten hinfort keine Messe, Vesper oder andere, wie sie es geheißen, dergleichen Käckelei von uns gehalten haben. Sie haben uns darauf bisher die Kirchen verschlossen und aller Gezeiten zu halten verhindert, einen Mönch, welcher, vor vielen Jahren verlaufen, eines ungeistlichen Lebens ist, und einem ehelichen Dorfpfaffen, seicht gelehrt, die, ärger denn lutherisch, wie der Allstedter, zu Aufruhr reizen, das Predigtamt befohlen.

Zum Letzten ist uns angemutet, ihnen alle unsre Erbregister, Briefe und Siegel zu übergeben, damit sie die Zinse, deren wir nicht viel zu Salza, sondern allermeist in den oben angezeigten Dörfern haben, ganz niederschlagen und tilgen wollen. Doch hat der Rat solche unsre Jura aus sonderlicher Wohlmeinung in der Sakristen

und Kasten St. Steffenskirchen bis anher in Verwahrung stehen lassen, die vier Artikel aber haben wir angenommen, weil sie mit Mord, zum Kriege geschickt, wären gegenwärtig gestanden, und haben gesagt, sie wollten uns wohl dazu bringen.

So waren wir auch zuvor durch fromme Leute gewarnt, auf alles zu willigen und keinen Vorbehalt zu machen, damit wir nicht über den Verlust unserer Güter auch noch erschlagen würden, denn dieweil die Tore zugesperrt, mochten wir nicht entfliehen.

Dabei es die Erheber solchen Aufruhrs nicht gelassen und uns samt E. F. G. Amtmann Sittich v. Berlepsch, dem Abte zu Homburg, etzlichen Augustinern, Barfüßern, der ganzen Priesterschaft und einem jetzt regierenden Bürgermeister, Stüler genannt, vor Tonna in das Heerlager unter die Bauern geführt, einem unächtigen Albrecht Mengen, ihrem Hauptmann, der auch ein Bauersmann aus Behringen ist, überantwortet, der uns allen gleich einen solchen Eid, diese Meinung enthaltend, gestabet: „Daß ich bei dem heiligen Evangelio und den zwölf Artikeln, die in der Schrift gegründet sind, mit Leib und Gut halten will, das schwöre ich, als mir Gott helfe und die Brüder oder Brüderschaft."

Und wiewohl E. F. G. geschrieben hat, die Geistlichen zu restituiren, so haben dennoch die Aufrührer darnach vor Tennstedt und Weißensee kriegsweise ausgezogen, etzliche von der Brüderschaft und andere, dem Handel nicht geneigt, dazu besonders erwählet und nicht nach der Ordnung oder nach dem Lose erfordert, daß wir höchlich beschweret.

Wir bitten E. F. G. wolle dazu tun und E. F. G. Stift, das über 500 Jahre besteht und allein mit den zwei Stiften zu Erfurt und dem Stift Jechaburg sonderliche Jurisdiktion hergebracht hat, erhalten." . . . .

Der Dekan Johannes v. Erffa hatte den Schrecken nicht verwinden können; er siechte seit dem Tage, als man ihn vom Bergturm gewaltsam heruntergeholt, langsam dahin und starb 1529.

Es war kein Wunder, daß die Achtung vor dem geistlichen Stande geschwunden, da das Leben seiner Glieder vielfach anstößig war.

Auch Joh. v. Erffa, der oberste unter den ca. 20 Geistlichen der Stadt, von denen nur ein einziger predigen konnte, lebte dem Gelübde der Keuschheit zuwider, in Hurerei. Gertraude Franken in der Jüdengasse wüßte mancherlei zu erzählen. Die Verwaltung über das Vermögen der erzeugten Kinder hatte, wie aus den Kämmereirechnungen ersichtlich, der Stadtrat übernommen.

Seine Grabstätte fand Joh. v. Erffa vor dem Altare der Bergkirche. Das Denkmal ist in Erzguß ausgeführt. Der Metallfigur flaches Relief hat viel individuellen Ausdruck und zeigt gute Modellierung. Die Hände, welche ein aufgeschlagenes Buch halten, sind besonders gut ausgeführt. Der Saum des Gewandkragens ist mit Quasten besetzt. Der untere Teil der Figur ist zumeist durch den mit Ausschnitt versehenen und die Erffa'schen Flügel führenden Schild bedeckt.

Die darunter angebrachte Inschriftenrolle steht dem Bilde in Zeichnung bedeutend nach, da sie ohne gleichmäßige und korrekte Linienführung ist.

Anno. dm. M. CCCCC. XXIX. die. vero. XXII. mesis. decebris. obyt. v nabilis. dns. johannes. de. Erffa. huius. ecce. decan'. et can'. cuius. aia requiescat. in. pace. amen.

1484. Johannes Esfelder (Effelder) de Salcza.

Nach dem Registrum subsidii hatte Johannes . . . felder die vicaria S. Nicolai in Henigizleben (Henningsleben) vor dem Jahre 1506 inne, die hierauf henricus Spangenberg besaß.

1486. Johann Tristram de Salcza.

Genauer müßte es bezüglich seiner Herkunft heißen: Mülversted bei Saltza. Noch im Jahre der Immatrikulation ist er in das Kloster Homburg bei Salza eingetreten, in welchem er, wie das Visitationsprotokoll vom Jahre 1540 berichtet, 54 Jahre zugebracht hat. Er erlangte die Würde eines Priors. Gerühmt wird von ihm: „hat den schonen großen Weingarten vnd weinbergk vmb das closter gepflanzt." Ferner heißt es: „ehr wil sich der fürstlichen Ordnung halten, bit, man sol ihn im closter bleiben lassen." Er erhielt eine jährliche Provision von 15 Gulden, die er 1544 noch bezog.

1486. Jodocus Zcigeler de Salcza.

Lange Jahre hindurch hat er das Amt eines Scholasticus an der Stiftskirche St. Peter-St. Paul und St. Stephan zu Salza bekleidet. Schon 1496 wird er als solcher aufgeführt.

Außerdem besaß er in der Kirche St. Bonifatii die Vicarie S. Cyriaci, Erhardi, St. Barbarae et St. Martini auf dem Altare Summae Trinitatis, mit der Verpflichtung, wöchentlich zwei Messen zu lesen.

Die Herren v. Kreutzburg hatten ihn mit dieser Vicarie beliehen.

1545 ist Jodocus Ziegler noch am Leben.

1486. Theodericus Fensterer de Tennstedt.

In Tennstedt lebte schon 1471 ein Dietrich Fensterer. 1501 war Sintram Fensterer in Tennstedt Bürgermeister, 1509 ein Dietrich Fensterer.

In Salza tritt Dietrich Fensterer im Jahre 1516 als Bürgermeister auf; zugleich war er Bürger in Erfurt. Sein Wohnhaus zu Salza befand sich Bei der Marktkirche, Ecke der Jüdengasse. Während der Bauernunruhen (1525) hatte er als Bürgermeister keine beneidenswerte Stellung.

In der Stadt flüsterte man sich am 24. April das Gerücht zu, der Amtmann Sittich v. Berlepsch gehe zufolge herzoglichen Befehls damit um, acht Wagen martinisch gesinnter Bürger mit Hilfe des nachts in die Stadt einzulassenden Landvolks abführen zu lassen, nämlich nach Rochlitz, wo die gefürchtetsten Gefängnistürme, Jupen genannt, sich befanden, von denen das Sprichwort sagte: wer die anhabe, den friere nicht.

Der Barbier Hans Schuchardt, welcher allerdings später nichts eingestand, sollte vom Bürgermeister Dietrich Fensterer gehört haben, daß der Amtmann gesagt: „Mich erbarmet des armen Volkes!" Dieses Gerücht, völlig unbegründet, wirkte verderblich.

Manche schliefen in der Nacht nicht in den Häusern.

Am 25. April, dem Jahrmarktsdienstag, brach der Aufruhr los.

Kloster Homburg wurde geplündert, am 29. April der Komthurhof zu Nägelstedt, am 30. April das Grafenschloß zu Tonna ausgeraubt, am 6. Mai ein Zug nach Weissensee unternommen, von dem man unverrichteter Sache zurückkehrte.

Am 7. Mai hatten sich Rat und Amtmann vereinigt, den Herzog Georg untertänig um Gnade anzugehen und über den Hergang Bericht zu erstatten.

So ritten denn Sittich v. Berlepsch, Bürgermeister Fensterer, Kämmerer Schernberg, Stadtschreiber Höpfner und zwei der Gemeindeverordneten aus.

Diese Gesandtschaft nahm Graf Ernst v. Mansfeld am 8. Mai bei Heldrungen gefangen. Berlepsch und die Ratsleute wurden in der Hofstube festgehalten, die von der Gemeinde in den Turm gelegt, weil der Graf in diesen letzteren die Meutmacher erblickte.

Dem Herzog wurde die Gefangennahme sowohl vom Grafen als auch vom Salzaer Stadtrat, von letzterem in beschwerendem Tone, gemeldet.

Herzog Georg gab dem Grafen die briefliche Weisung, Amtmann und Bürgermeister zu verpflichten, ihren Weg zu ihm, dem Herzog, zu nehmen.

Graf Ernst entließ sie unter der Bedingung, sich bei ihm als Gefangene wiederum zu stellen, wenn sie den Herzog getroffen und gesprochen hätten.

In Salza herrschte bange Erwartung und unheimliche Furcht.

Landgraf Philipp von Hessen rückte ein.

An der Schlacht bei Frankenhausen, die am 15. Mai stattfand und in welcher 4000 Aufrührer fielen, waren die Salzaer nicht beteiligt.

Bald darauf erschien Herzog Georg in Salza: 40 Aufrührer wurden auf offenem Markte hingerichtet. Solches Unglück hatten die Hetzer über das verführte Volk gebracht. —

Bürgermeister Dietrich Fensterer, jederzeit auf das Wohl der Stadt bedacht, gehörte zu der Abordnung, welche 1544 nach Weissensee zog, um mit dem dort weilenden Herzog Moritz v. Sachsen über den Ankauf der Besitzungen des aufgehobenen Klosters Homburg zu verhandeln; der Fürst überließ der Stadt Salza den Klosterbesitz für die Summe von 10000 Gulden.

Daß Dietrich Fensterer ein Herz für das Volk hatte, beweist seine 1546 gemachte Stiftung, kraft welcher armen

Leuten beim Eintritt der kalten Jahreszeit graues Tuch zur Winterkleidung geliefert wurde.

Seine letzte Ruhestätte fand er in der Marktkirche vor dem Altare neben dem Propste Johann Murer.

Die Inschrift der Grabplatte lautet:

ANNO DOMINI MDXLVI FREITAG NACH DER HEILIGEN DREI KONIG TAG IST DER ERBARE DITERICH FENSTERER IN GOT CHRISTLICH VORSCHIDEN DEM GOT GNAD.

Das Wappen zeigt ein oben gerundetes Fenster mit Butzenscheiben; die untern Flügel sind geöffnet, so daß eine männliche und weibliche Person sichtbar sind.

Das Wappen der aus Erfurt gebürtigen Frau Agnes geb. Stör ist ein Fisch von links unten nach rechts oben, mit 6 Sternchen umgeben.

Das Fensterer'sche Ehepaar hinterließ fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter.

Sintram, der mittlere Sohn, scheint ein übermütiger Bursche gewesen zu sein. Einst, im Jahre 1544, nahm ihn der Stadtrat in Strafe mit 3 Gulden 21 Groschen „hat ein vngehorigk Muthwillig Nachtgeschrey gehapt vnd mit gezogener Wehre vor seines Vathers Hawse auf der gassen gangen".

Erasmus setzte den Stamm fort, siedelte aber nach Erfurt über.

Philipp Blaße, geborener Salzaer, der als berittener Räuberhauptmann die Gegend von Erfurt unsicher machte, hatte Erasmus Fensterer mit dem Tode bedroht (1559).

Daraufhin wurde vom Kurfürst August ein Steckbrief erlassen, dessen Abschrift im Amtshandelsbuche aufbewahrt ist. Er hat folgenden Wortlaut:

„Von Gots Gnaden Wir Augustus etc. fugen hiermit Allen stand, Jeden, was vor standes oder wesens die seind, vnd mit diesem vnsern briefe ersucht werden, vnd allermenniglichen zu wissen, Das Ihre zweene mit nahmen Bartel Schepler vnd Philipps Blaße unserm bürger in Salzta vnnd Erffurt Asmusen Fenster one Alle genugsame redliche und erhebliche vrsach, alleine aus mutwillenn vnd

vorgenomer gefaster bosheit, feintlich abgesagt haben, vnd Ine zu vorderben bedacht.

Damit aber benanten beuehdern Ir boser will vnd fursatz gebrochen vnnd schaden vorhutet werde Demnach so ist unser fruntlich bit gnedigs gesinnen vnd begeren, den vnsern Aber hiermit entpfelende, Ihr wollet auf Fensterers oder seines beuehlhabers ansuchen, mehrberurte Schepler vnd Blasse, do sie in euern Landen, gebieten, Ambten oder gerichten betretten und Antreffen wurden vf des Fensterers vnkosten gefenglich einziehen vnd wohlvorwarth enthaltenn lassen darmit er An Jenen rechts bekohmen, vnd sie wegen Irer fridbruchigen thaten vnd mißhandelungen mogen gestraffet werden. Das reiht uns zu freuntlichen vnd guten gefallen, vnd die vnsern thun hieran vnsere meinunge. Zu vrkundt mit vnsernn hierauf gedruckten Secret besiegelt, vnnd geben den 5. Julii anno 59."

Der Friedbrecher Blasse, einst Fürstenschüler zu Pforta und Student zu Leipzig (1550), wurde später in Mücheln gefangen und 1566 in Dresden hingerichtet.

Erasmus Fensterers Erben überließen dem Salzaer Stadtrate ein bedeutendes Grundstück Unterm Berge mit der Verpflichtung, daselbst ein Hospital einzurichten und in dasselbe ihren Schwager als ersten Hospitaliten aufzunehmen.

Der Stadtrat nahm die Schenkung an und richtete für Franz Weißhaar ein Häuslein und eine Stube ein. Mit dieser Aufnahme schien die Angelegenheit für den Stadtrat erledigt zu sein, denn schon 1590 wird das Grundstück „zur Schüttung und zur Scheune" gebraucht, wurde also die sogenannte „Hofmeierei" eingerichtet, welche 1711 abbrannte.

Ein Bild von der Ruine (Innenseite) des Fensterer'schen Hauses „Unter dem Berge" findet sich in dem von Helene Stromeyer 1866 herausgegebenen „Album von Langensalza."

1493. Erhardus Scheffer de Salcza.
Wird nur einmal, 1502, als Vicarius zu St. Stephan in Salza erwählt.

1493. Johann Graner de Salcza.
Kleriker an der Stiftskirche St. Stephan zu Salza.

In derselben befindet sich vor dem Pfarrstuhl der Leichenstein mit vertiefter, sorgfältig ausgeführter Minuskelinschrift:
„Anno . domini . mvc. x iar . in . die . marcis . starb her johann graner . vnd am . vunften tage darnach . sein . motter . denen gott gnode.“

1496. Johann Lodovici de Salcza.

Im Nordgange der Kirche St. Stephan lag vor Einrichtung der Kirchenheizung (1893) die Grabplatte dieses Klerikers mit der nur teilweise erhaltenen Umschrift:
Anno . Salut . . M. CCCCC. X. venerabilis dominus Johann Lodewig . . . defunctus . . . requiescat . . pace . amen.“

1498. Christianus Sculteti de Salcza.

Nach dem Verzicht des Geistlichen Johann Rost auf das Lehen am Altar Sanctae Trinitatis, Beatae Mariae Virginis et Omnium Sanctorum in der Marienkirche unterhalb der Stadt Salza, präsentiert Georg v. Kreuzburg den Priester kersten Schultheißen als „tuglich“.

Im Jahre 1530 trat er von der Vicarie St. Crucis et Erhardi im Hospitale St. Antonii zu Mühlhausen, mit welcher ihn die Gutbiere belehnt hatten, zurück.

1542 besaß er die Vicarie St. Sebastiani in der Kirche St. Bonifatii zu Salza, ein Lehen des Bürgers Adam Grube.

1500. Johann Schefer de Salcza.

Wird nur ein einziges Mal und zwar im Jahre 1526 in der Reihe der Geistlichen genannt, denen der Stadtrat zu Salza am Feste Corporis Christi (Fronleichnamsfest) nach alter Gewohnheit ein Weingeschenk verehrt.

1501. Franciscus Coci de Salcza.

Bei der im Jahre 1540 stattfindenden Kirchenvisitation wird Franziscus Koch, magister artium, als Kanonikus senior bezeichnet.

Die Bruderschaft des wahren Leichnams Christi in der Stiftskirche zu Salza hatte ein geistlich Lehen de jure patronatus zu verleihen, mit welchem sie den Mgr. Franz Koch bedacht hatte. Zu diesem Lehen gehörte auch eine kleine Behausung „Am Berge“, welches vom Besitzer für jährlich 1½ Schock vermietet wurde.

Mgr. Koch hatte aus eigenem Vermögen zu St. Bonifatii

die Vicarie St. Hieronymi gestiftet mit einem Einkommen von jährlich 16 Schock Groschen.

Auf Lebenszeit hatte er sich selbst die Vicarie vorbehalten, sowie die Freiheit, wöchentlich eine oder keine Messe zu lesen. Sein Successor war jedoch gehalten, wöchentlich drei Messen zu lesen.

1504. Georgius Hopfener de Thomasbrück.

Sein erstes Amt war das eines fürstlichen Schössers zu Salza.

1510 hielt er auf dem Schlosse Wirtschaft mit Katharine Stiefel, welche Mutter von vier Söhnen und zehn Töchtern wurde.

Aus dem Dienste des Herzogs Georg v. Sachsen trat er in den der Stadt Salza als Stadtschreiber.

Zur Zeit der Empörung (1525) trat er mehreremale in den Vordergrund. Die am 25. April durch die Sturmglocke zusammengerufene, in geharnischter Wehre versammelte Gemeinde besetzte das Rathaus und verlangte, außer den bereits vorhandenen 12 Gemeindevertretern, dem Rate noch 12 aus ihrer Mitte beizugeben.

Der versammelte Rat war hierzu, da es der Landesordnung zuwider, nicht geneigt, forderte durch den Stadtschreiber zum Nachhausegehen auf, erbot sich aber, ein Verzeichnis der Beschwerden entgegenzunehmen, zu beraten und bei vorkommenden Schwierigkeiten den Entscheid des Herzogs einzuholen.

Damit aber waren die Anwesenden keineswegs zufrieden. Hans Ziegler, genannt Hans Melchior, entgegnete dem Stadtschreiber Georg Höpfner: „Ei, Herr Stadtschreiber, das vergelte Euch Gott! Wollt Ihr uns also abweisen? Nein, wir sind zusammengekommen und wollen nicht voneinander, es sei denn geschehen, was wir wollen.

Und als er sich zur Gemeinde wendete mit der Frage: „Ihr Brüder, ist's nicht Euer Wille?" da schrien alle: „Ja!"

Unter Lästerungen und Schmähworten wider den Rat wählten sie stracks zwölf Männer, verzeichneten dieselben auf einem Schiefersteine, ließen ihn in die Ratsstube tragen mit dem Begehren, die Erkorenen einzulassen, was der Rat gestatten mußte. Die Namen der Vertrauensmänner waren folgende: Hans Fischer, Andreas Drescher, Hans Ziegler, Hans

Lofnick, Ludwig Rotermund, Dietrich Gans, Hans Schmidt, Hans Tuta der Schenk am Berge, Ludwig Terner, Antonius Spiler, Hermann Dorrehof der Ältere, Antonius Fuldener, der Wirt am Plan. Man forderte die Niederschrift der Beschwerden vom Stadtschreiber Georg Höpfner. Dieser aber weigerte sich mit dem Hinweis, daß er das Vertrauen der Gemeinde nicht besitze, und brachte Dietrich Gans als Schreibkundigen in Vorschlag.

Wie schon bekannt, gehörte der Stadtschreiber Höpfner zu der Abordnung, welche dem Herzog Georg Bericht erstatten und ihn um Gnade bitten sollte und in die Hände des Grafen Ernst v. Mansfeld fiel.

1526 wurde Georg Höpfner zum Bürgermeister erwählt; er behielt aber den Stadtschreiberdienst bei, wahrscheinlich in anbetracht seiner starken Familie.

Beim Neubau der städtischen Wage (1536) ließ er an einer schönen gotischen Wandsäule sein Wappen anbringen: drei Hopfenzäpfchen; neben demselben sieht man das des Bürgermeisters Berlt Rost.

Georg Höpfner und Dietrich Fensterer waren die regierenden Bürgermeister bei Einführung der Reformation (1539).

1540 gehörte Bürgermeister Höpfner zu der Kommission, welche die Gehaltsverhältnisse der evangelischen Geistlichen und Schulmeister im albertinischen Thüringen regeln sollte. So war er auch bei Gründung und Einrichtung der Fürstenschule zu Kloster Pforta tätig (1543); ferner bei Ankauf der Besitzungen des Klosters Homburg seitens der Stadt Salza (1544).

Aus seinem tätigen Leben rief ihn der Tod am 2. Dezember 1547.

1505. Johann Zcigeler de Salcza.

Seit 1508 war er in seiner Vaterstadt als Geistlicher tätig. Der Bürger Hentze Gutbier hatte ihm die Vicaria Simonis et Judae in der St. Crucis-Kapelle unter dem Nonnenchore der Marktkirche geliehen.

Das Lehen hatte einen Ertrag von 13 Schock und 48 Groschen, wofür wöchentlich zwei Messen zu halten waren.

Nach dem Ableben des Inhabers wurde dem Collator Heinrich Gutbier seitens der Visitatoren gestattet, das Einkommen seinem Sohne Martin vier Jahr lang zu seinem Studium zu reichen.

1508. Theodericus Gans de Salcza.

Der Vater, ebenfalls Dietrich Gans geheißen, hatte früher in Thamsbrück gewohnt neben dem Pfarrhofe, war aber nach Salza übergesiedelt und daselbst Bürgermeister geworden. Dietrich Gans, der Sohn, tritt 1518 ebenfalls als Ratsherr auf, aber eben nur in diesem einen Jahre. Ob er sich mit seinen Kumpanen überworfen hatte?

Im Salzaer Aufstande (1525) spielte er eine gewisse Rolle, aber immerhin eine gemäßigte.

Von den Aufrührern war er zu einem der zwölf Vertreter gewählt worden.

Nach langem Weigern ließ er sich endlich bewegen, die Forderungen der Gemeinde niederzuschreiben (25. April).

Andern Tages wurde er mit Hans Schenk als Gemeindeverordneter entsandt, um am Tore zu hören, in welcher Absicht die von Heinrich Pfeifer geführte Mühlhäuser Rotte vor der Stadt Salza erschienen sei.

Pfeifer begehrte die Tötung des Amtmannes Sittich v. Berlepsch und derjenigen, die von Mühlhausen nach Salza entwichen waren, und die der Barfüßer zu Salza. Doch ließ er sich endlich durch Gans beschwichtigen und zum Abzuge bewegen. Die ihm geschenkten zwei Faß Bier wurden auf dem Gottern'schen Riede während des Rückmarsches ausgetrunken. —

Beim Anrücken des Herzogs Georg war Dietrich Gans geflüchtet.

Nach vielen vergeblichen Versuchen, Wiederaufnahme in Salza zu finden, hatte er sich in Göttingen als Wollfärber niedergelassen. Seine letzte Bitte um Einlaß erfolgte im Jahre 1535.

1512. Eobanus Czigler de Salcza.

Der letzte Dekan des Chorherrenstifts St. St. Petri, Pauli et Stephani zu Salza. Von 1530 an bis zu seinem Tode (1560) bekleidete er diese Würde, nachdem er zuvor Kanoniker gewesen, zugleich war er Pfarrer in Ufhoven.

Am 1. Oktober 1530 präsentiert Heinrich Gutbier, Bürger zu Salza, den Baccalaureus Eoban Ziegler dem Offizial der Propstei Jechaburg für die durch den Zurücktritt des Christian Schultheiß erledigte Vicarie St. Crucis et St. Erhardi im Spital St. Antonii zu Mühlhausen, und am 30. Oktober desselben Jahres macht der Offizial den ihm untergebenen Plebanen bekannt, daß Ziegler unter Barettaufsetzung investiert worden sei.

Z. hatte ferner inne die Vicarie B. M. V. im Hospital vorm Erfurter Tore zu Salza, die ihm Matthes Taubenrauch zu Thamsbrück verliehen; ebenso war er Besitzer einer Vicarie in Gottern (S. Nicolai), der Vicarie in der Burgkapelle St. Mauritii zu Thamsbrück.

Als die im Jahre 1540 vom Herzog Heinrich von Sachsen zur Untersuchung des kirchlichen Lebens ausgesandte Kommission nach Salza kam, um die Geistlichen zu verhören, mögen der Dekan Dr. Eoban Ziegler, der Scholastiker Jodocus Ziegler, der Offizial Martinus Kraberg der fürstlichen Abordnung aus dem Wege gegangen sein, denn im Protokoll, das recht ungünstige Dinge zu berühren hatte, waren jene drei Herren nicht erwähnt.

Dr. Eoban Ziegler siedelte, nachdem er, ohne Rücksicht auf seinen evangelischen Nachfolger, die gesamte Jahresnutzung der Pfarre Ufhoven eingeheimst hatte, nach Erfurt über.

Die Stiftskirche zu Salza wurde geschlossen, dagegen die Augustinerbrüderkirche zur evangelischen Stadtkirche eingerichtet. Das jeweilige Aufschließen der Bergkirche seitens der Stiftsherren, die im Genusse ihrer Pfründen belassen worden, sollte nur — so forderte der Stadtrat — in Gegenwart derselben geschehen.

Das war den geistlichen Herren gar nicht gelegen, und Dr. Eoban Ziegler schrieb an den Scholastikus: wenn der Stadtrat auf seiner Forderung bestände, dann möge man das Öffnen unterlassen, zu gelegener Zeit aber dem Herzog Moritz die Sache vortragen.

1558 wurde die Bergkirche nach gründlicher Erneuerung dem evangelischen Gottesdienst übergeben.

Der in unmittelbarer Nähe der Kirche liegende Dechaneihof

wurde zur Superintendentur eingerichtet. Dem bisherigen Besitzer Dr. Eoban Ziegler räumte man einen anderen Unter dem Berge gelegenen Kanonikerhof ein.

Der vornehme Prälat, dem die Kirchenerneuerung gar nicht gefallen, wohl auch, weil sie zugleich eine Erneuerung im Geiste des Gemüts forderte, hatte seiner Vaterstadt Langensalza für immer den Rücken gekehrt. 1553 war er Rektor der Universität zu Erfurt. Er ist in Erfurt 1560 verstorben.

Sein Grab befindet sich im Dome zu Erfurt und zwar im hohen Chore, dicht bei dem eisernen Gitter, welches Schiff und Altarraum scheidet.

Die Metallplatte, sauber graviert, stellt den Verstorbenen in Lebensgröße dar. An den Ecken befinden sich die Embleme der Evangelisten. Das Wappen zeigt den Vogel Greif.

Die Umschrift lautet: Anno domini 1560 die 6. Augusti obiit egregius vir Dominus Eobanus Zigeler, Doctor juris, hujus ecclesiae Scolasticus ac Sanct Steffani Halberstadensis Canonicus et Nicolai Magdeburgensis ac Steffani Salczensis Decanus et Sigillifer Cujus anima in pace.

15. E. K. 61.

Verfertiger scheint Eckart Kuchen, Glockengießer in Erfurt, zu sein.

Noch sei erwähnt, daß wir dem Dr. Eoban Z. ein Aktenstück verdanken; es führt die Aufschrift:

„Registrum fabrice ecclesie collegiate Saltzen.

Sanctorum petri et pauli ac steffani prothomartyris per Dn. Eobanum Zcigeler michl. XX inceptum et practitatum Anno XX quarto.“

1512. Johann Urbach.

Die Familie Urbach (Aurbach) läßt sich aus dem Anfange des 15. bis ins 19. Jahrhundert ununterbrochen in Langensalza nachweisen.

Sie führte im Wappen: Spaten und Dunggabel gekreuzt. An manch altem Steinbau ist dieses Zeichen noch jetzt zu erschauen.

Johann Urbach betrieb Tuchhandel. Nach Einführung der Reformation übernahm er das Amt eines Kastenherrn, d. h. Vorstehers, Rechnungsführers der Kirchkasse.

Er selbst verfügte über ein bedeutendes Vermögen, so daß er imstande war, dem Stadtrat Gelder auszuleihen.

1557 erborgte der Rat von ihm 800 Gulden zum Bau des schon 1556 begonnenen Brauhauses und einer Badestube.

Johann Urbach wußte von seinem Reichtum einen den Geboten des Christentums entsprechenden Gebrauch zu machen.

In seinem 1553 aufgenommenen Testamente ordnete er die Auszahlung von 100 Gulden an den Stadtrat an. Die Hälfte des Zinsertrags sollte den Sondersiechen zu gute kommen, die andere Hälfte dem Armengotteskasten zugeführt werden zum Ankauf grauen Tuches, welches den Armen verabreicht werden sollte.

1512. Valentinus Zcigeler de Salcza.

Besitzer von mehreren geistlichen Lehen zu Salza:

1. Der Vicarie St. Johannis Baptistae auf dem Altare Corporis Christi in der Marktkirche; wöchentlich 1 Messe, ein Lehen der Grafen von Gleichen;
2. Der Vicarie St. Johannis Evangelistae im Neuen Hospitale mit 3 Messen, ein Lehen des Stadtrats.

Valentin Ziegler starb 1542.

1519. Sebastian Rost.

1532 Ratsherr, 1534 Kämmerer, 1542 Bürgermeister zu Salza. Der von ihm in diesem Jahre gezahlte Geschoßbetrag von 16 Gulden deutet auf Wohlstand hin.

Sein Wohnhaus befand sich neben der Ratswage, Mühlhäuserstr. 39. Von dem ursprünglich gotischen Stile des Gebäudes zeugen noch die beiden Kreuzblumen, welche die steinernen Treppengiebel bekrönen. Sebastian Rost, Stadtregent geworden, hielt auf gute Zucht. Valten Walter mußte z. B. 1 Gulden 12 Groschen Buße zahlen, „daß er sich vff Franzen Traybotts Wirtschaft (Hochzeit) vorm Hause am Tanze, vber das Ihme Borgemeister Rost vorwarnen lassen, sere vnzüchtig vnd vngeberlich mit Schwenken vnd anderem gehaltenn."

Rosts stattliche Erscheinung machte ihn zur Repräsentation der Stadt besonders geeignet. Mit Weinmeister Henning ist er „auf der Wirtschaft Georg Goldackers zu Weberstedt gewest vnd haben 6 Thaller geschangkt (1542). Nach

der Kämmereirechnung des Jahres 1547 wurden ihm für seinen „Klopper“ (Klepper, Pferd), den er auff dye post hat gehen lassen“, für 17 Tage 1 Gulden 3 Groschen vergütet — also hierorts die Anfänge der Reitpost.

1554 wurden Rost und einige Ratsherren nach Dresden gefordert zu den Verhandlungen über die Landgebrechen. Die Beratungen wurden nach Leipzig verlegt, woselbst 22 Tage lang verhandelt wurde.

Sein Andenken hielt man, nachdem er 1558 das Zeitliche gesegnet, in Ehren. So verurteilte der Stadtrat den Mühlenbesitzer Lorenz Jercke zu 7 Gulden Buße, „das er Bürgermeister Seb. Rost Seligen nach synem Abschiede von dieser Welt vbell nachgeredt“ (1560).

Das Grabdenkmal aus Seeberger Sandstein ist in Erfurt, drei Jahre nach dem Tode Rost's, gefertigt worden.

Dem Marstaller, d. i. Hofmeister des städtischen Landwirtschaftsbetriebes, wurde das Zehrgeld beim Abholen des Steines aus Erfurt in Höhe von $1^1/_2$ Schock aus der Kämmereikasse erstattet (1561).

Die Umschrift der Grabplatte, in lateinischer Kapitale ausgeführt, lautet:

ANNO DOMINI 1558 DEN 12 TAGK OCTOBRIS IST VERSCHIEDEN DER ERBAR UND WEISE SEBASTIAN ROST DEME GOTT GNADE . AMEN.

Der männlich schöne Kopf der Figur ist mit einem flachen, etwas schief sitzenden Barett bedeckt. Vollbart am Kinn in zwei kurze Abteilungen geschieden. Das kurze Kamisol mit breitem, bis zum untern Saume reichenden Besatz. Oberärmel gebauscht, Unterärmel enganliegend. Zwei am vordern Teile des Rockes angeheftete muffartige Überärmel konnten je nach Bedürfnis zum Schutze vor dem Erkalten der Hände diesen übergestülpt werden. Beinkleider enganliegend. Die flachen, vorn breiten Schuhe führen den Namen Bärentatzen oder Ochsenmäuler.

1520. Jodocus Tzygler de Salcza.

Zunächst war er in den fürstlichen Dienst als Schösser eingetreten, Nachfolger des Antonius Troyschel zu Salza (1530).

Als Schösser hat er 1534 ein Zinsbuch des Amtes Thamsbrück angefangen.

1536 feierte er seine Hochzeit im fürstlichen Schlosse. Der Stadtrat verehrte ihm ein Geschenk von 3 Gulden 27 Groschen an 3 Talern.

1547 vertauschte Jobst Ziegler den herzoglichen mit dem städtischen Dienst; er wurde Bürgermeister.

1554 belehnte Herzog August ihn mit Zinsen, die er von Dr. Simon Pistor gekauft und die vordem Heinrich Muckemann im Besitz gehabt hatte.

1555 zahlt Bürgermeister Ziegler Gewandkammerzins, mochte demnach außer seinem Amte den Tuchhandel betrieben haben.

Er starb am 3. Mai 1555.

1530. Johannes Rost, Salczensis.

Im Visitationsprotokoll des Chorherrenstifts zu Salza heißt es von ihm:

„Canonicus cantor, will sich fürstlicher ordnung nach gehorsamlich halten."

Erwähnt wird er 1545, als der Schulmeister die comediam Acolaste auf dem Rathause zur Aufführung brachte.

Da heißt es in der Stadtrechnung:

„40 Groschen 2 Pfennige mit dem Apte von Homburg, Ern Johann Rost und andern spectatoribus in der stuben vertrunken, als man die comediam exhibirt."

Er mag 1549 oder früher verstorben sein, denn in der Kirchrechnung heißt es:

„20 Gulden zur Vicarie St. Thomae quondam Ern Johann Rosts,

4 Gulden 56 Groschen zur Vicarie im Siechhof quondam Ern Johann Rost's, wird nun in den Hof den armen Leuten gegeben."

1530. Johannes Wigand de Salcza.

Wahrscheinlich derselbe Johann Wigand, der 1545 im Genusse des von Frau Jutte Wigand 1470 in der Bergkirche zu Salza gestifteten Lehens trium regum sich befand; denn es war üblich, die Familienstiftungen in erster Linie den Familiengliedern zuzuwenden.

1530. Bartholomäus Fugespan de Salcza.
Das Registrum Fabricae Sti. Stephani nennt 1536 einen Fugespan als neuen Rektor.

Es bleibt jedoch dahingestellt, ob dieser identisch ist mit dem oben Angeführten, da auch 1533 ein Bartholomäus Fugespan de Salcza und 1534 ein Thomas Fugespan, Salczensis, immatrikuliert worden sind.

1535. Joannes Jungelingk ex Salcza.
Er hatte 1529 die Landesuniversität des albertinischen Sachsens, Leipzig, bezogen. Zur Erleichterung des Studiums war ihm vom Stadtrat ein Stipendium aus Murers Testamente verliehen worden.

1533 schrieb Jüngling aus Leipzig: ihm wäre sein Geld auf dem Heldrungischen Holze genommen worden. Hierauf wurden ihm wiederum 3 Gulden durch Meister Günther Wyßgerbers Sohn im Michaelismarkt anno 1533 gereicht.

Johannes Jüngling mag hierauf vorgezogen haben, die nähergelegene Universität Erfurt zu wählen.

1566 wird Johannes Jüngling, aber nur in diesem Jahre, als Ratsherr zu Langensalza angeführt.

Über sein Leben ist sonst nichts bekannt.

1538. frater Martinus Karle ex Salcza, conuentualis monasterii in Hombergk, dedit 12½ nivenses.

Im Visitationsprotokoll vom Jahre 1540 betreffend das Kloster Homburg heißt es:

„Martinus karel von saltz, 10 jar im closter gewesen, 14 jar alt ins closter komen. Er will sich gehorsamlich in allen stücken des Euangelii halten, Ehr wil auch, so ihm hülff geschehen konnt, studiren, hat 1 jar studirt zu Erfurt, man hat ihn aber relegirt vnd nicht alda wollen in baccal... promouiren, sondern Doctor Drato zu Erfurt die zeit rector gesagt, ehr wer ein apostata, derhalb wollt man in nicht promouiren.

3 jar järlich 30 Gulden solte man ihnn außm closter, die er zum studiren gebrauchen sollte, reichen.

30 Gulden hat er vf 1 jahr empfangen, 60 sollen ihm noch 2 jar gereicht werden, doch das ehr zu Erfurt nicht studiren sollt, sundern zu wittenbergk vnd leipzig."

Zu Leipzig hat er sich 1543 immatrikulieren lassen.

1538. Beverendus pater Nicolaus Hopffener ex Thomasbrucken abbas monasterii in Homburgk prope Saltza dedit 1 joachimicum.

Dreizehn Jahre zählte Nikolaus Höpfner, als er von seinen Eltern dem Kloster Homburg übergeben wurde. In solch jugendlichem Alter konnte er selbstverständlich die Folgen dieses Schrittes nicht überschauen noch beurteilen.

Der junge Mönch erwies sich muntern Geistes und auch in weltlichen Dingen erfahren, so daß ihm frühzeitig das Amt eines Schaffners übertragen wurde.

Als solcher hatte er die Aufsicht über den bedeutenden Ackerbau, die Sorge für Beköstigung der Klosterinsassen, wie auch der zahlreichen Leute, die im Kloster vorsprachen, um Wegzehrung zu erbitten. 31 Jahre alt, hatte er die Abtswürde erlangt.

Als nun die Zeit herannahte, daß durch Einführung der Reformation das Klosterleben sein Ende finden sollte, bezog er noch auf ein Jahr die Universität Erfurt.

Das Visitationsprotokoll aus dem Jahre 1540 sagt von ihm: „Dieser apt ist eine feine junge person vnd seiner geperde frundlich, ist 36 jar alt. In allen Dingen wil ehr sich gantz gehorsamlich halten, verhoft auch, Got werde ihm gnade geben." Außer einer Getreidelieferung erhielt er jährliche Provision von 150 Gulden. Er bezog ein dem Kloster gehöriges Freihaus in der Judengasse zu Langensalza. Dem Abbas a. D. bot sich eine günstige Gelegenheit zur Vermählung. Dorothea Lemmchen, Besitzerin des Blauen Hauses, erschien begehrenswert, zumal schon der Name der Erkorenen etwas Anheimelndes barg; hoffentlich ist sie auch, ihrem Namen gemäß, sanften und stillen Geistes gewesen, wie der Apostel es den Frauen anempfiehlt. 1545 trat Nikolaus Höpfner in den Ehestand. 1553 erwählte ihn die Stadt zum Bürgermeister. Bis zu seinem Tode hat er zum Segen der Stadt seines Amtes gewaltet.

In der Vorhalle der Marktkirche und zwar an der Nordwand befindet sich das in Holz ausgeführte, auf Kalkgrund gemalte Epitaphium.

Auf demselben ist die Gesamtfamilie Höpfner bildlich dargestellt: auf der einen Seite der würdige Bürgermeister mit edlem, regelmäßigem Gesicht und langem zweizipfeligen

Vollbart, hinter ihm die Söhne, gegenüber die Frau, hinter ihr die Töchter. Die jung verstorbenen Kinder tragen das Sterbekleid und sind mit einem Kreuz versehen.

Im Mittelfelde des Denkmals sehen wir die bildliche Darstellung des alten, blinden Tobias, dem durch die vom Sohne aus der Fremde mitgebrachte Fischsalbe die Augen geöffnet werden. Die Darstellung hat sinnige Bedeutung und will besagen: So lange ich, Nikolaus Höpfner, der römischen Kirche angehörte, war ich geistig blind. Durch das Licht des Evangeliums, welches die Reformation wieder leuchten ließ, bin ich sehend geworden. Nur in Christo ist Heil. Darauf deutet der oberhalb des Bildes angebrachte Spruch:

„Sic deus dilexit mundum ut filium suum vnigenitum daret ut omnis qui credit in eum non pereat sed habeat vitam aeternam." Joh. 3.

Unter der bildlichen Darstellung der Familie steht links der Spruch:

„Wir wissen das wir vom Tode
ins Leben gesetzt sind." 1. Joh. 3.

rechts: „Christus ist mein Leben
Sterben ist mein gewin."

Am untern Teile des Epitaphiums liest man:

„Als man zelte nach Christi geburt 1504 Ist der Ehrwirdige vnd Achtbare here Nicolaus Hopffener Apt des Kloster Homburgs bey Saltza vnd dieses orts 28 Jhar Bürgermeyster, zu Tomsbrücken geboren vnd hernach 36 Jhar im Ehestande, darinnen Eher Elff Kinder gezeuget, Christlich gelebet. Anno 1581 den 10t. Septembris vmb 6 Vhr vff den abendt in Gott seliglichen Entschlaffen, deme Gott eine froliche Aufferstehung verleihe. Amen."

Drahtlose Telegraphie und Telephonie mittels elektromagnetischer Wellen

von

Otto Jentsch
Kaiserlichem Postrat in Erfurt.

I. Geschichtliche Entwickelung und physikalische Grundlagen der drahtlosen Telegraphie.

Bei der Telegraphie mittels galvanischer Ströme ist zwischen Geber- und Empfängerstation eine ununterbrochene metallische Drahtleitung erforderlich. Da diese nicht nur einen verhältnismäßig hohen Kostenaufwand für die Herstellung und spätere Unterhaltung erfordert, sondern auch eine nie versiegende Quelle von Betriebsstörungen bildet, so haben sich frühzeitig Bestrebungen geltend gemacht, Telegraphen zu schaffen, die einer metallischen Drahtleitung zwischen Geber und Empfänger nicht bedürfen. Diese Bestrebungen reichen bis in die Anfänge der elektrischen Telegraphie zurück; für die Praxis nutzbare Erfolge haben sie indes lange Zeit nicht gehabt.

Nennenswert sind die Versuche von Rathenau und Strecker sowie von Orling und Armstrong, bei denen die Versendung telegraphischer Zeichen mittels galvanischer Ströme erfolgte und für die Übertragung anstelle der Drahtleitung die Erde oder das Wasser benutzt wurde. Rathenau erzielte eine drahtlose telegraphische Verständigung auf 4,2 km, Strecker auf 17 km und Orling und Armstrong auf 35 km. W. Preece, der frühere Chefingenieur der englischen Telegraphenverwaltung suchte das Problem der Telegraphie ohne Drahtleitung durch Benutzung der elektromagnetischen oder elektrostatischen Induktion zur Übertragung telegraphischer Zeichen in die Ferne zu lösen. Seine Arbeiten führten zur Einrichtung einer Anlage für drahtlose Telegraphie im Bristolkanal zwischen Lavernock Point und der 5,3 km davon entfernten Insel Flat-Holm. Be-

sonderes wissenschaftliches Interesse erregen noch die Versuche von Professor Zickler in Darmstadt, die eine telegraphische Zeichengebung mit Hilfe der ultravioletten, also dem menschlichen Auge nicht sichtbaren Lichtstrahlen, bis auf 1,3 km ermöglicht haben. Alle diese Versuche gehören bereits der Geschichte an.

Den Ausgangspunkt für die Erfindung einer als Verkehrsmittel tatsächlich brauchbaren Telegraphie ohne Leitungsdraht bilden die von dem Professor Heinrich Rudolf Hertz Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts angestellten Versuche über die Natur der von einem elektrischen Funken ausgehenden Kräfte. Diese Versuche gaben die experimentelle Bestätigung der von Maxwell nur auf mathematischer Grundlage aufgebauten elektromagnetischen Lichttheorie. Seinen im Herbst 1889 hierüber auf der Naturforscherversammlung zu Heidelberg gehaltenen Vortrag konnte Hertz mit den bedeutungsvollen Worten beginnen:

„Das Licht ist eine elektrische Erscheinung, das Licht an sich, alles Licht, das Licht der Sonne, das Licht einer Kerze, das Licht eines Glühwurms. Nehmt aus der Welt die Elektrizität, und das Licht verschwindet; nehmt aus der Welt den lichttragenden Äther, und die elektrischen und magnetischen Kräfte können nicht mehr den Raum überschreiten."

Wir wissen seitdem also, daß von einem elektrischen Funken Kräfte ausgehen, die sich in Gestalt von Wellen oder Strahlen mit der Geschwindigkeit des Lichts in den Raum verbreiten, daß diese Wellen dieselben Grundgesetze befolgen, wie die Lichtwellen, und daß ihr Träger derselbe unwägbare Äther ist, der die Fortpflanzung des Lichts vermittelt.

Das elektrische Feld der Funkenwellen ist stets von einem entsprechend schwingenden Magnetfeld begleitet. Man bezeichnet die Funkenwellen daher als elektromagnetische Wellen, abgekürzt elektrische Wellen. Grundlegende Bedeutung für die drahtlose Telegraphie hatte der nachstehend beschriebene Spiegelversuch von Hertz. In der Brennlinie eines parabolisch gebogenen Blechzylinders erregte Hertz elektromagnetische Wellen durch einen elektrischen Funkenerzeuger oder Oszillator. Als Oszillator nahm er zwei Metallstäbe von 26 cm Länge und 3 cm Durchmesser, deren halbkugelige Enden soweit einander genähert

wurden, bis die ihnen durch einen Ruhmkorffschen Funkeninduktor erteilten Ladungen sich in elektrischen Funken ausglichen. Die von diesen elektrischen Funken ausgehenden elektromagnetischen Wellen breiten sich nach allen Richtungen aus. Ein Teil trifft auf die spiegelnde Fläche des Blechzylinders, wird dort nach dem Gesetz über die Reflexion der Lichtstrahlen reflektiert und tritt, wie Hertz es bezeichnet, als ein Bündel paralleler elektrischer Strahlen in den Raum. Die elektromagnetische Energie der Welle ist jetzt zum größten Teile in diesem Strahlenbündel konzentriert; trifft dieses in einigem Abstand einen dem ersten gleichen und parallel aufgestellten Spiegel, so wird durch die Reflexion die Energie des Strahlenbündels wieder in der Brennlinie des zweiten Spiegels zusammengedrängt. In dieser Brennlinie ordnete Hertz einen „Resonator" in Gestalt von zwei Metallstäben, ähnlich denen des Oszillators an, und er konnte jetzt durch die zwischen den Stäben überspringenden kleinen elektrischen Funken die Ankunft der elektrischen Wellen nachweisen. Die Einwirkungen der elektrischen Wellen auf den Resonator waren jedoch nicht so stark, daß Hertz von vornherein an die Möglichkeit denken konnte, sie für eine Telegraphie ohne Draht nutzbar machen zu können. Es dürfte dies aus einem Briefe vom 3. Dezember 1889 an den Zivilingenieur H. Huber in München gefolgert werden können, der bei Hertz angefragt hatte, ob er eine Übertragung von Telephongesprächen durch elektrische Wellen für möglich halte. Hertz antwortete im verneinenden Sinne mit der Begründung, daß die Stromänderungen im Telephon im Vergleich mit der Schwingungsperiode der Funkenwellen zu langsame seien. Würde Hertz damals die Einrichtung einer drahtlosen Telegraphie mit Hilfe der Funkenwellen für möglich gehalten haben, so hätte er sicher in dem Antwortschreiben an Huber dieser Möglichkeit Erwähnung getan.

Einen weiteren Fortschritt bot die Erfindung eines empfindlicheren Resonators 1890 durch den Professor Eduard Branly in Paris. Seine Vorrichtung zur Wahrnehmung elektrischer Wellen stellt gewissermaßen ein elektrisches Auge dar, das die Ankunft elektrischer Strahlen in ähnlicher Weise anzeigt, wie das menschliche Auge die Ankunft von Lichtstrahlen. Der Branly'sche Wellenanzeiger besteht aus einer Glasröhre, die an

beiden Enden durch Metallelektroden abgeschlossen und zwischen ihnen mit Metallfeilicht gefüllt ist. Diese Vorrichtung wird an Stelle der Funkenstrecke des Resonators eingeschaltet, und der Resonator wird mit einem empfindlichen Galvanometer und einem galvanischen Element zu einem Stromkreis vereinigt. Für gewöhnlich ist die Nadel des Galvanometers nicht abgelenkt, weil die zahlreichen Berührungsstellen der mit unreiner Oberfläche behafteten Feilspäne dem Batteriestrom einen fast so großen Widerstand darbieten, als ob der Stromkreis völlig unterbrochen wäre. Gelangen aber elektrische Wellen zu der Röhre, so werden die Metallspäne leitend. Der Widerstand des Stromkreises sinkt sofort auf einen geringen Wert, und die Nadel des Galvanometers schlägt aus. Um die Leitfähigkeit nach dem Auftreffen der elektrischen Wellen wieder aufzuheben, genügt ein leichter Schlag auf die Röhre, der die Metallspäne durcheinander schüttelt. An Stelle des Galvanometers kann auch ein empfindliches Relais oder Telephon zur Verwendung kommen.

Mit Hilfe der Hertzschen Funkenwellen und der Branly-Röhre wäre bereits eine Telegraphie ohne Draht möglich gewesen; genügt doch schon ein winziger Funke, um auf mehrere Meter diesen Wellenanzeiger ansprechen zu lassen, ohne daß es dazu der Anwendung von Hohlspiegeln bedarf. Professor Oliver Lodge kam bei seinen Untersuchungen über die Branly-Röhre auch darauf, eine derartige drahtlose Telegraphie in den Bereich der Möglichkeit zu ziehen. Er bezeichnete aber als äußerst erreichbare Entfernung eine halbe englische Meile, etwa 800 m. Lodge hatte richtig erkannt, daß die geschlossene Strombahn eines Funkenerzeugers allein nur geringe Energie nach außen abzugeben vermag. Erst die Versuche des Professors Popoff im Jahre 1895 an der Forstakademie in Kronstadt, welcher die Branly-Röhre benutzte, um luftelektrische Entladungen nachzuweisen, brachten das Problem der drahtlosen Telegraphie auf weitere Entfernungen seiner Lösung näher. Popoff benutzte einen in vertikaler Lage befestigten, langen in die Luft reichenden Draht, dessen unteres Ende mit Erde verbunden war, u. a. die Auffangestange eines Gebäudeblitzableiters, um die luftelektrischen Erregungen dem Wellenanzeiger zuzuführen. Der Popoff'sche Auffangedraht ist die späterhin mit der Bezeichnung „Antenne“ belegte Luftleitung der drahtlosen Telegraphie.

Nachdem es Popoff Ende 1895 gelungen war, unter Verwendung des Auffangedrahtes elektrische Entladungen bis auf Entfernungen von 5 km mittels der Branly-Röhre zu registrieren, sprach er sich zuversichtlich dahin aus, daß es ihm gelingen werde, durch Verwendung stärkerer Wellenerreger eine regelmäßige drahtlose telegraphische Verbindung auf größere Entfernungen herzustellen. Popoff würde sein Ziel erreicht haben, wenn er seinen Wellensender mit der gleichen Antenne versehen hätte, die er bei seiner Empfangsstation benutzte. Er kam nicht auf diesen Gedanken; die Legung dieses letzten Schlußsteins im Aufbau der drahtlosen Telegraphie war dem Italiener Guglielmo Marconi vorbehalten.

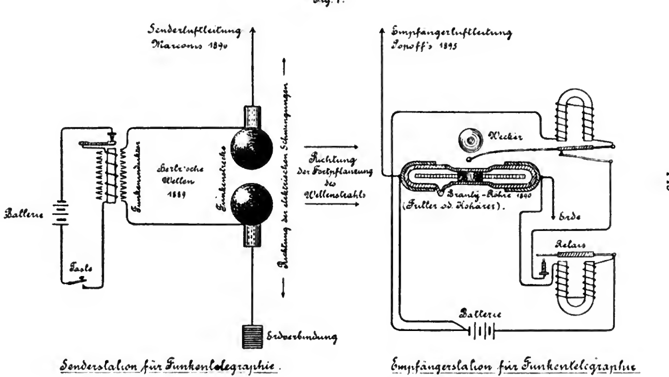
Marconi war durch die beim Professor Righi in Bologna über die Hertz'schen Wellen gehörten Vorlesungen angeregt worden, sich mit dem Problem der drahtlosen Telegraphie zu beschäftigen. Bei seinen ersten Versuchen verwendete er als Wellensender lediglich einen freistehenden Righi-Oszillator, d. h. einen verbesserten Ruhmkorffschen Funkeninduktor ohne Antenne. Um dann eine stärkere Ausstrahlung der elektrischen Wellen von den Oszillatorkugeln herbeizuführen, verband sie Marconi mit großen Metallflächen, und diese Versuche führten ihn schließlich 1896 zur Anwendung der Popoffschen Empfängerantenne bei der Senderstation. Damit war der letzte Schritt zur Lösung des Problems der drahtlosen Telegraphie mittels elektromagnetischer Wellen getan; er ist das unanfechtbare Verdienst Marconis. Die praktische Erprobung fand mit Unterstützung von Preece im Mai 1897 im Bristolkanal zwischen Lavernock Point einerseits sowie Flat-Holm (5,6 km) und Brean Down (14 km) andererseits statt. Professor Slaby hat an diesen Versuchen teilgenommen. Er sagt hierüber:

„Es wird mir eine unvergeßliche Erinnerung bleiben, wie wir, des starken Windes wegen in einer großen Holzkiste zu Fünfen übereinander gekauert, Augen und Ohren mit gespanntester Aufmerksamkeit auf den Empfangsapparat gerichtet, plötzlich nach Aufhissung des verabredeten Flaggenzeichens das erste Ticken, die ersten deutlichen Morsezeichen vernahmen, lautlos und unsichtbar herübergetragen von jener felsigen, nur in undeutlichen Umrissen wahrnehmbaren Küste, herübergetragen durch jenes unbekannte geheimnisvolle Mittel, den Äther, der die einzige Brücke bildet zu den Planeten des Weltalls."

Es war dies die Geburtsstunde der heutigen drahtlosen Telegraphie.

Die Abb. 1 gibt nicht nur eine schematische Darstellung des soeben in großen Zügen geschilderten Entwickelungsganges der drahtlosen Telegraphie, sie läßt auch die allgemeine Schaltung und Wirkungsweise einer Anlage für drahtlose Telegraphie erkennen. Mit der Taste der Senderstation werden die zu telegraphierenden Morsezeichen gegeben; sie schließt und öffnet den Stromkreis der primären Rolle des Funkeninduktors. In dieser erzeugt während jeder Schließung der Selbstunterbrecher des Funkeninduktors eine Reihe kurzer Stromstöße, die in der sekundären Spule hochgespannte Wechselströme induzieren. Diese durchlaufen den Hertzschen Oszillator, der aus zwei Metallkugeln mit einer Funkenstrecke besteht. Der Abstand der beiden Metallkugeln, d. h. die Funkenstrecke läßt sich verändern. Der Oszillator ist einerseits mit der Erde und andererseits mit einem isoliert möglichst hoch in die Luft geführten Drahte, der Luftleitung, verbunden. Die in der Funkenstrecke erzeugten Wechselspannungen verbreiten sich über den Luftdraht, der gewissermaßen eine Verlängerung der Entladungsdrähte bildet. Der Luftdraht schwingt elektrisch mit, er wirkt daher ebenso wie der Stromkreis der Funkenstrecke wellenerregend auf den Äther und sendet in seiner ganzen Länge vertikal polarisierte Strahlen aus. Die Luftleitung der Empfängerstation saugt die ankommenden Strahlen aus dem Äther auf und wird dadurch zum Mitschwingen erregt. Die so in ihr entstehenden Wechselspannungen werden der Branly-Röhre zugeführt, die später die Bezeichnung Kohärer und Fritter erhalten hat, und am anderen Ende geerdet ist. Die Fritterröhre ist mit einer kleinen galvanischen Batterie und einem empfindlichen Relais zu einem geschlossenen Stromkreise geschaltet. Für die Dauer jeder Bestrahlung durch elektrische Wellen wird der Fritter leitend und der Anker des Relais infolgedessen angezogen. Das Relais kann unmittelbar zum Abhören der Morsezeichen benutzt werden, gewöhnlich wird aber an dasselbe noch ein Morsefarbschreiber angeschaltet. Außerdem betätigt das Relais einen Wecker, dessen Klöppel die Aufgabe hat, durch leise Schläge auf die Glasröhre des Fritters dessen metallische Füllung zu erschüttern und wieder elektrisch nicht leitend zu machen.

Fig. 1.



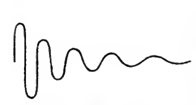
Senderstation für Funkentelegraphie.

Empfängerstation für Funkentelegraphie

Die ersten Marconistationen haben im wesentlichen die durch Fig. 1 dargestellte Einrichtung erhalten, bei welcher der eine Pol der Funkenstrecke mit dem vertikal aufgehängten Senderdrahte und der andere Pol mit Erde verbunden ist. Der Senderdraht wird also von der Funkenstrecke unmittelbar in elektrische Schwingungen versetzt; es findet eine direkte Sendererregung statt.

Die erste Erregung erfolgt sehr heftig. Infolge der durch die offene Strombahn begünstigten Ausstrahlung in den Raum klingt aber, da eine genügende Energiezufuhr nicht sofort erfolgt, die elektrische Schwingung bald ab; sie hört nach 5—6 Schwingungen auf. Man nennt sie starkgedämpft (vergl. Fig. 2). Der Empfänger bildet ein Spiegelbild des Senders. Jede Station wird mit einem Satz Sender- und mit einem Satz Empfängerapparate ausgerüstet; die Luftleitung ist für beide Apparatsätze gemeinsam. Die Einrichtung ist so getroffen, daß in der Ruhelage die ankommenden elektrischen Wellen über den Fritter zur Erde gehen, und daß diese Verbindung unterbrochen wird, wenn die Taste des Induktoriums zur Abgabe von Zeichen niedergedrückt wird. Die Luftleitung ist dann nur noch mit dem Sender verbunden.

Fig. 2.



Starkgedämpfte Welle des Marconisenders

Mit solchen Anordnungen unter Verwendung starkgedämpfter Schwingungen hat Marconi eine im allgemeinen sichere Verständigung bis zu 100 km über Wasser erreicht. Der Betrieb hatte aber vielfach unter atmosphärischen Störungen zu leiden, und mit dem System war es auch nicht möglich, daß zwei oder mehrere Stationen gleichzeitig arbeiten konnten, ohne einander zu stören. Marconis vielfache Bemühungen hier Verbesserungen einzuführen, erzielten keine nennenswerten Erfolge, sie traten erst ein, als er seinen stark gedämpften Sender verließ und zur Verwendung schwachgedämpfter Wellen und zur Abstimmung der korrespondierenden Stationen auf ein und dieselbe Wellenlänge überging. Bahnbrechend in dieser Beziehung waren die Arbeiten zweier deutschen Gelehrten. Dem Professor Dr. Ferdinand Braun in Straßburg gebührt das unbestreitbare Verdienst,

die Bedeutung der schwach gedämpften Wellen für die drahtlose Telegraphie zuerst erkannt und das Mittel zur Erzeugung dieser Wellen gefunden zu haben; während die Lösung der Abstimmungsfrage vornehmlich den Arbeiten des Professors Slaby in Charlottenburg zu danken ist.

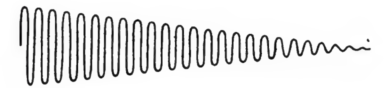
Professor F. Braun hat von Anbeginn seiner Arbeiten auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie, die bis in das Jahr 1897 zurückreichen, für die Erregung und Aussendung der elektromagnetischen Wellen nicht eine offene Strombahn in Gestalt eines mit eingeschalteter Funkenstrecke versehenen Leiters, sondern einen im Sinne der Geometrie nahezu geschlossenen Stromkreis als Erregerkreis für die elektrischen Wellen benutzt. Es ist dies ein Leydener Flaschenstromkreis. Das Professor Braun für seinen funkentelegraphischen Sender vom 14. Oktober 1898 ab erteilte deutsche Patent lautet:

„Schaltungsweise des mit einer Luftleitung verbundenen Gebers für Funkentelegraphie, gekennzeichnet durch einen eine Leydener Flasche und eine Funkenstrecke enthaltenden Schwingungskreis, an den die die Wellen aussendende Luftleitung entweder unmittelbar oder unter Vermittlung eines Transformators angeschlossen ist, zum Zwecke mittels dieser Anordnung größere Energiemengen in Wirkung zu bringen."

Eine in einem solchen Flaschenstromkreise einmal eingeleitete elektrische Schwingung würde unaufhörlich weiter schwingen, wenn nicht ihre Energie infolge des zwar kleinen, indes nicht ganz zu vermeidenden Widerstandes in den Drahtverbindungen und der Funkenstrecke sich mit der Zeit in Wärme umsetzte. Eine Abnahme der elektrischen Schwingungen erfolgt also auch hier. Die Dämpfung ist nicht vollständig zu vermeiden; sie ist aber nur eine schwache. Während also der Marconisender mit starkgedämpfen Wellen arbeitet, bringt der Braunsender schwachgedämpfte Wellen zur Ausstrahlung. Die Wellen klingen langsam ab; sie hören erst nach 20—30 und noch mehr Schwingungen auf (vergl. Fig. 3). Abb. 4 stellt eine solche schwachgedämpfte Schwingung von 1680 m Wellenlänge dar, wie sie von Professor Dr. Diesselhorst mit dem Gehrckeschen Glimmlichtoszillographen aufgenommen wurde. Braun benutzt bei seinem System die geschlossene Strombahn in Verbindung mit der offenen. Der schwach gedämpfte Leydener Flaschenstromkreis,

der große Energiemengen aufnehmen kann, dient zur Erzeugung der elektrischen Wellen und gleichzeitig als Energiereservoir. Die offene Strombahn des vertikalen Luftleiters dient zum Aussenden der Wellen. Da ihr aus dem geschlossenen Erreger-

Fig. 3.



Schwachgedämpfte Welle des Braunsenders.

kreise immer neue Energie nachgeliefert wird, so werden die Schwingungen dieser offenen Strombahn erheblich nachhaltiger und andauernder als die der offenen Strombahn des Marconisenders. Die Verbindung des geschlossenen Schwingungskreises mit dem Luftleiter erfolgt entweder durch direkten Anschluß des Luftleiters an einen Punkt der geschlossenen Strombahn z. B. nach Fig. 5 oder durch induktive Übertragung z. B. nach Fig. 6. Braun erkannte auch bald, daß zur Erzielung bester Wirkungen der geschlossene Erregerkreis und die offene Senderbahn in gleicher Periode schwingen müssen.

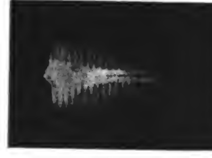


Fig. 4.

Die Originalität der Braun'schen Erfindung ist vielfach in Zweifel gezogen und die Priorität von anderer Seite in Anspruch genommen worden. Auf der 74. Versammlung

Fig. 5

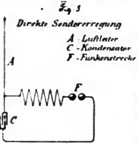
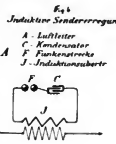


Fig. 6



deutscher Naturforscher zu Karlsruhe 1902 ist in der wissenschaftlichen Welt der Streit um die Priorität unzweifelhaft zugunsten des Prof. Braun entschieden worden. In der betreffenden Diskussion betonte vornehmlich Prof. Simon (Göttingen):

„Daß die theoretischen Grundlagen für die Braunsche Erfindung weitgehend vorhanden waren, ehe jemand an drahtlose Telegraphie dachte, bestreitet niemand. Sie aber mit vollem wissenschaftlichen Bewußtsein auf das praktische Problem angewendet zu haben, das Verdienst wird Braun niemand streitig machen können. Er hat der unsicher tastenden Experimentiermethode das zielbewußte Vorgehen echter Wissenschaftlichkeit entgegengestellt. Der so gewonnene prinzipiell neue Fortschritt ist sein Geber, die elektrische Analogie zu der auf einem Resonanzkasten befestigten Stimmgabel. Man kann das anerkennen, ohne deshalb die unvergänglichen Verdienste Marconis in der ganzen Frage, und ohne die wertvolle Pionierarbeit Slabys herabzusetzen."

Dieser Erklärung trete ich in jeder Hinsicht bei. Als Telegraphentechniker habe ich von Beginn der ersten Versuche der drahtlosen Telegraphie mittels elektromagnetischer Wellen bis heute jeden Fortschritt mit Interesse verfolgt und objektiv auf seine Bedeutung für die Praxis untersucht. Sobald ich Kenntnis von dem Braunschen Schwingungskreis erhielt (Anfang 1898) habe ich sofort in Wort und Schrift darauf hingewiesen, daß diese Erfindung das A und O der Funkentelegraphie bedeute. Die Entwicklung der elektrischen drahtlosen Nachrichtenübermittelung hat mir recht gegeben. Heute nach einem Jahrzehnt ist der Braunsche Schwingungskreis einer der wesentlichsten Bestandteile jeder Anlage für drahtlose Telegraphie. In Deutschland wird der Name Braun genügend hoch eingeschätzt, im Auslande sucht man ihn zu ignorieren und zu verleugnen. Hier hätte die Telefunkengesellschaft, die sich sonst die größten Verdienste um die technische Verwertung der Braunschen Erfindungen erworben hat, energischer eingreifen sollen. Diesen Vorwurf kann ich ihr nicht ersparen; freilich trifft er weniger deren technische Leitung als die Gesellschaften, von denen die Telefunkengesellschaft finanziell abhängig ist.

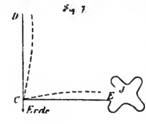
In gleicher Weise bahnbrechend waren die Arbeiten des Prof. Slaby zur Lösung der Abstimmungsfrage. Es hatte sich

bald herausgestellt, daß der drahtlosen Telegraphie ein recht lästiger Übelstand anhaftet; ein Strahlensender wirkt auf alle in seinem Bereich befindlichen Empfangsapparate ein. Daraus folgt:

1. daß die Telegrammübermittelung zwischen zwei Stationen gestört wird, sobald eine dritte Station, in deren Wirkungsbereich jene liegen, Zeichen gibt.
2. daß ein in der Beförderung begriffenes Telegramm von Unberufenen mitgelesen werden kann, also das Telegraphengeheimnis preisgegeben ist.

Den Bemühungen Slabys ist es gelungen, diesem Mangel bis zu einem gewissen Grade in einfacher Weise durch Abstimmung des Gebers und des Empfängers auf eine vereinbarte Wellenlänge abzuhelfen.

Nach der von Prof. Slaby in Heft 2 der Elektrotechnischen Zeitschrift von 1901 veröffentlichten Theorie des funkentelegraphischen Gebers ist die Länge der in einem Senderdrahte erzeugten elektrischen Welle gleich der vierfachen Drahtlänge. Die auftretenden Wechselspannungen unterliegen einem einfachen harmonischen Gesetz: Am oberen Ende des Drahtes bildet sich stets ein Schwingungsbauch und an der Funkenstrecke stets ein Knotenpunkt der Spannung aus; im Drahte sind stehende elektrische Schwingungen vorhanden. Durch entsprechende Bemessung der Länge des Senderdrahts und der Kapazität des in diesen eingeschalteten Kondensators kann man elektromagnetische Wellen von beliebiger bestimmter Länge aussenden. Man kann ferner auch bei einer vorhandenen Anlage die Wellenlänge in beliebigem Maße verändern, indem man durch Einschaltung abgestimmter Spulen die Selbstinduktion des Systems ändert. In gleicher Weise läßt sich der Empfangsdraht abstimmen. Man braucht diesem nur dieselbe Länge wie dem Senderdrahte zu geben und das untere Ende durch Erdverbindung zu einem Knotenpunkte zu machen; dann bilden sich in



ihm Wechselspannungen nach demselben harmonischen Gesetz aus. Der Fritter müßte seinen Platz am oberen Drahtende bei D (Fig. 7) erhalten, wo sich der Schwingungsbauch befindet. Da dies in der Praxis nicht angeht, so schließt Slaby an den Knotenpunkt C des Auf-

fangedrahtes einen zu einer großen Spule gewickelten Draht von gleicher Länge an und legt an dessen freies Ende *E* den Fritter. Die Schwingungen übertragen sich durch den Knotenpunkt auf den zweiten Draht *CE* und erzeugen an dessen Ende einen Schwingungsbauch von gleicher Stärke wie bei *D*. Dies gilt aber nur für Wellen, die gerade viermal so lang sind, wie *CD*; alle Wellen von anderer Länge wandern dagegen am Knotenpunkte *C* in die Erde. Ist der Auffangedraht kleiner als die Viertellänge der ankommenden Wellen, so können letztere dadurch zum Weiterwandern in den Verlängerungsdraht veranlaßt werden, daß man die Gesamtlänge beider Drähte gleich der halben Wellenlänge macht. Z. B. würden zum Empfange von 200 m langen Wellen an einen nur 40 m langen senkrechten Draht noch 60 m Draht im Erdungspunkte anzuschließen sein. Letzterer ist dann zwar für die 200 m langen Wellen kein reiner Knotenpunkt, er läßt sie aber fast ungeschwächt in den Verlängerungsdraht übertreten, an dessen Ende sie einen Schwingungsbauch bilden; alle andern Wellen verschluckt der Erdungspunkt.

Um die dem Fritter zuzuführende Spannung noch weiter zu erhöhen, schaltet ihn Slaby nicht zwischen Punkt *E* und Erde, sondern er verbindet mit dem Punkte *E*, dem Ende des Verlängerungsdrahtes, noch ein Drahtstück *EJ* von der Länge einer halben Welle und legt den Fritter zwischen die Punkte *E* und *J*. Da zwischen diesen Punkten eine Phasenverschiebung von 180° entsteht, so wird der Spannungsunterschied zwischen den Fritterenden doppelt so groß als bei der Erdung des Fritters. Der Wegfall der Erdverbindung soll den Fritter zugleich den statischen Ladungen der Atmosphäre entziehen und damit die lästigen Störungen der Luftelektrizität möglichst beseitigen.

Die Slabyschen Feststellungen geben auch die Möglichkeit, mit einem Auffangedraht gleichzeitig Telegramme von zwei oder mehr Stationen aufzunehmen. Man hat zu dem Zwecke nur an den Erdungspunkt des senkrechten Drahtes für jede Station einen besonderen Verlängerungsdraht, welcher der vereinbarten Wellenlänge entspricht, anzuschließen. Dann verteilen sich die ankommenden Wellen verschiedener Länge so auf die einzelnen Verlängerungen, daß jede der letzteren nur diejenigen Wellen aufnimmt, deren halbe Länge gleich der Gesamtlänge des Auffangedrahtes plus der betreffenden Verlängerung ist.

Es unterlag keinem Zweifel, daß Slabys Arbeiten, die bereits im Dezember 1900 veröffentlicht wurden, die Einführung der drahtlosen Telegraphie in den Dienst des Nachrichtenverkehrs mächtig fördern mußten. Ihre praktische Durchführung wurde durch den von Professor Braun erfundenen geschlossenen Schwingungskreis zur Erzeugung lang anhaltender reiner und schwach gedämpfter Schwingungen wesentlich erleichtert; er lieferte das noch fehlende unentbehrliche Mittel zur Erzielung einer genügend sicheren Abstimmung. Nach den Vorbildern von Braun und Slaby arbeiten heute alle Systeme der drahtlosen Telegraphie mit abgestimmten Stromkreisen, d. h. Schwingungskreisen die auf eine bestimmte Wellenlänge abgestimmt sind. Jeder Schwingungskreis eines Systems schwingt mit sämtlichen anderen Schwingungskreisen des gleichen Systems in Resonanz. Es muß vollständige Resonanz in allen Schwingungskreisen der Geber- und Senderstation herrschen, mögen diese Schwingungskreise offene oder geschlossene Strombahnen sein. Die Resonanzbedingung aber wird dadurch erfüllt, daß die Produkte aus Kapazität und Selbstinduktion der einzelnen Schwingungskreise einander gleich gemacht werden. Die Faktoren des Produktes selbst, also die Kapazität und Selbstinduktion jede für sich genommen, brauchen aber in den einzelnen Stromkreisen nicht die gleiche Größe zu haben. So kann in dem einen Stromkreis z. B. die Kapazität viel geringer sein als in dem anderen, wenn nur dafür dieser eine größere Anzahl Drahtwindungen, also eine größere Selbstinduktion enthält. Unerläßliche Vorbedingung ist aber, daß die elektrischen Oszillationen langsam und in vielen Schwingungen verklingende, schwach gedämpfte Wellenbewegungen sind. Diese Bedingung erfüllt die Braunsche Senderanordnung für schwachgedämpfte Wellen in einem dem praktischen Bedürfnis vollständig genügenden Maße. Mit den elektrischen Oszillationen des Marconisenders, die aus einigen wenigen starken Impulsen bestehen, sind dagegen ausgesprochene Resonanzerscheinungen nicht zu erzielen. Der Marconisender ist daher auch bald wieder aus dem Betriebe zurückgezogen worden, während der Braunsche Sender heute noch uneingeschränkt das Feld behauptet. Ich stehe nicht an, das aus den Braunschen und Slabyschen Arbeiten hervorgegangene deutsche Telefunkensystem in den ihm durch den technischen Direktor der Gesellschaft, den rührigen Grafen

v. Arco, gegebenen vielfachen Ausführungsformen für das beste der gegenwärtig vorhandenen Systeme für drahtlose Telegraphie zu bezeichnen.

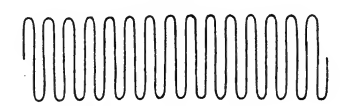
Der Hauptwert der drahtlosen Telegraphie liegt in der Ermöglichung eines sicheren Nachrichtenaustausches zwischen Schiffen in See miteinander und mit den in der Nähe befindlichen Küstenstationen; hierbei kommen Entfernungen von mehr als 200—300 Kilometer kaum in Betracht. Solche Entfernungen überbrückt das Telefunkensystem sicher mit seiner einfachsten Ausführungsform ohne erheblichen Aufwand von primärer elektrischer Energie, also ohne Bedarf großer und kostspieliger elektrischer Maschinenanlagen. Auch für Anlagen größerer Reichweite bis zu 1000 Kilometer ist der Energiebedarf nur gering, da für diese als Wellenanzeiger dann nicht mehr der Fritter sondern der viel empfindlichere elektrolytische Wellenanzeiger von Schlömilch, gleichfalls eine deutsche Erfindung, zur Anwendung kommt. Der Aktionsradius der von der Telefunkengesellschaft erbauten Riesenstation Nauen kommt dem der transatlantischen Marconistationen gleich. Wenn die Telefunkengesellschaft nicht in einen Wettbewerb für den transatlantischen Verkehr eingetreten ist, so hat sie das in der richtigen Erkenntnis getan, daß es zurzeit noch nicht die Aufgabe der drahtlosen Telegraphie sein kann, die Kabeltelegraphie zu verdrängen. Wo Kabelbetrieb vorhanden ist, muß man die Anlage von Funkentelegraphen so lange als verfrüht bezeichnen, bis der drahtlose Betrieb dieselbe Sicherheit gewährleisten kann wie der Kabelbetrieb. Das ist aber noch lange nicht der Fall, selbst die beste Anlage für drahtlose Telegraphie ist nach dem gegenwärtigen Stande der technischen und wissenschaftlichen Entwickelung immer noch den Störungen durch die Elektrizität der Atmosphäre unterworfen. Auch das Telegrammgeheimnis ist nicht gewahrt; mit Leichtigkeit können die Telegramme der drahtlosen Stationen von Unbefugten aufgefangen werden.

Wenn man den in den letzten beiden Jahren in den Tagesblättern und selbst in den technischen Zeitschriften enthaltenen Nachrichten Glauben schenken könnte, so wären auch diese der drahtlosen Telegraphie noch anhaftenden Mängel durch neuere Erfindungen bereits beseitigt, d. h. der Braunsche Sender der Telefunkengesellschaft wäre überholt und könnte zum alten Eisen

gelegt werden. Das ist aber, wie ich nachweisen werde, keineswegs der Fall.

Die neueren Bestrebungen zur Vervollkommnung der drahtlosen Nachrichtenübermittelung nehmen ihren Ausgangspunkt in der Erwägung, daß der Braunsche Sender, da er mit zwar schwach gedämpften, immerhin aber gedämpften Wellen arbeitet, eine vollkommen scharfe resonanzfähige Strahlung nicht zu liefern vermöchte, und daß dieser Mangel durch Anwendung dauernder und ungedämpfter Schwingungen (Fig. 8), deren Schwingungs-





Ungedämpfte Welle des Lichtbogensenders

amplitude gleich bleibt, zu beseitigen sei. Auch hier sind es wieder zunächst die Arbeiten deutscher Gelehrten, die auf die Bedeutung der aus ungedämpften Schwingungen bestehenden hochfrequenten Wechselströme für die drahtlose Telegraphie hingewiesen haben. Professor H. Th. Simon (Göttingen) zog bereits 1903 auf Grund seiner gemeinschaftlich mit Professor Reich ausgeführten Untersuchungen in der Physikalischen Zeitschrift die folgenden praktischen Konsequenzen:

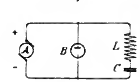
„Die bisherige Erregungsweise von elektrischen Schwingungen mit Hilfe von Luftfunkenstrecken und Induktionsapparaten ist unrationell und liefert Hochfrequenzströme relativ unregelmäßiger Art. Zur dauernden Erregung sehr wirksamer Wellen dieses Typus sind hochgespannte Gleichstromquellen z. B. Hochspannungsmaschinen oder Hochspannungsakkumulatoren von genügender Stromkapazität sowie Vakuumfunkenstrecken weit geeigneter. Es läßt sich alles, was man bisher mit Induktionsapparaten geleistet hat, weit rationeller und wirksamer mittels Hochspannungsmaschinen erreichen. Die Technik wird daher der Praxis der Hochfrequenzströme einen

großen Dienst leisten, wenn sie sich zum Bau widerstandsfähiger Hochspannungsdynamos von 10000 bis 20000 Volt entschließt."

Als Vakuumfunkenstrecke hat Simon bei seinen Versuchen eine Arons-Hewittsche Quecksilberdampflampe benutzt. Von der Anwendung von Hochspannungsdynamos für Gleichstrom in Verbindung mit Vakuumfunkenstrecken für Zwecke der drahtlosen Telegraphie hat man bisher abgesehen. Dagegen sind mehrfach Versuche gemacht worden, ungedämpfte elektrische Schwingungen unmittelbar durch Hochfrequenz-Wechselstromgeneratoren zu erzeugen. So hat 1905 der englische Physiker Duddell einen Wechselstromgenerator für 120000 Perioden gebaut, der aber nur 0,2 Watt Energie abgeben konnte, und der Amerikaner Professor R. Fessenden hat einen Wechselstromgenerator von 60000 Perioden mit 250 Watt Energieabgabe konstruiert. Zunächst erscheint es noch für absehbare Zeit ausgeschlossen, eine Schnellfrequenzmaschine mit einer für die drahtlose Telegraphie erforderlichen größeren Energieabgabe von mehreren Kilowatt bauen zu können. Man würde dem erstrebten Ziele näher kommen, wenn es gelingen würde, die Maschinen in der Armierung eisenlos zu bauen, ohne daß dadurch die Festigkeit beeinträchtigt würde. Aber selbst wenn man eine gute Maschine mit dauernder Frequenz von 50000 und Energieabgabe von einigen Kilowatt haben könnte, so würde dieser eine Wellenlänge von 6000 m entsprechen müssen. Um jedoch mit solchen langen Wellen arbeiten zu können, würde es wiederum besonderer Luftleiteranordnungen bedürfen. Die direkte Erzeugung ungedämpfter elektrischer Wellen für die drahtlose Telegraphie durch Wechselstromgeneratoren wird also jetzt noch nicht in Frage kommen können.

Weitere fruchtbare Anregung zur Lösung des Problems der drahtlosen Telegraphie mittels ungedämpfter Wellen gaben der Simonsche tönende Flammenbogen, sowie die Untersuchungen Simons und Duddells über dieses Phänomen. Schaltet man parallel zu einem elektrischen Lichtbogen, der durch Gleichstrom gespeist wird, einen Wechselstromkreis mit passender Kapazität und Selbstinduktion, so wird der Lichtbogen ertönen, und es wird im Wechselstromkreis ein Wechselstrom auftreten, der dieselbe Wechselzahl hat, wie der des elektrischen Lichtbogens.

Das Simonsche deutsche Patent hierüber vom 26. März 1903 lautet: „Einrichtung zur Erzeugung elektrischer Schwingungen mittels einer mit hochgespanntem Gleichstrom oder langsam wechselndem Wechselstrom betriebenen Funkenstrecke, mit der ein aus Kapazität und Selbstinduktion bestehender Schwingungskreis gekoppelt ist, gekennzeichnet durch eine unsymmetrisch gestaltete Funkenstrecke."



Die Schaltung wird durch Fig. 9 veranschaulicht, in welcher A die Dynamomaschine, B die Funkenstrecke, L die Selbstinduktion und C die Kapazität bedeutet.

Unter unsymmetrischen Funkenstrecken versteht man solche, die durch irgend eine physikalische Unsymmetrie der Elektroden hinsichtlich des Entladungspotentials sich je nach der Richtung der Elektrodenspannung verschieden verhalten. Die ungedämpfte Form der Schwingungen hat Simon bereits damals erkannt; als Hilfsmittel zur Erzeugung derselben gab er unter anderen den Kohle-Kupferlichtbogen mit Kupfer als Anode, sowie die Kühlung der Anode an.

Ein weiterer Epigone auf dem Gebiete der Hochfrequenzschwingungen ist Nikola Tesla; seine Arbeiten scheinen in Vergessenheit geraten zu sein. Nach einer Veröffentlichung in dem Buche „The Inventions Researches and Writings of Nikola Tesla, 1894, New York" benutzte Tesla schon damals zur Erzeugung von Hochfrequenzschwingungen die Gleichstromspeisung eines elektrischen Lichtbogens, den er der Einwirkung eines kräftigen Elektromagneten — Blasmagneten — zur Auslöschung des Lichtbogens aussetzte. Unter den Lichtbogenelektroden ordnete Tesla eine kleine Lampe an, die den Zweck haben sollte, einerseits eine Erwärmung der Lichtbogenelektroden und andererseits eine Luftbewegung zur Unterbrechung des Lichtbogens hervorzurufen. Dem Umstande, daß bei dieser Anordnung der Lichtbogen in einer durch die Verbrennungsprodukte der Lampe erzeugten wasserstoffhaltigen Atmosphäre brennt, scheint Tesla keine besondere Bedeutung beigelegt zu haben. Er scheint auch sonst die Bedeutung seiner Arbeiten für die Anwendung von Hochfrequenzschwingungen in der drahtlosen Telegraphie nicht erkannt oder nicht genügend gewürdigt zu haben.

Dem dänischen Ingenieur Valdemar Poulsen blieb es vorbehalten, aus den Erfindungen und Arbeiten von Simon, Duddell und Tesla auf empirischem Wege die praktischen Konsequenzen zu ziehen und die alte Tesla-Anordnung in verbesserter Form wieder aufleben zu lassen. Es gelang Poulsen Wechselströme mit einer Million Schwingungen und mehr in der Sekunde dadurch zu erzielen, daß er

1. den elektrischen Lichtbogen, der unter Einfluß eines durch einen Elektromagneten erzeugten starken Magnetfeldes steht, in Wasserstoff oder in einer wasserstoffhaltigen Atmosphäre brennen läßt,
2. den elektrischen Lichtbogen abkühlt, indem er nach dem Vorgange von Elihu Thomson als Anode Kupfer statt Kohle nimmt und die Anode durch fließendes Wasser kühlt.



Fig. 10.

Fig. 10 gibt das Bild einer ungedämpften Schwingung, wie sie mit einem in Wasserstoff brennenden Lichtbogen erhalten wird. Das Bild ist ebenfalls von Prof. Dr. Diesselhorst mit dem Glimmlichtoszillographen von Gehrcke aufgenommen worden. Die Periodenzahl der Schwingung beträgt etwa 100000 in der Sekunde, was einer Wellenlänge von 3000 m entspricht. Die Telefunkengesellschaft, die zu derselben Zeit und unabhängig von Poulsen in gleicher Richtung Versuche mit dem Bogenlampenschwingungskreis angestellt hat, ist zu dem Ergebnis gekommen, daß man den elektrischen Lichtbogen auch ohne eine Atmosphäre von Wasserstoff oder von einem Wasserstoff enthaltenden Gase zur Erzeugung ungedämpfter Wellen benutzen kann; es bedarf dazu nur der Kühlung der Anode und der richtigen Wahl des Elektrodenmaterials; als letzteres nimmt die Telefunkengesellschaft ebenfalls Kupfer und Kohle.

Als 1906 die ersten praktischen Ergebnisse der elektrischen Lichtbogentelegraphie nach dem System Poulsen und dem System

Telefunken bekannt wurden, gab man sich allgemein der Hoffnung hin, daß mit dieser Telegraphie der kontinuierlichen ungedämpften Schwingungen eine Aera der drahtlosen Telegraphie begonnen habe, in der alle dem neuen Verkehrsmittel noch anhaftenden Mängel bald beseitigt werden würden. Poulsen-Enthusiasten sagten bereits der Funkentelegraphie mittels schwach gedämpfter Schwingungen, dem alten Braunsender, ruhmloses Verschwinden voraus. Mit Hilfe der ungedämpften Schwingungen hoffte man eine Verkleinerung der Luftleitergebilde und die Verwendung geringerer Energie zu ermöglichen, ferner infolge der besseren Abstimmung eine Mehrfachtelegraphie einrichten zu können und die Anlagen den Störungen durch die Elektrizität der Atmosphäre zu entziehen. Ich konnte von Anfang an diese Hoffnungen nicht teilen und habe bereits 1907 in Band XII des Handbuchs der Elektrotechnik von Heinke betont, daß die unerläßliche Bedingung für die Erfüllung dieser Hoffnungen die vollkommene Betriebssicherheit des Wellenerregers sei. Eine solche ist bei dem elektrischen Lichtbogen nicht vorhanden; bei noch so genauer Regulierung der Elektroden steht immer zu befürchten, daß durch Zufälligkeiten hervorgerufene Schwankungen im Lichtbogen auftreten, die eine Veränderung der Wellenlänge und der Stärke der Schwingungen bedingen. Ferner wird es trotz Verwendung mehrerer Lichtbögen nicht möglich sein, die zur Ausstrahlung kommende Energie auf eine größere Anzahl Kilowatt zu erhöhen. Die inzwischen gesammelten Erfahrungen haben diese Auffassung bestätigt. Insbesondere wurde die Hoffnung getäuscht, mit erheblich kleineren Luftleitergebilden und geringeren Masthöhen auszukommen. Für den Sender wäre das schließlich möglich gewesen, bezüglich des Empfängers überzeugte man sich aber bald, daß man nach wie vor Antennen von beträchtlicher Höhe und Ausdehnung brauchte, um an der Empfangsstelle die zur Betätigung des Wellenanzeigers erforderliche elektrische Energie aus dem Raume auffangen zu können. Die im Bau begriffene, für den transatlantischen Verkehr bestimmte große Station Knockroe der Poulsen-Gesellschaft erhält deshalb auch Luftleitermasten von 120 m, d. h. einer ganz beträchtlichen Höhe. Auch die Vorteile der besseren Abstimmbarkeit haben sich nicht als besonders erhebliche herausgestellt. Böswilligen Störungen anderer Stationen sind die mit unge-

dämpften Schwingungen arbeitenden Anlagen jedenfalls ebenso ausgesetzt wie die mit schwach gedämpften Schwingungen arbeitenden; während befreundete Stationen, um den Betrieb nicht zu stören, ebenso wie bisher auch nur durch Änderung der Wellenlänge ausweichen können. Den Kardinalfehler, der allen drahtlosen Stationen anhaftet, haben die Stationen für ungedämpfte Schwingungen nicht vermeiden können; sie sind, wie sich in der Praxis ergeben hat, ebenfalls den Störungen der Atmosphäre unterworfen. Das nimmt jetzt nicht mehr Wunder, denn wie inzwischen die genauere wissenschaftliche Untersuchung und insbesondere Aufnahmen der Bogenlichtschwingungen für drahtlose Telegraphie, wie sie in der Praxis Verwendung finden, durch den Glimmlichtoszillographen ergeben haben, sind die sogenannten kontinuierlichen ungedämpften Schwingungen in der Tat ebenfalls unterbrochene und in geringem Maße gedämpfte Schwingungen. Man kann dies schon durch Einschalten eines Telephons in den Empfangsstromkreis feststellen; die dauernd von der Senderstation ausgestrahlten Wellenzüge erzeugen in dem Telephon nicht einen konstanten Ton, sondern ein unregelmäßig starkes Rauschen. Es wird dies durch das zeitweise Aussetzen der Schwingungen hervorgerufen. Das Bild No. 10 trifft nur für Schwingungen zu, bei welchen dem Schwingungskreise wenig oder gar keine Energie entzogen wird, andernfalls erleiden die Schwingungen ebenfalls eine wenn auch nur geringe Dämpfung und zeitweise Unterbrechungen. Bei der drahtlosen Telegraphie kommt es aber gerade darauf an, daß dem Bogenlichtkreise möglichst viel Schwingungsenergie entzogen wird, um als Strahlungsenergie in den Raum überzutreten.

Neuerdings hat man gefunden, daß bei einigermaßen großer Erreger-Kapazität, das Spektrum des Bogenlampensenders ein Funkenspektrum ist. Der Erregerkreis des Bogenlampensenders unterscheidet sich hiernach qualitativ in keiner Weise von dem Braunschen Schwingungskreise; an die Stelle der Funkenstrecke ist lediglich der Lichtbogen zwischen den Elektroden der Bogenlampe getreten. Man ist daher berechtigt, die in Deutschland populär gewordene Bezeichnung Funkentelegraphie auch auf die Bogenlampenmethode anzuwenden; wissenschaftlich wird man sie als drahtlose Telegraphie mittels nahezu ungedämpften

Schwingungen zu bezeichnen haben. Vollkommen ungedämpfte und kontinuierliche Schwingungen können mit dem Hochfrequenzschwingungskreise der Bogenlampe nur dann erhalten werden, wenn man diesem Schwingungskreise fast gar keine Energie entzieht. Schon bei einer Entziehung von mehr als 30 Watt ist die Kontinuierlichkeit geschwunden und eine Dämpfung der Schwingungen eingetreten. Besonders beeinträchtigt wird die Kontinuierlichkeit durch die Wirkung des Elektromagneten auf den Lichtbogen; diese ist aber notwendig, um einen einigermaßen brauchbaren Nutzeffekt zu erzielen. Ohne Elektromagneten ist es kaum möglich, mehr als 5 % der aufgewendeten Primärenergie in Schwingungsform durch die Antenne ausstrahlen zu lassen, während man mit einem starken Elektromagneten auf 10 % kommt. Der ökonomische Wirkungsgrad des Braunsenders beträgt dagegen mindestens 15 % und kann bis auf 25 % gesteigert werden. Als besonderer Vorzug der Bogenlampenmethode bleibt daher nur die Möglichkeit, längere Wellen zu benutzen, was für Stationen großer Reichweite, namentlich wenn große Strecken über Land in Frage kommen, wohl von Bedeutung ist. Für Stationen mittlerer Reichweite, d. h. für den größten Teil der im Betriebe befindlichen Stationen, verdient dagegen der erheblich einfachere und betriebssichere Braunsender den Vorzug. Auch für die Großstationen wird die Bogenlampenmethode wieder aufgegeben werden, sobald es gelungen sein wird, Einrichtungen zu treffen, die einen besseren Nutzeffekt gewährleisten und die Störungen der Atmosphäre unwirksam machen.

Erfolg versprechen in dieser Hinsicht die noch nicht zum Abschluß gekommenen Arbeiten der Telefunkengesellschaft, die darauf hinzielen, an die Empfangsstelle einen musikalischen Ton von solcher Reinheit zu übertragen, daß er durch alle Störungen klar und deutlich hindurchgehört werden kann, mögen diese Störungen durch atmosphärische Entladungen oder durch die Wellensendung anderer Stationen hervorgerufen worden sein.

Meine Ausführungen über die Entwickelung der drahtlosen Telegraphie möchte ich in folgende Leitsätze zusammenfassen:

1. Die praktische Lösung des Problems der drahtlosen Telegraphie ist durch Marconi erfolgt. Sein Hauptverdienst ist die Ausrüstung der Senderstation mit einer die Ausstrahlung der elektromagnetischen Wellen in den Raum begünstigenden

vertikal geführten Luftleitung. Die ursprüngliche Senderanordnung Marconis hat indes heute keine Bedeutung mehr; sie kommt kaum noch für Anlagen geringster Reichweiten zur Anwendung.

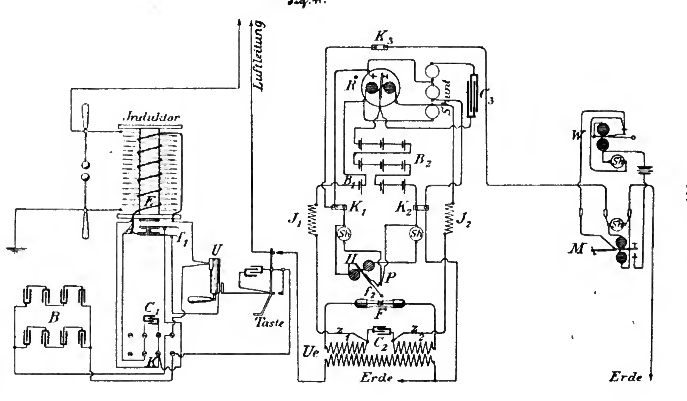
2. Die Entwickelung der drahtlosen Telegraphie im Inlande und im Auslande zu ihrer heutigen Bedeutung ist nur möglich geworden durch die Arbeiten der deutschen Professoren Braun und Slaby. Insbesondere bildet der Braunsche geschlossene Schwingungskreis zur Erzeugung schwach gedämpfter Wellen den wesentlichsten Bestandteil aller in die Praxis eingeführten Systeme für drahtlose Telegraphie; er kehrt in den mannigfachsten Ausführungsformen wieder.
3. Die Bogenlampenmethode zur Erzeugung sogenannter kontinuierlicher und ungedämpfter Schwingungen nach den Anordnungen von Poulsen und der Gesellschaft Telefunken erscheint nicht geeignet, die auf dem Braunschen Schwingungskreise beruhenden Systeme für geringe und mittlere Reichweiten zu verdrängen. Die hierbei zur Verwendung kommenden Schwingungen sind tatsächlich unterbrochene und nur nahezu ungedämpfte.
4. Eine Überlegenheit der Bogenlampenmethode vor dem Funkensender Brauns besteht nur für Stationen großer und größter Reichweite. Eine Sicherheit vor Störungen durch die Elektrizität der Atmosphäre gewährt die Bogenlampenmethode jedoch nicht.
5. Die in Deutschland volkstümlich gewordene Bezeichnung Funkentelegraphie für das neue Verkehrsmittel ist auch nach Einführung der Bogenlampenmethode noch zutreffend.

II. Praktische Funkentelegraphie.

1. Verwendung starkgedämpfter Wellen.

Das Marconisystem. — Der Urtypus aller mit starkgedämpften Wellen arbeitenden Funkentelegraphensysteme ist die in Abb. 1 schematisch veranschaulichte alte Marconianordnung. Eine solche Schaltung ist mit geringen Abänderungen auch bei der ersten deutschen Funkentelegraphenanlage für den allgemeinen Verkehr zur Anwendung gekommen, die am 15. Mai 1900 zwischen Borkum Leuchtturm und dem Feuerschiff Borkum Riff eröffnet wurde. Die Entfernung beider Stationen beträgt 35 km. Neben dem Leuchtturm ist zur Aufhängung der Luftleitung ein Mast von 38 m errichtet, während auf dem Feuerschiff die Luftleitung an einem 40 m hohen Maste befestigt ist. Die Schaltung der beiden Stationen veranschaulicht Abb. 11.

Ein großer Ruhmkorffscher Induktor, dessen Umwindungen nach außen durch einen Ebonitmantel geschützt sind, dient als Funkenerzeuger. Die Enden der sekundären Induktorspule stehen mit zwei Metallstangen in Verbindung, die an ihrem anderem Ende je einen beweglichen Messinghebel mit Messingkugel von etwa 2,5 cm Durchmesser tragen. Der eine Messinghebel steht mit der Luftleitung, der andere mit der Erde in Verbindung. Der Anker A des Induktors, die Feder f_1 und die primäre Induktorspule mit dem Eisenkern E bilden die Unterbrechungsvorrichtung. Als Zeichengeber dient eine auf einem hölzernen Untersatzkasten angebrachte Taste von etwa 30 cm Länge; der Tastenhebel steht einerseits mit der Luftleitung, andererseits mit dem Umschalter U in Verbindung. Der Ruhekontakt der Taste ist mit dem Übertrager Ue und der Arbeitskontakt mit dem einen Pol der Batterie B verbunden.


Fig. 11.
Luftleitung
Induktor
E
B
C1
K
f1
U
Taste
K3
R
Shunt
C3
B2
B1
K1
K2
J1
J2
Sh
Sh
H
P
f2
F
z1
z2
C2
Ue
Erde
W
Sh
Sh
M
Erde

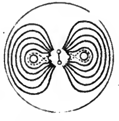
Der Empfänger besteht aus dem Übertrager *Ue*, dem Fritter *F*, den beiden Induktionsrollen I_1 und I_2, dem polarisierten Relais *R*, dem Hammer *H*, dem Morsefarbschreiber *M*, dem Wecker *W*, sowie mehreren Zweigwiderständen *Sh* und den Kondensatoren C_3 und C_3. Der Übertrager *Ue* hat eine primäre und zwei sekundäre Rollen. Die primäre Wickelung ist einerseits über den Ruhekontakt der Taste mit der Luftleitung und andererseits mit Erde verbunden. Die sekundären Wickelungen sind an einem Ende mit dem kleinen Kondensator C_2 und gleichzeitig mit den Induktionsspulen I_1 bezw. I_2 verbunden; zwischen die anderen Enden ist der Fritter *F* eingeschaltet.

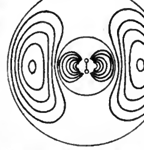
Der Fritter besteht aus einer etwa 10 cm langen, fast luftleeren Glasröhre, die mit einer Mischung aus Nickel- und Silberfeile gefüllt ist. Diese Mischung der Frittermasse wird durch zwei Silberplättchen abgeschlossen, die mit Platindrähten in Verbindung stehen, welche in das Glas eingeschmolzen sind. Der Fritter wird in eine besondere Einstellvorrichtung eingesetzt, in welcher die Platindrähte mit den sekundären Wickelungen des Induktionsübertragers verbunden werden. Die nach dem Aufhören der jeweiligen elektrischen Bestrahlung der Frittröhre erorderliche Dekohärierung oder Entfrittung der die leitende Brücke bildenden Masse wird durch den Klöppel des Hammers *H* bewirkt, welcher bei Stromschluß gegen die Frittröhre schlägt. Die Einrichtung des Hammers entspricht im allgemeinen der eines gewöhnlichen Weckers, er arbeitet, indem er selbsttätig den Strom abwechsend schwächt und verstärkt. Der Morseschreiber *M* ist parallel zum Hammer eingeschaltet; er schließt beim Arbeiten einen Ortsstromkreis, wodurch der Wecker *W* in Tätigkeit gesetzt wird. Durch die Klingelzeichen des Weckers wird der Anruf bewirkt.

Der Sender wirkt folgendermaßen. Bei Tastendruck fließt ein Strom aus der Batterie *B* über den Arbeitskontakt zum Umschalter *U*, von diesem über die Feder f_1 zum Anker *A*, weiter zur Klemme *K*, durch die primäre Wickelung des Induktors zum Umschalter *U* und zur Batterie zurück. Der durch den Stromschluß magnetisierte Eisenkern des Induktors zieht den Anker *A* an, hierdurch wird der Stromkreis unterbrochen, und das Spiel beginnt in der bekannten Weise von neuem. Der zwischen dem Anker *A* und die Feder f_1 eingeschaltete Kondensator C_1 wird bei jeder Stromunterbrechung geladen; hierdurch

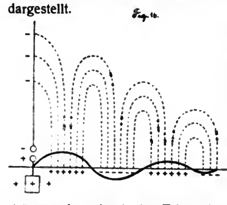
wird der Öffnungsfunke zwischen A und f_1 erheblich geschwächt und bewirkt, daß die Stromunterbrechung schnell von statten geht.

Die durch den Tastendruck und das Spiel des Selbstunterbrechers in der aus wenig dicken Drahtwindungen bestehenden primären Rolle erzeugten, sehr schnell aufeinander folgenden kurzen Stromstöße rufen in der sekundären Rolle, die aus sehr vielen Windungen besteht (30 km Drahtlänge), durch Induktion so hohe elektrische Spannungen hervor, daß bei gehöriger Einstellung der Messingkugeln des Induktoriums zwischen diesen zahlreiche Funken überspringen. Die bei diesen Entladungen entstehenden elektrischen Schwingungen strahlen aus der Luftleitung in den Raum aus. Von der offenen Strombahn des Luftleiters schnüren sich, wenn sie in elektrische Schwingungen versetzt wird, nach Hertz Kraftlinien ab; sie wandern als elektromagnetische Wellen in den Raum hinaus und kehren nicht mehr zurück, sobald sie einen gewissen Abstand erreicht haben. Diese Wanderung der Kraftlinien veranschaulichen die Abb. 12—15. In Abb. 12 kehren die Kraftlinien noch zur Ausgangsstelle, d. h. der Funkenstreke oder der mit ihr verbundenen Luftleitung zurück; in Fig. 13 sind sie bereits im Begriff sich von der Funkenstrecke und der Luftleitung zu trennen; man erkennt deutlich die Einschnürung und die Stellen, wo die Trennung erfolgen wird. In Fig. 14 hat sich die Trennung vollzogen; Fig. 15 zeigt die nächste Ladung bezw. Erregung, die neue Kraftlinien aus der Funkenstrecke und der Luftleitung in den Raum hinaustreibt. Der Vorgang wiederholt





sich; immer wieder werden neue Kraftlinien abgeschnürt, die ihre Vorgänger nach allen Richtungen weiter in den Raum hinausdrängen. Durch die Ausstrahlung verliert jedoch die offene Strombahn an ihrer eigenen Energie; ihre elektrische Schwingung hört also bald auf, sie klingt etwa in einem halben Dutzend Schwingungen schnell ab. Da die Funkenstrecke d. h. die eine Oszillatorhälfte mit Erde verbunden ist, so wird man sich die Fortpflanzung der elektrischen Wellen über der Erdoberfläche durch Abb. 16 veranschaulichen können. Die elektromagnetische Welle selbst wird durch die ausgezogene Linie dargestellt.



Die durch die Luftleitung der Empfangsstation aus dem Äther aufgefangenen oder gleichsam aufgesaugten elektrischen Wellen fließen über den Tastenhebel zum Übertrager *Ue* und durch dessen primäre Wickelung zur Erde. Die hierdurch in den beiden sekundären Rollen Z_1 und Z_2 erzeugten Induktionsströme gehen durch den Fritter *F*. Die Induktionsrollen I_1 und I_2 mit hoher Selbstinduktion verhindern, daß die Wellenströme des Fritterstromkreises in den Relaisstromkreis eintreten. Unter dem Einflusse der elektrischen Wellen wird die Frittermasse elektrisch leitend. Hierdurch wird das Relais *R* in Tätigkeit gesetzt, indem der Strom eines Trockenelementes B_1 von dem einen Batteriepole über die Induktionsrolle I_1, die sekundäre Wickelung Z_1 des Übertragers *Ue*, die Frittröhre *F*, die sekundäre Wickelung Z_2 des Übertragers *Ue*, die Induktionsrolle I_2 und durch die Umwindungen des polarisierten Relais *R* zum anderen Pole zurückfließt. Das Relais schließt beim Ansprechen die Batterie B_2, ihr Strom geht über die Relaiszunge und den Arbeitskontakt des Relais zur Klemme K_1; hier teilt er sich in zwei Zweigströme auf folgenden Wegen:

1. Klemme K_1 — Elektromagnetumwindungen des Hammers *H* — Körper des Hammers — Feder f_2 — Kontakt *P* — Klemme K_2 — Batterie zurück.

2. Klemme K_1 — Klemme K_3 — Elektromagnetumwindungen des Farbschreibers M — Erde. Der andere Pol der Batterie liegt über die Klemme K_2 an Erde.

Sobald ein Strom die Umwindungen des Hammers durchfließt, schnellt der Klöppel auf und nieder und berührt hierbei die Glasröhre des Fritters. Dadurch wird bewirkt, daß die durch die elektrische Bestrahlung gerichteten und gewissermaßen zu einer Brücke zusammengeschweißten Metallfeilen nach Aufhören der Bestrahlung wieder auseinander fallen, und der Relaisstromkreis unterbrochen wird.

Der Betrieb der Borkumer Anlage hat vielfach unter den elektrischen Ladungen und Entladungen der Atmosphäre zu leiden gehabt; ferner sprachen die Apparate auf alle Wellenlängen an. Letzterer Mangel ist inzwischen durch die Auswechselung der Einrichtung gegen das Telefunkensystem beseitigt worden.

Seit 1900 benutzt Marconi den Braunschen geschlossenen Schwingungskreis für seine sämtlichen Anlagen, so auch für die transatlantischen Stationen.

Andere Systeme. — Von den übrigen Systemen, die mit starkgedämpften Wellen arbeiten, sind zu nennen: Das Slaby-Arco System und das System Lodge-Muirhead in ihrer ersten Ausführung, sowie das System Fessenden. Sie finden ebenfalls keine größere praktische Verwendung mehr. Bei der Erprobung des Slaby-Arco Systems auf den deutschen Kriegsschiffen wurde zur Speisung des Funkensenders eine Wechselstrommaschine benutzt, wodurch viel größere Energiewerte in Strahlung umgesetzt werden konnten als durch den Ruhmkorffschen Induktor. Lodge-Muirhead fügten der offenen Strombahn des Marconi-Senders große Kapazitäten in Gestalt metallener Kegel und regulierbare Selbstinduktionsspulen ein, um dadurch die Abstimmung des Senders auf Wellen einer bestimmten Periode zu erleichtern und größere Reichweite zu erzielen. Interesse erregt der bei diesem System zur Verwendung gekommene einkontaktige Fritter. Er besteht aus einer Eisen- oder Platinspitze, die auf einer Aluminiumfeder leicht aufliegt. Die Feder wird durch ein rotierendes Zahnrad in dauernde Vibration versetzt, wodurch die unter der Einwirkung der elektromagnetischen

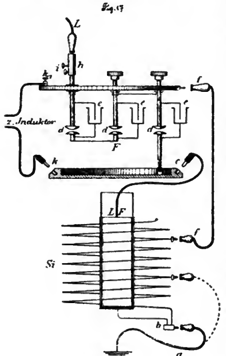
Wellen eintretende leitende Verbindung zwischen Spitze und Feder wieder aufgehoben wird.

Bei dem Fessenden System findet während des Gebens auf der Senderstation eine dauernde Wellensendung statt. Die Telegraphenzeichen werden dadurch übermittelt, daß durch Niederdrücken der Zeichentaste, mittels welcher eine regulierbare, in den Senderdraht eingeschaltete Induktanz geändert wird, auch die Wellenlänge geändert wird, und die beiden Stationen also außer Abstimmung gebracht werden. Für die Zeit, in der keine Abstimmung herrscht, spricht der Wellenanzeiger der Empfangsstation nicht an. Man hat hier also eine dem Ruhestrombetrieb der Drahttelegraphie ähnliche Anordnung. Die Konstruktion des von Fessenden bei diesem System benutzten Wellenanzeigers beruht auf dem Prinzip des Bolometers. Er besteht aus einem 0,25 mm langen Stück Silberdraht von nur 0,051 mm äußerem Durchmesser mit einem Platinkern von 0,00152 mm Stärke. Dieses Drahtstückchen wird mit den Zuführungsdrähten des Wellenanzeigers metallisch verbunden und zu einer Schleife gebogen. Die Spitze dieser Schleife wird in Salpetersäure eingetaucht, wodurch das Silber an dieser Stelle gelöst und der Platinkern freigelegt wird. Die Drahtschleife des Wellenanzeigers hat einen Widerstand von 30 Ohm, also im Vergleich zu dem Widerstande der Metallfeilichtfritter einen recht geringen Widerstand. Beim Durchgang der elektrischen Wellen wird das dünne Drahtstück hinreichend und schnell erwärmt und dadurch sein Widerstand vergrößert. Hört die Wellenwirkung auf, was der Fall ist, wenn beim Telegraphieren die Abstimmung gestört wird, so gibt der Wellenanzeiger die Wärme durch Leitung schnell wieder ab, sein Widerstand nimmt ab und es findet dadurch eine Beeinflussung des mit ihm verbundenen Mikrophonstromkreises derart statt, daß das Telephon hörbare Zeichen von der Dauer des Tastendrucks gibt. Wegen seiner großen Empfindlichkeit gegen mechanische Einwirkungen hat Fessenden den Bolometerdetektor dahin abgeändert, daß er an Stelle des Platindrahtes eine kleine Flüssigkeitssäule bringt. Die eine Ausführungsform enthält ein Diaphragma mit einem winzigen Loche, das die Verbindung mit der Flüssigkeit herstellt, die andere ein feines Platindrähtchen, das in die Flüssigkeit taucht und deren Widerstand gewissermaßen um die Drahtspitze herum konzentrieren

soll. Dieser Wellenanzeiger, den Fessenden mit dem Namen „Barretter“ bezeichnet, dürfte lediglich eine Ausführungsform des Schlömilchschen Polarisationszellendetektors sein, der bei dem Telefunkensystem näher beschrieben wird.

2. Verwendung schwach gedämpfter Wellen.

Das Telefunkensystem. — Der Braun'sche Schwingungskreis ist ein Hauptbestandteil aller Funkentelegraphensysteme der Praxis, die mit schwach gedämpften Wellen arbeiten. Das aus der Verschmelzung der beiden deutschen Systeme Braun-Siemens und Slaby-Arco im Jahre 1903 hervorgegangene Funkentelegraphensystem „Telefunken“ ist zurzeit das leistungsfähigste und in der Praxis am meisten verbreitete. Das hauptsächlichste Anwendungsgebiet für die drahtlose Telegraphie bietet die Schiffahrt; hier handelt es sich um Stationen mit einigen Hundert Kilometer Reichweite. Die Einrichtung einer solchen Station soll nachfolgend beschrieben werden.



Der Braun'sche Schwingungskreis (Fig. 17) besteht bei einer solchen Einrichtung aus einer auf einem Hartgummizylinder aufgewickelten Selbstinduktion *Si*, einer in diesen Zylinder eingebauten Leydener Flaschenbatterie *LF* von 7 Leydener Flaschen von je 1800 cm Kapazität und einer auf dem abnehmbaren Deckel des Zylinders aufgesetzten, 3fach unterteilten, mit tellerförmigen Zinkelektroden und Hartgummispannungsteilern *e*

versehenen Funkenstrecke *F*. Selbstinduktion, Flaschenzahl, Funkenlänge und Zahl der Funkenstrecken sind veränderlich; es kann also mit beliebigen Wellenlängen gearbeitet werden.

Die Selbstinduktion *Si* besteht aus einem spiralförmig in den Hartgummizylinder eingelassenen etwa 4 mm dicken verzinnten Kupferdraht, dessen oberes Ende frei liegt und dessen unteres Ende an die äußere Flaschenbelegung bei *b* fest angeschlossen ist. Verschiebbar auf den Windungen befinden sich 10 Schiebekontakte mit Steckstöpselanschlüssen. Die Funkenstrecke *F* besteht aus 2 Teilen: einem Sockel mit Micanitzylinder und dem Deckel mit den Einzelfunkenstrecken *d* nebst Hartgummispannungsteilern *e*. Die innere Seite des Sockels und des Micanitzylinders ist zum Zwecke der Schalldämpfung mit Korklinoleum ausgelegt. In eine auf dem Boden angebrachte Doppelfeder schnappt der auf der unteren Seite des oberen Teiles der Funkenstrecke festsitzende Kontaktzapfen und stellt Kontakte her mit der inneren Belegung der Flaschen und der Funkenstrecke. Die drei Funkenstrecken sind folgendermaßen hintereinander geschaltet. Der Kontaktzapfen steht in Verbindung mit der unteren Elektrode der darüberliegenden Funkenstrecke. Die obere Elektrode ist durch ein auf dem Deckel der Funkenstrecke angebrachtes Kupferband mit dem oberen Teile der danebenliegenden Funkenstrecke verbunden. Eine Kontaktschiene auf der Grundplatte verbindet den unteren Teil dieser mit dem Unterteil der nächsten Funkenstrecke. Die obere Elektrode endigt auf dem Deckel in einer Anschlußklemme und gleichzeitig steht diese in Kontakt mit dem auf dem Rande des Deckels angebrachten federnden, mit einem Steckstift versehenen, drehbaren Metallband. Parallel zu den einzelnen Funkenstrecken sind kleine zylinderförmige Kondensatoren (Hartgummispannungsteiler) geschaltet. Die innere Belegung steht mit der oberen, die äußere Belegung mit der unteren Elektrode in Verbindung.

Die Unterteilung der Funkenstrecke hat Professor Braun in der Absicht vorgenommen, dadurch die Entladespannung zu erhöhen. Von einer gewissen Funkenlänge — ungefähr 4 mm — an wächst die Spannung nicht mehr proportional mit der Vergrößerung der Funkenstrecke, sie nimmt langsamer zu. Dagegen wächst der Widerstand mit deren Vergrößerung. Bei Über-

schreitung einer bestimmten — kritischen — Funkenlänge nimmt also die Dämpfung der Schwingungen durch den Ohmschen Widerstand der Funkenstrecke in größerem Maße zu, als die Entladungsenergie durch Erhöhung der Spannung. Die Entladungsenergie läßt sich sonach durch Vergrößerung der Funkenstrecke allein nicht in unbegrenztem Maße steigern. Zur Erzielung der besten Wirkung darf nur mit denjenigen Funkenlängen gearbeitet werden, die unterhalb oder wenig oberhalb der kritischen Funkenlänge liegen.

Die Braun'sche Anordung ermöglicht es, fast jede beliebige Spannung durch eine Reihenfunkenstrecke zu erzielen, bei welcher stets die Bedingung erfüllt bleibt, daß die Summe der Einzelfunkenstrecken gleich einer resultierenden Funkenstrecke ist, bei welcher der kritische Punkt der Spannung nicht überschritten ist. Es wird dies durch Parallelschaltung kleiner Hartgummikondensatoren (Spannungsteiler) zu jeder einzelnen Funkenstrecke erreicht. Diese Hilfskondensatoren sind, wie Fig. 17 zeigt, hintereinander geschaltet und ihre Größe ist so bemessen, daß die an ihnen auftretenden Spannungen proportional der Funkenlänge sind, zu der jede Einzelfunkenstrecke geladen werden soll.

Von dem Steckstifte des Kontaktes der Funkenstrecke führt eine am oberen Ende mit Leder versteifte Verbindungsschnur *f* nach der Selbstinduktion und schließt somit den Schwingungskreis. Der Funkeninduktor wird einerseits mit dem Sockel der Funkenstrecke bei *k* und andererseits mit der auf dem Deckel der Funkenstrecke angebrachten Klemme k_1 verbunden. Der Luftleiter *L* wird mittels eines Kontaktstöpsels *h*, der zu gleicher Zeit eine kleine Abschaltefunkenstrecke *i* enthält, mit der einen Funkenstrecke und durch diese über den Kontaktring der Funkenstrecke mit dem Erregerkreise in Verbindung gebracht. Die offene Strombahn des Senders findet sodann ihre Fortsetzung über die Verbindungsschnur *f* und die Schnur *g* zur Erde oder einem die Erde ersetzenden elektrischen Gleichgewicht zur Luftleitung. Je nachdem durch die Stöpselschnur *g* mehr oder weniger Windungen der Selbstinduktion in die offene Strombahn des Senders eingeschaltet werden, ist diese mit dem Braunschen Schwingungskreise mehr oder minder fest verbunden oder gekoppelt, wie der technische Ausdruck lautet.

Bei fester Koppelung entstehen in der offenen Strombahn des Luftleiters und in der geschlossenen des Leydener Flaschen-Stromkreises zwei Schwingungen von verschiedener Periodenzahl und Dämpfung, die nicht mehr mit den Schwingungen der ungekoppelten Kreise übereinstimmen. Ist die Wellenlänge in den ungekoppelten Schwingungskreisen auf den gleichen Wert λ_0 abgestimmt und bezeichnet man den Grad der Koppelung mit k, so entstehen in den Systemen nach der Koppelung die Schwingungen

$$\lambda_1 = \lambda_0 \cdot \sqrt{1+k} \quad \text{oder}$$
$$\lambda_2 = \lambda_0 \cdot \sqrt{1-k}.$$

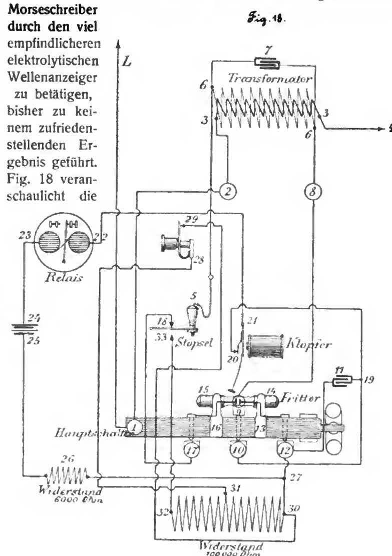
Je fester die Koppelung ist, um so größer ist auch die Energiemenge, die aus dem primären System auf die sekundäre Schwingungsbahn übertragen wird und um so kräftigere Schwingungen strahlt diese in den Raum aus. Man wird in der Praxis die feste Koppelung also da verwenden, wo es auf die Entsendung möglichst kräftiger Wellen ankommt, wo also mit einer geringen primären Energie verhältnismäßig große Entfernungen überbrückt werden sollen.

Die feste Koppelung hat aber den Nachteil, daß der Unterschied in der Wellenlänge also auch in der Frequenz der durch die Koppelung neu entstehenden Wellen erheblich größer als bei der schwachen Koppelung ist. Ein solches fest gekoppeltes System wird also da nicht zur Verwendung kommen können, wo mit einer einzigen bestimmten Wellenlänge gearbeitet werden soll. Wenn es sich z. B. darum handelt, im Bereiche mehrerer Stationen mit einer genau bestimmten Wellenlänge zu arbeiten, um den Betrieb der anderen Stationen nicht zu stören, so wird man im Interesse der scharfen Abstimmung nur lose koppeln können.

Die hier verwendete und bei den Telefunkensendern allgemein übliche Koppelung nennt man eine galvanische Koppelung, da sie unmittelbar durch Stromübergang erfolgt. Bei dem Empfangssystem wird die Übertragung meist durch zwei übereinander gewickelte Spulen bewirkt; sie heißt magnetische Koppelung, da auf beide Spulen dasselbe Magnetfeld der eintreffenden elektromagnetischen Schwingungen einwirkt.

Die Empfangssysteme werden entweder für Schreib-

empfänger unter Benutzung eines Körnerfritters als Wellenanzeiger oder für Hörempfänger (Telephone) unter Benutzung einer elektrolytischen Zelle als Wellenanzeiger eingerichtet. Die größere Sicherheit für eine richtige Telegrammübermittelung bildet die Verwendung des Fritters in Verbindung mit einem Morseschreiber; leider haben die Versuche, den gewöhnlichen Morseschreiber durch den viel empfindlicheren elektrolytischen Wellenanzeiger zu betätigen, bisher zu keinem zufriedenstellenden Ergebnis geführt. Fig. 18 veranschaulicht die



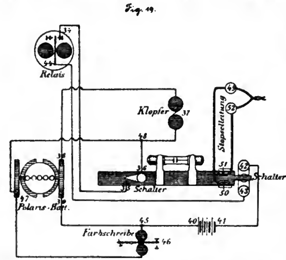
Schaltung einer mit dem Schreibempfänger ausgerüsteten Station. Der Luftleiter *L* wird an das linke Ende des Hauptschalters bei Stöpsel 1 angelegt. Dieser ist über den Schalter mit Klemme 2 verbunden. Mit 2 wird das eine Ende der Primärwicklung des Empfangstransformators 3 verbunden, während das andere Ende 4 desselben entweder direkt oder durch einen regelbaren Kondensator von 12—24 Platten mit der Erde oder dem diese ersetzenden elektrischen Gegengewicht verbunden ist. Beim Senden wird durch Öffnen des Hauptschalters der Luftleiter bei 1 isoliert und die Leitung der Primärspule des Empfangstransformators unterbrochen. Beim Empfangen fließt der Hochfrequenzstrom von der Sekundärklemme des Schreibtransformators ausgehend über den Stöpsel 5, Kontakt 18, Schalter 17, Feder 16 zum einen Fritterende 15. Vom Fritter bei 14 geht er über Feder 13, Schalter 12 zum Kondensator 11. Dieser Kondensator hat $0{,}_{01}$ Mikrofarad; er ist also im Vergleich zur Fritterkapazität unendlich groß und dient lediglich dazu, den Schwachstrom zu blockieren, ohne den Hochfrequenzströmen einen Widerstand entgegenzusetzen. Vom Kondensator 11 führt der Stromweg weiter über 19, Schalter 10/9 und Klemme 8 zum Transformator zurück.

Der Fritterstrom verläuft vom Element 24/25 zu dem bifilar gewickelten Widerstand 26 von 6000 Ohm, über 27 zum Schalter 12, der Feder 13 und dem Fritter bei 14. Von letzterem geht er von 15 über 16, Schalter 17, Kontakt 18, Stöpsel 5, Sekundärspule des Transformators 6, Klemme 8, Schalter 9/10, über 19 zur Schwachstromunterbrechung am Klopfer bei 20. Vom Klopfer bei 21 geht dann der Strom zum Relais bei 22 und schließlich von 23 zum Element zurück. 30, 31, 32 ist ein Widerstand von 100000 Ohm, dessen Hälfte sich durch den Schalter 28/29 kurzschließen läßt, sodaß 50000 Ohm übrig bleiben. Dieser Widerstand dient dazu, das Relais jederzeit auf seine Empfindlichkeit kontrollieren zu können. Dies wird durch Niederdrücken des Stöpsels 5 erreicht, wodurch der Fritter und gleichzeitig der Prüfwiderstand eingeschaltet wird.

Wird infolge der elektrischen Bestrahlung des Fritters die Relaiszunge angezogen, so fließt ein Strom von der Batterie 40/41 (Fig. 19) über einen Widerstand von 20 Ohm, den Schalter 42/43,

Relaiskörper 44, Relaiskontaktschraube 34, Schalter 35/36 zum Verteilungspunkt 48. Von hier fließt der Strom erstens durch die Windungen des Klopfers 37, zweitens durch die Windungen des Farbschreibers 46 und dann zur Batterie zurück. Klopfer und Farbschreiber liegen also parallel. Die ebenfalls zu den Spulen des Klopfers und Farbschreibers parallel geschalteten Polarisationsbatterien 47 und 38/39 haben den Zweck, dem beim Öffnen des Stromkreises in den Spulen entstehenden Extrastrom entgegen zu wirken, sodaß sich am Relaiskontakt kein Funken bilden kann. Zum Zwecke der Blockierung des Gebers bei der Empfangsstellung ist der Niederspannungskreis des Gebers durch die Stöpselleitung 49/52 und die Kontakte 50/51 mit dem Hauptschalter des Empfangsapparates derart in Verbindung gebracht, daß nur bei Vertikalstellung des Empfangsschalters die letztgenannten Kontakte und damit der primäre Strom des Senders geschlossen sind.

Fig. 19.



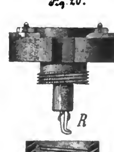
Während beim Schreibempfänger die elektrischen Wellen dem Empfangssystem in der Regel nur auf induktivem Wege zugeführt werden, ist das Telefunkensystem mit Hörempfänger sowohl für induktiven wie direkten Empfang eingerichtet. Die Einzelheiten dieser Schaltungen hier darzustellen, würde zu weit führen; ich beschränke mich auf eine Wiedergabe des Prinzips.

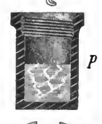
Die Wirkung des von dem Ingenieur Schlömilch der Telefunkengesellschaft erfundenen elektrolytischen Wellenanzeigers beruht auf der stärkeren Aktivität von Polarisationszellen bei der Bestrahlung durch elektrische Wellen. Wenn man eine gewöhn-

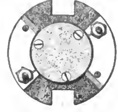
liche Polarisationszelle mit Platin oder Goldelektroden in verdünnter Schwefelsäure in eine Stromquelle einschaltet, deren elektromotorische Kraft etwas höher ist als die gegenelektromotorische Kraft der Zelle, so bedingt der durch die Zelle fließende schwache Zersetzungsstrom eine geringe Gasbildung an den Elektroden. Sobald dann elektrische Wellen die Zelle treffen, wird die Gasbildung lebhafter und ein in den Stromkreis eingeschaltetes Galvanometer zeigt eine Verstärkung des Stromes an.

Die von der Telefunkengesellschaft gebauten elektrolytischen Wellenanzeiger System Schlömilch (Fig. 20) sind mit Platinelektroden versehen; die positive Elektrode von etwa 0,01 mm Durchmesser ist in eine Glasröhre *R* eingeschmolzen, deren gebogenes Ende in eine stumpf geschliffene Spitze ausläuft, die von der Elektrode durchsetzt wird. Die negative Elektrode spielt keine wesentliche Rolle, man kann ihr eine beliebige Form und Größe geben. Gewöhnlich wird sie als 0,5 mm starke Drahtschleife um die Glasröhre gewunden. Die Elektroden reichen durch den Deckel eines Porzellan- oder Hartgummifußes *P* in die aus verdünnterSchwefelsäure bestehende elektrolytische Flüssigkeit. An die Zelle wird eine Batterie von etwa 3—4,5 Volt Spannung gelegt, wodurch in der Zelle eine Wasserzersetzung hervorgerufen wird. An der positiven Spitzenelektrode tritt Sauerstoff auf, während die negative Schleifenelektrode von Wasserstoffbläschen umgeben wird. Dieser Vorgang ist kein gleichmäßiger, sondern ein ruckweiser, sodaß ein mit der Zelle in Reihe geschaltetes Telephon ein knackendes Rauschen hören läßt. Dieses Geräusch wird dadurch verursacht, daß die Gasblasen, welche die Elektroden, insbesondere die positive einhüllen, den elektrischen Widerstand der Zelle wegen ihrer schlechten Leitfähigkeit stark erhöhen und dadurch den Strom schwächen. Um einen solchen elektrolytischen Wellen-

Fig. 20.

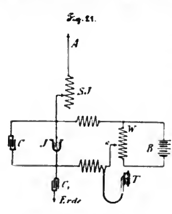






anzeiger möglichst empfindlich zu machen, muß die Gegenspannung in einer Stärke angelegt werden, daß das Geräusch im Telephon gerade verschwindet. Wirken jetzt elektromagnetische Wellen auf die Zelle, so reißen sie gewissermaßen die Gasblasen von den Elektroden ab und verstärken dadurch den Strom derart, daß im Telephon ein scharfes Knacken entsteht.

Die Einschaltung des elektrolytischen Wellenanzeigers erfolgt beim Telefunkensystem im allgemeinen nach der durch Fig. 21 dargestellten Prinzipschaltung. Zunächst stimmt man den Luftleiter *A* nach Anschluß des Apparates und Erdung desselben durch einige Windungen Selbstinduktion *SJ* und einen regelbaren Kondensator *C*, gegebenen Falles unter Hinzuziehung eines Hilfskondensators C_1 so lange ab, bis sich im Telephon *T* ein Maximum der Lautstärke ergeben hat. Die Batterie *B* besteht aus vier Trockenelementen oder Sammlerzellen, deren Stromkreis durch einen regulierbaren Ohmschen Widerstand *W* dauernd geschlossen ist. Ist die Empfangsintensität eine sehr geringe, so kann man nach erfolgter Abstimmung in der Regel noch dadurch eine erhebliche Verbesserung der telephonischen Wiedergabe erzielen, daß man durch geringes Verschieben des Gleitkontaktes *s* eine noch feinere Spannungsabstufung herstellt. Die Schlömilch-Zelle ist weit empfindlicher als der Fritter; sie ermöglicht um 50 % größere Reichweiten. Für die Zwecke des Heeres und der Kriegsmarine scheidet sie jedoch aus, da sie den Schreibtelegraphen nicht sicher genug betätigen kann.



In ähnlicher Weise wirkt der Thermo-Detektor der Telefunkengesellschaft. Dieser erzeugt den zur Erregung des Telephons erforderlichen Strom in einer als Thermo-Element wirkenden Kontaktstelle zwischen einem Platindraht und einer Kupferscheibe. Durch Einwirkung der Wellenimpulse ändert sich der innere Widerstand bzw. die elektromotorische Kraft dieses Thermo-Elementes, wodurch Geräusche im Telephon hervorgerufen

werden. Anfänglich erwärmte man die Kontaktstelle durch eine kleine Spiritusflamme; man erkannte jedoch bald, daß diese Flamme wegfallen konnte, da sich die Kontaktselle infolge des Widerstandes, der sich dem Strom beim Übergange von dem einen auf den anderen Leiter bietet, bereits genügend erwärmt.

Andere Systeme. — Das gegenwärtige Marconisystem unterscheidet sich von dem Telefunkensystem nicht wesentlich; es benutzt den Braunschen Schwingungskreis mit direkter und ndirekter Sendererregung. Als Eigentümlichkeit des Systems kann allein ein magnetischer Wellenempfänger bezeichnet werden, den Marconi neben dem Feilspähne-Fritter benutzt und der erheblich empfindlicher sein soll, als jeder Fritter. Seine Einrichtung ist folgende: Ein Stahlband ohne Ende ist über zwei Scheiben geführt, die durch ein Uhrwerk gedreht werden. Zwei feststehende Hufeisenmagnete, die mit gleichnamigen Polen einander zugekehrt sind, magnetisieren nacheinander die an ihnen vorübergeführten Teile des Stahlbandes. Zwischen den beiden Hufeisenmagneten ist eine aus dickem isolierten Kupferdraht bestehende Spule angeordnet, durch deren Hohlraum das Stahlband hindurchgeführt ist, und deren Enden mit dem Luftleiter bzw. der Erde verbunden sind. Den mittleren Teil der Spule umgibt eine Spule aus dünnem Drahte, in die ein Telephon eingeschaltet ist. Sobald ein elektromagnetischer Wellenzug die Primärspule durchfließt, vernichtet oder schwächt er den von der Magnetisierung durch den vorher passierten Hufeisenmagneten herrührenden remanenten Magnetismus. Die Veränderungen induzieren im Sekundärkreise Stromstöße, die im Fernhörer als Töne wahrgenommen werden. Beim Passieren des zweiten Hufeisenmagneten wird die durch die elektrischen Wellen hervorgerufene Ungleichheit in der Magnetisierung des Stahlbandes wieder beseitigt.

Erwähnenswert von den mit schwach gedämpften Wellen arbeitenden Funkentelegraphensystemen sind noch die Systeme von Lodge-Muirhead und Dr. Lee de Forest wegen der ihnen eigentümlichen Wellenanzeiger.

Das Lodge-Muirhead System verwendet als Wellenanzeiger eine Quecksilbersäule, über der sich, von ihr durch eine Mineralölschicht getrennt, eine Stahlscheibe dauernd um ihre

Achse dreht. Die eine Elektrode des Wellenanzeigers wird durch eine in die Quecksilbersäule tauchende Platinspirale, die andere durch die Achse der Stahlscheibe gebildet. Bei elektrischer Bestrahlung des Wellenanzeigers wird die Ölschicht für einen Augenblick durchbrochen und eine leitende Verbindung zwischen Scheibe und Quecksilber hergestellt; sie genügt, um einen parallel zum Wellenanzeiger geschalteten empfindlichen Schreibapparat, den in der Kabeltelegraphie verwendeten Heberschreiber oder Syphonrecorder, zu betätigen.

Dr. Lee de Forest benutzt einen elektrolytischen Wellenanzeiger, den er Responder nennt, und dessen Widerstand durch die elektrische Bestrahlung vergrößert wird. Er besteht aus zwei in einer Glas- oder Ebonitröhre eingeschlossenen Metallelektroden, zwischen denen sich eine teigartige Paste aus Feilspänen, Glyzerin oder Vaseline, ferner Bleioxyd mit Spuren von Wasser oder Alkohol befindet. Unter der Einwirkung einer kleinen Batterie von 0,1—1 Milliampere bilden die durch die ganze Paste verteilten Feilspäne eine leitende Brücke von Elektrode zu Elektrode von verhältnismäßig geringem Widerstande. Sobald elektrische Wellen diese Brücke bestrahlen, fällt sie in sich zusammen, indem der Widerstand infolge Ablagerung großer Mengen winziger Bläschen von Wasserstoff an der Kathode erheblich zunimmt. Nach Aufhören der elektrischen Bestrahlung tritt sofort der ursprüngliche Zustand wieder ein; die Wirkung geht augenblicklich vor sich.

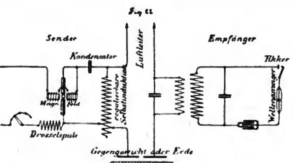
Zu Anfang dieses Jahres waren 704 Funkentelegraphenstationen mit dem Telefunkensystem ausgerüstet; darunter befinden sich 188 feste Landstationen, 435 Schiffsstationen, 46 fahrbare und 35 tragbare Stationen. Sie verteilen sich auf alle Erdteile. Die Zahl der Marconistationen beläuft sich auf etwa die Hälfte der Telefunkenstationen und nicht viel mehr als diese beträgt dann noch die Gesamtzahl der mit anderen Systemen ausgerüsteten Stationen.

3. Verwendung ungedämpfter Wellen.

System Poulsen. — Die zur Erzeugung der ungedämpften oder richtiger gesagt nahezu ungedämpften Wellen benutzte Bogenlampe brennt in Wasserstoff oder in einer wasser-

stoffhaltigen Atmosphäre; die negative Elektrode der Lampe besteht aus harter Kohle, die positive aus einem kupfernen Hohlzylinder, der durch Wasser gekühlt wird. Der Lichtbogen steht unter der Einwirkung eines magnetischen Feldes; er geht von den Rändern der Elektroden aus, die zu diesem Zwecke scharf abgeschliffen sind. Um eine möglichst gleichmäßige Bogenlänge zu erzielen, wird die Kohlenelektrode in langsame Umdrehung versetzt, anderenfalls würde der Lichtbogen bald unregelmäßig werden und verlöschen. Die Elektroden sind in einer Kammer angeordnet, in welche das Wasserstoff enthaltende Gas eingeleitet wird. Ein Ableitungsrohr sorgt für die Entfernung des verbrauchten Gases, das um so schneller seine Wirkung verliert, je größer die Schwingungsenergie ist. Da die Verwendung reinen Wasserstoffgases Schwierigkeiten macht, so kam Leuchtgas in Benutzung. Seiner dauernden Wiederverwendung steht jedoch der Umstand entgegen, daß seine Zusammensetzung durch den elektrischen Lichtbogen verändert wird. In der Lichtbogenkammer scheidet sich namentlich bei mangelnder Kühlung sehr viel Kohlenstoff in Rußform ab, so daß die Kammer nach wenigen Stunden dauernden Gebrauches gereinigt werden muß. Das Kühlgas wird neuerdings dadurch erzeugt, daß man Spiritus, der einen hohen Wasserstoffgehalt besitzt, in die Lichtbogenkammer tropfenweise einfließen läßt.

Poulsen koppelt den Erregerkreis entweder ganz fest oder ganz lose mit der Luftleitung; die Resonanz ist dann in beiden Fällen gleich stark. Würde die Koppelung weder ganz fest noch ganz lose gewählt, so würde die Schwingungszahl des Systems nicht ausreichend bestimmt, da der Bogen die eine oder die andere der einander naheliegenden Schwingungszahlen wählen kann. Die Senderanordnung wird durch Fig. 22 schematisch dargestellt.



Durch Verschiebung der Kontakte auf der Selbstinduktionsspule kann die Wellenlänge und der Koppelungsgrad verändert werden. Der in die Speiseleitung der Bogenlampe eingeschaltete regelbare Widerstand dient zur Regulierung der Stromstärke, und die Drosselspule verhindert vermöge ihrer hohen Induktanz, daß der Ausgleich der Hochfrequenzschwingungen über die Stromquelle vor sich geht. Die Zeichengebung erfolgt zweckmäßig in der Weise, daß man mit der Telegraphentaste den Luftleiter und dessen Gegengewicht in und außer Verbindung mit dem übrigen Teil des Systems setzt, in welchem man die Schwingungen unausgesetzt verlaufen läßt. Man kann auch durch die Taste periodisch einen im Hochfrequenzkreise oder im Luftleiter angeordneten Widerstand kurzschließen. Der Widerstand muß so groß bemessen sein, daß er in der Ruhelage der Telegraphiertaste das Auftreten der Hochfrequenzschwingungen verhindert.

Im Empfänger nutzt Poulsen das Resonanzprinzip in vollstem Maße aus. Er benutzt für den Wellenanzeiger einen Schwingungskreis mit geringster Dämpfung und koppelt diesen so lose als möglich mit dem Luftleiter. Da die Wellen in unaufhörlicher Folge eintreffen, so wird der Wellenanzeiger nicht dauernd, sondern nur intermittierend in den Empfangsschwingungskreis eingeschaltet; auch hierdurch wird die Dämpfung dieses Kreises vermieden. Durch die in unaufhörlicher Folge auftreffenden Wellen gerät der Empfängerkreis gut in Schwingungen; dann wird plötzlich der Wellenanzeiger eingeschaltet und in ihm die während einer kleinen Spanne Zeit angesammelte Energie zur Wirkung gebracht. Darauf schaltet sich der Wellenanzeiger selbsttätig aus und das Spiel beginnt von neuem. Als Wellenanzeiger kommt gewöhnlich eine elektrolytische Zelle in Verbindung mit einem Fernhörer zur Verwendung. Dem Apparat für die Herstellung des intermittierenden Kontaktes gibt Poulsen den Namen „Tikker"; er ist nichts anderes als ein gewöhnlicher elektromagnetischer Unterbrecher, wie er bei jeder elektrischen Klingel vorkommt. Die Anwendung der Unterbrechung der Schwingungen durch den Tikker ist auch deshalb notwendig, um die ungedämpften Schwingungen im Hörempfänger vernehmbar zu machen. Für das Ohr sind nur Schwingungen von weniger als 40 000 in der Sekunde hörbar,

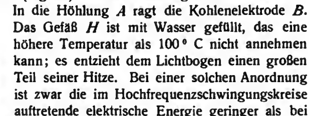
ungedämpfte Schwingungen haben aber eine Frequenz von einer Million und mehr. Hörbar werden die Schwingungen erst durch die künstlichen Unterbrechungen des Tikkers. Bei der ebenfalls durch Abb. 22 dargestellten Empfängerschaltung werden die von dem Luftdraht aufgenommenen Schwingungen induktiv auf den Schwingungskreis des Wellenanzeigers übertragen. An den Belegungen der in den Schwingungskreis eingeschalteten Kondensatoren wird durch die induzierten Schwingungen ein Spannungszustand hervorgerufen. Sobald der Tikker den Stromkreis schließt, vermögen sich die Ladungen über den Wellenanzeiger auszugleichen, sodaß in einem durch den Wellenanzeiger betätigten Telephon ein Ton entsteht, dessen Höhe von der Tikkerfrequenz abhängig ist. An Stelle des elektrolytischen Wellenanzeigers kann das Telephon auch unmittelbar in den Tikkerstromkreis eingeschaltet werden. Soll eine sichtbare Zeichenaufnahme erfolgen, so wird als Empfänger ein empfindliches Fadengalvanometer benutzt, bei dem eine feine Saite zwischen zwei kräftigen Magnetpolen so ausgespannt ist, daß sie unter dem Einflusse einer durch sie gehenden elektrischen Strömung entsprechend deren Richtung nach einer Seite ausschlagen kann. Diese Anordnung bedingt, daß der Hochfrequenzstrom durch einen Gleichrichter, wozu sich ein Thermoelement eignet, für das Galvanometer in der gewünschten Weise wirksam gemacht wird. Die Ablenkung der Saite wird auf einem mechanisch bewegten photographischen Papierband dadurch aufgezeichnet, daß ein Lichtstrahl durch einen feinen Spalt, den die Saite je nach ihrer Lage verdunkelt, auf das Papier fällt. Die Morsezeichen, z. B. ein aus drei Punkten und einem Strich gebildetes *V* entstehen dann dadurch, daß die Saite dreimal kurz hintereinander und einmal länger ihre Ruhelage verläßt und ihren Schatten dementsprechend auf dem Streifen fixiert.

Die Poulsenschen Patente sind in den Besitz der Amalgamated Radio Telegraph Company in London übergegangen. Diese hat die zuerst als Versuchsanlage eingerichtete Station Lyngby bei Kopenhagen zu einer Großstation ausgebaut, die hauptsächlich zum Verkehr mit Schiffen auf Entfernungen über 1000 km dienen soll. Man könnte fragen, ob hierzu tatsächlich ein Bedürfnis vorhanden ist. Die primäre Energie der Station beträgt 10 Kilowatt; mit dieser und einer 70 m hoch aufgehängten

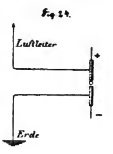
Luftleitung sowie einer Wellenlänge von 1200 m soll unter Voraussetzung einer Gegenstation gleicher Größe eine Entfernung von 3000 km überbrückt werden.

Die Poulsengesellschaft erkennt wohl, daß eine praktische Verwendung der Lichtbogentelegraphie nennenswerte Erfolge gegenüber der Funkensendung nur da wird erzielen können, wo es sich um Überbrückung sehr großer Entfernungen handelt. Sie tritt daher auch mit der Ozeanfunkentelegraphie Marconis in Konkurrenz, indem sie eine transatlantische Großstation bei Knockroe an der Küste der Tralee Bay erbaut, die mit einer Gegenstation in New Foundland in einigen Monaten in Verkehr treten soll. Ob der Betrieb dieser Anlage weniger unter den Störungen der Atmosphäre zu leiden haben wird als die Marconiverbindung, muß die Zeit lehren.

System Telefunken. — Zur Erzeugung der ungedämpften Schwingungen wird ein in gewöhnlicher Zimmerluft brennender elektrischer Lichtbogen mit Kupfer als Anode und Kohle als Kathode benutzt. Die Kupferanode besteht aus einem oben offenen Gefäß H (Fig. 23) mit nach innen gewölbtem Boden A.

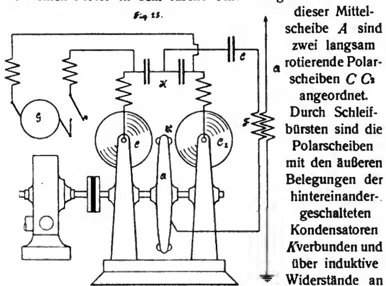


In die Höhlung A ragt die Kohlenelektrode B. Das Gefäß H ist mit Wasser gefüllt, das eine höhere Temperatur als 100° C nicht annehmen kann; es entzieht dem Lichtbogen einen großen Teil seiner Hitze. Bei einer solchen Anordnung ist zwar die im Hochfrequenzschwingungskreise auftretende elektrische Energie geringer als bei der Poulsenanordnung; indes hat sie den Vorzug größerer Einfachheit, auch geht das Abbrennen der Kohlenelektrode nicht so schnell vor sich wie bei der Anordnung des Lichtbogens in wasserstoffhaltigen Gasen. Die Schwingungsenergie selbst kann durch geeignete Zusammenstellung mehrerer Bogen erhöht werden. Es hat dies den Vorteil, daß bei Verwendung mehrerer Bogen der Einfluß von Unregelmäßigkeiten im Abbrande der Kohlenelektroden sich erheblich weniger bemerkbar macht als bei einem Lichtbogen. Bei Versuchen auf der Großstation Nauen der Tele-



funkengesellschaft wurde das Luftleitergebilde nach Maßgabe des Schemas Fig. 24 durch den Lichtbogen unmittelbar in elektrische Schwingungen versetzt. In richtiger Erkennung des Umstandes, daß die Lichtbogentelegraphie in der Praxis der alten Funkentelegraphie nicht überlegen ist, hat die Telefunkengesellschaft sich auf die erwähnten Versuche beschränkt und von der Einführung ihres Systems Abstand genommen. Die Gesellschaft ist gegenwärtig mit der Ausbildung eines neuen Systems beschäftigt, bei welchem durch die Hochfrequenzschwingungen ein bestimmter musikalischer Ton übertragen wird, der aus den durch atmosphärische Störungen hervorgerufenen Geräuschen stets herausgehört werden kann. Damit wären die Störungen der Atmosphäre, die auch die Lichtbogenmethode nicht beseitigen konnte, unwirksam gemacht. Aus patentrechtlichen Gründen muß die Anordnung noch geheim gehalten werden; sie soll als System der „tönenden Funken" in die Praxis eingeführt werden.

Marconi System. — Wie erst neuerdings bekannt geworden, arbeiten auch die transatlantischen Marconistationen in Poldhu und Glace Bay mit nahezu ungedämpften Schwingungen. (Fig. 25.) Eine gegen Erde gut isolierte Metallscheibe A wird durch einen Motor in sehr rasche Umdrehung versetzt. Nahe dieser Mittelscheibe A sind zwei langsam rotierende Polarscheiben C C_1 angeordnet. Durch Schleifbürsten sind die Polarscheiben mit den äußeren Belegungen der hintereinandergeschalteten Kondensatoren K verbunden und über induktive Widerstände an



eine Gleichstromdynamo *G* von hoher Spannung gelegt. Die Mittelscheibe bildet über einen Bürstenkontakt mit der Kapazität *C*, der Selbstinduktion *F* und dem Kondensator *K* den Hochfrequenzschwingungskreis, der induktiv mit dem Luftleiter *A* gekoppelt ist. Durch die Entladungen zwischen den Polarscheiben und der Mittelscheibe werden in dem Schwingungskreise kräftige Schwingungen bis zu 200000 in der Sekunde erzeugt. Für den Marconischen magnetischen Wellenanzeiger mit Hörempfänger müssen die unaufhörlichen Schwingungen in ähnlicher Weise wie bei dem Poulsen System durch den Tikker unterbrochen werden, damit im Telephon ein hörbarer Ton entsteht. Marconi ordnet jedoch den Unterbrecher nicht beim Empfänger sondern beim Sender an, indem er die Mittelscheibe des Senders nahe der Peripherie mit einer Anzahl Nasen *N* versieht, über welche die Entladungen in regelmäßigen Zwischenräumen vor sich gehen.

Nach vielen Mißerfolgen konnte die Marconigesellschaft im Oktober 1907 einen drahtlosen transatlantischen Dienst zunächst für Preßtelegramme aufnehmen; jetzt werden auch andere Telegramme befördert. Die Marconigesellschaft gibt an, daß eine Telegraphiergeschwindigkeit von 20 Wörtern in der Minute erreicht worden sei. Solche Rekordleistungen mögen in einigen Fällen erzielt worden sein; die Durchschnittsleistung hat jedoch bei Berücksichtigung des Umstandes, daß die Telegramme oft zwei-, drei- und mehr Mal wiederholt werden mußten, nach den einwandfreien Feststellungen der Konkurrenzgesellschaften noch nicht die Hälfte betragen. Es ist Marconi noch nicht gelungen, die Störungen durch die Atmospäre auszuschalten; sie machen sich namentlich im Sommer recht bemerkbar. Marconi gibt jetzt selbst für seine Person zu, daß an eine ernste Bedrohung der unterseeischen Kabeltelegraphie durch die Funkentelegraphie nicht zu denken sei und daß deren Leistungen, namentlich was die Sicherheit der Übermittelung anbetrifft, von der drahtlosen Telegraphie nicht erreicht werden würden. Durch die übertriebene Reklame der seine Erfindungen ausbeutenden Gesellschaften ist das Ansehen Marconis stark geschädigt worden. Marconi selbst ist schuldlos an dieser Reklame. Jedenfalls muß rückhaltlos anerkannt werden, daß Marconi bahnbrechend und zielbewußt auf dem Gebiete der Ozeanfunkentelegraphie vorgegangen ist.

III. Telephonie ohne Draht.

Die Versuche zur Lösung des Problems der Telephonie ohne Draht reichen bis in die Anfänge der Telephonie zurück. So gelang es Graham Bell bereits 1880 Schallwellen durch den Luftraum mit Hilfe von Sonnenlichtstrahlen, die auf eine Selenzelle wirkten, über eine Entfernung von 213 m zu übertragen. Prof. Dr. Th. Simon in Göttingen benutzte die Lichtstrahlen des elektrischen Bogenlichtes, die auf der Empfangsstelle ebenfalls auf eine Selenzelle wirkten, zur Übertragung von Gesprächen durch den Luftraum. Mit einer Quecksilberdampflampe als Lichtsender erreichte Simon 1897 eine Gesprächsübertragung auf 3 km. Um die weitere Ausbildung des Simonschen „sprechenden elektrischen Flammenbogens“ haben sich später der englische Physiker W. Duddell und der Berliner Physiker E. Ruhmer verdient gemacht. Letzterer hat eine Übertragungsweite von 15 km erreicht.

Die Erfindung der drahtlosen Telegraphie mittels elektrischer Wellen gab den Anstoß zu Versuchen, auch diese für eine drahtlose Telephonie nutzbar zu machen. Die gewöhnlichen funkentelegraphischen Sender erwiesen sich aber für die Übertragung der Sprachwellen nicht geeignet. Sie liefern den einzelnen Funkenentladungen entsprechend Wellenzüge, die von relativ langen Pausen unterbrochen sind. Die Dauer der rasch abklingenden Schwingungen bei der Funkenerregung beträgt je nach den Dimensionen des Schwingungskreises etwa $^1/_{1000000}$ Sekunde. Kommen etwa 20 Schwingungswellen zur Ausstrahlung, so herrscht nach $^1/_{50000}$ Sekunde wieder vollständige Ruhe im System. Findet eine Neuaufladung des Schwingungssystems schon $^1/_{20}$ Sekunde nach der vorhergehenden Aufladung statt, so dauert die schwingungslose Pause gegenüber der

Schwingung 2500 mal so lang. Diese immerhin nur kurze Unterbrechung in der Aufeinanderfolge der Schwingungen ist hinreichend, eine Übertragung der Schallwellen der menschlichen Sprache mittels solcher Sender unmöglich zu machen. Die in dieser Hinsicht angestellten Versuche von Prof. Fessenden, Dr. Mosler und Anderen, die man unter der Bezeichnung „Funkentelephonie“ zusammenfassen kann, haben daher auch keinen Erfolg aufzuweisen gehabt. Der Mißerfolg hat seine Ursachen in der eigenartigen Gestaltung der Schallwellen der menschlichen Sprache bei der mikrophonischen Übertragung. Die Schwingungen einer Mikrophonmembran, in welche die Schallwellen beim Sprechen gegen eine solche umgesetzt werden, sind bezüglich ihrer Amplitude, ihrer Frequenz und sonstigen Gestalt von einander sehr verschieden.

Die sinusförmige Grundschwingung wird durch die den einzelnen Lauten eigentümlichen Obertöne fast unkenntlich gemacht, wie die Fig. 26 der Schwingungskurven der Vokale zeigt. Bei der gewöhnlichen Rede ist die Schwingungsfrequenz — wenigstens bezüglich der Vokale — ziemlich konstant. Sie variiert je nach der Stimmlage des Sprechenden zwischen 1000 beim Sopran und rund 100 beim Baß; die Zeitdauer einer Schwingung beträgt also $^1/_{100}$ bis $^1/_{1000}$ Sekunde. Der mittlere Schwingungsbereich, der allen Stimmen gemeinsam ist, bewegt sich um die Zahl 300 herum. Auf eine mittlere Sprachschwingung fällt also eine Zeitdauer von $^1/_{300}$ Sekunde. Zur Übertragung solcher Schwingungen bedarf es aber elektrischer Schwingungen von mindestens gleicher Dauer, die nicht von so langen Pausen

wie $^1/_{20}$ Sekunde unterbrochen sind. Diese Pausen hat man durch eine schnellere Funkenfolge oder auch durch Vakuumfunkenstrecken (Quecksilberdampflampen) in Verbindung mit Hochfrequenzmaschinen beseitigen wollen. Wesentliche Erfolge sind dabei noch nicht erzielt worden; die Methode würde auch wegen der anfzuwendenden großen Energien für die Praxis zu teuer werden.

Die Lösung des Problems der drahtlosen Telephonie war dann plötzlich gegeben, als der elektrische Lichtbogensender zur Erzeugung ungedämpfter Wellen für die drahtlose Telegraphie nutzbar gemacht wurde. Am 20. Dezember 1906 konnte bereits von der Telefunkengesellschaft zum ersten Male eine drahtlose Telephonie auf 40 km Entfernung zwischen ihrem Laboratorium Berlin und der Großstation Nauen praktisch vorgeführt werden. Im Dezember 1907 wurde von derselben Gesellschaft mit einer Masthöhe von nur 26 m für die Luftleitung und mit einer Primärenergie von nur 440 Volt und 5 Ampere eine ausgezeichnete drahtlose Verständigung auf 75 km zwischen Westend bei Berlin und Rheinsberg erzielt.

System Telefunken. — Zur Erzeugung der kontinuierlichen Schwingungen werden mehrere Lichtbogen in Reihe geschaltet und zwar 6 Stück bei 220 Volt Gleichstrom, 12 Stück bei 440 Volt und 24 Stück bei 880 Volt mit 4—7 Ampere Stromstärke. Bei 12 Lampen werden rund 2,5 Kilowatt Gleichstromenergie zur Schwingungserzeugung gebraucht, davon kommen etwa 10% in Form ungedämpfter Wellen zur Ausstrahlung. Das ganze Schwingungssystem läßt sich bezüglich der Frequenz und der Amplitude bis auf $^1/_4$% konstant erhalten; es wirkt wie der Braunsche Erregerkreis, indem es durch Transformation die Luftleitung zum Mitschwingen bringt. Parallel zu einem Teile der Windungen der in die Luftleitung eingeschalteten Transformatorspule ist ein Starkstrommikrophon eingeschaltet. Durch die Membranschwingungen wird der elektrische Widerstand des Mikrophons, der als Nebenschluß zur Spule aufzufassen ist, verändert. Dadurch wird auch der Koppelungsgrad zwischen Erregerkreis und Luftleitung und dementsprechend der Energiebetrag beeinflußt, der von der Luftleitung aufgenommen und ausgestrahlt wird. Die Schaltungsanordnung wird durch Fig. 27 veranschaulicht.

Die für eine Anordnung von 6 Lichtbogen erforderliche Spannung von 220 Volt Gleichstrom wird ihnen über ein Amperemeter A und zwei kräftige Drosselspulen D zugeführt, die den Übertritt der Hochfrequenzschwingungen in den Primärkreis verhindern sollen. Parallel zu den Lichtbogen Lb liegt der veränderliche Kondensator C und die ebenfalls regelbare Selbstinduktionsspule L, sowie das Amperemeter A_2.

Fig. 17.

Die Abstimmung der Luftleitung, die sich in Resonanz mit dem Schwingungskreise befinden muß, erfolgt mittels der veränderlichen Selbstinduktionsspule V. In der Erdleitung der Antenne liegt das Amperemeter A_3; dieses gestattet eine Kontrolle über die Beeinflussung des Schwingungsstromes durch das Mikrophon M. Der Koppelungsgrad zwischen Luftleitung und Hochfrequenzkreis wird klein gehalten, damit der Einfluß der Schwankungen beim Sprechen auf die kontinuierlichen Amplituden der Schwingungswellen möglichst groß wird. Infolge der Mikrophonänderungen schwankt die Energieaufnahme der Luftleitung, sowie deren Eigenwelle im akustischen Rhytmus des Telephons. Die Luftleitung sendet infolgedessen Schwingungen wechselnder Amplitude und Wellenlänge in den Raum. Um diese unverändert aufnehmen zu können, darf der Empfänger im Gegensatz zum Sender nicht schwach gedämpft sein, da sonst die Sprache verzerrt wiedergegeben wird. Der Empfänger verliert infolgedessen allerdings an Abstimmfähigkeit und es müßten daher Nebenstationen mit ganz erheblich verschiedenen Wellen arbeiten, wenn sich die Gespräche nicht verwirren sollten.

In den Luftdraht des Empfängers wird deshalb nur ein

aus 2 ineinander gesteckten Spulen bestehendes Variometer *V* eingeschaltet, deren gegenseitige Lage durch Drehung der inneren Spule verändert werden kann. Die Spulen werden von dem ankommenden Schwingungsstrom nacheinander durchflossen; je nachdem sich hierbei die beiderseitigen Felder stärken oder schwächen, ändert sich die Selbstinduktion des Variometers und damit die Eigenschwingung des Empfängers. Durch das Variometer wird eine mittlere Resonanzlage des Empfängers zum Sender hergestellt. Mit dem Variometer ist ein elektrolytischer Wellenanzeiger von Schlömilch *Z* verbunden, der die aufgenommenen Schwingungen als Sprachlaute im Telephon *T* hörbar macht.

Die Umschaltung vom Sprechen zum Hören erfolgt durch Umlegen eines einfachen Schalters, der zunächst die Luftleitung von den Senderapparaten abschaltet und mit den Empfangsapparaten verbindet, gleichzeitig aber auch einen Widerstand in den Gleichstromkreis der Bogenlampen einschaltet, der wohl die Lampen noch brennen aber Hochfrequenzschwingungen nicht mehr zustande kommen läßt. Gleichzeitiges Sprechen und Hören ist bei der Telefunkenanordnung zurzeit noch ausgeschlossen, auch ist ein telephonischer Anruf unmöglich. Der Anruf muß durch drahtlose Telegraphie übermittelt werden.

Poulsen System. — Als Schwingungserreger benutzt Poulsen nicht mehrere Lichtbogen, sondern wie auch für seine drahtlose Telegraphie nur einen einzigen in einer Wasserstoffatmosphäre brennenden Bogen. Andererseits verwendet Poulsen 6—8 in Reihe geschaltete Mikrophone, um eine größere Energieschwankung zu erzielen; als Wellenanzeiger benutzt er eine Thermozelle in Verbindung mit einem Telephon. Mit einer solchen Anordnung wurde eine reine und deutliche Verständigung zwischen Esbjerg und Lyngby auf etwa 270 km Entfernung erzielt. In letzter Zeit ist auch ein Versuch auf 475 km zwischen Lyngby und Berlin ausgeführt worden; indes mußten hierzu mehrere Mikrophone parallel geschaltet werden. Jeder Fernsprechtechniker weiß aber, daß die menschliche Stimme nicht ausreicht, mehrere Mikrophone in Parallelschaltung gleichzeitig zum Ansprechen zu bringen und daß bei Anwendung einer solchen Schaltung auch die Deutlichkeit des Sprechens wesent-

lich verringert wird. Ob neben der gelungenen drahtlos telephonischen Übermittelung eines Grammophonvortrages auch eine tadellose Übertragung der gewöhnlichen Sprache möglich war, ist nicht bekannt geworden.

System De Forest. — Als Schwingungserreger wird ebenfalls der elektrische Lichtbogen benutzt; er brennt in einer Spiritusflamme, d. h. wegen des hohen Wasserstoffgehaltes des Spiritus wie bei Poulsen in einer Atmosphäre von Wasserstoff. Das Mikrophon ist direkt in den Luftdraht und zwar in den Erdungspunkt desselben eingeschaltet. Diesen Punkt hält De Forest für den geeignetsten, weil er einen Knotenpunkt der Schwingung bez. der Spannung darstellt und weil der von der Luftleitung ausgestrahlte Energiebetrag proportional demjenigen ist, der bei der Erdung in den Boden geht. Durch diese direkte Einschaltung des Mikrophons wird der Widerstand der Luftleitung unnötig erhöht; eine ähnliche Anordnung hat die Telefunkengesellschaft bald als unvorteilhaft verlassen. Als Empfangsapparat benutzt De Forest einen Glühlampenwellenanzeiger, den er Audion nennt, in Verbindung mit einem Telephon. Das Audion besteht aus einer Tantallampe, deren Glühfaden zwei Platinplättchen gegenüberstehen, und die in gewöhnlicher Weise an das Beleuchtungsnetz angeschlossen ist. Das eine Platinplättchen ist mit dem geschlossenen Empfangskreise verbunden, auf den die von der Luftleitung aufgenommenen Schwingungen induktiv übertragen werden, das andere steht mit einem Telephon- bez. Mikrophonstromkreis in Verbindung. Die ankommenden Schwingungen verursachen proportional ihren Amplituden Widerstandsschwankungen des durch die Hitze des Glühfadens in der Tantallampe ionisierten Gases. Diese Schwankungen sind auch proportional den Widerstandsschwankungen im Sendermikrophon und die im Empfänger hierdurch auftretenden Stromschwankungen geben dann im Telephon die gesprochenen Laute wieder. De Forest hat mit seinem System Reichweiten von 40—50 km erzielt; die amerikanische Schlachtflotte ist mit 28 solchen Systemen ausgerüstet. De Forest hofft, an Stelle des keine großen Energiemengen vertragenden Mikrophons die Widerstandsänderungen einer durch Imprägnierung mit gewissen Salzen leitend gemachten Leuchtflamme mit Vorteil benutzen zu können.

System Fessenden. — R. A. Fessenden behauptet, zwischen zwei Stationen in Brant Rock bei Boston und in New-York, das heißt auf eine Entfernung von ungefähr 300 km eine ausreichende Verständigung mittels drahtloser Telephonie erzielt zu haben. Dazu kamen ungedämpfte Schwingungen zur Verwendung, die von einer Wechselstrommaschine außerordentlich hoher Frequenz — 81700 Wechsel in der Sekunde — erzeugt wurden. Die Maschine wurde direkt in die Luftleitung eingeschaltet und diese durch richtige Bemessung von Selbstinduktion und Kapazität mit ihr in Resonanz gebracht. Unmittelbar hinter dem Wechselstromgenerator wird das Mikrophon in die Luftleitung eingeschaltet. Als Empfänger wird eine elektrolytische Zelle in Verbindung mit einem Telephon benutzt.

Die Fessendensche drahtlose Telephonie läuft also auf die Herstellung eines Wechselstromgenerators hoher Wechselzahl hinaus. Jeder Dynamomaschinenkonstrukteur weiß aber die Schwierigkeiten zu würdigen, die der Bau eines Wechselstromgenerators schon von 100000 Perioden bedingt; die Eisenverluste werden derartig hoch, daß auf einen brauchbaren Wirkungsgrad einer solchen Maschine nicht mehr gerechnet werden darf. Die Hoffnung Fessendens mittels einer solchen Maschine für 10 Kilowatt-Leistung bei Anwendung von 200 Meter hohen Luftleitertürmen über den atlantischen Ozean telephonieren zu können, wird sich also sobald noch nicht erfüllen.

Der gegenwärtige Stand der drahtlosen Telephonie ist folgender:

1. Für die drahtlose Telephonie der Praxis kommt zurzeit nur der elektrische Bogenlichtsender in der Ausführung von Poulsen, Telefunken oder De Forest in Frage.
2. Es können mit der Lichtbogenanordnung Reichweiten von 300 Kilometer und wenig mehr erzielt werden.
3. Größere Reichweiten werden erzielt werden können, sobald die Aufgabe gelöst sein wird, Mikrophone zu bauen, die beträchtlichere Energiemengen aufnehmen können als die leistungsfähigsten der heutigen Mikrophone.

Daß diese Aufgabe und damit das Problem der drahtlosen Ozeantelephonie in absehbarer Zeit gelöst werden wird, erscheint mir ohne Zweifel.

Drei ungedruckte Bruchstücke der Legenden des Hlg. Heinrich und der Hlg. Kunigunde

von

Professor Dr. Geo. M. Priest
in Princeton, New Jersey, U. S. A.

Bei der Durchsicht der Handschriften der Vita Heinrici und der Vita Cunegundis[1]) fand ich in einer Anzahl von Handschriften die folgenden Bruchstücke.

Wenigstens zwei von ihnen stammen schon aus dem zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts, und alle sind häufig abgeschrieben worden, bis jetzt sind sie aber nur in den Handschriften zu benutzen. Ihnen gebührt aber wohl ein Platz unter den Hauptlegenden der beiden Heiligen. Die Texte, welche ich biete, schließen sich vollständig an die Handschriften an, nur nicht in der Schreibung. Da die Handschriften in dieser Hinsicht hin und wieder beträchtliche Abweichungen aufweisen, habe ich mich entschlossen, überall die klassische Schreibung anzuwenden. In dieser Form sind die Texte überdies leichter verständlich. Den unten erwähnten Bibliotheken bin ich zu großem Danke verpflichtet für die Benutzung der verschiedenen Handschriften und für die Erlaubnis, diese Bruchstücke drucken zu dürfen, und ich verfehle nicht, ihnen an dieser Stelle meinen Dank zum Ausdruck zu bringen. Auch bin ich Herrn Professor Cartellieri in Jena und Herrn Professor David Magie in Princeton sehr verbunden für die wertvollen Winke, die sie mir während der Vorbereitung der folgenden Arbeit gegeben haben.

---

[1]) Für die Hauptlegenden der beiden Heiligen cf. a) Acta Sanctorum III. Mart. pagg. 225 sqq. und XIV. Julii pagg. 682 sqq.; b) Monum. germ. hist. VI script. pagg. 787 sqq.; c) J.-P. Migne: Patrol. curs. compl. Series latina. Tom. CXL. col. 9 sqq. Eine Liste und kurze Beschreibung aller bekannten vorhandenen Handschriften der beiden Vitae findet sich in dem Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde.

I.

Das 1. Bruchstück findet sich in 6 Handschriften:

a) Bamberg (Königl. Bibliothek) E III 25, fol. 16.
b) Eichstätt, Baiern (Bibl. regia Eystadii) No. 700, fol. 16.
c) Erlangen (Königl. Universitätsbibliothek) Nr. 395, fol. 37.
d) Leipzig (Stadtbibliothek) CXCIV, Rep. II, fol. 55.
e) München (Königl. Hof- und Staatsbibliothek) 788, 23582 (ZZ. 582), fol. 117.
f) Nürnberg (Stadtbibliothek) Cent. IV, 17, fol. 192.

Die Handschriften *a* und *b*, die beide ungefähr aus dem 2. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts stammen, enthalten den ältesten Text dieses Bruchstücks, aber welche von beiden die ältere ist, steht noch nicht fest.[1]

Die meisten Handschriften geben die Überschrift wie unten oder einfach Visio cuiusdam; nur *e* hat die folgende Überschrift: Sequitur epistola quae inventa fuit super sepulchro sancti Heinrici. Der folgende Text beruht meist auf *f*.

Visio cuiusdam presbyteri.

Dominus erigit elisos, dominus diligit iustos.[2] Audite omnes filii babenbergensis ecclesiae verbum quod posuit dominus deus in me. Ego peccator posui animam meam[3] in manibus meis tribus diebus et tribus noctibus ut orarem dominum caeli pro tam subita et insperata desolatione gregis domini qui est in loco isto ac pro separatione pastoris eius quem dominus vocavit et transtulit a saeculo et pro eo elegit quem

[1]) Cf. Neues Archiv ibid.
[2]) Cf. Psalm. 145, 8.
[3]) Cf. 1 Reg. 28, 21.

voluit et cui repositum erat ex praedestinatione sicut probat dies haec, et vidi in spiritu qui loqueretur mecum et diceret: „Vade et dic electo in loco Christi: ‚Considera et vide pro te et pro domo domini sicut creditum est tibi. Considera et vide omnia quae agis et quae ante te sunt, quae[1]) tibi servavit dominus, sicut Salomoni, sapientiam et gloriam domus suae et revelationem sanctorum quam incepit antecessor tuus, sicut David, fideliter sed non consummavit; quia tuis temporibus revelanda sunt sanctorum corpora regis et reginae, per quorum merita pax et misericordia erit in terra et omnium rerum abundantia'". Et dixi: „Quis ego sum ut loquar principi pro tam sublimi et ineffabili secreto causae sanctorum? Non sum dignus neque idoneus cui credi conveniat de revelatione sanctarum reliquiarum regis et reginae, praesertim cum solus rex sit in causa et de regina nulla sit mentio. Quis super haec tempora credibilia faciat verba sua, maxime cum non sine suspicionis nota calumnietur quivis de visione hac usurpationis vel etiam mendacii vitium imponendo?" „Vade", ait, „nihil dubitans et scribe in haec verba. Et si pro imbecillitate tua loqui ad principem formidas, pone hunc brevem super sepulchrum beati Heinrici regis et recede incognitus. Haec mandat dominus principi fratrum: ‚Fac opus meum hilariter, sicut decrevisti ut faceres, et erit merces tua multa nimis. Veruntamen corpus reginae noli relinquere in pulvere, quia a me egressus est sermo dilationis huius, ut non hoc[2]) anno sed in futuro gloriose impleatur verbum istud, quia[3]) et ipsa omni honore digna est et ipsa septies liberabit hanc civitatem[4]) ab ira cladis et pestis et hoc habebis signum. Si permanseris in veritate sermonis huius dabo tibi sapientiam sicut Salomoni et divitias et omnem gloriam regni, ita ut[5]) nullus[6]) praedecessorum tuorum tui similis fuerit nec post te tui similis surrecturus sit. Et si[7]) non fueris ingratus hoc beneficio, quod pro te fieri posse videbis, sin autem,

[1]) quem *d*.
[2]) hec *f*.
[3]) quam *f*.
[4]) i. e. Bamberg.
[5]) ut *fehlt in f*.
[6]) nulla *c und f*.
[7]) si *fehlt in f*.

providebo mihi alium in locum tuum, te amoto[1]), qui diligenter atque libenter omnia perficiat[2]). Qui crediderit habebit partem[3]) cum sanctis istis in regno meo". Amen.

II.

Das ganze 2. Bruchstück findet sich in 6 Handschriften:

a) Bamberg (Königl. Bibliothek) E III 25, fol. 14.
b) Eichstätt, Baiern (Bibl. regia Eystadii) No. 700, fol. 26.
c) Erlangen (Königl. Universitätsbibliothek) No. 395, fol. 31.
d) Maihingen bei Marktoffingen, Baiern (Fürstl. Oettingen-Wallerstein'sche Bibliothek) 277 Kunigundis vita, II 1, fol. 23.
e) München (Königl. Hof- und Staatsbibliothek) 788, 23582 (ZZ. 582), fol. 140.
f) Nürnberg (Stadtbibliothek) Cent. IV, 17, fol. 189.

In drei andern Handschriften, die alle in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek in München liegen, ist nur ein Teil dieses Bruchstücks enthalten:

g) 1562, 18626 (Tegernsee 626) fol. 43.
h) 1204, 18215 (Tegernsee 215) fol. 156.
i) 1076 (Diessensis 32[a]) fol. 80.

In jeder dieser drei Handschriften beginnt das Bruchstück:

Quia specialis praerogativa inter omnes filias Ierusalem etc. und endigt: pedisequa comitatur, cf. unten p. 205, z. 21 bis p. 207, z. 2. Die älteste Lesart des Bruchstücks findet sich in *a*, stammt also aus dem 2. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Gewöhnlich lautet der Titel wie unten (obgleich die Schreibweise Chunradi auch vorkommt), aber in *d* und *e* lautet der Titel: Sermo magistri Conradi patavicensis de sancta Chunegundi (Kunegunde). Wer der magister

---

[1]) anmoto *c*, animoto *f*.
[2]) perficiet *c*, *e und f*.
[3]) pro te *c und f*.

Conradus war, habe ich nicht genau ermitteln können. Er scheint entweder in Passau oder in Padua geboren zu sein, obgleich die korrekte Form „patavinus" sein würde; ich nehme nicht an, daß „patavicensis" den Ort bedeutet, wo Conradus „magister" war. Vielleicht ist er der Mann, der erwähnt wird in den Acta Sanctorum III. Mart., pag. 275, a, par. 17 und Monum. germ. ibid. pag. 825, a, 44: „Cunradus praepositus maioris ecclesiae." Das Datum des Bruchstücks und die Ähnlichkeit des Namens und der Stellung scheinen darauf hinzudeuten. Der folgende Text stammt hauptsächlich aus *f*.

Sermo magistri Conradi.

De trono procedebant fulgura voces et tonitrua[1]) sicut scriptum est:[2]) os sapientis est in corde ipsius, cor autem stulti in ore eius; unde stultius verba multiplicat et indecens est in ore stulti parabola,[3]) sapiens autem in principio sermonis accusator est sui. Et ego licet nomen sapientis nullatenus mihi praesumam arrogare, tamen inter verborum primitias verbis Ieremiae prophetae me accuso qui ait:[4]) Puer ego sum et nescio loqui, puer sum sensu, lingua et moribus. Quomodo puer iste virtutes caelorum et mirabilia altissimi evangelizabit? Non potest frigidum pectus proferre ignitum eloquium,[5]) non potest, carbo extinctus incendere. Apostoli non nisi repleti spiritu sancto magnalia dei loquebantur, non potest lingua rudis et inpolita politos tullianae facundiae sermones eructuare. Melius est tamen saltem balbutiendo excelsa dei sonare quam gloriosa dei opera sub silentio praeterire. Nihil enim interest falsa de deo dicere et laudabilibus[6]) dextere dei virtutibus laudes dei denegare; verba ista „de trono procedebant fulgura voces et tonitrua" sunt Iohannis in apocalipsi et ad litteram secundum mysticum intellectum catholice possunt explanari. Tronus autem proprie sedes dei est sicut solium regis; tribunal iudicis et cathedra doctoris, abusive tamen septem

---

[1]) Cf. Apoc. 4,5.
[2]) Cf. Ecclesiasticus 21,29.
[3]) Cf. Prov. 26,27.
[4]) Cf. Ierem. 1,6.
[5]) Cf. Psalm. 118,140.
[6]) laudalibus *f*.

leguntur troni in sacra scriptura,[1]) est enim tronus litteralis intelligentiae, de quo ait sapientia:[2]) ego in altissimis habito, et tronus meus in columna nubis est; tronus mundae conscientiae, sicut scriptum est:[3]) anima iusti tronus est dei; est tronus habitaculi corporalis de quo in libro regum:[4]) fecit sibi rex Salemon tronum grandem de ebore et vestivit eum auro fulvo nimis; est etiam tronus divinae maiestatis unde legitur:[5]) in excelso trono vidi sedere virum. Sunt praeterea tres troni, tronus iudiciariae potestatis de quo in evangelio, in regeneratione:[6]) cum sederit filius hominis in sede maiestatis suae, sedebitis vos super tronos duodecim iudicantes duodecim tribus Israhel, et in apocalipsi:[7]) qui vicerit dabo illi sedere mecum in trono meo; tronus regiae dignitatis secundum quod Salemon fecit sibi ad litteram tronum eburneum et deauratum, tronus angelicae distinctionis. Hic est tertius ordo angelorum sicut legitur in hierarchia Dionysii.[8]) De trono isto ad litteram procedebant fulgura et voces et tonitrua qualis fuit illa vox in persona patris:[9]) hic est filius meus dilectus in quo mihi complacui,[10]) ipsum audite; sicut enim primus ordo angelorum seraphin ardens caritate divina[11]) in caelo maiestati sanctae trinitatis proximus assistit, ita secundus ordo cherubin plenus scientia in caelo empyrio,[12]) in caelo sidereo motum firmamenti et stellarum et planetarum ordinat et disponit et tertius

---

[1]) in scriptura *f*. Wo sich dies in der Heiligen Schrift findet, habe ich nicht ermitteln können. Dutripon (Vulgatae Concordantiae. Paris. 188—.) gibt die Stelle nicht an, auch finde ich sie nicht in den Apocryphen. Vielleicht ist es eine Metonymie, und die sieben Engel aus Apoc. Cap. 8 sind gemeint.

[2]) Cf. Ecclesiastici 24,7.

[3]) Auch diese Stelle habe ich nicht finden können, weder in Dutripon noch in den Apocryphen. Vielleicht hatte der Autor Prov. 25,5 im Sinne: e t f i r m a b i t u r i u s t i t i a t r o n u s e i u s.

[4]) Cf. 3 Reg. 10,18.

[5]) = Apoc. 4,2? 20,11?

[6]) Cf. Luc. 22,30.

[7]) Cf. Apoc. 3,21.

[8]) Cf. Dionysios Areopagit.: De coelesti hierarchia. J.-P. Migne: Patrol. curs. compl. Series graeca, Tom. III. col. 197 sqq.

[9]) Cf. Matth. 17,5.

[10]) complacuit *f*.

[11]) divino *f*.

[12]) enpirreo (empirreo?) *d*, empyreo *e*, enpireo *f*.

ordo, tronus sive troni, in caelo aereo[1]) ventis et pluviis et tempestatibus et similibus creditur inperare. Similiter dominationes arboribus et plantis et omnibus vegetabilibus donantur et principatus et potestas minoribus, virtutes vere in regiminibus animarum et miraculosis dei operibus habent a domino potestatem. Postremo angeli et archangeli ordines sunt officiales ad annuntiandum; isti sunt internuntii sive paranymphi, qui discurrunt inter triumphantem ecclesiam; possemus autem istam discretionem angelicorum officiorum caelestis curiae rationibus et auctoritatibus confirmare, nisi alterius et altioris hoc esset negotii et fortassis difficilior fieret assumptio. Ut autem descendamus ad propositum, mystice ac prophetice de trono procedebant fulgura voces et tonitrua. Hic est tronus regalis et imperialis gloriosae reginae ac virginis Kunegundis, quae coronam hierarchiae huius mundi in aureolam[2]) caelestis palatii, immo in duas aureolas, commutavit, in aureolam virginalem et aureolam imperialem. Et est aureola excellentius in caelesti curia diadema, quo soli martyres praedicatores reges ac virgines coronantur. De trono itaque gloriosae reginae procedebant fulgura, voces et tonitrua. Quae sunt ista fulgura? Tria diversa sunt: fulmen, tonitruum[3]) et fulgur, quae simul generantur, ex ventre nubis tempestuosae; et, ut alias vulgi opiniones praetereamus, fulmen secundum Aristotelem[4]) est ignis caelestis ex vapore valido et sicco in ventre nubis tempestuosae generatus, cum impetu irrefragabili erumpens; est autem tonitruum fragor nubis fulmineum ignem parturientis sive fragosus ignis fulminei partus ex ventre nubis tempestuosae; fulgur autem fulminis seu ignis fulminis[5]) est coruscatio, unde etium dicitur fulgur, quasi fulgens ut quod lingua Chaldaica[6]) ignis interpretatur. Per fulgura quae in nubibus coruscant, potestas videndi quae in oculis quasi in nubibus cum radiositate est posita significatur.

---

[1]) aerero *c*.

[2]) aureolam . . . in (aureolam) *fehlt in f*.

[3]) tonitruum . . . tempestuosae *fehlt in d*.

[4]) Cf. Aristotelis Opera Omnia. Graece et Latine. Guilielmo Du Val. Paris 1629. De Mundo. Cap. IV. pag. 605 sq. Cf. auch Meteorolog. Lib. III. Cap. I. pag. 573 sq.

[5]) fulminei *d und e*.

[6]) Cf. Levy's Chaldäisches Wörterbuch etc. (Leipzig, o. J. unter der Wurzel אור ('ur) „leuchten".

Voces autem sunt potestas linguae[1]) ad loquendum, tonitrua vero aurium apertio[2]) ad audiendum, vox enim auribus instrepit et intonat, dum fit auditus, quasi plane praedicat spiritus sanctus. De trono imperialium meritorum gloriosae reginae Kunegundis procedebant, hoc est, procedent, praeteritum pro futuro, certitudine prophetali caecorum illuminationes ad videndum, mutorum reparationes ad loquendum et surdorum reformationes ad audiendum. Isti sunt tres testes qui testimonium sanctimoniae suae perhibent ei in caelo: pater, filius et spiritus sanctus quia in ore duorum vel trium testium[3]) stabit omne verbum. Hic est funiculus triplex qui difficile rumpitur, hoc est testimonium domini fidele sicut et ipse dominus a discipulis Johannis interrogatns:[4]) Tu es qui venturus es an alium expectamus? Respondit: Ite, dicite Johanni: ecce caeci vident et surdi audiunt et cetera, quasi dicat: opera mea testimonium perhibent de me; ita etiam ista tria opera, fulgura, voces et tonitrua de sursum de caelis venientia; trinum testimonium sanctae virginis nostrae aliae virtutes testimoniales quas, etiam si omnia membra mea verterentur in linguas, secundum quod mandragorae dederunt odorem in portis nostris secundum odorem bonae famae non sufficerem narrare; est praeterea specialis praerogativa gloriosae imperatricis quod inter omnes filias Jerusalem ipsa sola proxime ad similitudinem gloriosae dei matris accedit; a domino sanctum est istud et qualiter videamus. Haec est sicut lilium inter spinas,[5]) coniugata virgo tamen permanens intemerata et de regio sanguine procreata, quae etiam in gloriosa dei matre sunt manifesta. Praeterea innocens de adulterio fuit infamata et per vomeres ignitos opere spiritus sancti expurgata ut beata virgo Maria ab Helvidio[6]) haeretico et aliis complicibus suis infamiae maculam

[1]) ligue *e.*
[2]) apertio *fehlt in d.*
[3]) Cf. Deut. 17,6.
[4]) Cf. Matth. 11,3—5.
[5]) Cf. Cant. Cant. 2,2.
[6]) Cf. S. Eusebii Hieronymi De perpetua Virginitate B. Mariae, adversus Helvidium. Hieronymi Opera Omnia. Vallarsius et Maffaeius. Tom. II. (Paris 1845.) col. 183 sqq. Cf. auch Wilhelm Haller: Jovinianus. Die Fragmente seiner Schriften etc. Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur. Bd. 71,2. (N. F. 2,2) Leipzig 1897, besonders pag. 152 sq. Der Autor dieses Bruchstückes oder Conrad hatte zweifellos unter anderen Jovinianus im Sinne bei den Worten „aliis complicibus".

incidit quod alios filios post Christum peperisset et hoc propter illud evangelicum:[1] postquam impletum est tempus pariendi, peperit filium suum primogenitum; ergo ante alios filios posteriores genitum, sed est primogenitus non post quem aliquis, ante quem nullus; ab hac infamia[2] vota gloriosa virgo ignito spiritus sancti eloquio per Ezechielem prophetam expiatur qui ait:[3] Porta haec clausa erit et vir non ingredietur per eam, unde quemadmodum dei mater cantat illud canticum amoiis:[4] nigra sum sed formosa. filiae Jerusalem, nigra per infamationem haereticorum sed formosa in serenitate conscientiae et testimonio innocentiae; ita etiam nostra imperatrix idem canticum verissime concinit cum regina caelorum, sicut illa in duabus vitis, in activa et contemplativa, prae ceteris in tantum excellebat, quod etiam illud evangelicum[5] de duabus sororibus Martha et Maria per quas illae vitae significantur, ut in eius legitur assumptione;[6] sic et ista virgo in eleemosynis, in fabricis ecclesiarum, in ampliando cultum dei et novissime in contemplativa vita[7] monasticae professionis praecipuam habuit praerogativam. Postremo quid mirabilius est, regina reginam virgo virginem ministerio nominis[8] imitatur; interpretatur enim Maria maris stella,[9] quae est polus arcticus[10] manens semper immobilis et regens navigantes in mari; similiter Kunegundis in sermone barbarico[11] interpretatur regina in undis[12] sive regina undarum, eo quod sit portus in tempestatibus huius saeculi naufragorum, unde digito dei sanctum[13]

---

[1]) Cf. Luc. 2,6—7.
[2]) infamie (= infamiae) *f.*
[3]) Cf. Ezech. 44,2.
[4]) Cf. Cant. Cant. 1,4.
[5]) Cf. Luc. 10,38—42.
[6]) Cf. Monum. germ. ibid. pag. 822, a, 48 sqq. und Acta Sanctorum III. Mart. pag. 272, b, par. 7.
[7]) conversatione *statt* vita *in d.*
[8]) nominis *fehlt in g und i.*
[9]) Diese Deutung von „Maria" findet sich in S. Eusebii Hieronymi Liber de nominibus hebraicis. Hieronymi Opera Omnia. Vallarsius et Maffaeius, Tom. II. (Paris 1845.) col. 789 und col. 842.
[10]) articus *f.*
[11]) Bawarico *g und i.*
[12]) in undis *fehlt in i.*
[13]) factum *statt* sanctum *in g und i.*

est quod sollemnitas caelestis nativitatis huius reginae nativitatem gloriosae dei matris sine medio sicut reginam pedisequa[1]) comitatur; praeterea imperatrix nostra gloriosa adhuc vivens in medio regum et principum coronata imperialiter incedebat, sic etiam post mortem imperialis gloriae inoblita coram regibus et principibus et magnatibus universi imperii in catalogum sanctorum ad coronam caelestis imperii a matre ecclesia sollemniter est intronizata unde ipsa competenter potest dicere:[2]) Ego in altissimis habito et tronus meus in columna nubis, quasi dicat: intronizatio mea est in columnis imperii, quae nubes sunt, quia tonant minis, fulgurant proeliis, fulmiant sententiis. Dicit iterum:[3]) radicavi in populo honorificato; radicem enim et principum intronizationis suae constituit in populosa multitudine principum et magnatum; laudat eam psalmista ubi ait:[4]) filiae Tyri in muneribus vultum tuum deprecabuntur, omnes divites plebis; Tyrus interpretatur angustia quasi dicat, angustiati pro necessitatibus suis tibi venient cum muneribus et capiti tuo et ossibus tuis genibus flexis principes inclinabunt. Est autem celebrata gloriosae reginae ac virginis intronizatio anno dominicae incarnationis millesimo ducentesimo primo,[5]) quinta idus septembris, inter tractandum arduissima regni et sacerdotii, imperii et apostolatus negotia. Eo enim tempore de trono apostolici tribunalis procedebant fulgura, voces et tonitrua contra gloriosum regem Philippum et fautores suos, scilicet totius imperii principes fere universos; fulgura, voces et tonitrua erant terribiles sententiae, legationes cum litteris et comminationes excommunicationis, suspensionis et depositionis. Econtra etiam de trono imperialis excellentiae procedebant fulgura, voces et tonitrua contra inimicos imperii, coruscationes armorum, rationabiles conquestiones et bellorum commotiones. Isti duo troni regni et sacerdotii sunt duo luminaria magna quae fecit deus et posuit in firmamento ecclesiae. Haec sunt duo ubera sponsae, unde in canticis:[6]) dilectus meus inter ubera mea

---

[1]) pedissequam *f.*
[2]) Cf. Ecclesiasticus 24,7.
[3]) Cf. Ecclesiasticus 24,16.
[4]) Cf. Psalm 44,13.
[5]) Cf. Böhmer-Ficker: Regesta Imperii No. 55 b. für die Heiligsprechung der heil. Kunigunde.
[6]) Cf. Cant. Cant. 1,12.

commorabitur. Haec sunt[1] duo cherubin super propitiatorium[2] in tabernaculo mutuo se respicientia, isti sunt duo gladii, de quibus in evangelio:[3] ecce duo gladii hic, gladius Petri et gladius Caesaris. Gladium Caesaris usurpavit Petrus, quando auriculam[4] Malchi amputavit;[5] gladium istum dominus Petro prohibuit et Caesari confirmavit, cum dixit:[6] Converte gladium in locum suum, omnes qui acceperint[7] gladium propria scilicet auctoritate gladio peribunt; et alibi ait:[8] Reddite quae sunt Caesaris Caesari et quae sunt dei deo, unde etiam dominus pro se et Petro staterem[9] persolvit Caesari pro tributo; Petrum etiam dominus gladio suo accinxit cum ait[10]: Petre, pasce oves meas, et alibi:[11] Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam. Isti duo gladii duas habent vaginas, unam scilicet[12] in Melchisedech, prototypum[13] Christi, qui fuit rex regum et summus verus pontifex, unde Ozias rex Juda eo quod sibi usurpavit sacerdotium a domino lepra[14] percussus est.[15] Quod si gladii isti contra se insurrexerint, si rubiginosi vel obtusi vel de vaginis elapsi fuerint, ambo vel alteruter, clamandum est in caelum; clamandum est ad gloriosam imperatricem Kunegundim pro gloria et pace sui imperii, pro quo ipsa non dubitatur apud dominum interpellare; orandum est ut eius intercessione ad antiquam omnium regnorum monarchiam in unitate ecclesiae reformetur; ipso praestante cuius est honor et imperium per infinita saecula saeculorum. Amen.

[1] sunt *fehlt in f.*
[2] Cf. Exod. 25,18 sqq.
[3] Cf. Luc. 22,38.
[4] auricolam *f.*
[5] Cf. Johan. 18,10.
[6] Cf. Matth. 26,52.
[7] acceperunt *f.*
[8] Cf. Matth. 22,21; Marc. 12,17; Luc. 20,25.
[9] staterem . . . dominus *fehlt in f.*
[10] Cf. Johan. 21,17.
[11] Cf. Matth. 16,18.
[12] si unam licet *in den Handschriften statt* unam scilicet; *das letztere ist eine Conjectur.*
[13] ppcipum (= patrem patrum?) *in den Handschriften;* prototypum *ist eine Conjectur.*
[14] alepra *f.*
[15] Cf. 2 Par. 26,16 sqq.

III.

Das 3. Bruchstück findet sich in 6 Handschriften:

a) Eichstätt, Baiern (Bibl. regia Eystadii) No. 700, fol. 21.
b) Erlangen (Königl. Universitätsbibliothek) No. 395, fol. 19.
c) Maihingen bei Marktoffingen, Baiern (Fürstl. Oettingen-Wallerstein'sche Bibliothek) 277 Kunigundis vita. II 1, fol. 11.
d) München (Königl. Hof- und Staatsbibliothek) 788, 23582 (ZZ. 582), fol. 129.
e) Nürnberg (Stadtbibliothek) Cent. IV, 17, fol. 185.
f) Nürnberg (Stadtbibliothek) Cent. III, 69, fol. 91.

Die Handschriften *b* und *d*, die beide aus dem 14. Jahrhundert stammen, enthalten die ältesten Lesarten dieses Bruchstücks; es findet sich in allen genannten Handschriften zwischen den Berichten von den beiden Wundern der St. Cunegunde, die in den Paragraphen 45 und 46 der Monum. germ. ibid. pag. 826 enthalten sind. Eine Überschrift hat das Bruchstück in keiner Handschrift, aber es wird angegeben als der ausführliche Bericht eines Wunders, das in der gewöhnlichen Liste der Wunder der St. Cunegunde kurz erwähnt wird.[1] Eine deutsche Übersetzung dieses Bruchstücks ist in der Erzählung des Nonosius von beiden Heiligen enthalten: Dye legend vnd leben des heyligen sandt Keyser Heinrichs. Bamberg. Pfeyll. 1511, Bogen K[1]—K[8]. Der folgende Text beruht auf *e*.

De Miraculo quod Gerdrudi contigit.

Posterorum delectationibus in hoc opere aliquantulum prospicientes[2] officio stili quaedam annectimus, quorum superius parvam[3] mentionem fecimus[4], videlicet quomodo praedicta

[1]) Cf. Monum. germ. ibid. pag. 825, b, 3 sqq. und Acta Sanctorum III. Mart. pag. 277, b, par. 3.
[2]) perspicientes *e*.
[3]) parvarum *f*.
[4]) Cf. Acta Sanctorum III. Mart. pag. 277, b, par. 3 und Monum. germ. ibid. pag. 825, b, 3 sqq.

Gerdrudis de Weischenvelt[1]) reddita fuerit sanitati et qualiter multigenas affectionum castigationes perpessa sit[2]). Igitur dum in prima vespera nativitatis sanctae Mariae feria tertia ad sepulchrum praememoratae virginis veniret, sudante vultu et lento gressu, quod antea sustinuerat, sentire coepit, fiducialiter tamen ad sanctum locum accessit, oratione autem completa surgere non valebat. Itaque cum iterum se inclinans sanctum sibi postularet[3]) auxilium per totam noctem, nullum nisi solius detentionis passa est stipendium; altera vero die presbyteri salutaribus monitis eam allocuntur atque surgere hortantur, quibus acquiescere volens incomparabili fatigatione arrepta est et nisi resedisset, miserabili deficisset interitu. Quod inde[4]) decretum est a discretioribus[5]) viris quatenus sancti Heinrici caput in capsa quae grave pondus habet ad eam deferretur ut saltem per hoc ab invisibili vinculo solveretur, mira res, dum hoc diu retentum a se removet[6]), brachia et manus, immo totum corpus ipsius mirum in modum turbabatur et non voce hominis sed stupendo ululatu clamans tamdiu dolebat donec iterum ad se recolligeret. Cum autem hoc frequentius die illo accidisset, ut etiam exinde cibum capere non posset, altero die circa noctem religiosi viri consilio inito sacerdotem ei destinaverunt qui oblatis cibis eam recrearet[7]). Ille autem dum in nomine patris et filii et sancti spiritus cibos illius ori porrigeret, nullo modo contingere poterat. Statim omnes qui affuerunt stupebant et in luctum conversi dominum et beatum Heinricum atque sanctam virginem pro ipsa deprecabantur. Sacerdos pietatis obsequio circa illam sedulus iterum cibos offerebat in nomine patris et filii et spiritus sancti et sancti Heinrici postulans ut per hoc fragili corpusculo refocillandi gratia

[1]) Ich habe Weischenvelt oder Wirnahe (erwähnt unten kurz vor dem Schluß) mit keinem modernen Orte indentifizieren können, kein Ortslexikon enthält diese oder ähnliche Namen. Da das Wunder sich unter denen findet, die in Bamberg geschehen sein sollen, so waren es wahrscheinlich Dörfer in der Nähe Bambergs, die jetzt verschwunden sind.

[2]) est *f.*

[3]) item se reclinans sanctum sibi postulat *in d.*

[4]) Quod inde *ist eine Conjectur*; quid ni *b*, qui diu *e*.

[5]) discretoribus *e*.

[6]) removeret *b und d*.

[7]) recrearent *d*.

daretur sed nec hoc aliquid prodesse probatum est. At ille iterum humanitatem illi exhibens divino instinctu admonitus est ut praedictis nominibus adderet[1]) in nomine sanctae Kunegundis, quod ut dictum erat miserante divina clementia tres morsellos cum aquae modico[2]) haustu degustavit. Porro thesaurarius ecclesiae de capsa et reliquiis sancti Heinrici ne eas amitteret sollicitus erat et veniens ut cautius reconderet manus applicabat. Quod sentiens Gerdrudis graviter dolens retinebat, mox ille alias et plures reliquias intulerat ut graneum tollere liceret. quod et ipsa minime permisit quia nullas contingere potuit nisi inpetrata licentia sancti Heinrici et sanctae Kunegundis. Contigit eadem nocte ut ipsa dei flagello camerulam sepulchri coacta intraret atque ibidem tres noctes usque in sextam feriam insomnes deduceret[3]) ac tantum tribus morsellis naturae satisfaciens inediam temperaret. Quod[4]) ibi circa eam ageretur, caritati vestrae pandere satagimus quia omnibus saeculis tam mirandum nunquam evenisse cognoscimus[5]). Attendite dictu[6]) mirabile dum ventris purgationem natura[7]) ab ea exigeret humillimas preces sancto Heinrico et sanctae Kunegundi effudit ut ipsorum permissione spatium recedendi et peracto naturali officio statim redeundi posset habere. Et ubi necessarias indutias inpetravit, mox assumpta pedisequa quae secreti huius conscia existeret praecepit ei ne cui diceret. Quia istud quasi sciendum ab omnibus celari voluit, eadem pestis quae saepius eam fatigaverat iterum invasit. Ipsa vero ut remedio digna fieret retexendum voverat, cuius votis gratiam non defuisse testamur. Restat autem ut amplius adhuc de ipsa referamus, dum esset in loco sellandi, cogitabat ut ibi diutius moram faceret et sic diem insumendo si fieri posset vinculo suae captionis erepta requiesceret. Et ecce urgente stimulo quem ut diximus saepissime senserat, tugurium sepulchri introivit sed quanta ibi sustinuerit peritissimorum eloquentia

[1]) aderet *e.*
[2]) modica *e.*
[3]) duceret *b.*
[4]) quid *d.*
[5]) cognovimus *b.*
[6]) dictum *e.*
[7]) naturam *e.*

deficere[1]) posset ut omnia[2]) per ordinem referre nequiret. Ut autem quos nova delectant miremini, ne singulis nimium inmorari videamur quae excerpsimus breviter perstringamus. Et[3]) obstructae vocis iter ei[4]) patefactum; sexies orbata visuali radio lumen recepit. Accidit etiam ut paralysis manum et omnia membra eius distorqueret, unde per ipsam quaesitum est si aliquod indumentorum vel effigiei sanctae virginis ibi servatum esset, quod ei propter sanationem continuo exhiberetur. Tunc thesaurarius ad instar volantis concito cursu festinans attulit sacram vestem casulam scilicet de pretiosissimo pallio praefatae imperatricis factam; hanc ubi domina Gerdrudis contigerat[5]), digiti contra ordinem distorti ad meliorem naturae dispositionem redierunt et dolor quo nimium fatigabatur mitigatus est. Interim[6]) quidam puer habens maculam in oculo et exteriorem tunicam pupillae concretam super tumbam ponebatur quem praedicta femina ovanter suscipiens et in eius amplexus corruens nullatenus ab eo potuit separari. Unde qui aderant in admirationem et stuporem adducti genibus provoluti sunt et fusa oratione obtinuerunt, ut puer ab amplexus mirando nexu solutus liber exiliret. Sed cum ipsa diutius ibi teneretur, caput sancti Heinrici cum infinitis sanctorum reliquiis ei superpositum est, ut surgendi et liberius eundi gratiam inveniret. Et quamvis illi multa pro remedio fuissent adhibita sed minus profuissent, investigare coepit si eucharistia uspiam ibi servaretur. Quam in aurea pyxide allatam cum reverentia suscepit, lacrimas fudit et aperta pyxide dilligentius inspexit; prohibita autem ne reseraret cum tremore concussa fuit et statim eius arbitrio concessum est facere quod vellet. Duo autem presbyteri ei adiuncti sunt, qui summa cautela eam observarent ne si amentia in ea praevaleret incaute corpus domini attrectaret. Interea chorus cum stola calciamenta deponens et cum cruce pluribusque reliquiis ad sepulchrum procedens flexis genibus psalmos et litanias canebat et ecce surgens quae captivata fuerat, viaticum collo suspendit

1) difficere *e*.
2) omni *f*.
3) tibi *e*, iter *b*.
4) iter est ei *d*.
5) contigeret *e*.
6) iterum *e*.

et manu dato signo liberatam se indicabat. Quantis tunc prae gaudio populus madidaretur lacrimis lingua nostra non valet retexere. Ne tamen omnino incognita pertranseant relatione digna si vestram dilectionem audire non pigeat, annectere curamus, scilicet, dum cervici pyxidem suspensam deponere vellet, iterum prioribus incommodis occupabatur. Quid plura? Divino instinctu edocta indicavit si per noctem[1] vigiliis et orationibus in dei servitio permaneret, deinde sequenti die communicaret, ab omni praesenti molestia curaretur. Quod et factum est. Sequenti vero[2] nocte dum vigiliis et orationibus deo deserviret, vidit sibi petulantem puellam assistere, quae sui faciei medicamen ornamenti causa exhibuerat. colore supercilia depinxerat; quam dissimulare volens ingenti dolore perturbata, quem diutius sustinere non valens, ut magisterium a deo consecuta eam pro sua petulantia corripiebat et continuo doloris vehementes angustias evasit. Inter alia etiam deo voverat quod assumpto fratre suo peregrinationis causa pergeret[3] Augustam[4] pro reverentia dominici corporis, quod in cruentam carnem versum inibi servabatur. Itaque diutius hoc protrahens ad oratorium dominica[5] nocte perrexit[6] et orationi insistens in eodem loco tamdiu fixa tenebatur, donec frater detentionis eius conscius fieret. Qui ad instar volantis avis adveniens et sorori condolens calciamenta deposuit et humillime procumbens largis precibus hoc modo supplicabat, si germana ipsius gradiendi libertatem reciperet, extemplo[7] iter simul arripientes[8] peregrinandi votum vita comite perficerent. Factum est autem dum vota vovissent[9], sororem manu allevavit et omni dilatione remota simul gradientes venerunt Augustam ibique per triduum captione quam diximus

---

[1]) nox *b, d und f.*

[2]) non *e.*

[3]) pergeret *fehlt in b und e.*

[4]) Dies könnte sich auf mehrere Orte beziehen, Ausgsburg. Basel, Trier, Soissons oder andere. Wahrscheinlich ist Augsburg, d. h. Augusta Vindelicorum, gemeint, da dieses Augusta dem Schauplatz der hier beschriebenen Ereignisse am nächsten liegt.

[5]) dominica — eodem *fehlt in e.*

[6]) perexit *e.*

[7]) extimplo *e.*

[8]) arripiens *e.*

[9]) vovisset *e.*

fixa tenebatur. Deinde in festo omni sanctorum ad sepulchrum sanctae Kunegundis reversa ab oratione surgere non valebat et ecce sanctorum reliquiis circa eam cumulatis nullum remedium invenit, donec eucharistia sibi circumposita plenam sanationem afferet. Nunc ad alia sanctitatis mira transeuntes mutam[1]) de Wirnahe[2]) locutam[3]) esse testamur[4]).

Geo. M. Priest.

Princeton, New Yersey, U. S. A.

---

[1]) muta *d, e und f.*

[2]) Cf. oben pag. 210, Anm. 1.

[3]) locuta *d, e und f.*

[4]) Dieses Wunder von der stummen Frau aus Wirnahe steht in den Monum. germ. ibid. pag. 826, a, 45 sqq.

Familiengeschichte und Heraldik

von

Regierungsrat Prof. Dr. Eduard Heydenreich
in Dresden.

Schon Cicero hat gesagt: „Das Beste ist es, Denkmäler der Vorfahren zu besitzen" (optimum est habere monumenta maiorum) und Hegesippus bemerkt nicht weniger richtig: „Angenehm ist es, zwischen den Hütten der Vorfahren zu verkehren und der Ahnen Worte und Taten im Gedächtnis an sich vorüberziehen zu lassen" (dulce est inter majorum versari habitacula et veterum dicta factaque recensere memoria). Auch in Deutschland sind diese Gedanken schon in früher Zeit beherzigt worden. So setzte der im 30 jährigen Krieg hart mitgenommene Poppenhäuser Pfarrer Martin Bötzinger, dessen biographische Aufzeichnungen Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit (3. Band. Leipzig, Hirzel: No. 3 Der 30 jährige Krieg und seine Geistlichen) weiten Kreisen bekannt gemacht hat, als Motiv über seine Ara Mnemosynes die Worte:

Vorfahren und wohlverdiente Leut
Billig man liebt und lobt allzeit
Ihrs lobs man soll vergessen nicht
Wie Salomo und Syrach spricht.[1]

Ebenso nahm in unserer Zeit Herr Kaiserlicher Legationsrat Wolf von Tümpling auf Thalstein für sein von echt wissenschaftlichem Geist getragenes, gediegenes, dreibändiges Werk über die Geschichte des Geschlechts von Tümpling[2] das schöne Wort Landschadts von Ragnach vom Jahr 1531 zum Motto:

Rhümlich, christlich, auch tröstlich ist,
Daß man zu keiner Zeit vergißt
Der alten lieben Vorfahrn
Die vor uns in dem Leben warn.

---

[1] Carl Oberländer, Ueber Familiengeschichte, Schriften des Vereins für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde, 53. Heft 1906, Seite 28 ff.

[2] Band I 1888, II 1892, III 1894. Weimar, Verlag von Böhlau.

Eine Reihe ähnlicher Aussprüche hat kürzlich der Vorsitzende des „Roland", eines unserer familiengeschichtlichen Vereine Studienrat Prof. Dr. Unbescheid-Dresden in einer netten Sammlung herausgegeben.[1]

Der Archivar rede nicht mißgünstig, wie Herquet in seinen Miszellen zur Geschichte Ostfrieslands (Norden 1883, Vorrede), von „Ahnenjägern, jener zähen und gefürchteten Spezies, die leeren Schilde ihres Stammbaumes auszufüllen", sondern handle im Sinne eines unserer verdienstvollsten Archivare, der selbst ein vortrefflicher Familienforscher ist, des Geh. Archivrates Dr. Grotefend in Schwerin, der offen anerkannt hat, daß die Genealogie vom nationalen Standpunkt aus archivalisch gefördert werden muß.[2] Kein Geringerer als Bismarck hat gesagt: „Ich würde, wenn viele Familien das gleiche Interesse ihrer Vergangenheit zuwendeten, darin einen erfreulichen Fortschritt im historischen und nationalen Sinne sehen".[3] Der ethische Wert der Familienforschung soll stets im Auge behalten werden. Denn es ist wahr, was Hermann Unbescheid singt:

Wer nicht in seinem Herzen trägt
Den starken Zug der Menschenliebe
Und nur die Stammeskunde pflegt
Aus leicht erregten Wissenstriebe,
Es war umsonst was er geschafft —
Er hat mit Fleiß und viel Behagen
Nur Gräberstaub statt Blütensaft
In sein verödet Haus getragen.
Ahnenprobe, rückwärts denken,
In vergangener Zeiten Sinn
Voller Andacht sich versenken
Bringt allein Dir nicht Gewinn.
Doch im abgestorbnen Leben
Keime sehen frischer Tat,
Und dann kraftvoll vorwärts streben —
Für die Ewigkeit ist's Saat.[4]

[1] Unbescheid, Chronik und Stammbaum in 100 Sprüchen (Verlag von Gebr. Vogt, Papiermühle bei Roda S. A., ohne Jahr).

[2] Grotefend im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1908.

[3] Unbescheid, Chronik und Stammbaum in 100 Sprüchen, Seite 33.

[4] Unbescheid, Chronik u. Stammbaum in 100 Sprüchen, Seite 7 u. 8.

Es ist in der Tat ein erfreuliches Bild, daß in einer Zeit, die voll ist von zersetzenden, gesellschaftsfeindlichen Bestrebungen, sich überall der Familiensinn geltend macht, und daß in adligen, wie in bürgerlichen Familien der Wunsch hervortritt, sich fester an einander zu schließen, um in der Familie den festen Halt zu gewinnen, den bei der größeren Zerstreuung über das, gottlob, geeinte deutsche Reich, das einzelne Familienglied leicht zu verlieren Gefahr läuft.

Gerade in unserer Zeit, wo durch einseitiges und übermäßiges Hervorheben des Einzelwesens und seine vermeintlichen Rechte das Gesamtleben in seinen Wurzeln mehr und mehr verletzt wird, in einer Zeit, wo mehr als jemals die Selbstsucht über den Gemeinsinn zu siegen sucht, ist die Flucht in die Familie und die Einkehr in ihre Geschichte gewiß die reinste und ergiebigste Quelle des Mutes für den, der noch selbstlos genug ist, die Interessen einer Gemeinschaft über die Interessen der sie bildenden Einzelwesen zu stellen.

Die Familie ist die erste und ursprünglichste Gemeinschaft im Leben, sie ist die Grundlage und das Vorbild aller gesellschaftlichen und staatlichen Gemeinsamkeitsgebilde. Sie ist daher auch am ersten geeignet, wenn nur der gute Wille nicht fehlt, dem Menschengeiste auf dem Fluge zum Idealen die Schwingen zu stählen, ihn stark zu machen für den Kampf mit dem einzelnen Ich, das sich groß zu machen sucht gegenüber dem doch zumeist, wenn nicht allein berechtigten Wir der Gemeinschaft, in die es gestellt ist.

Man sehe daher nicht mit spöttischem Lächeln, wie es so oft in den Kreisen der sogenannten Gebildeten geschieht, auf das Treiben derer hin, die sich bestreben, das Dunkel zu klären, das etwa über der Herkunft ihrer Familie ruht, die Glied um Glied ihre Vorväter und deren Abkömmlinge aneinander reihen, um zu wissen, mit wem zum gemeinsamen Kampf des Lebens das Schicksal sie am meisten verbunden hat.

Alle, die sich so bestreben, wollen ja teil haben an dem Segen, den Goethe durch den Mund der Iphigenie über sie ausspricht:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh, von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht.[1]

Seit geraumer Zeit bekundet sich bei Familien aller Stände das Bedürfnis, auch gedruckte Darstellungen ihrer geschichtlichen Vergangenheit in breiterer oder kürzerer Ausführung zu besitzen. Schon das 18. Jahrhundert weist eine Reihe derartiger monographischer Werke auf; viel größer aber ist die Zahl solcher Arbeiten, deren Entstehung in die Gegenwart fällt. Die Wiederbelebung der Wissenschaften nach dem Ende des großen, zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland ausgefochtenen Krieges, besonders aber das erwachende Interesse an lokalgeschichtlichen Studien gaben den Anlaß zu erneuter Tätigkeit auch auf dem Gebiete der Geschlechterkunde. Berufene Gelehrte wie z. B. G. Schmidt, G. A. von Mülverstedt, Wolf, Vogel, Wohlbrück, Danneil, Wigger, Kratz, Masch, Lisch, von Meyenn und J. Loserth traten auf, deren Fleiß und Sachkunde wir historische Arbeiten über durch Alter und Verdienst hervorragende Familien, wie z. B. die von Bismarck, von Hohenthal und Bergen, von Oppen, von Hardenberg, Roßdorf, Schwicheldt, Alvensleben, Schulenberg, Kardorf, Blücher, Kleist, Hahn, Behr, Oertzen, Malzahn, von Pentz und von Stubenberg zu verdanken haben.

Die Quellen, mit denen die familiengeschichtliche Forschung arbeitet, sind sehr mannigfacher Natur. Ich darf über dieselben auf meine familiengeschichtliche Quellenkunde verweisen, welche etwa 500 Seiten in Groß-Lexikonformat stark, im Verlag von H. A. Ludwig Degener in Leipzig 1909 auf Veranlassung der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Sitz Leipzig, erscheint. Eine Quellengattung möchte ich aber besonders hervorheben, weil sie selbst in Fachkreisen zu wenig benützt ist, das sind die Wappen. Als Knothe durch sein berühmtes, trotz einzelner Mängel[2] noch immer höchst brauchbares

[1] Grotefend in seiner Arbeit über Stammtafeln, Jahrbücher des Vereines für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, 70. Jahrgang, Schwerin 1905. Seite 1 ff.

[2] Vgl. z. B. Posse, Die Siegel des Adels der Wettiner Lande bis zum Jahr 1500. III. 1908, Seite 68.

Werk „Geschichte des Oberlausitzer Adels und seiner Güter" (Leipzig 1879) der Familiengeschichte in der Richtung der Entwickelung des Familienbesitzes neue Bahnen wies und die Geschichte einer großen Anzahl von Geschlechtern und ihres Grundbesitzes von den ältesten Zeiten durch die Jahrhunderte in einer bis dahin noch nie dagewesenen Exaktheit verfolgte, hat er es, wie bereirs von Mülverstedt und Markgraf bemerkt haben, leider unterlassen, die Heraldik, die ihm offenbar nicht lag, in den Kreis seiner Forschungen zu ziehen und dadurch eine empfindliche Lücke in seinem sonst geradezu klassischen Werke gelassen.

Mit Recht bemerkt Heinrich Th. von Kohlhagen in seiner manches sehr Beachtenswerte enthaltenden Schrift „Die Bedeutung der Heraldik" (Bamberg, Verlag und Druck der Handels-Druckerei, ohne Jahr; erweiterter Sonderabdruck aus dem II. Jahrgang [1905] der „Heraldisch Genealogischen Blätter"), Seite 11: „Derjenige Historiker, welcher eingehender heraldischer Kenntnisse bei seinen Forschungen entraten zu können glaubt, kann sich nur lächerlich machen und nicht beanspruchen für ernst genommen zu werden". Die Heraldik ist, wie nicht leicht eine andere Wissenschaft oder Kunst, besonders so lange sie das Mittelalter hindurch mit dem Volksleben und Volksempfinden, mit allen staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen innig verwebt und verknüpft war, das getreue Spiegelbild ihrer Zeit. Sie ist kein müßiger Zeitvertreib, sondern eine ernste Wissenschaft, die von ihren Jüngern ein angestrengtes, jahrelanges Lernen fordert und die umfassendsten diplomatischen, sphragistischen, numismatischen, paläographischen, genealogischen und kulturgeschichtlichen Kenntnisse voraussetzt.

Reich und mannigfaltig sind die Quellen der Heraldik. In den Siegeln, auf Münzen, auf Grabsteinen, in Fenstern, an den Toren der Burgen und Häuser, an den Pfeilern der Hallen oder im Schmuck der Decken, kurz auf den verschiedensten Gegenständen brachte man das Wappen, welches in seiner farbenprächtigen Erscheinung auch eine beliebte Dekoration bildete, zur Darstellung, bald vollständig, bald nur in einzelnen Teilen.

Früher war man bestrebt, heraldische Darstellungen zu kopieren. Von dem löblichen Bestreben, Siegel abzuzeichnen,

gibt manches Kopialbuch Zeugnis. Ein Abt des Klosters Waldsassen ließ sogar die ältesten und wichtigsten Wappensiegel in Farben ausführen. In glücklicher Stunde traf man in Waldsassen diese Vorschriftsmaßregel; denn jetzt fehlt der eine Teil der Siegel, der andere aber ist meist in einem Zustande, welcher Bild und Legende nur schwer mehr erkennen läßt. Das Bestreben, wertvolle Handschriften zu illustrieren, hat manch wichtige heraldische Ueberlieferung bewirkt. So begegnen wir z. B. Wappenschilden und Bannern mittelalterlicher Geschlechter im Codex Balduini Trevirensis über die Romfahrt des Kaisers Heinrich VII. Die bunte Pracht der Wappen brachte diesen viele Liebhaber und auch Sammler. Unter den ältesten Wappensammlungen ist die Züricher Wappenrolle besonders berühmt. Sie stammt entweder aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, oder erst aus der ersten Hälfte des 14. und ist nicht nur ein kostbarer Schatz für alle Freunde der „edlen Heroldskunst", sondern auch eine reiche Quelle der Belehrung für die Kulturgeschichte unseres deutschen Mittelalters. Eine Reihe anderer Sammlungen folgte. Die moderne Technik polychromer Vervielfältigungskunst hat einige derselben reproduziert und durch den Buchhandel weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

Besonders hervorzuheben ist des Conrad Grünenberg, Ritters und Bürgers von Konstanz, Wappenbuch vom Jahre 1483. Von ihm erschien eine Prachtausgabe von Graf Stillfried-Alcantara und Ad. M. Hildebrandt, Görlitz 1875—1883, drei Bände in Großfolio. In der Heroldskunst war Konrad Grünenberg der grösste Meister seiner Zeit in Deutschland. Sein Wappenwerk ist der vollständigste deutsche Wappenkodex, welcher auf unsere Zeit gekommen ist.

Die Zahl der Wappenbücher in den späteren Jahrhunderten ist Legion. Von den gedruckten Wappensammlungen ist Sibmachers Wappenbuch die bei weitem vollständigste und wichtigste. Von kleinen Anfängen in den Jahren 1596 und 1609 ausgegangen, erlebte dieses Werk beständig neue, verbesserte und vervollständigte Bearbeitungen. Die letzte Ausgabe, begonnen von O. T. von Hefner 1854, ist nach systematischen Gesichtspunkten geordnet und zerfällt in 7 Abteilungen nebst zahlreichen Unterabteilungen. Obwohl ungleich gearbeitet und daher steter

kritischer Nachprüfung bedürftig, ist dieses, jetzt bei Bauer & Raspe in Nürnberg erscheinende Riesenwerk deutschen Gelehrtenfleißes dazu bestimmt und auch dazu geeignet, die Grundlage für die moderne Wappenwissenschaft zu bilden.

Die Heraldik bietet gelegentlich die Möglichkeit, Nationalität, Stand, Lehnsverhältnisse und Amt eines Geschlechtes zu erkennen, gleichnamige Geschlechter und Linien desselben Geschlechtes zu scheiden, uneheliche Geburt, Besitz und genealogische Verhältnisse, sowie besondere Vorkommnisse aus der Geschichte einzelner Familien zu erforschen und den Namen des Geschlechtes aus dem Wappen abzulesen.

Es gibt gewisse Wappentypen, die für eine einzelne Nation charakteristisch sind. So sind die ungeteilten Schilde mit einfachen Wappenfiguren und einem Helme ohne Decken, auf welchem wiederum einfache Helmzierden sich befinden, für den heraldischen Gebrauch beim polnischen Adel typisch. Frei über dem Helme schwebende Helmzierden ohne Helm, welche mit dem Schilde in gar keiner Verbindung stehen, sind charakteristisch für die englische Heraldik und finden sich außerhalb Englands nirgends.[1] Die französische, auch in Rußland gebräuchliche Baronskrone ist ein mit Perlenschnur mehrfach umwundener, goldener Reifen ohne Zacken. Die schwedische Freiherrnkrone hat acht Perlen, auf welchen an der Seite und in der Mitte noch drei weitere Perlen ruhen.[2] Heraldische Unterschiede durch abweichende Schildeinfassungen weisen nach Spanien.[3] Kann man also in einzelnen Fällen, insbesondere neuerer Zeit aus dem Wappen die Nationalität erkennen, so viel häufiger insbesondere auf deutschem Gebiete den Stand. Am bekanntesten sind in dieser Hinsicht die verschiedenen Kronen. Freilich herrscht gerade hier viel Mißbrauch. Auf wie manchem Grabstein unserer heutigen Friedhöfe prangt z. B. eine Freiherrnkrone bei einer

---

[1]) Über deutsche und englische Heraldik, Der deutsche Herold XXXIV, 1903, S. 107. 121.

[2]) Die Kronenbildung bei Schweden ist so aufzufassen, dass auf dem Reifen drei Gruppen von je drei Perlen stehen und dazwischen noch zwei einzelne Perlen, also gewissermaßen auch 5 Teile. Es gehören drei Perlen immer zusammen und sind eigentlich als eine einzige aufzufassen.

[3]) Lorenz, Lehrbuch der Genealogie 1898, S. 186.

dem untitulierten Adel angehörenden Persönlichkeit, die doch nur auf die einfache sogenannte Helmkrone Anspruch hat! Der offene Turnier- oder Spangenhelm gibt für gewisse Zeiten einen Wahrscheinlichkeitsbeweis für adligen Stand. Wir finden nämlich, daß von der Mitte des 16. Jahrhunderts an der Turnierhelm den Bürgerlichen abgesprochen wird. Bei Erhebung von Wappenbürgern in den Adelsstand wurde seitdem häufig der Stechhelm zum Zeichen der Standeserhöhung „eröffnet", d. h. in einen Spangenhelm verwandelt. Den Bürgerlichen aber wurde fortan regelmäßig der Stechhelm verliehen. Wenn man auch nicht behaupten kann, daß allen Bürgerlichen der Turnierhelm verboten war, so bestand doch die Absicht, die Bürgerlichen auf den Stechhelm zu beschränken, zweifelsohne in den maßgebenden Kreisen. Auf deutschem Gebiete weist ein einfaches Wappen auf alte Zeit, ein kombiniertes, mit zahlreichen Einzelheiten überladenes auf späte Zeit. Eine uradlige Familie führte z. B., wie das große mit Unterstützung der Landstände der Provinz Westfalen herausgegebene Siegelwerk im Bild darstellt, ein Kammrad im Schild, also ein sehr einfaches Wappen, auch eine einfache Helmzier, nämlich zwei mit Pfauenfedern besteckte Scheiben oder das Kammrad wiederholt. Dagegen führt eine andere, gleichnamige, von Grote, Geschlechts- und Wappenbuch des Königreichs Hannover und des Herzogtums Braunschweig (Hannover 1843) zum „Briefadel und erblich gewordenen Dienstadel" gerechnete Familie folgendes Wappen: In Blau eine goldene Sturzkrücke, begleitet oben von je einer roten goldbesamten Rose, unten von einem viereckigen, an den Rändern eingebogenen, goldenen Schnallenrand ohne Heftel und Dorn und belegt mit goldenem Herzschild, in welchem ein schwarzer Löwe mit rot ausgeschlagener Zunge. Helm: Wulst von Gold und Blau. Zwei Büffelhörner übereck schräg von Gold und Blau geteilt. Helmdecken: Golden und Blau. Bei einer Familie solchen Wappens kann von „Uradel" nicht die Rede sein; es sei denn, daß vorliegend der Herzschild das Stammwappen bildete und der Rückschild die Zutat einer Stammvermehrung sei.

In einer Reihe von Fällen können wir aus den Wappen das Amt erkennen, mit dem eine Familie belehnt war. So führten z. B. die Schenk von Basel einen roten Doppelbecher in weissem

Schild. Dasselbe Wappen führten die von Liebenberg, welche Schenken der Grafen von Kyburg waren, Berthold, Schenk von Kyburg, siegelte so 1258 mit einem Doppelbecher im Schilde. Die Schenk von Bromgarten führten ein goldnes Schenkgefäß in Blau, die Schenk von Roßberg einen goldnen mit schwarzen Hahnenfedern besteckten Becher als Helmkleinod; die Truchseß von Diessenhofen einen schwarzen Kessel in Silber, die Truchseß von Ytlingen einen goldenen Kessel in Schwarz, die Truchseß von Lentzburg eine silberne Schüssel in Rot. Bei anderen Familien ist das Amt aus den nach Art der Beizeichen dem Wappen hinzugefügten Emblemen zu erkennen. So legten die Schenk von Limburg, die schon in der goldenen Bulle als mit dem Reichserbschenkenamte belehnt genannt werden, und die von Erbach einen goldenen Becher auf die Herzstelle ihres Wappens wegen des Reichsschenkenamtes. Die Grafen von Weinsberg, die vor den Hohenzollern das Reichserbkämmeramt besaßen und selber von den Herren von Falkenstein, die schon in der goldenen Bulle damit belehnt erscheinen, am Anfange des 15. Jahrhunderts es überkommen hatten, führten in einer der Fahnen, mit denen ihr Helmkleinod besteckt war, ein goldenes Szepter in Blau. Die Spaur gaben dem roten Löwen in Silber, den sie als Wappen führten, einen goldenen Becher in die Tatzen, seitdem sie 1450 das Erblandmundschenkamt von Tirol erhalten hatten.

Man hat in vielen Gegenden die Wahrnehmung gemacht, daß einzelne Familien des niederen Adels, welche in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dynastischen Geschlechtern — und, selbstverständlich in diesem Falle, Herrschafts- und Schloßbesitzern — standen, Schilde oder Helmfiguren führen, die eine größere oder geringere Ähnlichkeit mit den heraldischen Insignien der letzteren, d. h. dieselben ganz oder teilweise zeigen.

So sehen wir z. B., daß die von Veltheim dasselbe Wappen führen, wie die Grafen von Veltheim; ferner im Wappen der von Osterburg die Rauten, welche ihre Lehnsherren, die Grafen von Oterburg in der Fünfzahl führen, in der Dreizahl; die von Ritterbeck, deren gleichnamiger Stammsitz im Gebiete der Grafen von Lüchow liegt, führen im Schilde die später in drei Würfel verwandelten Rauten aus dem Wappen ihrer Lehnsherren. Eins

der Burgmannsgeschlechter von Salza führt das gleiche Schildzeichen wie die Dynastien desselben Namens. Die von Zerbst niederen Adels führen Kopf und Hals eines Löwen dreimal im Schilde, offenbar eine Variante des einfachen wachsenden Löwen im Wappen ihrer Oberherren, der Dynasten von Zerbst.

Diese Wappengleichheit bezw. Ähnlichkeit hat in vielen Fällen zu unbewiesenen Behauptungen hinsichtlich einer Stammesgemeinschaft zwischen gleichnamigen Dynasten und Burgmannsgeschlechtern Veranlassung gegeben. Diese Behauptungen, abgesehen von der Mangelhaftigkeit der betreffenden genealogischen Deduktionen, verfallen bei genauem Zusehen in nichts. Denn es läßt sich nachweisen, daß die Burgmannsfamilien und Ministerialen einer größeren landesherrlichen Burg — wie z. B. Salzwedel, Spandau und Mühlhausen — zur Kennzeichnung dieses Verhältnisses und gewissermaßen als ein Erkennungs- und Abhängigkeitszeichen bezüglich ihrer Schloß-, Landes- und Lehnsherren deren Schildzeichen ganz oder teilweise führen durften oder vielleicht auch mußten, ja es sogar oft allein an Stelle ihres altväterlichen Schildzeichens setzen. Es werden hierher zu rechnen sein die zahlreichen Familien der Mark Brandenburg, welche einen roten Raubvogelfuß (Adlerfuß, nicht, wie meistens blasoniert zu werden pflegt, Greifenklaue) im Schilde führten, wie die von Kerkow, Gladow, Jeetze, Welstave, Knesebeck, Schulenburg, Gröben, Barth.

Der verewigte Freiherr von Ledebur hat in seiner verdienstlichen Abhandlung über Wappengruppen in den Märkischen Forschungen, Band III, versucht, diesen Geschlechtern mit gleichem oder ähnlichem Wappenbilde eine gemeinsame Abstammung zu vindizieren, welche bei verschiedenen Namen durch die Gleichheit des heraldischen Emblems zum Ausdrucke gebracht sein soll. Jedoch hat der Beweis für eine tatsächliche Stammesgemeinschaft jener Familien bisher nicht geführt werden können. Es ist irrig, wenn noch vor kurzem A. von Schlippenbach in seiner Schrift über die Entstehung des deutschen Adels (Arbeiten des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins, Heft 5) sich der Theorie des Freiherrn von Ledebur als einer richtigen anschließt. Es liegt vielmehr nahe, anzunehmen, daß das gemeinsame Schildzeichen nicht anderes ist, als der heraldische Aus-

druck ihres gemeinschaftlichen Verhältnisses zur Burg Salzwedel, der Residenz ihrer markgräflichen Lehnsherren, und zu diesen selbst, insofern als in dem roten Adlerbein ein Teil des markgräflichen Wappentieres, des roten Adlers, zu erblicken ist.

Es ist hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß in ähnlicher Weise auch in späterer, ja selbst noch in neuerer Zeit die vom römischen Kaiser bezw. sonstigen Landesherren (Brandenburg, Kurpfalz usw.) geadelten, baronisierten oder gegraften Familien in den ihnen verliehenen oder verbesserten Wappen häufig die Insignien ihrer Landes- und Lehnsherren ganz oder teilweise erhielten. So erblicken wir in den Wappen zahlreicher preussischer Geschlechter bisweilen den ganzen preussischen Adler, bisweilen einzelne Körperteile desselben, den Kopf, die Flügel oder einen derselben oder selbst auch nur ein Bein.

Nicht minder sind jedem Heraldiker die zahlreichen Städtewappen bekannt, in welchen das Wappenbild ihrer Landes- und Grundherren ganz oder teilweise enthalten ist.

Auch Ganerbschaften scheinen oft Anlaß zur Bildung von Wappengruppen gegeben zu haben. Die Erforschung des Ursprungs und der Abstammung der Geschlechter des niederen Adels im Mittelalter wird besonders durch den Umstand erschwert, daß viele Familien von einem Ganerbenhause einen gemeinschaftlichen Namen, ja auch ein gemeinschaftliches Siegel führten. So gibt es am Rhein eine Reihe von Beispielen dafür, daß die Ganerbenhäuser ihr eigenes Hauswappen hatten, daß die Hausgenossen dieses Hauswappen bald ganz, bald zum Teil als ihr Geschlechtswappen aufnahmen und auf ihre Nachkommen vererbten. Die Geschlechter behielten ein derartiges Wappen selbst dann bei, wenn sich das alte ganerbschaftliche Verhältnis gelöst hatte.

Je spärlicher zeitweise die übrigen Quellen zur Familiengeschichte fließen, um so wichtiger ist das Wappen oder das dieses enthaltende Siegel. Mit Recht bemerkt Posse in dem Vorwort zu seinem klassischen Werke über die Siegel des Adels der Wettiner Lande bis zum Jahre 1500 (I. Band, Dresden 1903): „Für die Erforschung der Geschlechtergeschichte des Mittelalters ist die Sphragistik eine der wesentlichsten Hilfswissenschaften.

Oft wird hierbei dem mit dieser vertrauten Forscher das Siegel, in Anbetracht seiner großen Bedeutung, die es im Rechtsleben des Mittelalters gehabt hat, wertvolleren Aufschluß geben, als der oft recht dürftige Rechtsinhalt der Urkunde, z. B. die Schenkung von einigen Schock-Groschen u. a."

Freilich das Wappen allein beweist die Idendität verschieden benannter Familien noch nicht; das folgt schon daraus, daß, als die Wappen aufkamen, Händler, die für Geld Wappen, und zwar oft Wappen mit denselben Figuren oder Heroldsbildern, an jedermann verkauften, von Ort zu Ort zogen. Vielmehr ist auf die Wappengleichheit mehrerer Familien nur dann Wert zu legen, wenn sich bei ihnen dieselben Vornamen wiederholen oder wenn die Familien, sei es auch nur in der ersten Zeit ihres Vorkommens, in derselben Gegend wohnen und zusammenstoßende oder gemeinsame Güter besitzen.

Die heraldischen Andeutungen unehelicher Abstammung sind für die Familiengeschichte nur mit Vorsicht verwertbar. Den unehelichen legitimierten Kindern erteilte man das unveränderte väterliche Wappen nur dann, wenn die Familie ausgestorben war. Blühte die Familie selbst weiter, denn veränderte man das Wappen für den Legitimierten durch ein Beizeichen oder sonstwie, oder gab ihm ein neues Wappen. Das heraldische Beizeichen für Uneheliche war ein Schrägbalken (Bastardfaden), oder nur das mittlere Stück desselben, ein sogenannter „mittlerer Einbruch". Doch werden auch andere Beizeichen genommen, da die vorgenannten bei ihrer bekannten Bedeutung wohl nur ungern geführt wurden. Der nach der linken Seite absteigende Balken wird in der Regel für das Beizeichen Nachgeborener vom Blute, der nach der rechten Seite absteigende als Beizeichen der Bastarde angenommen. Doch gibt es zahlreiche Beispiele, daß man hierbei nicht besonders ängstlich war; es finden sich Bastardfäden auch schräglinks und umgekehrt. Ist doch schräglinks und schrägrechts heraldisch ganz gleich: es ist nur ein Schrägbalken das Wesentliche. Den Bastardfaden als Zeichen unechter Abstammung führten u. a. Johann von Broich, ein natürlicher Sohn Herzogs Wilhelm I. von Jülich. Er siegelte 1361 mit dem Jülicher Löwen, den Schild überdeckt mit einem Bastardfaden. Johann Georg, natürlicher Sohn des Herzogs Ludwig von Württemberg,

führte den ihm von König Friedrich I. von Württemberg 1807 verliehenen Titel eines Grafen von Sontheim und als Wappen in Gold die drei Württembergischen schwarzen Hirschstangen unter einem roten Bastardfaden.

Karl Ludwig Ferdinand Ruknik von Mengen, natürlicher Sohn des Herzogs Ludwig von Württemberg, wurde 1808 von König Friedrich I. von Württemberg in den Freiherrnstand erhoben und ihm als Wappen zwei goldene Hirschstangen in Schwarz (aus dem Württembergischen Wappen) überdeckt durch einen blauen Bastardfaden gegeben. Er erhielt also nicht nur das Beizeichen des Bastardbalkens, sondern es wurde auch die Schildfigur verändert (zwei Hirschstangen statt drei) und die Tinkturen verwechselt. Statt des Bastardfadens wurden oft andere Beizeichen der verschiedensten Art den Wappen zugefügt. Die Dynasten von Ochsenstein führten zwei weiße Balken in Rot; die von Landeck, ein ochsensteinisches Bastardgeschlecht, führten zwischen den Balken drei goldene Sterne. Kaiser Friedrich III. legitimierte 1455 den Heinrich von Beinheim und verlieh ihm das Wappen seines Vaters, Heinrich von Fleckenstein, mit dem Buchstaben H in der Mitte als Beizeichen.

Der Turnierkragen in Form eines Balkens mit drei bis sieben abwärtsstehenden Orten (Lätzen) diente in einzelnen Fällen als Unterscheidungszeichen der jüngeren Linie eines Geschlechtes. Aber gerade hier zeigt es sich, mit wie großer Vorsicht man aus derartigen heraldischen Momenten, verschieden je nach Gegend und Zeit, familiengeschichtliche Schlüsse ziehen muß.

Im Anschluß an die französische und englische Heraldik vermutet zwar Tumbült (Westfäl. Siegel I 2, S. 5), daß Ansewin von Gemen seinen Schild um einen Turnierkragen deshalb 1313 vermehrte, weil er der jüngste Sohn war. Daß aber der Turnierkragen Zweit-, Dritt- etc. Geburt anzeigen solle (L. von Ledebur, Archiv f. deutsche Adelsgeschichte I 4), läßt sich für Westfalen, wie Ilgen in seinen bahnbrechenden Untersuchungen (Westfäl. Siegel IV, S. 32) bemerkt, nicht beweisen. Der Schultheiß Heinrich von Soest, bei dem er uns am frühesten begegnet, ist der älteste von drei Brüdern. Auch bei Albert von Hörde, bei Albert Droste ist nicht zu sagen, ob der Turnierkragen zur Geburtsabstufung gedient hat. Sein häufiges Vorkommen als selbständige

Wappenfigur in Westfalen läßt sich nicht gut mit einer solchen Nebenrolle vereinbaren. Hierzu kommt, daß nach Freiherrn von Ledebur (Archiv f. deutsche Adelsgeschichte I 57 f.) der Tournierkragen da, wo er als Hauptstück auftritt, stets die Gerichtsbank vorstellen soll. Aber wie läßt sich wiederum damit, so fragt mit Recht Ilgen (a. S. 18), die enge örtliche Begrenzung — die einen Tournierkragen in Westfalen führenden Familien waren mit geringen Ausnahmen in der Gegend südlich von Münster angesessen — in Einklang bringen? Wie ist es ferner zu erklären, fragt Ilgen weiter, daß uns z. B. aus Soest keine Richtersiegel mit dem Tournierkragen überliefert sind, trotzdem hier das städtische Gericht ausdrücklich die Bezeichnung „vor den vier Bänken“ trägt?

Der Erwerb neuer Besitzungen wurde die Veranlassung zur Annahme eines von den bisherigen Familienwappen abweichenden Zeichens. Simon von Gemen, der im Jahre 1259 den Hof Raesfeld von dem Edlen Adam von Berge gekauft hat, gilt als der Stammvater der von Raesfeld, die statt des Gemenschen Balkens mit den Pfahlstücken einen gegitterten Balken führten. Jüngere Linien, die sich von dem Hauptstamm abzweigten und einen neuen Burgsitz errichteten, modelten in alter Zeit das ursprüngliche Familienzeichen in verschiedener Weise um. Das sehen wir anschaulich an den Siegeln der Brüder Johann und Gottschalk von Padberg, die das väterliche Erbteil unter sich geteilt haben. Johann, der ältere von beiden, erhält den Stammsitz des Geschlechts und wird auch vom Vater das Wappenbild, zwei Fehreihen im Schildeshaupt, überkommen haben. Gottschalk hingegen gründet auf dem neuen Haus Padberg die Seitenlinie, die sich dann später noch in die Familien von Adorf und Scharfenberg verzweigt und zieht den Fehschmuck statt im Schildeshaupt auf einem Rechtbalken über den Schild. Die Rosen, mit denen er den Rechtbalken beseitet hat, entstammen wahrscheinlich der Wappenfigur der Famllie seiner Frau (Ilgen 28).

Söhne von Adligen gaben, wenn sie Erbtöchter heirateten, entweder das väterliche Wappenbild völlig auf und adoptierten das der Familie ihrer Frau, wie uns das Beispiel Friedrichs von Hörde lehrt, oder aber sie vereinigten beide Siegel, wie wir dies bei dem Grafen Engelbert II. von der Mark, bei Engelbert

von Gemen, der Bernhard gen. Paschedag's älteste Tochter zur Frau hatte, und bei Rabolo von Schele, der 1396 der Gemahl der einzigen Tochter Sveders von Schledehausen wurde, bemerken (Ilgen 28, 29).

Ob die Bilder, welche man wählte, wirklich den Sinn hatten, den zahlreiche Wappensagen ihnen gegeben haben, ist vielfach zweifelhaft. Das reiche Material, welches Pusikan (Oskar Göschen) in seiner Schrift „Über die Bedeutung der Wappenfiguren" (Nürnberg 1877) und in seiner posthumen, lehrreichen Arbeit „Entstehung und Bedeutung der Wappenbilder" (Jahrb. der Gesellschaft „Adler" N. F. 16. Band, Wien 1906 S. 1 ff.) und andere Schriftsteller zusammengestellt haben, mag immerhin Veranlassung geben, den Traditionen der einzelnen Familien an der Hand von Urkunden und Akten nachzugehen. So können z. B. die in Siegeln und Wappen häufig vorkommenden Schafscheeren nach Fürst Karl Friedrich Hohenlohe erbliches Schäfereirecht andeuten. Wenn man erwägt, wie schwer sumpfiges Weideland vorteilhafter zu verwerten, daß es also zum dauernden Besitze gleichsam vorher bestimmt ist, so läßt sich wohl glauben, daß ein Erbherr von meilengroßen Schafmooren dergleichen Wappenbild oder Helmzier erkor. Auf Fischzug deuten die Fischwappen von Schweizer Geschlechtern, deren Stammsitze an Seen liegen, oder der Familien Gloucester, aus deren Grafschaft die schönsten Fische kamen, sodaß man bei dem Namen Gloucester sogleich an Salmen dachte. Zu den wichtigsten Bodenschätzen gehörte das Salz. Salzpfannen führten die Erbsälze zu Werl in Westfalen, Brandis, Crispin, Melin, wohl in ähnlicher Bedeutung wie Celle, Burgmänner zu Rüden, Salzhaken nach Herrn von Mayerfels auch die Salzverwandten Sauerzapf in Bayern.

Schon die Heraldiker des 16. und 17. Jahrhunderts haben auch den Heroldsbildern eine symbolische Bedeutung unterlegt. So sollen nach Rudolfi die von Ehingen einen oder zwei goldene Sparren im schwarzen Schild geführt haben „weil sie unter den alten Kaisern der Zimmer-Leute Vorgesetzte sollen gewesen seyn". Daß derartige Auslegungen willkürlich sind, liegt auf der Hand. Doch scheint nach neueren Untersuchungen einigen Heroldsfiguren wenigstens in einzelnen Fällen eine symbolische Bedeutung zuzukommen. Diejenige achtfache Teilung eines Wappenschildes, die in der Heraldik „Ständerung" genannt wird, gibt gleichsam

den Grundriß einer nach dem jus, in silvis Achtwort genannt, vorgenommenen Waldteilung. Da ist es nun sehr merkwürdig, daß nach L. von Ledebur (Allg. Archiv f. d. Geschichtskunde d. preuß. Staates I 1830 S. 158 ff.) alle Geschlechter, so viel sich deren bis jetzt mit diesem Wappenbilde haben auffinden lassen, in ihrem Namen oder in ihrem Amte eine gemeinsame, auf Wald sich beziehende Bedeutung hatten. Zu diesen Geschlechtern gehören die Waldboten, die von Waldeck, die von Ardey (synonym mit Ardenne und Hard, eine gewöhnliche Bezeichnung für Waldgebirge), die Grafen von Bruchhausen, welche das Holzgrafenamt über die Desemer Mark bekleideten, u. a. Eine mehrmalige Längs- und Querteilung des Schildes ergibt eine Heroldsfigur, die seit den ältesten Zeiten als Schachierung bezeichnet wird. Das redende Wappen der von Dachenhausen, welche einen von Silber und Schwarz geschachten Schild mit rotem Schildeshaupt als Wappen führen, bewirkte die Entdeckung, daß die Schachierung in einer Reihe von Fällen das heraldische Bild von Mauerwerk ist. In allen solchen Fragen der Wappensymbolik hat man sich vor Verallgemeinerung zu hüten. Nicht jede geistreiche Wappendeutung entspricht der historischen Wahrheit.

Bei dem Überhandnehmen des Briefadels begann man nach dem dreißigjährigen Kriege auch in deutschen Landen Figuren zu verleihen, welche auf Beruf oder Verdienste des in den Adelsstand erhobenen Untertanen anspielten: Dem Standhaften wird eine Säule, dem Sieger ein Lorbeerkranz, dem Fleißigen eine oder mehrere Bienen, dem Bergmann ein Stollen, dem Eisenschmelzer ein Hochofen, dem Eisenbahner gekreuzte Signalfahnen, wo nicht gar eine Lokomotive verliehen, usw.

Die Heraldik gewährt auch gelegentlich die Möglichkeit, den Namen des Geschlechtes aus dem Wappen abzulesen. Jede Anspielung auf den Namen des Wappenführers genügt, um das Wappen als Namenwappen zu kennzeichnen. Schon in der Kudrun kommen mehrere Wappen vor, die in irgend einer Weise auf den Namen anspielen, z. B. 1371 ff:

> Noch sihe ich ir einen mit lichten sparren rot
> da stent örter inne, des kument helde in not
> der ist Ortwines da her von Ortriche.

Das deutsche Wappenwesen ist sehr reich an Namenwappen. Dies gilt besonders vom Mittelalter, da es unsern aufgeweckten, aber nicht schriftgelehrten Vorfahren besonders daran gelegen sein mußte, ihren Namen rebusartig in gemein faßlicher Weise von Schild und Helm herab auszudrücken. Die Steiner Donnersperg führen Schwarz (vom Gewitter): aus blauem zu vier gewölkten Haupte (dem schon reinen Himmel) drei goldene Flammenstrahlen nebeneinander in einen goldenen (erleuchteten) Dreiberg herabfahrend. „Den Donner", bemerkt Pusikan (Bedeutung der Wappenfiguren, S. 6) „wird mancher Freund echter Wappenkunst hierbei fast zu hören glauben."

Viele Wappen reden in einer anderen als der neuhochdeutschen Schriftsprache. Die Staufen in Schwaben führen drei Kelche, vom mittelhochdeutschen stouf, Kelch. Die von Olvenstedt im Magdeburgischen führen ein Kamel als redendes Wappen, z. B. Bernhard von Olvenstedt im Jahre 1299; im Mittelalter nannte man nämlich das Kamel „olbent". Die Tiroler Pflaum (altdeutsch Fluß, flumen) führten einen Schrägstrom. Das Wappen der von Carow erklärt sich aus dem französischen carreau (Viereck). Die Zanotti von Ravenna führen Fledermäuse: la Zà nott, landschaftlich, es ist schon Nacht. Nicht selten reden die Wappen in slavischer Sprache. So erklärt sich das Wappen der von Schwerin, eine Raute, aus dem wendischen czwérin; der Lindenast des Freiherrn Gottfried Wilhelm von Leibnitz aus dem wendischen lipa, Linde; der Ziegenhahn der Schlesier Kokorsch aus dem polnischen Kokorykac, krähen. Tschechischen Wappenbildern gegenüber wird es meist heißen „ich verstaun dein Sprach nit", wie dem Kärntner Herzog durch den Schwabenspiegel empfohlen wird, seinen wendischen Untertanen zu antworten, falls sie ihm etwas auf slovenisch vortragen sollten.

So wird uns die Heraldik in mannigfacher Beziehung ein Mittel, die Geschichte unserer Familien zu erforschen. Möchte sie, auch in bürgerlichen Kreisen, immer reichlichere Anwendung finden, nicht aus überspannter Wappenfexerei oder äußerlicher Eitelkeit, sondern: In berechtigter Erinnerung an die Ahnen, zur Hochhaltung der Ehre des eigenen Namens und Wappens, zur größeren Betätigung des Familiensinnes, den Nachkommen zum Gedächtnis, zur Heranziehung der Kunst und zum Schmucke des Heims!

Es sollen die Schilde und Helme uns sagen
Von der Väter vergangenen glorreichen Tagen;
Da Ritter und Bürger umstanden den Thron
Im männlichen Kampfe für Kreuz und für Kron!
Es sollen die Schilde und Helme uns mahnen,
Zu wandeln wie Jene auf rühmlichen Bahnen,
Zu streiten wie Jene einst — nimmer gereut's —,
In Treue und Ehre für Krone und Kreuz[1])

---

[1]) Hildebrandt, im Stammbuch des Freiherrn Clemens von Hausen, ve.gl. diesen, zur Entwicklung der Heraldik 1902.

Was erinnert uns noch heute in Erfurt an den Fürstenkongress von 1808?

von

Professor Dr. J. Biereye
Kgl. Gymnasialdirektor in Erfurt.

Was erinnert uns noch heute in Erfurt an den Fürstenkongress von 1808?

Die erste öffentliche Sitzung des Winterhalbjahres 1908/09 glaubten wir seitens unserer Akademie zu einer Art Gedenkfeier an das Ereignis ausgestalten zu müssen, das sich vor hundert Jahren in den Mauern Erfurts abspielte, nämlich an den glänzenden Fürstenkonkreß, der den Hintergrund sowie die Dekoration für die Zusammenkunft der beiden ersten Herrscher des europäischen Kontinents, Napoleon und Alexander I., bildete und 18 Tage lang — vom 27. September bis zum 14. Oktober — unsere Stadt in den Mittelpunkt der Weltpolitik rückte.

In großen Zügen gab der Verfasser dieser Zeilen einen Überblick über die Bedeutung der denkwürdigen Tage. Er schilderte zunächst die Gründe, die Napoleon zur Herbeiführung einer Zusammenkunft mit Kaiser Alexander bestimmten, alsdann die Erwägungen, die ihn Erfurt als Ort für diese Zusammenkunft wählen ließen, hiernach sprach er, nach wenigen Worten über den Verlauf des gesamten Kongresses, von seinen ideellen und realen Ergebnissen für die Weltpolitik im allgemeinen und im besonderen für den Versammlungsort Erfurt, schließlich führte er über 30 Lichtbilder vor, um an ihrer Hand möglichst deutlich zu veranschaulichen:

1. Die wichtigsten Persönlichkeiten (z. B. Napoleon, Alexander, Berthier, Talleyrand, Oudinot),

2. ihre hiesigen Wohnungen, insbesondere die Napoleons (das damals „Kaiserliches Palais" genannte Regierungsgebäude, in dem sich alle wichtigen Audienzen, auch die Goethes vor ihm abspielten) und die Alexanders (das damals dem Fabrikanten Triebel gehörige heutige Divisionsgebäude Anger 6),

3. eine Skizze des „Parterres von Königen" im heutigen Kaisersaal,

4. die Begrüßungs- bezw. Abschiedsszene zwischen den beiden Kaisern auf dem Wege zwischen Erfurt und Weimar.

Es war damit alles, was an authentischem Material aufzutreiben gewesen war, vorgeführt worden.

Wiederholt war der Wunsch ausgesprochen, der Vortrag möchte, so wie er gehalten sei, in diesem Jahrbuche abgedruckt werden. Nach reiflicher Überlegung erschien mir es aber für diese wissenschaftlichen Blätter angemessener, auf eine allgemeine Darstellung zu verzichten und an Stelle dessen eine Frage möglichst genau zu erörtern, die bei der Behandlung des Kongresses immer recht stiefmütterlich behandelt worden ist und von Jahr zu Jahr immer schwieriger zu behandeln sein dürfte, nämlich die topographische. Jeder Erfurter Geschichtsfreund möchte doch wohl gern wissen, wo sich denn tatsächlich das „Parterre der Könige" befunden habe, wo die der Weltgeschichte angehörenden Worte „Taisez-vous, ce n'est qu'un roi", „voilà un homme" und andere fielen, wo les „grands seigneurs de toute provenance, les maréchaux d'Empire, les princes souverains, les rois, les empereurs" ihre Wohnungen hatten, wo sie ihre Gesellschaften abhielten, ihre Besuche empfingen, ihre Pläne erörterten, mit einem Worte, wo die Schauplätze der Ereignisse und die Wohnräume der berühmtesten Kongreßteilnehmer zu suchen sind. Aber nicht nur meinen geschichtlich interessierten Landsleuten glaube ich durch eine einigermaßen sichere Feststellung des lokalen Moments einen kleinen Dienst zu erweisen, ich hoffe damit auch einer weiteren wissenschaftlichen Forschung über jene glänzende „Entrevue" nach einer Richtung hin eine gewisse Basis zu verschaffen. Wenn ich dem einen oder anderen zu eingehend die Quellen bespreche oder zu sehr ins einzelne gehe, so bitte ich um Verzeihung. Im Interesse einer erschöpfenden Behandlung der Frage glaubte ich auch im Kleinen genau sein zu müssen.

Ich werde mich in zwei Abschnitten meiner Aufgabe unterziehen. Im ersten werde ich die Wohnungen der Kongreßteilnehmer besprechen, im zweiten die Schauplätze der Ereignisse erörtern.

I. Die Wohnungen der Kongressteilnehmer.

A. Quellen.

Überliefert sind uns die Wohnungen der Kongreßmitglieder in verschiedenen Listen — ich nenne sie kurz Kongreßlisten. Folgende waren mir zugänglich:

1. Ein als Foliobogen gedruckter Polizeibericht, betitelt: „Verzeichnis der allerhöchsten Herrschaften, Fürsten und andern hohen Personen, so sich dermalen hier befinden." Am Schluß stehen die Worte: „Diese Liste ist auf dem Polizeibureau zu haben. Erfurt, gedruckt bei C. H. G. Rühl."

Das mir vorliegende Exemplar dieses Berichts gehört dem Verein für Geschichte und Altertumskunde in Erfurt, es ist demselben laut Aufschrift geschenkt „27. 2.78 von Tron", offenbar einem Abkömmling oder Verwandten jenes Tron (Thron), welcher 1808 der Führer der aus etwa 30 vornehmen Bürgersöhnen gebildeten Ehrengarde Napoleons war.

Nach „Erfurt in seinem höchsten Glanze" 2. Bdch. S. 124 muß dies Verzeichnis das erste — also wohl in den ersten Oktobertagen 1808 — von der Polizei herausgegebene gewesen sein. „Es war, wie es nicht anders sein konnte, noch mangelhaft. Es wurde von Zeit zu Zeit vermehrt, so daß innerhalb der merkwürdigen Tage des Kongresses vier derselben erschienen." Es scheint den übrigen, insbesondere den nachstehend aufgeführten Übersichten 2 u. 3 zu Grunde gelegen zu haben. Freilich ist es nicht vollständig. Es enthält nur etwa 3 Fünftel der Kongreßgäste. Leider ist es durch viele Druckfehler entstellt.

2. „Erfurt in seinem höchsten Glanze während der Monate September und Oktober 1808," anonym in Erfurt bei Friedrich August Knick erschienen, doch als von Arnold herrührend sicher — u. a. im Lossiusschen Tagebuche (s. u.) — bezeugt. Das erste

Bändchen enthält auf Seite 108—117 im wesentlichen den unter 1 erwähnten Polizeibericht. Veränderungen finden sich wenige, teils ist die Anordnung eine etwas andere, teils sind es inhaltliche Abweichungen (so z. B. wird Leopold von Sachsen-Coburg, der spätere König von Belgien, in das Haus 582 verlegt, nicht wie im Polizeibericht in 581, Kurakin für „Kacarin" im Polizeibericht gesetzt). Im 2. Bändchen finden sich auf S. 124—128 die übrigen Kongreßmitglieder, am Schluß ist das gesamte französische Theaterpersonal aufgeführt.

3. Constantin Beyer, Neue Chronik von Erfurt 1736—1815. S. 421—429 enthält eine ausführliche Kongreßliste. Sie ist der vorgehenden (unter 2) ähnlich, bringt aber am Schluß noch vier Mitglieder ohne Wohnungsangabe, wofür das französische Theaterpersonal fehlt.

4. Le Figaro, Samedi le 26 Sept. 1908, Napoléon à Erfurt. Hier ist ein Bericht des Chefs der franz. Spionage Charles Schulmeister wiedergegeben von Eduard Gachot. Schulmeister führt hier die wichtigsten Fremden auf, wie sie nach einander an den einzelnen Tagen eintreffen. Die Liste ergänzt an einigen Stellen die übrigen.

Außer diesen 3 Kongreßlisten mit Wohnungsangaben haben wir noch drei ohne dieselben. Sie sind wichtig, weil sie einige nicht in 1—3 befindliche Teilnehmer enthalten, wofür wieder andere fehlen. Es sind folgende:

5. „Kaiser Napoleon der Große in Erfurt in den Monaten September und Oktober" Auszug aus dem noch im Jahre 1808 erschienenen 13. und 14. Stücke der neuen Weltbühne, Erfurt, bei Joh. Fr. Nonne. S. 20—24.

6. Mémoires de Constant sur la vie privée de Napoléon, 4. Band S. 158/59 und S. 178/79.

7. Constantin Beyers Tagebuch, ungedruckt. Stadtarchiv, Hermannsbibliothek I. 87.

Vereinzelte Angaben über Kongreßmitglieder und ihre Wohnungen finden sich noch in folgenden Werken:

8. Memoiren desFürsten Talleyrand von Broglie. I, S. 293—348.

9. Kanzler Friedrich von Müller, Erinnerungen an die Kriegszeiten von 1806—1813.

10. Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Carl Bertuch, Weimar, Jahrgang 1808, Oktober und Dezember.

11. Kaspar Friedrich Lossius, Tagebuch (ungedruckt). Dasselbe ist mir durch die Güte des jetzigen Besitzers, Herrn Amtsgerichtsrat a. D. Liebaldt, freundlichst zur Verfügung gestellt.

Zu diesen Quellenwerken kommt noch ein Buch, das zwar erst 1890 geschrieben ist, aber aus den französischen Archiven manche Angaben enthält, die mir direkt nicht zugänglich waren:

12. Albert Vandal, Napoléon et Alexandre I. Bd. 1, S. 390—497.

Ich zitiere 1 als P., 2 als G., 3 als B., 4 als F., 5 als N., 6 als C., 7 als TB., 8 als T., 9 als M., 10 als J., 11 als L., 12 als V.

Diese Kongreßlisten und Quellen mit Einzelangaben genügen aber noch keineswegs, um sämtliche Wohnungen authentisch festzustellen. Hierzu muß noch das Material herangezogen werden, das von der Stadt Erfurt ausgeht und im Stadtarchiv zu finden ist. Von solchen Stadtarchivalien kommen in erster Linie in Betracht (außer dem Adreßbuch von 1908):

13. Adreßbuch der Stadt Erfurt vom Jahre 1870. In diesem wird die heutige, seit 1870 geltende Hausnummer angegeben, zugleich aber in Klammern hinter jedem Hause die vordem geltende von 1826.

14. Häuserliste der 14 Bezirke aus oder kurz nach dem Jahre 1826 (Manuskript). Diese Liste steht im Archiv hinter der langen Reihe der Verrechtsbücher und ist für jede Häuserforschung in Erfurt grundlegend und unentbehrlich. Sie geht aus von der Nummerierung von 1826, gibt aber außerdem die frühere Hausnummer an (die sog. Assekuranznummer), sowie die vor dieser Assekuranznummer offiziell geltende Nummerierung innerhalb der einzelnen Parochieen.

15. Die Verrechtsbücher vom Jahre 1774 (Manuskript). Sie enthalten die Besitzer der Häuser zunächst vom Jahre 1774, später sind aber die nachfolgenden Besitzer bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts nachgetragen. Besonders interessant ist die Werttaxe für das Jahr 1774, die bei jedem einzelnen Hause hinzugefügt ist.

16. Die Mieterlisten vom August 1807 (Manuskript, Stadtarchiv Vb 59a). Sie sind zu Einquartierungszwecken aufgestellt.

Sie bieten eine wertvolle Ergänzung zu den Verrechtsbüchern, die nur die Hauseigentümer enthalten. — Manche Wirte, die als Hauseigentümer in den Kongreßlisten aufgeführt sind, erweisen sich nach diesen Listen in Wirklichkeit nur als Mieter.

17. Klassifizierungsliste der Häuser Erfurts bezüglich ihres Flächenraums aus dem Jahre 1807 (Manuskript, Stadtarchiv Vb, 63). Um eine gerechte Verteilung der Einquartierungslasten herbeizuführen, wurden sämtliche Häuser in 12 Klassen eingeteilt. Wir ersehen aus der Angabe der Klasse, wie hoch man die einzelnen Häuser 1807 bewertete.

18. Adreßbuch vom Jahre 1806 (Druck). Wo uns die Verrechtsbücher und die Mieterlisten im Stich lassen, kann uns dies Buch noch einiges Licht verschaffen.

Außer diesem Material kommen noch für einzelne Fälle in Betracht die Verrechtsbücher früherer Jahre (also vor 1774), sowie die Adreßbücher von 1797 an.

B. Erläuterungen

zu den 10 Rubriken der auf S. 252ff. aufgestellten Wohnungsliste der Kongreßteilnehmer.

Die 1. Rubrik enthält die heutige Straßennummer aller der Häuser, die von dem am 13. September 1808 in Erfurt erscheinenden maréchal-des-logis du palais de Canouville als maisons de l'Empereur bezeichnet wurden.

In den Kongreßlisten sind im ganzen 91 derartiger Häuser angegeben. Von diesen glaube ich alle bis auf zwei, Predigerstraße 10, Sekretär Schilling, und Anger 42, Registrator Reich, genau bestimmt zu haben. Schilling und Reich sind in den Kongreßlisten als Hauseigentümer angegeben. Sie finden sich aber als solche nicht in den Verrechtsbüchern. Auch in den Mieterlisten stehen sie nicht. Wohl aber sind sie im Adreßbuch von 1806 angeführt, nur daß hier von ihren Wohnungen nichts gesagt wird. Auch die Adreßbücher von 1797 und von 1817, die dem von 1806 am nächsten kommen, geben keine Auskunft.

Ich wage daher nicht, die in den Kongreßlisten gemachten Angaben als authentisch hinzustellen. — Zu diesen 91 bezw. 89 Wohnungen müssen noch die drei hinzugefügt werden, die nach TB. sowie nach Lossius ebenfalls als maisons de l'Empereur bezeichnet worden sind und zwar für die Aufnahme des französischen Theaterpersonals bestimmt waren. Wir erhalten demnach 94 bezw. 92 Wohnungen.

Bemerkenswert ist die Lage der Kongreßhäuser. Sie liegen sämtlich im Zentrum der Stadt und sind im wesentlichen gruppiert um die Wohnungen 1. Napoleons, 2. Alexanders und 3. Oudinots, des Generalgouverneurs Erfurts für die Kongreßtage, d. h. sie liegen hauptsächlich 1. in der Regierungstraße (bis 63) und Neuwerkstraße sowie Eichengasse und auf der Langen Brücke, 2. auf dem Anger, der mit 29 Häusern fast ein Drittel der gesamten maisons de l'Empereur aufwies, in der Bahnhof-, Krämpfer-, Johannesstraße (bis 136), in der Futter-, Eimer- und Schlösserstraße, 3. auf dem Fischmarkt, dem Friedrich Wilhelms-Platz, der Markt-, Prediger- und Paulstraße. Die peripherischen Stadtbezirke, selbst die Michaelisgemeinde in ihrer früheren Ausdehnung, weisen keine Kongreßwohnungen auf.

Rubrik 2 nennt die heute im Volksmunde geläufigen Bezeichnungen der Häuser bezw. die heutigen Hauseigentümer nach dem Adreßbuche vom Jahre 1908.

Rubrik 3 will darüber belehren. welche von den 92 im Jahre 1808 zu Kongreßwohnungen dienenden Häusern 1. ganz verschwunden sind, welche 2. ganz, und welche 3. teilweise erhalten sind. Ganz verschwunden sind 38 (also 41 %), es sind meist solche Häuser, die in den die letzten 100 Jahre über belebtesten Stadtteilen lagen. So z. B. sind von den 29 Angerhäusern 21 völlig beseitigt, 4 sind ganz, 4 teilweise erhalten. Ganz oder fast ganz erhalten sind 28, teilweise erhalten sind 26. Von diesen letzteren ist dcr größere Teil nur im unteren Stockwerk verändert worden, wo Läden eingerichtet worden sind. Es ist ja bezeichnend, daß da, wo wir vor 100 Jahren Portale finden, heute fast überall dafür Ladeneinrichtungen eingetreten sind.

Rubrik 4 giebt die Hausnummer, die von 1826—1870 gegolten hat, an, diese bildet also die Vermittlung zwischen der heutigen Hausnummer und derjenigen vor 100 Jahren.

Rubrik 5 nennt die Hausnummer von 1808, also diejenige, die in den Kongreßlisten angeführt wird (die sog. Assekuranznummer). Wann dieselbe eingeführt ist, habe ich nicht feststellen können. Jedenfalls galt sie schon 1807 und wurde erst 1826 offiziell abgeändert.

Soll die in den Kongreßlisten für den Hauseigentümer (Rubrik 6) angegebene Hausnummer richtig sein, so muß sie mit der für diesen in den Verrechtsbüchern (A 14) angegebenen Nummer übereinstimmen. Nun aber ist dies öfter nicht der Fall. Z. B. geben sämtliche Kongreßlisten an, Großfürst Constantin habe bei Nagel sen. auf dem Anger Nr. 1520 gewohnt. Nagel sen. hat aber nach den Verrechtsbüchern Nr. 1529 gewohnt. Hier wird man anzunehmen haben, daß ein Druckfehler vorliegt: aus der 0 in 1520 hat der Setzer eine 9 gemacht. Überhaupt wird der Name des Hauseigentümers bei Differenzen als der maßgebende zu gelten haben. Denn bei der Niederschreibung der Hausnummer konnte viel eher ein Versehen vorkommen als bei der des Hauswirtes.

Rubrik 6. Die Kongreßlisten wollen die Hausbesitzer angeben. Aber mehrere Male haben sie diese mit den Mietern verwechselt. So z. B. heißt es, der Fürst von Rudolstadt habe 1560 (= Anger 37) gewohnt und als Hauseigentümer ist Präsident von Dacheröden genannt. In Wirklichkeit aber war von Dacheröden nur Mieter; der Hauseigentümer hieß Winkopp. Andere Male wird der Hauseigentümer richtig angegeben. Aber die Kongreßgäste haben nicht bei ihm, sondern bei seinem Mieter gewohnt. So war im Hadelichschen Hause (Anger 10) nicht der Hauseigentümer Hadelich des Staatsministers Maret Wirt, sondern der Mieter Präsident von Reck.

Unter jedem Hauseigentümer habe ich angegeben, wie lange er bezw. seine Familie in dem betr. Hause gewohnt hat. Es ist etwas anderes, wenn ein Haus Generationen lang in einer Familie bleibt und diese mit dem Hause geradezu verwächst, etwas anderes, wenn das Haus von Hand zu Hand geht. In den Städten ist — im Unterschiede vom Lande — das letztere leider viel mehr der Fall als das erstere. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß von unseren 92 Kongreßhäusern nur noch drei heute, also nach 100 Jahren, in den Händen derselben Familie sind. Es sind diese drei:

1. Marktstraße 34, wo schon 1760 ein Bierbrauereibesitzer Treitschke wohnte,

2. Friedrich Wilhelms-Platz 35, wo schon seit 1796 die Ramannsche Weinhandlung bestand,

3. Marktstraße 21, das altberühmte Haus der Familie Hoffmann, die seit 1797 hier im Besitz einer Tabaksfabrik war.

Mehr als drei Generationen (also ungefähr 100 Jahre und darüber) waren folgende Kongreßhäuser in den Händen der 1808 hier wohnenden Hauseigentümer:

1. Anger 10, wo die Hadelichs von 1748—1873 wohnten,

2. Anger 21, von 1736—1851 der Familie von Clemens gehörig,

3. Futterstraße 17, von 1712—1840 das Domizil der Juristenfamilie Träger,

4. Regierungstraße 64 (Kellnersches Haus), von 1798—1903 Burghardtsche Weinhandlung,

5. Krämpferstraße 63 (Gasthaus zum weißen Roß), von 1752 bis 1851 in den Händen der Voigts.

Erwähnt sei noch, daß von den 92 Häusern 9 nicht in Privathänden waren, nämlich 1. das Gouvernementsgebäude, 2. das Weimarische Geleite, 3. das Kgl. Grenzamt, 4. die Himmelspforte, 5. das Predigerpfarrhaus, 6. das Predigerdiakonat, 7. das Kaufmännerpfarrhaus, 8. das Barfüßerpfarrhaus, 9. das Barfüßerdiakonat.

Rubrik 7 enthält die Klasse, der das betr. Haus bei der Einteilung aller Häuser in 12 Klassen 1907 zugewiesen wurde.

Von den 15 der 1. Klasse überhaupt zugeteilten Häusern sind Kongreßhäuser: 13 (es fehlen Marktstraße 38 (Möller) und das ehemalige Karthäuserkloster), von den 4 der 2. Klasse zugeteilten Häusern sind Kongreßhäuser: 4, von den 8 der 3. Klasse zugeteilten Häusern sind Kongreßhäuser: 7, von den 13 der 4. Klasse zugeteilten Häusern sind Kongreßhäuser: 9.

Wir sehen also, daß von den 40 am höchsten bewerteten Häusern 33 Kongreßhäuser waren. Die übrigen 7 mochten mit Offizieren, Militär- oder sonstigen höheren Beamten belegt sein.

Eine ganze Reihe von Häusern war nicht klassifiziert, sondern „eximiert“ (ex.), so die Häuser der Geistlichen und der städtischen Beamten (Pfarrhauptleute usw.)

Bemerkt sei noch, daß im Jahre 1811 bei einer Zahl von 18184 Einwohnern nicht mehr denn 95 von den 3023 bewohnbaren Häusern als massiv (aus Stein gebaut) und nicht mehr denn 1297 als „logeables“ (mit Einquartierung belegbar) bezeichnet werden, während 1648 als „non logeables“ und 78 als „exemptes de logement“ (frei von Einquartierungslasten) gelten. (Statistique de la province d'Erfurt par Devismes, Erfurt 1811, bei Knick).

Rubrik 8 zeigt die Taxierung der Häuser aus dem Jahre 1774. Selbstverständlich werden in den 33 Jahren bis 1807 bei einigen Häusern Veränderungen vorgekommen sein, so mögen einzelne zerfallen, andere neu aufgebaut sein. Im wesentlichen werden aber die Gebäude bezw. Grundstücke dieselben geblieben sein. Da interessiert uns zunächst die Höhe des Wertes. Als teuerstes Grundstück gilt der Thüringer Hof (am Anfang des 19. Jahrhunderts noch „Prophet“ genannt). Es werden für dasselbe 2500 Gulden angegeben. Alsdann kommt mit 2000 der Römische Kaiser (Anger 1), mit 1800 der breite Herd (Fischmarkt), mit 1500 Anger 2/3 (von Piper), mit 1400 Anger 6 (Triebel), mit 1200 Anger 68 (alte Post), Futterstraße 12, Johannesstraße 164, Fischmarkt 7, Marktstraße 35, Regierungstraße 64, Regierungstraße 72, mit 1100 Marktstraße 5, mit 1600 Anger 21, mit 1000 Anger 7, 10, 23, Friedrich Wilhelms-Platz 31 (Hohe Lilie), Lange Brücke 29 (Rheinischer Hof), Marktstr. 34 (Treitschke). Also 20 hier aufgezählte Häuser, = 17 von 89 Privathäusern sind 1000 Gulden hoch und darüber eingeschätzt worden.

Rubrik 9. Die Hausnamen sind ja durch die Jahrhunderte hindurch in Erfurt i. a. dieselben geblieben. Nur wenige Namen sind verändert worden.

Rubrik 10. Die Kongreßmitglieder kamen nicht alle zur gleichen Zeit an. Es kam vor, daß in manchen Häusern in den ersten Tagen andere Gäste wohnten als später — in den Listen sind aber alle nebeneinander aufgeführt. Manche, z. B. der Herzog von Gotha, waren nur zeitweise hier, wie es das Gothaische Fourierbuch ausweist (Gothaische Bibliothek).

Unsere Kongreßlisten sind insofern unvollständig, als sie nur von den Fürstlichkeiten und ihrem militärischen wie bürgerlichen Gefolge uns erzählen; ja auch bei Aufzählung dieser Kongreßteilnehmer sind sie noch lange nicht genau genug. Wir

hören von verschiedenen hohen Persönlichkeiten aus vereinzelten anderswo sich findenden Angaben, daß sie hier waren, z. B. von der rechten Hand Talleyrands, La Besnardière, der, ein bekannter Diplomat, als anwesend von Vandal und von Müller erwähnt wird. Auch Graf Nesselrode, der nachmals eine so große Rolle als russischer Minister spielte, war da. Merkwürdig ist auch, daß der weimarische Kanzler von Müller, der, wie wir von Goethe hören, im Schlehendorn wohnte, gar nicht erwähnt wird. Übersieht man die ganze Schar der Kongreßteilnehmer, so findet man, daß Napoleons Stab am stärksten vertreten ist: ich finde, wenn ich das Theaterpersonal mitrechne, über $^3/_4$ Hundert Teilnehmer. An zweiter Stelle kommt Alexander von Rußland mit seinem Gefolge. Zähle ich die nicht in den Wohnungslisten, wohl aber in anderen Listen und vereinzelten Angaben erwähnten Russen zusammen, so kommen 32 zusammen; es müssen aber noch weit mehr gewesen sein. Nicht in den Wohnungslisten steht außer dem schon erwähnten ersten Botschaftsrat in Paris, Grafen Nesselrode, sein Kollege Balabine (W.: Batabine), der persönliche Adjutant des Großfürsten Constantin General Kitroff (J:: Hytroff), sein Generaladjutant Alsuffiew, der Leibarzt Alexanders Villier u. a.

Außer den zwei Kaisern waren vier Könige mit ihrem Gefolge in Erfurt. Als erster kam der König von Sachsen, der mit 40 Herren erschienen sein soll, dann der König von Württemberg, ferner derjenige von Bayern und schließlich der von Westfalen. Weiterhin waren vertreten fast alle Thüringische Staaten durch ihre Fürsten oder wenigstens Prinzen aus ihren Häusern, von Hildburghausen war die Herzogin da. Auch die übrigen Rheinbundstaaten fehlten nicht: vor allem war der Fürstprimas des Rheinbundes, von Dalberg, erschienen. Und wenn man auch sagen kann, daß es auf die Vertretung des Rheinbundes[1]) wohl hauptsächlich ankam, der damals einen fast so großen Flächenraum wie heute das Königreich Preußen (350 000 qkm) einnahm, und wenn es auch in Erfurt besonders betont wurde, daß Napoleon Protektor des Rheinbundes sei, so finden wir doch auch Preußen und Öster-

[1]) Der Herzog von Oldenburg trat am 14. Oktober in Erfurt als letzter deutscher Fürst dem Rheinbund bei. Besondere Abmachungen für den Rheinbund waren von Napoleon in Erfurt zwar geplant, sie scheiterten aber an dem Widerstand von Bayern und Württemberg (Denkwürdigkeiten des Grafen von Montgelas S. 172).

reich vertreten, Preußen durch einen Prinzen, Österreich durch einen schlauen Diplomaten, der zu erspähen suchte, was die beiden Kaiser planten. Aber auch Holland, Spanien, Schweden, ja Amerika hatten in irgend einer Art eine Vertretung.

C. Andere Gäste.

I. Das Militär.

Zu den in den offiziellen Listen aufgeführten Gästen gesellten sich andere, die bessere Wohnungen beanspruchten. Dazu gehörten einmal die Offiziere aller der Truppenteile, die den Ehrendienst in Erfurt während der Kongreßtage zu tun hatten. Es waren nämlich nach Erfurt gezogen worden:

1. 444 Mann der bestgewachsenen Leute aus der 10000 Mann starken Kaisergarde unter dem Befehl des Obersten Darties (Constant: D' Arquies). Sie bezogen die Grenadierwache am Gouvernementsgebäude, sowie am alten Rathaus. Sie waren dazu ausersehen, vor den Kaisern und Königen Posten zu stehen. Schon am 19. September trafen sie, von Paris kommend, auf Wagen an der Cyriaksburg ein und marschierten, nachdem sie „Toilette" gemacht hatten, nach dem Fischmarkt, um dort ihre Bürgerquartiere angewiesen zu erhalten. Sie übernahmen die Infanteriewache bei den Kaisern und Königen.

2. Das 17. Regiment leichter Infanterie (Chasseurs zu Fuß), 2000 Mann stark unter dem Obersten de Cabannes-Puymisson. Es gehörte zur Brigade Claparède und zur Division Suchet. Wegen seiner Tapferkeit hatte es sich besonderen Ruhm erworben. Es hatte sich bei Arcole ausgezeichnet, bei Austerlitz hatte es eine der wichtigsten Positionen den ganzen Schlachttag hindurch gehalten, bei Saalfeld und Jena aber den ersten Angriff gemacht. Freilich im Erfurter Gebiet hatte es sich einen üblen Ruf zugezogen. Am Tage und in der Nacht vor dem Einmarsch in Erfurt (24. Sept.) hatte es sich vielfach Mißhandlungen von Quartiergebern und andere Ungehörigkeiten zu schulden kommen lassen. Wir wissen nur die Wohnung des Obersten. Sie befand sich im Treitschkeschen Hause in der Marktstraße. Das Regiment

übernahm die Wache für einen großen Teil der Fürstlichkeiten. Es marschierte am 15. Oktober aus Erfurt wieder ab (Hamb. Correspondent).

3. Das erste Husarenregiment, 600—1000 Mann stark, erschien am 25. September. Allerdings blieb nur eine Schwadron mit ihrem Obersten de Juniac und zehn Offizieren in der Stadt, um mit den Kürassieren zusammen den Dienst bei den Kaisern zu versehen. Es verließ Erfurt am 4. Oktober (Frankfurter Oberpostamtszeitung).

4. Das 6. Kürassierregiment unter dem Obersten d'Haugeronville teilte sich, zwei Eskadronen wurden auf die Dörfer geschickt, zwei mit zwei Oberstleutnants u. 15 Offizieren blieben in der Stadt, die beiden auf den Dörfern liegenden wurden am 4. Oktober in die Stadt gezogen (Frankfurter Oberpostamtszeitung).

Außer den Offizieren dieser Truppenteile waren noch nach Erfurt gekommen (nach Constant) der Generalstab von Soult, der ebenso wie Lannes dem Kaiser bis Bromberg entgegengereist war, ferner die höheren Offiziere der Division Nansonty, die Alexander in Bromberg besichtigt hatte. Alle diese Offiziere hatten das französische Geleite des russischen Kaisers nach Erfurt gebildet.

II. Die Polizei.

Der französische Polizeiminister glaubte ganz besondere Vorkehrungen für die Sicherheit Napoleons und seiner Gäste treffen zu müssen. Er organisierte (vgl. Vandal I 412)

1. einen vollständigen Polizeidienst in Paris für Erfurt,
2. einen anderen am Platze.

Zu dieser Polizei gehörte der Oberst der Gendarmerie d' Élite Henri, der durch sein brutales Wesen berüchtigt war (vgl. Talleyrand I, 283 u. 289) und soeben noch in Bayonne an ihrer Spitze gestanden hatte — er wohnte Regierungstraße 13 —, außerdem kam am 5. (3.) Oktober der General der Gendarmerie Lauer in Erfurt an und nahm Bahnhofstraße 4 Wohnung. Nicht zu vergessen sind der Chef der Spionage Charles Schulmeister mit seinen 24 Mann (F.).

Diese Polizei — so heißt es — hatte täglich mehr zu tun, da sich die Bevölkerung Erfurts allmählich verdoppelte und verdreifachte. Die Gasthöfe und auch die Privatwohnungen waren überfüllt.

D. Einlogierung der Gäste.

Wie nun in den einzelnen Häusern sich die Fremden einlogierten, erzählt uns anschaulich das Tagebuch von Lossius. Dort heißt es:

„Auch mein Haus (das Predigerdiakonat) traf die Ehre (als maison de l'Empereur bezeichnet zu werden), und nicht lange nachher kam der Direktor des französischen Theaters und nahm dasselbe nebst dem Seniorat für seine Gesellschaft in Beschlag. Sonderbar, daß gerade die Hauptwohnungen der lutherischen Geistlichen ausersehen waren, die Komödianten des französischen Theaters aufzunehmen: doch wen durfte dies bei dem großen Schauspiel befremden, wozu die ganze Stadt das Theater machte? Meine Gäste waren die beiden Demoiselles Duchesnois mit einem Bedienten, sie nahmen von meiner Studierstube und der großen Stube meines Hauses Besitz. Nach ihnen kam Herr und Madame Damas, die die Gartenstube bezogen. Mir blieb außer der unteren Wohnstube weiter nichts als die obere Schlafstube, Hannchen (sr. Tochter) ihr Stübchen und meine Bücherstube übrig, und überall wurden Betten aufgeschlagen, um die übrigen Gäste, meine auswärtigen Freunde, so gut sichs tun ließ, aufzunehmen, denn von nun an glich mein Haus einem Gasthofe, wo eins nach dem andern einkehrte. Die liebsten waren außer meinem Bruder Hofrat Kleine (?) mit seiner Frau aus Rudolstadt und Bruder (Schwager) Perthes mit seinem Sohne . . . Am 16. verließen Demoiselle Duchesnois und Herr und Frau Damas mein Haus, bezeigten sich bei ihrem Abschied sehr gefällig und dankbar . . . Ich erhielt die Versicherung, daß ich, wenn ich nach Paris käme, bei ihnen in der St. Honoré-Str. freies Logis auf beliebige Zeit finden solle."

E. Äusserer Eindruck der Stadt.

Interessant sind die Schilderungen Erfurts aus den von den Kongreßgästen bezogenen Wohnungen seitens der damaligen Beobachter. Zunächst schildert der Franzose Vandal auf Grund seiner Quellen Erfurt folgendermaßen (I, 411 f):

„Erfurt erwartete sein Schicksal, ungewiß ob es sächsisch oder westfälisch werden solle, ob es dem Fürstprimas zugewiesen werde oder einem Großherzog zufalle, da erfuhr es, daß die Mächte der Erde sich in seinen Mauern ein Rendez-vous geben wollten und daß die Dinge dieser Welt hier zur Verhandlung kommen sollten. Diese Nachricht setzte alles zunächst in Verwirrung. Eine ruhige Stadt von Bürgern und Beamten, hatte Erfurt keinen großzügigen Schnitt, auch paßten seine Verhältnisse wenig zu dem unerwarteten Schicksal, zu dem es ausersehen war. Seine gewundenen Straßen, die schlecht gepflastert und abends nicht erleuchtet waren, seine unregelmäßigen Plätze erschienen wenig geeignet zur Entfaltung von Aufzügen und zu Entwicklungen der Truppe. Seine schmalen Häuser mit spitzen Giebeln, malerischen Fassaden, an denen die Kunst des 16. Jahrhunderts hübsche plastische Verzierungen angebracht hatte, hatten soeben noch genügt, den ganz intimen Luxus einer wohlhabenden Bürgerschaft aufzunehmen, entsprachen aber nicht den notwendigen Ansprüchen der großen Hofpersönlichkeiten. Mochte es sein, wie es wollte: der Herr hatte gesprochen, Erfurt hatte aufgehört, sich anzugehören, es mußte sich für einige Tage zur Hauptstadt umgestalten lassen . . . Dem Einzug der Soldaten folgte der von Beamten, Agenten und Handwerkern: sie erschienen in langen Zügen, wertvolle Wagenreihen mit sich führend. Unter ihren Händen verschönerte sich alles. Das Gouvernementsgebäude änderte sein Mobiliar . . . das alte Theater erglänzte von neuem . . . gewisse Bürgerhäuser, die zu Wohnungen für die Gäste des Kaisers ausersehen waren, erhielten eine luxuriöse Ausstattung und nahmen das Aussehen von Palästen an . . ."

Thiers (Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs) sagt im 32. Buch, das ganz Erfurt gewidmet ist, zum Schluß: „Napoleon hinterließ in stiller Einsamkeit jene kleine Stadt, die er einen Augenblick aus ihr gezogen, um sie mit Geräusch, Glanz und Bewegung zu erfüllen und sie dann wieder in ihre frühere Dunkelheit zurücksinken zu lassen. Sie wird indes stets berühmt bleiben als der Platz, wo die wundervolle Schaustellung menschlicher Größe stattgefunden hat."

Nicht minder anziehend ist die Schilderung des Eindrucks, den die Stadt am 8. Oktober auf Caroline Sartorius, nachmalige

(Fortsetzung Seite 266.)

F. Kongressliste.

1908		Erh. seit 1808	1826	1808			1774 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1808
Haus-Nr.	Besitzer bezw. Bezeichnung		Haus-Nr.	Haus-Nr.	Besitzer	Kl.			
				1. Anger.					
1	Kaufhaus Römischer Kaiser (Nr. 1 und 2/3)	nichts	1526	896	Silber, Gastwirt 1807—1847	1	2000	Gasthof zum (Römischen) Kaiser	von Weise (F. Weiss), Hofmarschall u. Geh. Rat z. Sondershausen. Nach F. Grf. Gogau v. Prag und Divisionsgeneral Suchet (seit 2. Okt.).
2/3		nichts	1524/3	898/9[1]) (P. 898)	von Piper, Kaiserlicher Rat, Postdirektor Haus 1524 1786—1815 Haus 1523 vor 1754—1819	1	500 + 1000	H. u. B. zur Weinhaue und H. u. B. zum Lindwurm	Fürst von Thurn u. Taxis mit Gemahlin (Schwester der Königin Louise v. Preußen). von Leikampf, Geh. Rat.
4	Preussischer Hof	nichts	1522	900	Stolze, Gastwirt 1806—1831	8	900	Gasthof zum halben Giebel	Fürst von Reuss-Ebersdorf. Graf von Lerchenfeld aus Cassel.
6	Divisions-gebäude	erh.	1520	919	Triebel, Fabrikant 1799—1821	1	1400	Zur grünen (goldenen) Aue u. zum Cardinal	Kaiser Alexander I. mit Gefolge: Fürst Wolkonsky. Fürst Galizin, procureur der St. Synode (Pa.) Fürst Kurakin (P. Kacarin, a. Gagarin) Labenski, Generalkonsul (P. Laebenski). Grf. Tolstoy, Grossmarschall (einige Tolskoy).
7	Schneider, Kfm. und Stadtrat (früher Wapler)	nur z. T. erhalten, Fassade verändert	1519	920	Dr. Büchner, Biereige von 1743—1825	2	1000	Zum güldenen Aaron	Russischer General von Canicow, Gesandter am Sächsischen Hofe.
10	Hegelmann, Mechaniker	nichts	1516	923[2])	Dr. Hadelich, Justizkommissar v. 1748—1873 Mieter: Präsident von Reck	2	1000	H. u. B. zum weissen Löwen	Minister und Staatssekretär Maret (wohnte beim Präsident v. Reck). Er besorgte die öffentliche Korrespondenz Napoleons.

21	Neumann, Möbelfabrikant	nichts	1757	1332	von Clemens, Hofrat v. 1736—1851	6	1060	Zum Riesen und Kleeblatt	Die acht kaiserlichen Hofpagen.[1] Genannt werden (Beyer Tagebuch): de St. Cloud, Pagenhofmeister. de Beaumont, de Georgiac, de Berlaymont } Pagen
22	Sehnert, Bäckermeister	nichts	1756	1363	Frau Rätin Pape v. 1738—1819 Mieter bis 1823: Prof. Schorch, seit 1823 Besitzer	9	450	Zum (grünen) Hirsch	v. Bülow westfälisch. Finanzminister (bei Prof. Schorch)
23	Magdeburger Privatbank, früh. „Klemme"	nichts	1755	1364 (F. 1360)	Frau Kammerrat Reinhardt (Gemahl † 20. Sept. 08) 1781—1845	1	1000	Zur hohen Tür und Küche	König von Württemberg[4]) u. Gefolge: General von Dili (Dille od. Dillen). Graf von Salm, Flügeladjut. Graf von Taube, Staatsminister. Graf von Görlitz, Oberstallmeister (so B., C. u. andere: Graf Göritz). von Moltke, Kammerherr und Flügeladjutant. von Breuning (B. von Brunning), von Spether (B. von Speth). } Reisestallmeister
28/29	Wiedemann Weinhändler	erh.	1750/49	1411/12	Schernitz, Fabrikt. von 1797—1820 dann Tochter Doroth. Christine geb. von Resch, —1828 (†) vorh. Mieterin	3	900	Zum grossen Schwanentreiber u. z. Paradies	Berthier, Fürst von Neufchatel, Vizeconnétable.
34	Gärisch Gastwirt (Leisering, Kfm.)	nichts	1744	1523[5])	Lange, Kaufm. 1800—1815	6	300	Zum Grünspecht	**Talleyrand, Fürst von Benevent, Großkammerherr, Vicegrand électeur.**

[1]) Dies Haus bot damals den einen der beiden bedeutendsten „Salons" von Erfurt. Er zeigte (nach Vandal I, S. 458) einen mehr aristokratischen Charakter und eine antifranzösische Färbung. Mittel- und Anziehungspunkt des Salons war die Fürstin von Thurn und Taxis. Hier verkehrt (Talleyrands Memoiren I. 322) jeden Abend Talleyrand, der hier den Zaren gewöhnlich schon vorfand, manchmal auch der österreichische Gesandte, Baron von Vincent.

[2]) Der zweite bedeutende Saloo. Er wird von Vandal (I, S. 458) ein neutrales Terrain genannt, das ebenso der Wissenschaft wie der Politik offen stand, wo man mitten unter Marschällen Goethe über die französischen Tragiker sprechen hören konnte. Anziehungspunkt war die Frau Präsident von Reck, die durch Jugend, Anmut und jeden Reiz echter Weiblichkeit eine Erscheinung bot, die nicht nur aller Augen auf sich zog, sondern auch in jedem Gemüt wohltuende Eindrücke hinterließ (vergl. v. Müller 227 ff.). Hier verkehrte Prinz Wilhelm und die preußische Partei, aber auch Notabilitäten anderer Nationen. Maret lernt hier Goethe kennen und schätzen und veranlaßte die Berufung Goethes vor Napoleon. Der Chef der französischen Spionage Charles Schulmeister ließ diesen Zirkel scharf beobachten (F.) Daß Maret bei von Reck wohnte, bezeugt ausdrücklich Caroline Sartorius (Deutsche Rundschau Bd. 101, S. 156). Der (Vize)Präsident schrieb sich von Reck, nicht von Recke oder von der Recke.

[3]) In ihren hübschen Kostümen stolzierten sie die Straßen auf und ab. Page Gabrias schrieb seiner Mutter von Erfurt 4 Briefe, die uns erhalten sind (s. u.).

[4]) Se. Majestät waren schrecklich dick und mußten aus dem Wagen herausgeschrotet werden (Beyer, Tgb.).

[5]) Vor Talleyrands Hause fuhren fortwährend Equipagen vor; die deutschen Fürsten suchten seine Gunst zu erringen. Und doch war der große Diplomat damals schon dem Kaiser entfremdet.

1908 Haus-Nr.	1908 Besitzer bezw. Bezeichnung	Erh. seit 1808	1826 Haus-Nr.	1808 Haus-Nr.	1808 Besitzer	Kl.	1774 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1808
					Anger (Fortsetzung).				
37	Lucius (seit 1833)	erh.	1741	1560 (F. 156)	Winkopp 1793—1833 Mieter: von Dacheröden, Präsident	6	750	Zum gr. u. kl. (neuen) Schiff	Fürst von Rudolstadt u. Gefolge: Stallmeister (Kanzler?) von Kettelhodt (B: 11) (auch im weißen Roß). Kammerherr v. Gleichen Alle drei bei Herrn von Dacheröden (nach F. auch Mde de Beulwitz, die Schwägerin Schillers).
38	desgl. (seit 1815)	erh.	1740	1559	Spoenla, Assessor 1767—1815 Tochter heiratet Herrn Lucius	6	800	Zum güldenen Hecht	Prinz von Sapieha, Kammerherr Napoleons
39/40	Kaufhaus Merkur (Kfm Knorr)	nichts	1727/26	154,56	Solier und Gottschalk 1727: 1803—1841 1726: 1808—1820	1	450 + 500	Z. kl. Schweinsköpfen	de Beausset, Kaiserl. Palastpräfekt Dechamp, Emmeri } Fourier du palais Gentil, Domänendirektor.
41	Gebr. Hesse	im Erdgeschoß Läden, sonst i a erh.	1707	2559 (V. B. G. } 1520)	Joh. Melchior Nagel sen. 1804—1822	2	550	H. u. B. zum Pfau	Constantin, Großfürst von Rußland, Bruder Kaiser Alexanders I.
42	Eduard Kühne	z. T.	1706	1528 (T. B 652 Hptm von Brand zu St. Lorenz)	Hupel 1787—1810 Mieter:[1]) Hauptm. von Brand, Stadtinsp. Windhorn Registr. Reich (?)[2])	10	500	H. u. B. zum roten Bär	Graf von Arovsky aus Rußland. Herzogin von Hildburghausen Baron v. Dalberg, Gesandter des Erbgroßherzogs v. Baden in Paris.
45	Schnabel, Kaufmann	nichts	1703	1525	Mettenheimer, Kaufmann 1803—1811	5	400	Z. kl. Turm	Boulanger, Administrator der Posten. von Grube Postinspektor.
53	Mensing, Musikalienhdl.	nichts	1696	1477	Reinhard, Pastor z. Barfüßern	ex.	—	Pfarre	Le Coq, Preuß. Geh. Legationsrat. von Gall, Oldenburg. Oberstallmstr. von Zahnden (Zehnden G.), Kabinetssekretär.
5	Lamm, Kaufm. (Deußing, Kunsthandlung)	nichts	1695	1478	Schwertfeger, Diakonus z. Barfüßern	ex.	—	Diakonat	Herzog von Oldenburg, 28. Sept.

57	Alte Ressource (Restaur. Coburg)	nichts	1647	1444/45	Frau Reichard geb. Ziegler 1806—1809 Dr. Ritschl, Oekonom, damals Mieter, 1809—1834 Besitzer	12 7	40	Zum Marienbilde	Major von Franken, Flügeladjutant Sr. K. H. des Erbgroßherzogs von Baden. Hauptm. von Seither, desgl. Groos, Geh. Legationsrat.
59	Fa. Altmann	nichts	1691	1419	Rappe, Weinhdlr. 1803 bis vor 1870	7	500	Zum roten Schilde	Soult, Marschall (nach F. wohnte chez Rapp au Neumarkt 1419 Daru; offenbar Verwechslung).
60	Jacobskötter, Kfm.	nichts	1690	1418 d (B: 142)	Prof. Dr. Löber, 1802—1814	12	500	Zur schwarzen Krone	von Wöllwarth, Oberhofmeister d. K. H. Stephanie.
61	Wiener Café (früher Steinbrücksches Haus)	nichts	1689	1418 (B: unter de Remusat 1418, sonst 1420)	Rudolf Nagel jun., Kfm. 1802—1821 Mieter: Sekr. Kneli Mstr. Müller jun., Glaser Faber, Amtmann u. Regierungsrat	8 7 6 7	Kein Wert angegeben	Zum Engel (Südflügel des alten Stotternheimschen Gebäudes)	de Remusat, 1. Kammerherr, Generalintendant der Kaiserl. Theater. 10. Okt.: Erbgroßherzog von Baden u. Gemahlin Stephanie Napoleon und Gefolge: Frau Oberhofmeister von Venningen. Md. de Bourjolly, Hofdame. von Geiling, Kammerherr (u. a. Nr. 57). von Helmstedt, desgl. Bei Faber: Herzog v. Sachsen-Gotha u. Gefolge: von Hartleb (F.) [?][2]. Baron von Thümmel (P. Thümel), Minister. Baron von Ziegesar. Baron von Herda. Baron von Wangenheim. von Hoff, Legationsrat. von Studnitz, Kammerherr.
67	Kaiserl. Post (vorher Kfm. Schulze)	nichts	1534	651 (B. P. 654)	Martini, Biereige 1806—1837	8	400	Zum Hirschbach	Graf Marschansky. Michlau (P.) (B. Michelhausen). Amerikanischer Konsul in Bremen. Albert de Spineck.
68	Kaiserl. Post (seit 1837 zur Post gezogen)	nichts	1533	652 g (P. B. 654)	(Frau) Ratsmstr. Fischer 1734—1818 Aestimator Basmann	6	800	H. u. B. zum goldenen Schifflein	Prinz v. Troberskoi, Generaladjutant. Graf von Schuwalow (G. Schanolow), desgl. von Zandt, Stallmeister u. Leutnant (n. B. Hohe Lille). von Zurwesten, maréchal de logis.

[1] Hauptm. von Brand wohnt als Mieter hier 1807. Vielleicht war er 1808 in Nr. 652 (Anger 68) umgezogen. Nach 652 (Schlösserstr.) verlegt ihn auch F.
[2] Der Registrator Reich hat (laut Adreßbuch von 1806) in Erfurt existiert. Er ist aber weder im Verrechtsbuch noch in der Mieterliste von 1807 aufzufinden.
[3] Vielleicht v. Salisch. Nach dem Gothaer Fourierbuch reisten Oberschenk v. Salisch und Kammerherr v. Wangenheim am 29. September mit dem Herzog nach Erfurt.

1908 Haus-Nr.	1908 Besitzer bezw. Bezeichnung	Erh. seit 1808	1826 Haus-Nr.	1808 Haus-Nr.	1808 Besitzer	1808 Kl.	1774 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1808
					Anger (Fortsetzung).				
68	Kaiserl. Post (Alte Post)	nichts	1532	653	Kgl. Grenzpostamt in Berlin seit 1803, vorher in Privatbesitz	—	1200	H. u. B. zum Hirsche und Rosenberge	Hareité, Postdirektor. ·
69	Kaiserl. Post (vorher Saal, Kfm.)	nichts	1531	654	Hogel, Stadtschreiber 1761—1815[1])	8	400	H. u. B. zum Pfluge	Fürst von Reuß-Plauen-Greiz.
70	Kaiserl. Post (vorher Kaufm. Unger), seit 1834	nichts	1530	655	Frenzel 1780—1834 Md. Georgi	7	425	Zum güldnen Rade	GrafOachorowsky, General-Adjutant. Fürst Dolgorucky? Graf Speransky, Minister Negotiant von Bacharach.
73	Kaiserl. Post (vorher Kuntzsch, Maurermstr.)	nichts	1372	658	Md. Georgi seit 1805—1823 (1771: Georg)	8	577	H. u. B. zur Weide	Bigi, Stadtkommandant.
					Kl. Arche.				
1	„Tribüne"	erh.	2493	2484	Gottfried Prohasky, 1803—1821	8	400	Z. gr. und kl. Mühlsteine	Marschall Mortier, Herzog von Treviso. Abreise 9. Okt.
					Bahnhofstraße.				
4	Fa. Rau, Juwelier.	nichts	1507	934	Dr. Burckhardt 1800—1839	7	350	H. u. B. zu den grauen Wölfen	Lauer, général de la gensdarmerie. Ankunft 5. Okt. (Hamb. Corr. 3. Okt.).
45	Frau verw. Hofzahnarzt Aumann	z. T. im Erdgesch. Läden	1764	1353	Hennigs, Buchhändler, 1805—1815	5	500	H. zum bunten Faß u. weißen Rädchen	Herzog Wilhelm von Bayern, Schwiegervater des Fürsten von Naufchâtel.
					Barfüßerstraße.				
12	Stiebritz, Geschäftsführer	erh.	1573	1535	Frau Regierungsrat Geyer 1804—1822	12	100	Zum großen Lindwurm	von Morgenstern, russischer Hofrat. Professor u. Direktor der Kaiserl. Bibliothek aus Dorpat.

				Eichengasse.					
7	Kaiser	erh.	1924	1817	Graf Em. Mausi del Campo erbt das Haus 1810 von Frau Hofmarschall v. Winzingerode Bes. bis 1812	4	800	B. zum grauen Rock, zum Hahnstreit und zum Streichscheit	L'Abbé Briaucourt, Intendant von Erfurt. Derville, Commissaire ordinateur de guerre. Villemancy, Inspecteur en chef aux revues.
				Elmergasse.					
12	H. Noa, Möbelfabrik	nichts	1344	691	Wolfram, Schreiner 1804—1835	10	230	Zum großen wilden Schwein	Prinz Victor v. Hessen-Rothenburg.
23	Weber, Fabrikant	nichts	1193	700 (B: 698)	Md. Schuck 1809—1830 Franz Xaver Schuck, Stadtkassenrendant u. Steuereinnehmer 1807—1890	6	350	Zum Sittich	General Suchet. General Boursier.
				Fallloch.					
Eingeäschert am 6. November 1813.				2339	Vicar Jorg	4			4. Okt. Fürst-Primas von Dalberg (Weihbischof Kohlborn[2])
				2346	Demoriselle Spitz	10			Generalleutnant von Pfürdt, im Dienste des Fürst-Primas.
				Fischersand.					
45	Jacob, Restaurateur	erh.	2220	1972	Papst, Kontrolleuru.Rendant 1806—1876	5	500	Zur schwarzen Henne	Oberst von Zurwesten, maréchal de logis (auch Anger 68). von Schlothelm, Oberst u. Stallmstr. (siehe auch Hohe Lilie), beide auch Anger. von Zandt, Stallmeister u. Leutnant (a. G.: Anger 68). Alle im Dienst Jerômes.

[1] Hier ist in der Unterstube die Wachtstube für die Wache vor dem Triebelsehen Hause (wo der russische Kaiser wohnte).
[2] Kohlborn begleitete ihn (L.).

1908		Erh. seit 1808	1826 Haus-Nr.	1808			1774 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1808
Haus-Nr.	Besitzer bezw. Bezeichnung			Haus-Nr.	Besitzer	Kl.			
Fischmarkt.									
7	Café Roland	erh. Erdgesch. z. T. verändert	2525	2620 (B. u. P. 2610)	Besitzerin: Frau Stahlfort 1774—1809 Mieterin u. seit 1809 Besitzerin: Frau Hofrat Weißenborn geb. Stahlfort	4	1200	Zum roten Ochsen	General-Gouverneur Graf Oudinot.
13	Walthers Eisenhandlung	erh. Erdgesch. z. T. verändert	2555	2626	Bernhard Philipp Boûtin,[1]) Kaufm. von 1774—1844	1	1800	Zum breiten Herd	König August von Sachsen u. Gef.: Graf von Bose, Kabinettsminister. Graf von Marcolini, Oberstallmeister. von Gabelenz, Kammerherr. Oberst von Gutschmidt, Oberst von Funcke, Oberst von Petrikowsky } General-adjutanten. Major von Thielemann, Flügeladjutant. (Graf von Haag, Kammerherr, nach Constant.)
Friedrich Wilhelms-Platz.									
31	Hohe Lilie	erh.	2267	2116 (P. 2161)	Stolze, Kaufm. 1803—1817 seit 1817 Commandantur	1	1000	Gasthof zur hohen Lilie	4.—10. Oktober: König von Westfalen u. Gefolge: Königin von Westfalen (Prinzessin von Württemberg.) Graf Truchseß von Waldburg, Oberstallmeister. General d'Albignac (B.) desgl. Prinz von Hessen-Philippsthal. General von Uslar. Gräfin Bocholz. Graf von Wellingerode, Gr. Marschall des Palastes. von Zandt, Stallmeister u. Leutnant des Königs von Westfalen. von Schlotheim, Oberst und Stallmeister des Königs von Westfalen (s. auch Fischersand 25).

34	Thüringer Hof	erh.	2264	2119	Leibing, Gastwirt 1806—1827	4	2500	Gasthof Thüringer Hof	von Strauch. Major von Falckenstein. de Bigot, Kammerherr des Königs von Westfalen. Graf von Bocholz, Großzeremonienmeister und Geh. Staatsrat des Königs von Westfalen.
35	Ramann, Weinhandlung	erh.	2263	2120	Ramann, Weinhandlung 1796 bis heute	6	500	Zum Bocke	Graf von Fürstenstein, Minister des Königs von Westfalen (nach Constant: Constantin, Großfürst von Rußland, bei Remanu).

Futterstraße.

1	Gasthaus zum Kronprinzen	z. T.	1216	481	Frd. Sommer 1805—1843	8	300	sonst z. grünen Schilde u. zum Schwan genannt	Chevalier de Bordeaux, Geh. Legationsrat des Königs von Holland.
2,3	Zieglersches Haus zum Rebenstock	erh.	1215	482	Kfm. Emminghaus[2]) 1801—1814	3	800	Zum Rebenstock	In den ersten Tagen des Oktober angekommen (nach v. M.): Prinz Wilhelm von Preußen. Prinz von Hessen-Homburg. Major Graf Golz.
4	Stengers Erben	nichts	1214	483	Postsekretär Rumpel 1791—1832	10	300	Zum Weinfaß	Graf v. d. Golz, Preußischer Minister des Auswärtigen. Lacroix, Sekretär. (B.): Kriegsrat von Decken.
12	Otto, Kaufm.	erh.	1225	499	Reg.-Rat Döring 1781—1835	6	1200	H. u. B. zum Würzgarten und Aaron	(P.) von Schulepoff, (B.) von Schouwalov, von Creidemann, von Gervais: Russische Staatsräte f. d. ausw. Angelegenh. Graf Oguroffsky,[3]) wirkl. Kammerherr (B. Ossorowsky, V. Ozaroffsky). von Bethmann, russ. Generalkonsul in Frankfurt a. M. Assessor Froeding.
13	Schotte, Kaufm.	erh.	1224	497	Md. Boûtin 1796—1818	1	300	H. u. B. zum gekrönten Löwen u. kl. Wachsberge	Graf Romanzow, Russischer Minister des Auswärtigen.
15	Teichmann (w. Hälfte des Kaisersaals)	nichts	1222	495	Assessor Reisland 1808—1827	10	300	Zum großen Tränker und Christoph	(B.) von Gemmingen Königl. württ. Gesandter in Cassel. Erbgroßherzog v. Hessen-Darmstadt. Oberst von Meraville (K.: Maraville) im Gefolge des Erbgroßherzogs von Hessen-Darmstadt.
17	Franck, Rentiere (vormals TrägerschesHaus)	nichts	1220	493	Träger (Dreger) 1712—1842	6	600	Zum schwarzen Bärenkopf	Bretelle, Kriegszahlmeister.

1) Boûtins waren schon am 14. September zum Justizrat Kopp zu Predigern gezogen (Predigerstraße 7).
2) quartier général de nos ennemis (V a)
3) Graf Oransky bei Constant?

1908 Haus-Nr.	1908 Besitzer bezw. Bezeichnung	Erh. seit 1808	1826 Haus-Nr.	1808 Haus-Nr.	1808 Besitzer	Kl.	1774 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1808
				Johannesstraße.					
15	Wwe. Schilling (früher Haus des Kapellmst. Golde)	erh., Laden verändert	1134	457	Md. Beck 1774—1814	10	300	Zum grünen Jäger	Geh. Rat Stegmann, Direktor der Berliner Bank.
136	Kästner, Fabrikbesitzer	erh.	969	136	Belling, Kaufm. 1795—1865	4	200 + 250	Zur grünen Gans u. zum schwarzen Rade	General Laurent. Hofrat Platner. Finanzrat und Bankier Frege aus Leipzig.
144	Riese, Möbelfabrikant	nichts	955	148	Rost, Biereige 1777—1833	8	500	Zur blauen Tür	Bernetti (B.: Pernetti), Divisionsgeneral.
160	Allg. Anzeiger	nichts	1166	170	Md. Bernhardi 1779—1828	4	450	Zum bunten Schilde	Graf Tolstoi, russischer Gesandter in Paris. (spät.: Botschaftsrat v. Nesselrode.)
162	Meyer, Kaufm.	erh.	1164	470	Rudolphi 1799—1815	8	550	Zum grossen Pflöcken	Graf von Lüben.
164	Katasteramt seit 1817	erh.	1162	472	Hauptmann Born 1798—1817	3	1200	Zum Lilienfaß	Ankunft 24. September: Caulaincourt, Herzog von Vicenz, Generaloberstallmeister, französ. Gesandter in St. Petersburg.
170	Gasthof zum Ritter (Name seit 1821)	nichts	1156	478	Mieterin: Frau Oberst von Knorr Besitzerin: Frau Major von Sticks 1782—1821	8	550	Zum goldenen Kreuz	Champagny, Minister der auswärt. Angelegenheiten.
	Kaufmänner-Pfarre			706 (F. 2116)	Pastor Wahl				Freiherr von Vincent, Kais. Oesterr. Feldmarschalleutnant u. Gefolge: von Ogenelika, Rittmeister. Major Graf St. Adelgonde. Nach F. noch: Graf Rodoliska von Warschau. Gräfin Ratislanka desgl.

Junkersand.

7	Apellsches Haus	erh.	1281	581 (F. 220)	Besitzer: Freiherr Ernst Wilh. v. Reibnitz 1804—1818 Mieter: Borberg, Weinschenk	3	200 + 700	Zum Palmbaum, sonst Sachsenhof	von Bourgoing, Franz. Minister zu Dresden. Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz. Graf von Schlitz.
8	Straßburg, Kaufm.	nichts	1280	582	Fabr. Silber 1792—1837	3	500	Zum Junkerhof	28. September (Talt.): Prinz Leopold von Sachsen-Coburg später König von Belgien (n. V. u. T. in Nr. 7).

Krämpferstraße.

17	Wenk, Glasermeister	erh.	1393	754/55	Kaufmann Ludwig Rappe 1808—1812	7	100 + 80	Zur Mittelrose u. zur kleinen Rose	Fürst von Dessau. Fürst von Waldeck.
63	Weisses Roß	nichts	1415	889/91	Voigt 1752—1851	4	200 + 600	früher H. u. B. zur roten Rose	von Wolffersdorf, Kammerherr, von Brandenstein, Kanonikus } aus Merseburg. Baron v. Schoeneberg (B Schoenberg). von Kettelhodt, Kanzler, von Bothe, Geb. Kabinetsrat } des Fürsten von Rudolstadt (s Anger 37). Graf von Pückler. Herzog von Montdragon (T. B.), (logiert neben der Zechstube).

Lange Brücke.

29	Schmidt, Gastwirt (Rhein. Hof)	z. T. Läden im Erdgeschoß	1987	1842	Johann Georg Weber 1799—1851	3	1000	Schlehendorn	von Plessen, Geh. Rat und Minister. Fürst von Hohenzollern-Hechingen. Erbprinz v. Hohenzollern-Hechingen. von Hövel, Hauptm. u. Hofkavalier. von Kniestädt, Stallmeister. von Bauer, Hofrat.[1]
35	Röse, Kaufm. (Freundsches Haus) seit 1850	nichts	2019	1878	Bischoff 1784—1850	4	800	H. u. B. zum Raben und grünen Hirsch	Cannovil, maréchal de logis du palais.

[1] Hier wohnte auch der weimarische Kanzler von Müller; Goethe hatte bei ihm eine Decke liegen lassen. (Goethes Briefe, Weimar 11. Okt. 1808).

1908 Haus-Nr.	1908 Besitzer bezw. Bezeichnung	Erh. seit 1808	1826 Haus-Nr.	1808 Haus-Nr.	1808 Besitzer	1808 Kl.	1774 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1808
				Lange Brücke (Fortsetzung)					
36	Frl. Beyer Eigent.: Fischers Erben (Schillerhaus)	z. T.	2018	1877	Beyer, Holzhändler 1793—1881	10	300	H. zum Bürgerstreit	Jolliver, Staatsrat von Cassel. Mosdorf, franz. Präfekturrat.
54	Frau verw. Restaur. Schnake (Aumann)	z. T.	2337	1991	D. Mai 1788—1839	7	250	Zum Radekasten nachh. Badestube zum Sonnenblick	Prinz Reuß 61.
57	Seiffert, Rentier	z. T.	2334	1994 (P. 1094)	Bes. Gottlieb Simon Herrmann 1707—1834 Mietsmann (?) Dr. Hartung	6	600	Zum großen goldenen Sonnenblick	Graf von Beust, Primatischer Minister in Paris.
				Marktstraße.					
5	Buerschaper, Kaufm.	nichts	2517	2428/9	Franke, Justizdirektor 1805—1809	6	200 + 900	Zum stolzen Knappen und goldnen Stern	Albert, General.
21	Hoffmann, Fabrikant	erh.	2296	2451	Hoffmann, Fabrikant 1797 bis heute	2	900	Zum Pfluge	Am 4. Oktober: König Max Josef von Bayern (Schwiegervater Eugens). Fürst (B. Freiherr) von Montgelas. Graf von Reuss, Graf Wartenburg } General-adjutanten. Freiherr von Velen, Oberpostamtsdirektor.
34	Treitschke, Bierbrauereibes.	erh.	2620	2380/81	Fam. Treitschke, von 1760 bis heute	1	1000	Z. gr. u. kl. Stör, z. goldenen Gans u. z. Leoparden	Baron Schulz von Ascherode. Cubanes Pleumisson colond (nach dem Protokoll der Stadt- u. Landdeputation vom 5. Nov. 1808).
35	Chrestensen, Hoflieferant	erh., im Erdgesch. z. T. neue Läden	2616	2385	Kronbiegel, Kfm. 1790—1818	1	1200	Zum goldnen Schwanring	Fürst von Reuß-Löberstein. Oberstleutnant von Beulwitz

54	Scheer	nichts	2561	2416	Nutzinger, Kfm. Güldnes Faß: 1744—1822, weißes Roß 1731	6	500 + 300	Zum weißen Roß u. güldnen Faß	Graf von Schönburg, Königl. Sächs. Gesandter in Cassel. Le Cannus, General. Aide Major.
56	Realgymnasium (Himmelspforte)	nichts	2516	2430 (B. V.: 2420)	Prof. Dominicus (d. letzte Collegiat des Collegiums z. Himmelspforte) 1840 der Komune gehörig	ex.		Z. alten Hofstatt, z. Himmelspforte, früher z. Falkenstein	Fürst von der Leihe.
	Neue Straße.								
4	Fa. Griesbach	nichts	2414	2578/9	Kfm. Kallmeyer[1]) 1806—1842	6	200	Zum wilden Mann	Französischer General Boyer.
	Neuwerkstraße.								
6	Dörnberg & Co.	z. T.	1734	1554 (P. B. F.: 1549)	Nordmann, Oekonom 1799—1851 (bei Dr. Schwartz nach F.)	8		Zum schwarzen Hasen u. Ochsenkopf	Herzogin von Württemberg. Prinz von Hohenlohe, Major und Adjutant des Herzogs Alex. von Württemberg.
10	Kaufhaus Germania	nichts	1728/9	1547/8	Kaufm. Kuhn (Pfarrhauptmann) 1803—1852	ex.		Zum sog. kleinen Brauhause	Prinz von Hohenzollern.
19	Hausmann, Kfm. seit 1843	erh.	1906	1776	Rabe 1793—1843	6	800 + 200	H. u. B. zum Kranich	Darn, Generalintendant au chef, kam am 1. Oktober mit 6 commissaires ordinateurs u. 10 Sekretären.
20	Blume, Kaufm., Schneidermstr.	z. T.	1905	1775	Baron v. Stengelin Mecklenburg. Kammerherr, privatisierte von 1804—1810 in E. 1804—1821 Bes.	5	600	Zum roten Specht	Herzog von Mecklenburg-Schwerin. Kammerherr von Oerken (Oerhen B.),

1) B.: an der Straße.

1908 Haus-Nr.	1908 Besitzer bezw. Bezeichnung	Erh. seit 1808	1826 Haus-Nr.	1808 Haus-Nr.	1808 Besitzer	1808 Kl.	1474 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1908
				Paulstraße.					
13/14	Köhler, Schlossermstr., Hopfesches Grundstück	nichts	2391/2	2555	Taschner 1797—1831	6	900	Zu den schwarz. Böcken	Direktor des französischen Theaters Dazincourt.
				Predigerstraße.					
3	Predigerpfarrhaus	erh.	2395	2558	Senior Engelhardt	ex.			Eine Anzahl franz. Hofschauspieler.
4	Diakonat der Prediger-Gem.	erh.	2394	2557	Diakonus Lossius † 1817	ex.			Die beiden Demoiselle Duchesnois. Herr und Frau Damas.
10?	Steiniger	nichts	2463/5	2480 (B. P.: 1480)	Schilling,[1]) Sekretär	a 9 b10 c10		Zum Eberzahn	Prinz von Schleiz. Major von Falckenstein, Geheimrat von Stauch } cf. Thür. Hof.
				Regierungsstraße.					
7	Noeller, Rentier	erh.	1720	1838	Md. Güttel 1787—1847	8	600	H. u. B. z. gr. Grabscheit	Savary, Herzog v. Rovigo, Divisionsgeneral. Adjutant Hops.
13	Kleemann, Kfm.	erh.	1981	1832	Hupel, Pfarrhauptmann nach 1766, vor 1774 } —1819	ex.	800	Zu d. 3 Hämmern u. zur güldenen Rose	Henri, Oberst der Gensdarmerie d'Eille. von Wolzogen, Geh. Rat (B.: Wohl zogen).
18	Elschner-Passage	nichts	1977	1813	Sondermann 1799—1825	6	850	Gasthof zum Trommelscheit	Graf von Keller.
63	Kirchner, Buchdruckerei (Alte Thuringia)	erh.	2030	1888	Bernhardt, Fabrikant 1804—?	1	650	Zum goldenen (gelben) halben Mond	Marschall Lannes. Herzog von Montebello.
64	Apell, Weinhdlr.	erh.	2029	1887	Burckhard, Weinschenk 1798—1903	1	1200	Zum Schiffchen	General Claparède.

71	Hoppe, Schirmfabrikant	z. T., i. E. Läden	1717	1840	Jacob Lucius, Fabrikant 1801—1834	1	450	Zur Weißenburg	Nansonty, General u. 1. Stallmeister
72	Büchner, Brauereibesitzer (Vaterland)	erh.	1716	1839	Weimarisches Geleite bis 1834	1	1200	Zum goldnen Stern	Herzog[2] } Erbprinz } von Weimar. Baron von Einsiedel. Geh. Rat von Goethe. Geh. Rat von Wieland.
73	Kgl. Regierung	erh.	1711	—	Kaiserl. Palais				Napoleon. Großmarschall des Palastes Duror. Herzog von Friaul. Lauriston, General. Cavalotty, Stallmeister (Cavaletti B.). Meneval } Fain } Privatsekretäre. (B.: Meimerel und Freie). Joan (Yvan?) Wundarzt d. Kaisers

Schlösserstraße.

8	Zum alten Gymnasium hinzugezogen (Lucassches Haus)	nichts	1678	639	Dr. Karl Heinemann, Amtmann 1791—1816	7	340	H. u. B. zum Regenbogen	Tardieu, Kriegskommissair.
19	Hammer, Kaufm.	z. T.	1668	628	Frau Dr. Rumpel 1783—1814	3	700	Z. gr. u. kl. Anker	von Hammerstein, Herzogl. Oldenb. Staatsminister (war erst spät gekommen und hatte dadurch den Herzog in Verlegenheit gesetzt. v. M.)
49	Post, Ecke Anger	nichts	1536	648	Mieter: Leutnant von Hemtbold, Besitzer: Prof. Trommsdorff seit 1714 bezw. 1796	8	100 + 100	Zum grünen Stiehl	von Bechtolsheim, Kammerherr (seine Gemahlin wird vom Fürstprimas immer Klio genannt).

Außerdem führt Beyer ohne Wohnungsbezeichnung an:

Graf von Schwichteln aus dem Hannoverschen,
Pennet, Divisionsgeneral,
von Wrede, Freiherr,
von Ulloa, spanischer Gesandter am sächsischen Hofe.

[1] Ein Schilling wird im Adreßbuch von 1806 genannt. Er kommt aber im Mietsverzeichnis nicht vor.
[2] Nach Constant auch die Herzogin.

Freiin von Waltershausen machte, die mit ihrem Gemahl, einem Göttinger Professor, nach einem Besuch bei Goethe auch Erfurt in jenen Tagen besichtigte (Deutsche Rundschau 1899 Bd. CI, S. 154):

„Wenn man nie eine große Stadt gesehen hat, so kann man sich von dem Leben, das dort (in Erfurt) herrscht, keinen Begriff machen. Selbst in Paris, glaube ich, kann es (Erfurt) nur mit den Stadtteilen verglichen werden, die dem Hofe nahe liegen und auf jeden Fall muß sich der Glanz dort mehr verteilen als hier, wo sich soviel Pracht und Herrlichkeit in den wenigen guten Straßen einer mitteldeutschen Landstadt konzentrierte . . . .“

Ein gewaltiger Glanz entfaltete sich also in der Stadt, in der Napoleon „seine große diplomatische Schlacht schlagen wollte“ (Vandal I 425).

Thüringens ehrwürdiges Erfurt — so schrieb damals die Casseler Zeitung — ragt jetzt über die ansehnlichsten Städte Europas empor und ist gleichsam mit dem Olymp der Alten zu vergleichen.

II. Die wichtigsten Schauplätze der Ereignisse.

1. Empfang und Abschied Napoleons.

Am genauesten und — soweit man es beurteilen kann — zuverlässigsten wird der am 27. September 1808 vormittags 10 Uhr stattgehabte Empfang des Kaisers in G geschildert. Dort heißt es (I 44 ff):

„Fünfhundert Schritt vor dem Brühlertore hatte sich, wie ich schon bemerkte, unter Anführung des Herrn Stadtkommandanten Bigi, eines mit Recht allgemein von der Bürgerschaft verehrten Mannes, der Magistrat mit den Deputierten der Bürgerschaft, der hiesigen Universität und der Geistlichkeit versammelt. Jetzt hielt der Wagen des Kaisers. Der Herr Stadtdirektor, Hofkriegsrat Baron von Dantzen überreichte auf einem vergoldeten Lavoir Sr. Majestät die Schlüssel der Stadt mit folgenden Worten: . . . Dann überreichte Herr Stadtdirektor, auf Velinpapier mit typographischer Schönheit gedruckt, eine kurze Anrede der Bürgerschaft . . . Diese Anrede wurde von Sr. Majestät dem Kaiser sehr huldreich aufgenommen, bei einigen Stellen äußerten Höchstdieselben während dem Lesen Höchstero Wohlgefallen und bezeugten dann mit der einnehmendsten und herablassendsten Verbeugung Ihren Dank."

Eine lokale Andeutung gibt noch B 392 mit der Bemerkung, der Kaiserliche Zug habe sich „den steilen Abhang bei der Cyriaksburg" hinabbewegt. Vom Abschied (am 14. Oktober 1808) heißt es im einzelnen (II B): „An derselben Stelle, wo der Magistrat und Universität nebst den anderen Dikasterien bei der Ankunft den Kaiser empfangen hatte, am Sibyllentürmchen (einem alten gothischen Monumente) waren sie wieder versammelt. Der Monarch neigte sich gegen den Herrn Rektor magnificus der Universität Placidus Muth und den Stadtdirektor Kriegsrat von Dantzen. Anmut und Wohlwollen leuchteten aus allen Zügen des Monarchen."

Die Stelle, wo beide Szenen sich abspielten, läßt sich auf Grund der in den angeführten Berichten gegebenen lokalen Hinweise genau bestimmen. Das Brühlertor lag am westlichen Ende der Brühlerstraße an dem Punkte, wo heute auf der nördlichen Straßenseite ein Wasserspeier unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht: Der Wasserspeier selber ist der Schlußstein des ehemaligen Tores. Geht man von hier 450—500 Schritt auf der nach Gotha führenden Straße an dem heutigen Geleise der elektrischen Bahn entlang, so kommt man — am Ende dieses Geleises — an einen Punkt, wo sich die Straße dreifach gabelt. Rechts führt im Tale entlang die neue Gothaer Chaussee. In der Mitte zieht sich die alte Chaussee an dem Cyriaksburgberge entlang. Links zweigt sich ein Promenadenweg nach dem wenige Schritte entfernten Sibyllentürmchen ab.

Hier nur kann der Empfang und der Abschied des Kaisers stattgefunden haben. Der Zug bewegte sich beim Empfang „den steilen Abhang bei der Cyriaxburg herab," also auf dem mittleren Wege. Da wo er die Ebene erreichte, wurde er von den Deputationen naturgemäß begrüßt.

---

2. Begrüssung und Verabschiedung der beiden Kaiser Napoleon und Alexander.[1])

Bei Goethe heißt es (Ausgabe von Heinemann Bd. XIII, S. 400) unterm 27. September: „Herrschaften nach Erfurt, Napoleon kommt bis Mönchenholzen entgegen." Nach allen sonstigen ausführlichen Quellen fand die Begrüßung beider Kaiser am Nachmittage des 27. September gegen 3 Uhr, 2 Stunden von Weimar und 2½ Stunden von Erfurt statt, und zwar „bei Ottstedt" nach dem Zeitungsbericht aus Weimar vom 29. September im Hamburgischen Correspondenten in der Nummer vom Freitag, dem 7. Oktober und nach dem vom 30. September (ebenfalls aus Weimar) in der Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung vom

[1]) S. die beifolgende Skizze, die ich Herrn Lehrer Imhoff aus Niederzimmern verdanke.

Samstag, den 15. Oktober, die beide, was die Begegnung betrifft, wörtlich übereinstimmen, also von derselben Persönlichkeit herrühren. W. II. f. bringt bis auf das Ende, wo die Erzählung ausführlicher wird, wörtlich diesen Zeitungsbericht, läßt also auch die Zusammenkunft „in der Nähe von Ottstedt“ sich abspielen. G (II 91), wo im übrigen der Zeitungsbericht fast wörtlich wiedergegeben wird, läßt die Szene stattfinden zwischen den Dörfern Ottstedt und Mönchenholzen; zwischen die Dörfer Ottstedt und Nohra aber verlegt sie J und das von demselben Verfasser (offenbar C. Bertuch) herrührende Prachtwerk: „Beschreibung der Feierlichkeit, welche bei Anwesenheit Ihrer Majestäten der Kaiser Alexander und Napoleon und mehrerer gekrönter Häupter in Weimar und Jena am 6. und 7. Oktober 1808 von Sr. Durchlaucht dem Herzoge Carl August von Sachsen-Weimar veranstaltet wurden. Nebst einem Ueberblick Ihrer merkwürdigen Zusammenkunft in Erfurt. Weimar im Verlage des H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs 1809.“

Prüft man alle diese Berichte näher, so wird zunächst klar, daß sie sämtlich auf zwei Urberichte zurückzuführen sind, daß beide aus Weimar stammen und zwar Gruppe 1, weil in den Zeitungen als aus Weimar stammend angegeben, Gruppe 2, weil in Weimar gedruckt. Ich gebe sie hier wieder und zwar den ersten nach dem Hamburger Correspondenten bezw. der damit wörtlich übereinstimmenden Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung:

Ohngefähr 2 Stunden von Weimar und 2½ Stunden von Erfurt, in der Nähe des Dorfes Ottstedt, war die Begegnung der beiden erhabenen Kaisermonarchen auf der offenen Landstraße. Der Kaiser Napoleon, begleitet von seinen Marschällen und Generals, kam im vollen Gallopp herangesprengt bis zu den ersten Wagen, die zum Gefolge des russischen Kaisers gehörten. Alexander selbst, der in einem der hintersten Wagen fuhr, sprang sogleich heraus, als er den Kaiser Napoleon von ferne (diese beiden Worte fehlen in der Frankf. Zeitg.) erblickte, so wie letzterer von seinem Pferde; beide giengen sich entgegen und umarmten sich aufs freundschaftlichste. Dann umarmte Napoleon auch den Großfürsten Constantin und stellte sodann dem Kaiser Alexander den Prinzen von Neuschâtel vor, dem Alexander eigenhändig den Russischen Orden der ersten Klasse umhing. Sodann erhielt die Eskadron Befehl, vorauszureiten. Beide Kaiser giengen

in einer Entfernung von 60—80 Schritten hinter den vorausreitenden Dragonern Hand in Hand auf der Landstraße 300—400 Schritte weit zu Fuße allein und im lebhaftesten Gespräche begriffen. Das französische und russische Gefolge, das sich jetzt zu einem großen Zuge vereinigt hatte, folgte in einer Entfernung von 50—60 Schritt den beiden Kaisern.

Etwa nach einer Viertelstunde nach der gegenseitigen Begrüßung bestiegen beide Majestäten die bereitstehenden Pferde. Merkwürdig ist folgender Umstand: Kaiser Napoleon ritt nämlich an diesem Tage einen Rappen mit solcher Decke, solchem Zaun und Sattel, vollkommen dem gleich, welchen Alexander in Petersburg gewöhnlich zu reiten pflegte. Alexander schien dadurch auf das angenehmste überrascht zu sein.

Als beide Kaiser sich der Stadt näherten, wurde das grobe Geschütz auf den Wällen abgefeuert und mit diesen Batteriesalven unablässig fortgefahren, bis beide Majestäten in Erfurt abstiegen."

G bringt den letzten Absatz (von „Als beide Kaiser" an) überhaupt nicht. Nach „beide giengen sich entgegen" heißt es: und beide mächtigsten Beherrscher der Erde umarmten sich aufs freundschaftlichste im Angesicht des heiteren Himmels, der Ihre großen weltbeglückenden Entwürfe leiten wird.

Schließlich heißt es: „Ohngefähr eine Viertelstunde nach" usw.

W bringt statt des letzten Absatzes folgendes: „Als beide Kaiser sich der Stadt näherten, feuerten zuerst die beiden Abteilungen der hier befindlichen Artillerie und danach donnerte das Geschütz auf der Cyriaxburg, der Festung Petersberg und den Wällen von Erfurt. Jetzt sprengten beide Kaiser nebst dem Großfürsten Constantin und ihrem Gefolge vor den in Parade aufgestellten Truppen vorbei, voraus ritt der Marschall Oudinot. An den Zug schlossen sich die Husaren, dann die Cuirasiers. Hinterher fuhren zwei Staatswagen des Kaisers Napoleon und die Equipage des Kaisers Alexander. Die reitende Artillerie, welche unausgesetzt gefeuert hatte, bis beide Kaiser in die Stadt einritten, folgte endlich nach, und den Schluß machte die Infanterie.

Nach „beide giengen entgegen" heißt es genau wie in G, nur daß statt „des heiteren Himmels" steht „dessen".

Auch heißt es wie in G: „Ohngefähr eine Viertelstunde nach" usw.

Als der Urbericht erscheint derjenige des Hamburger Correspondenten. G hat ihn mit einer bezeichnenden Veränderung

abgeschrieben. W hat den Urbericht, aber auch G vor Augen gehabt und aus Erfurter Berichten das Letzte geändert bezw. vervollständigt.

Den zweiten Urbericht gibt J, Oktober 1808, S. 733 f:

„Nach ein Uhr fuhr Napoleon unter Vorreitung der Bürgergarde und eines Detachements Cuirassiers nach Weimar zu, stieg vor dem Thore aus dem Wagen, besah die Regimenter und ritt nun dem Kaiser Alexander entgegen, begleitet von Berthier, seinen Generälen und einem glänzenden Gefolge.

Zwei Stunden von Erfurt, zwischen dem Dorfe Ottstedt und Nora, nicht weit von einem am Wege stehenden grossen Birnbaum, war der merkwürdige Punkt, wo beide Monarchen sich trafen.

Alexander sprang aus dem Wagen, Napoleon vom Pferde; beide Kaiser umarmten sich mit freundschaftlicher Offenheit, und mit ihnen konnte man sagen, die Wünsche des Südens und Nordens. Napoleon umarmte gleichfalls den Großfürsten Constantin, stellte den Fürsten von Neufchâtel (Berthier) vor, und in lebhafter Unterredung gingen die Kaiser einige Zeit zu Fuße. Napoleon war mit dem blauen Bande des russischen Andreas-Ordens, Alexander mit dem rothen Bande des großen französischen Ordens geziert. Hierauf setzten sich die Kaiser und das ganze Gefolge zu Pferde."

Das „Prachtwerk" (s. o.) bringt in gekürzter Form dasselbe.

Den entscheidenden Fingerzeig gibt J mit dem Hinweis auf den „Birnbaum".

Diesen hieß es an der Chaussee Erfurt—Weimar auffinden. Zunächst machte ich den Versuch in Mönchenholzhausen. Doch hier fand sich keine Tradition über die Sache. Da wies mich in dankenswerter Weise Herr Lehrer Imhof-Niederzimmern nach Utzberg. Und dort wurde mir in bester Weise Bescheid erteilt. Der Bürgermeister des Ortes selbst, Herr Ziehn, führte mich an die Stelle, wo der fragliche Birnbaum einst — wie er es aus eigener Erinnerung wußte — gestanden hatte. Ich ging mit ihm von Utzberg auf dem nach Erfurt führenden Weg nach W. hin. Nach Zurücklegung von etwa 1150 m kamen wir auf die Staats-Chaussee, die von Weimar über Nohra nach Erfurt angelegt ist. Unmittelbar links nun von der Einbiegung in die Hauptstraße stand, so erzählte mir mein Begleiter, der fragliche

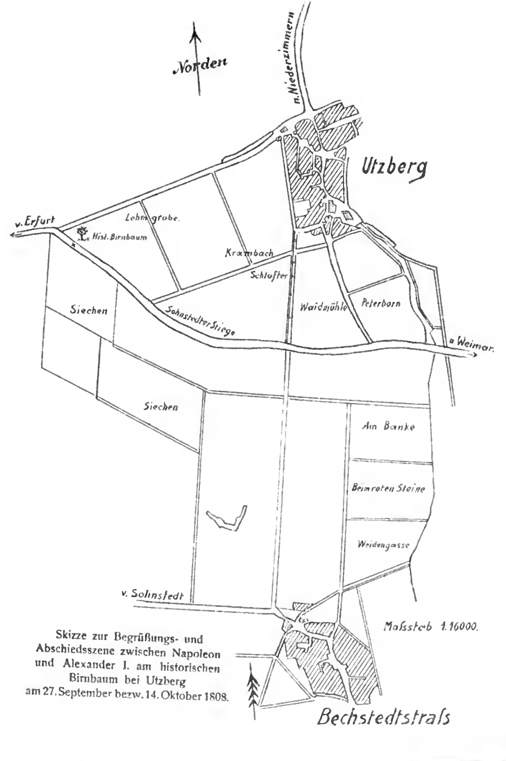
Birnbaum bis etwa zum Jahre 1857, wo ihn ein Blitzstrahl zerschmetterte. Er war groß und stark, unten befand sich rings um den Stamm eine steinerne Einfassung. Früher, d. h. vor der Separation, so erklärte mir Herr Ziehn weiter, mündete der Weg, auf dem wir gekommen waren, etwa 60—70 m weiter südöstlich in die Chaussee ein, so daß damals der Birnbaum rechts des Weges zu sehen war. Diese Beschreibung entsprach genau den anderen Erkundigungen, die ich über die Sache einzog. — Übrigens ist außer durch den Utzberger Weg die Stelle noch bestimmbar durch den Kilometerstein 11,2. Diesem gegenüber, etwa 10 m östlich vom Chausseegraben entfernt, stand ungefähr der Baum.

Noch heute wird der Flurteil nach dem Birnbaum oder kurz dem „Boom“ genannt. In dem Zeitalter der Personenposten wurden hier regelmäßig die Pferde für den Postdienst zwischen Weimar und Erfurt gewechselt. —

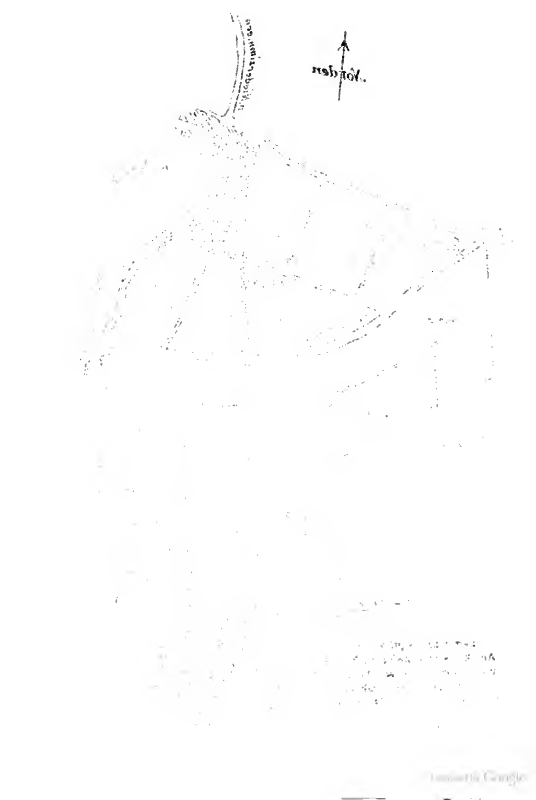
Nicht im Einklang zu stehen scheint mit dieser Erklärung die Tatsache, daß, abgesehen von Goethe, der nur „Mönchenholzen“ nennt, alle übrigen Berichte von „Ottstedt“ reden. Dieser Ort liegt aber weit von der Straße ab, auf der Napoleon und Alexander gekommen sein sollen. Daß Napoleon die bei Linderbach befindliche Anhöhe hinauf galoppierte, erzählt B. S. 393 als Augenzeuge. Goethe, der gewiß sehr genau orientiert war, spricht von Mönchenholzhausen. Stimmen aber diese beiden Orte, so kann Napoleon dem Kaiser Alexander nicht auf dem weiteren Wege über das viel weiter nördlich liegeude Ottstedt entgegen gezogen sein, zumal wenn die Reise dann weiter über Nora ging, was ja wohl richtig sein wird. Ich weiß nur die eine Erklärung, daß G. Bertuch, von dem offenbar beide Urberichte stammen, Ottstedt und Utzberg verwechselt hat.

Ein Bild der Begegnung findet sich im Lahrer Hinkenden Boten vom Jahre 1810.

Zu beachten ist auch, daß die beiden Kaiser von der Begegnungsstelle her über Nohra, Mönchenholzhausen, Linderbach durch das Krämpfertor (nicht durch das Schmidtstedter) kamen. Damals ging die Hauptstraße durch jenes Tor; das Schmidtstedter würde übrigens für einen größeren Zug auch viel zu eng und bei seiner scharfen Biegung in der Mitte zu unbequem gewesen sein.



Skizze zur Begrüßungs- und Abschiedsszene zwischen Napoleon und Alexander I. am historischen Birnbaum bei Utzberg am 27. September bezw. 14. Oktober 1808.



3. Die Wohnung Napoleons, insbesondere sein Schlafzimmer und seine beiden Audienzzimmer.

Napoleon — so hieß es zunächst (TB) — werde seine Wohnung auf dem Fischmarkt, wo ja der Generalgouverneur Oudinot sich einquartiert hatte, und zwar im breiten Herde (damals Boûtin gehörig) nehmen. Bald aber wurde man eines anderen belehrt. In dies Haus zog nämlich am 26. September der König von Sachsen ein, während für Napoleon das Gouvernementsgebäude unter dem nunmehrigen Namen „Kaiserliches Palais" zugerichtet wurde. Hier war schon bei seiner ersten Anwesenheit in Erfurt am 27. Juli 1807 der Kaiser auf wenige Stunden abgestiegen. Von den verschiedensten Seiten wird bezeugt, daß von Paris aus dies Gebäude für die Kaisertage aufs vortrefflichste ausgestattet sei. So sagt Vandal 142: „Das Gouvernementsgebäude wechselte sein früheres Mobiliar gegen ein neues im Stile des Kaiserreichs und wurde ausgeschmückt mit Bronzen, Vasen und Statuen. Die Wände der Zimmer, die hübsche Verzierungen aufwiesen, verschwanden unter den schweren Stoffen und Gobelintapeten, die Bilder der alten Fürsten, der unter dem Puder lächelnden Herzoginnen à falbulas machten den Enblemen des Kaiserreichs Platz; überall Adler, überall Goldbienen auf dem Purpur der Behänge verstreut." — Constant IV 59 sagt: „Man hatte aus der Pariser Mobilienkammer der Krone prächtige Möbel in großer Zahl, Fußböden — und Wandteppiche aus der Gobelinfabrik und der Savonnerie, Bronzen, Kronleuchter, Kandelaber, Armleuchter, Sèvres-Porzellan, kurz alles, was beitragen konnte zur Verschönerung der Meublements der beiden Kaiserlichen Paläste und derjenigen, welche durch die anderen Souveräne bewohnt werden sollten. Man ließ aus Paris eine große Menge Handwerker kommen." —

Aber von Paris allein können die Möbel nicht gekommen sein; denn laut den Verhandlungen der Stadt- und Land-Deputierten vom 5. November 1808 und 15. März 1809 (Stadt-

archiv Vb, 51 b) lieferten Gothaische Handwerker vor der Ankunft des Kaisers Möbel für das Gouvernementsgebäude. Die Kosten für dieselben müssen ziemlich hoch gewesen sein, die Gothaischen Gläubiger warteten noch am 15. März 1809 vergeblich auf Bezahlung, trotzdem laut Bekanntmachung im Intelligenzblatt vom 30. November „die für das hiesige Kaiserliche Palais angekauften und während der Anwesenheit Seiner Majestät im Gebrauch gewesenen Meubles“ den 12. Dezember und ff. Tage von 2—6 Uhr zur Versteigerung gekommen waren.

Auch wurden in den Zimmern der Mitteletage die eisernen Öfen herausgerissen und statt solcher Öffnungen in den Kamin gebrochen, ferner wurden in der Küche Veränderungen getroffen. Nach der Ansicht des Bauinspektors Schmidt (4. November 1808, Königl. Staatsarchiv-Magdeburg: Acte über die Unterhaltung des Gouvernementsgebäudes 1805—13) mußte alles in den vorigen Stand zurückversetzt werden, falls das Haus für die Zukunft bewohnbar sein sollte.

Weiter war am 17. September auf den Befehl des Maréchal de palais der Fußboden des einen Kaiserlichen Zimmers vom Tischlermeister Wolfram (Eimergasse 12) in Ordnung gebracht worden; dem Meister behielt man den Lohn vor mit der Erklärung: er solle sich doch von seinem Auftraggeber bezahlen lassen!

Am 27. September vormittag kurz nach 10 Uhr traf Napoleon also im „Kaiserlichen Palais“ ein. Unten an dem damaligen Doppelaufgang empfing ihn der König von Sachsen mit seinem Gefolge. Der Kaiser begab sich in seine Gemächer, inbesondere in sein Schlafgemach, kleidete sich um und erteilte Talleyrand und einigen anderen französischen Ministern, die vor ihm nach Erfurt gekommen waren, Audienz, zeigte sich währenddessen minutenlang am Fenster, zuletzt um 11 Uhr mit einem kleinen schwarzen und mit einer dreifachen Kokarde versehenen Hute (W.). Alles stellte sich in Parade: der Kaiser erschien, um über den Anger nach dem Fischmarkt zu reiten, wo er den König von Sachsen besuchte. Nach seiner Rückkehr (gegen 12) erteilte er dem Landrat von Resch und sämtlichen Amtleuten Audienz, sie wurden von 2 Marschällen in das Zimmer des Kaisers geführt. —

Wo war nun das Schlafgemach des Kaisers, wo waren seine Audienzzimmer? Wo wurde gespeist? Wo hielt der Dom-

dechant Meinong an den beiden Sonntagen des Fürstenkongresses am 2. und 9. Oktober Gottesdienst für Napoleon ab?

Wir gehen am besten aus vom Schlafzimmer. Die entscheidende Stelle hierfür ist die bei Constant. Seite 166ff. schildert dieser erste Kammerdiener des Kaisers das vielbesprochene Alpdrücken, das Napoleon in der Nacht vom 3. zum 4. Oktober gequält habe. Gerade nach dem Abend nämlich, so berichtet er, an dem Alexander I. im Theater bei den Worten in der Tragödie „Oedipus": „Die Freundschaft eines großen Mannes ist ein Geschenk der Götter!" sich erhoben und dem Kaiser Napoleon verbindlich die Hand gedrückt habe, sei in des Kaisers Zimmer ein Ächzen und Stöhnen vernehmbar gewesen, so daß er (Constant) im Nebenzimmer erwacht sei und dann sich vorsichtig in das Schlafzimmer begeben habe. Hier habe er den Kaiser aus seinem Zustand aufgerüttelt und von diesem erfahren, ihm sei im Traum ein Bär erschienen, der ihn habe erwürgen wollen. Constant erwähnt nun bei der Schilderung dieser Episode, man habe zum Schlafzimmer Sr. Majestät nur durch den Salon gelangen können, in dem er selber mit dem Leibmameluken Rustan sein Lager gehabt, unten an der Treppe aber sei eine Schildwache aufgestellt gewesen.[1]) Nun besitzen wir eine genaue Skizze der drei Stockwerke des Regierungsgebäudes aus dem Jahre 1711 (Magdeburger Staatsarchiv, wiedergegeben in der Abhandlung von Kortüm: „Die Bautätigkeit des Kurfürstl. Statthalters Philipp Wilhelm von Boineburg in Erfurt", Zeitschrift: „Die Denkmalspflege" 8. Mai 1901, S. 44). Dort findet sich ein einziges Zimmer, das im ersten Stock (eine Treppe hoch), in dem Napoleon unzweifelhaft wohnte und auch schlief, zu diesen Angaben von Constant paßt; es ist das Eckzimmer nach dem „Geleite", dem heutigen „Vaterland", bezw. nach der Markgrafengasse zu, das jetzige Sitzungszimmer der Kgl. Regierung, in dem auch die Akademiesitzungen abgehalten zu werden pflegen. Freilich war das Zimmer damals (vor dem Umbau des Gebäudes im Jahre 1816) etwas anders beschaffen als heute. Nach hinten (N., Marstallstraße) schloß sich ein Alkoven an, der den größten Teil des heutigen Wartezimmers umfaßte. Die Tür

[1]) Constant IV, 166. On ne pouvait donc entrer chez Sa Majesté que par le salon, où je couchais avec Roustan. Un factionnaire était placé au bas de l'escalier.

aber, die heute von diesem Wartezimmer aus nach dem Sitzungszimmer führt, existierte damals nicht. An der Stelle nun, wo man in diese Tür hineingeht, befand sich eine geheime Wendeltreppe (escalier dérobé), die also eingeschlossen war zwischen der heutigen Tür, der Fensterwand nach der Markgrafengasse zu und dem Alkoven, von dem aus eine geheime Tür nach der Treppe führte. Unten an dieser Treppe wird die Schildwache gestanden haben, während Constant und Rustan in dem Zimmer schliefen, das sich nach dem großen Saale (also nach O.) zu anschloß und das im Plane als das westliche der beiden Erkerzimmer die Bezeichnung „Audienzzimmer" trägt.

Auch in der mündlichen Überlieferung gilt das westliche Eckzimmer als Napoleons Schlafzimmer. Jedenfalls hat es der jahrzehntelang im vergangenen Jahrhundert das Haus bewohnende Kastellan Heinr. Franke den Besuchern immer als solches bezeichnet.

G II 50,51 sowie B 413 heißt es nun, dies Zimmer sei ursprünglich zum Konferenzzimmer ausersehen gewesen. „Schnell wurde," so fährt G fort und B folgt ihm wörtlich, „der Hof von Weimar requiriert, die sämtlichen Fenster des Geleitshauses, welche dem Konferenzzimmer gegenüber sind, zumauern zu lassen, was auch auf der Stelle geschah. Nicht lange, so wurde der vorige Plan geändert und das hintere Zimmer auf der entgegengesetzten Seite erwählt, dem Augustinerkloster (jetzigen Kasino) gegenüber, und nun mußten die Herren Patres dieses Klosters den größten Teil ihrer Fenster von dieser Seite zumauern lassen, und die am Geleitshause wurden dagegen wieder geöffnet."

In mancher Hinsicht noch genauer berichtet der Hamburger Correspondent vom Freitag, dem 14. Oktober 1808: „Unsere Zeitung enthält noch folgendes aus Erfurt: Kaiser Napoleon wohnt zu Erfurt bekanntlich in dem sogenannten Gouvernementshause. Dicht neben diesem, und nur durch ein enges Gäßchen davon getrennt, ist das Weimarische Geleitshaus, in welchem schon vor mehreren Wochen, und gleich im Anfang der Zubereitungen für die Wohnungen, alle in das schmale Gäßchen gehenden Fenster auf Befehl des französischen Intendanten zu Erfurt zugemauert werden mußten. Aber schon der General Oudinot, als er als interimistischer Gouverneur nach Erfurt kam, fand dies Verfahren unschicklich und ließ die Fenster alle wieder in den alten Stand setzen."

Wir lernen aus der ersten dieser beiden von einander doch wohl unabhängigen Darstellungen, daß das Konferenzzimmer jedenfalls nicht das westliche Eckzimmer war; die zweite sichert die Behauptung der ersten, daß die Fenster wieder geöffnet seien. Wie ist es aber nun zu erklären, daß noch heute die dem westlichen Eckzimmer gegenüberliegenden Fenster zugemauert sind? Vielleicht so, daß ursprünglich alle nach dem Gäßchen gehenden Fenster des Geleitshauses geschlossen wurden, dann aber alle bis auf einige wenige ihr altes Aussehen wieder erhielten.

In diesem Eckzimmer schlief also Napoleon. In ihm spielte sich auch jeden Morgen 9 Uhr das große Lever ab, von dem v. Müller, Kriegserinnerungen S. 224 schreibt: „Hier fanden sich, nur die Könige ausgenommen, alle anwesenden Fürsten, ihre Minister und die Vornehmsten ihres Gefolges ein. Nur die Fürsten und Großwürdenträger konnten in das Kabinet Napoleons eintreten, während die Zurückbleibenden sich mit den französischen Generälen, Adjutanten und Oberhofbeamten lebhaft unterhielten. Ohngefähr eine Stunde ging auf dieses glänzende Lever hin."

„Früh nach dem Lever" — so schreibt der Hamburgische Correspondent vom 14. Oktober auf Grund einer Meldung aus Erfurt vom 5. Oktober — „erteilt Kaiser Napoleon gewöhnlich Audienz, und nimmt die Besuche von den hier befindlichen Königen und Fürsten an. Auch werden um diese Zeit Deputationen, die etwas vorzutragen haben, vorgelassen. Nach dem Frühstück arbeitet Se Majestät im Cabinet . . ."

Wo fanden nun aber diese Audienzen statt? Wo die „gewöhnlichen" und kleineren, wo die großen, die zugleich Staatsaktionen waren?

Wohl noch mehr als der Raum für die letzteren, die „großen" Audienzen, interessiert uns der für die ersteren; denn in diesem fand ja das weltberühmte Gespräch „der beiden Welteroberer", Napoleons und Goethes, am 2. Oktober, sowie der Empfang Wielands am 10. Oktober statt. Für die Feststellung des fraglichen Zimmers ist zunächst die entscheidende Stelle bei Goethe selber zu suchen und zwar in der „Skizze" die er über seine Unterredung mit Napoleon auf Anregung des weimarischen Kanzlers von Müller am 15. Februar 1824 niederschrieb (abgedruckt z. B. in der Ausgabe von Heinemann, Bd. XIII, S. 400 ff). Sie lautet (S. 402 ff.): „Trete ein. Der Kaiser sitzt an einem

großen runden Tische frühstückend; zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nahe Daru, mit dem er sich über die Kontributionsangelegenheiten unterhält . . . Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: „Vous êtes un homme.“ Ich verbeugte mich . . . . Er (Napoleon) wandte sich sodann wieder zu Daru und sprach mit ihm über die großen Kontributionsangelegenheiten; ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, an welchem ich vor mehr als 30 Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, daß rechts von mir nach der Eingangstür zu Berthier, Savary und sonst noch jemand stand, Talleyrand hatte sich entfernt. Marschall Soult ward gemeldet. Diese große Gestalt mit behaartem Haupte trat herein, der Kaiser fragte scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen, und ich hatte Zeit, mich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken. — Auch hier waren es noch die alten Tapeten. Aber die Porträte an den Wänden waren verschwunden. Hier hatte das Bild der Herzogin Amalie gehangen, im Redoutenanzug eine schwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familienmitgliedern fehlten alle. — Der Kaiser stand auf, ging auf mich los und schnitt mich durch eine Art Manoeuvre von den übrigen Mitgliedern der Reihe ab, in der ich stand. Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir sprach, fragte er . . .“

Das eine steht zunächst nach dieser Schilderung fest, daß das Gespräch in einem Erkerzimmer stattfand. Nun gibt es im ersten Stock zwei solcher Zimmer, ein westliches und ein östliches. Ich war auf Grund eines Bildes,[1]) das die Unterredung darstellt, zunächst der Meinung, es handele sich um das östliche, da meiner Ansicht nach auf diesem Bilde die Darstellung den Verhältnissen jenes Zimmers am meisten entsprach, insbesondere der Spiegel links neben dem Erker; auf dem Grundriß von 1711 war nämlich das Fenster östlich neben dem Erker des östlichen Erkerzimmers noch nicht geöffnet, so daß dort ein Spiegel hätte hängen können. Nach der Schilderung Goethes aber ist doch

[1]) Dies Bild ist eines der „12 Lichtdruckbilder“ von Hermann Junke- im Goethemuseum zu Frankfurt a. M. Das Original zu dem Lichtdruck habe ich trotz eifriger Nachforschung nicht auffinden können.



wohl eher das westliche Zimmer als das in Frage kommende anzunehmen. Erstens nämlich verlegt der am Erker stehende Goethe die Eingangstür rechts von sich. Nun hat zwar das östliche Zimmer ebenso wie das westliche eine Eingangstür vom Erker aus nach rechts. Aber diese Tür führt im ersteren nach einem „Retirade" genannten Zimmer, das seinerseits wieder nur vom östlichen Eckzimmer aus zugänglich ist. Dieses Eckzimmer eignete sich aber so wenig wie möglich zu einem Durchgangszimmer; denn einmal war es ziemlich weit vom Treppenaufgang abgelegen, dann aber grenzte es an das „Konferenzzimmer", wenn es nicht gar selber zu demselben bestimmt war (s. u.). Und das Konferenzzimmer wird man füglich vom großen Publikum, das Audienzen nachsuchte, so fern wie möglich gehalten haben. — In ganz anderer Weise eignet sich zum Wartezimmer (Antichambre) der an das westliche Erkerzimmer angrenzende Raum. Der ist sofort von der Treppe aus zugänglich. Ferner kann er auch benutzt werden zum Wartezimmer für den großen Saal, der, wie wir unten sehen werden, unzweifelhaft das große Audienzzimmer bildete, denn er grenzt unmittelbar daran nach der anderen (östlichen) Seite. Und zu allem Überfluß ist er auch auf dem Grundriß als Antichambre bezeichnet.

Sehen wir uns nun weiter beide Zimmer ihrer Größe noch näher an, so finden wir auf dem Grundriß das östliche sehr klein im Gegensatz zum westlichen. Sollen aber die Porträte alle, das Bild der Herzogin Amalie und die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familienmitgliedern hier gehangen haben, so muß der Raum schon ein größerer gewesen sein, zumal die Bildnisse der Statthalter ein großes Format zeigen. Und Napoleon konnte, auch bei kleinen Audienzen, sich kaum mit einem Raume begnügen, der, abgesehen vom Erker, nur ein einziges Fenster aufwies.

Berücksichtigen wir nun die Zimmer, die jedesmal westlich von den beiden Erkerzimmern liegen, so scheint mir das westliche Erkerzimmer noch einen Vorzug vor dem östlichen zu haben; neben dem westlichen lag nämlich das Schlafzimmer Napoleons, wo allmorgendlich das „Lever" abgehalten wurde. Kurz, abgesehen davon, daß das über die Unterredung vorhandene Bild mehr zu dem östlichen Erkerzimmer stimmt, weist alles Andere auf das westliche hin.

Auf den Verlauf des Goetheschen Gesprächs des weiteren einzugehen ist wohl hier nicht der Ort. Ich erwähne nur, daß die Goethesche „Skizze" ergänzt wird dnrch die Erzählung bei v. Müller (Erinnerungen an die Kriegszeiten von 1806—13, Braunschweig 1851, S. 237 ff.), der Goethe bis ins Vorzimmer begleitete, seiner Rückkehr harrte, dann lange nachher von dem Dichter, der zuerst ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieser Audienz beobachtete", „die Einzelheiten jener Unterredung" erfuhr (S. 241). Die Wiedergabe der ganzen Szene in den Memoiren des Fürsten Talleyrand (Paris 1891) ist mit Recht angefochten worden. (Goethe-Jahrbuch 1894, S. 23 ff. von Bernh. Suphan; Ottokar Lorenz, Goethes Politische Lehrjahre, Berlin 1893, S. 129 ff.; Ludwig Geiger, Aus Altweimar, Berlin 1897, S. 131 ff.; Andreas Fischer, Goethe und Napoleon, Frauenfeld 1900). Jedenfalls bietet Talleyrand für unsere örtlichen Forschungen nichts Neues.

Anders ist es mit Wielands Bericht über seine Audienz vom 10. Oktober (Montag) Vormittag. In den Briefen an eine deutsche Fürstin (abgedruckt bei Boxberger, Erfurts Stellung zu unserer klassischen Literaturperiode, Erfurt 1869) heißt es S. 124 ff.:

„Montag Morgen erhielt ich eine Invitation mich um halb 10 Uhr nach Hof zu verfügen, um Se Majestät frühstücken zu sehen. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, und das Vorzimmer füllte sich in kurzem mit deutschen und französischen Altessen, Exzellenzen und cordons de toutes couleurs, welche alle eingeladen waren, diesem kaiserlichen Monodrama (dem Dejeuner nämlich) entweder als Zuschauer beizuwohnen oder unmittelbar vor demselben eine Audienz zu erhalten. Wir wurden aber avertiert, beide Kaiser befänden sich im Kabinet des französischen in Conferenz. Der Punkt, worüber sie einig werden sollten, schien Schwierigkeiten zu finden, die man nicht erwartet hatte. Kurz, wir antichambrierten samt und sonders, ein paar schöne Herzoginnen von Württemberg so gut, wie wir anderen, bis 12 Uhr, ohne daß die Tore des Paradieses aufgehen wollten . . . Genug, um ½ 1 Uhr ward ich endlich mit ein paar anderen, mir Unbekannten, in das Kabinet hineingewinkt. Se Majestät saßen in der Mitte des Zimmers an einer kleinen mit fünf oder sechs Schüsseln besetzten table-ronde, allein versteht sich, und ließen sich ein dejeuné à la fourchette, welches

für ein Mittagsmahl gelten konnte mit einem ihrem vermutlichen Hunger proportionirten Appetit belieben. Hastiger kann wohl kein gaetulischer Löwe, der seit 3 Tagen gefastet hat, sein dejeuné verzehren. Dazwischen wurde ebenso hastig ein halb Dutzend Gläser Wein, halb mit Wasser vermischt, ausgeleert. Wir andern homunciones standen im Kreise herum und der Kaiser, der (entre nous) ganz andere Dinge im Kopfe zu haben, und nicht bei ganz sonderlicher Laune zu sein schien, adressierte von Zeit zu Zeit bald an diesen, bald an jenen, an mich vier bis fünf mal eine unbedeutende kurze Frage. Sein Bruder, der König von Westfalen, war einer der Umstehenden und blieb zurück, nachdem wir anderen entlassen waren . . ."

Zwischen der Goetheschen und der Wielandschen Darstellung der örtlichen Verhältnisse befindet sich kein Widerspruch. Beide Dichter treten aus dem Vorzimmer ein, beide sehen den Kaiser an einem runden Tische frühstücken, der Goethe allerdings groß, Wieland klein vorkam. Die Wirkung der Audienz war freilich eine völlig verschiedene. Während Wieland ganz enttäuscht war, machte auf Goethe seine Unterhaltung mit Napoleon einen überwältigenden Eindruck. Die Worte, die in dieser fielen, mochten sie „vous êtes un homme" — nach Goethes eigener späterer Erinnerung — oder „voilà un homme" nach dem, wie es v. Müller vom Dichter gehört hatte, gelautet haben, oder mochte beides gesagt sein, die ein seltenes literarisches Verständnis verratende Erörterung des Kaisers über Werthers Leiden, sein Urteil, daß von Schicksalstragödien nichts zu halten sei, daß die Politik das Schicksal sei, die Einladung Goethes nach Paris, wo es größere Weltanschauung gäbe, haben dauerndes Interesse. Es waren zwar nicht Blitze aus Gewehren und Kanonen, durch die Napoleon in diesen Räumen wirkte, es waren die des Geistes. Und ob diese nicht von nachhaltigerer und entscheidenderer Kraft waren, als jene in den glänzendsten Schlachten? Der größte unserer Dichter hat sich sicherlich nie von dem tiefen Eindruck frei machen können, den jene Stunde in ihm hervorgerufen. Er blieb Zeit seines Lebens abhängig von jenem Fluidum, das damals von dem napoleonischen Genius auf ihn sich ergossen hatte. —

Leichter als die Feststellung des kleinen Audienzzimmers ist die des großen. Für dieses kommt überhaupt nur ein Raum

in Betracht; es ist der große Saal über dem Haupteingang. Dieses große Audienzzimmer wird verschiedentlich erwähnt. Zu dem auf den 11. Oktober angesetzten großen Dejeuner kamen die Geladenen, wie die Gothaische Nationalzeitung ausdrücklich erwähnt und W (58) ihr nachschreibt, um 10 Uhr in das große Audienzzimmer des Kaisers. Erst ein Uhr, so fährt sie fort, kam Napoleon, setzte sich an einen Tisch, aß, trank, zog sich wieder zurück, damit hatte die Versammlung ihr Ende. Wenn dieses Dejeuner im großen Audienzzimmer war, so müssen wir die großen täglichen Diners, die gegen 6 Uhr stattfanden, wohl eben dahin verlegen. An ihnen nahmen, wie übereinstimmend berichtet wird, Alexander, Constantin, die Könige und der im Range eines Königs stehende Fürst-Primas während ihrer Anwesenheit regelmäßig teil, aber auch andere Fürstlichkeiten wurden geladen und speisten das eine oder andere Mal mit (Constant S. 83, Bericht des Pagen Gabriac S. 826). Nach Constant war der Tisch halbelliptisch (semi-elliptique). Am abgerundeten oberen Ende saßen die beiden Kaiser neben einander, dann schlossen sich die anderen Fürstlichkeiten an. Am anderen Ende stand der Palastpräfekt Beausset, um das Ganze zu leiten (Gabriac 827).

Es kann auch nur das große Audienzzimmer gewesen sein, in dem die Gottesdienste an den beiden in die Zeit des Kongresses fallenden Sonntagen (am 2. und 9. Oktober) gehalten wurden. Es heißt hierüber in der Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung vom 8. Oktober, bei Erfurt, vom 4. Oktober . . . Am Sonntag, den 2. Oktober, ward von Sr. K. K. Majestät Napoleon dem hiesigen Domdechanten Meinong der höchste Befehl erteilt, den Gottesdienst in dem Audienzzimmer des Palais zu halten und zu diesem Endzweck einen Altar daselbst einzurichten. Gegen 12 Uhr genannten Tages erschien dann Sr. K. Majestät nebst dem ganzen Hofstaate darin und nachdem oben Genannter Dechant Höchstdemselben das geweihte Wasser überreicht hatte, hielt er, unter Assistierung zweier Kapitularen, eine stille heilige Messe." Der ganze Hofstaat wird sich kaum in dem kleinen Audienzzimmer haben bewegen können, zumal wenn ein Altar hergerichtet war.

Um das große Audienzzimmer wird es sich auch wahrscheinlich gehandelt haben bei den feierlichen Empfängen, die den Charakter von Staatsaktionen annahmen. Als die feierlichste

Audienz muß den Franzosen die erste des österreichischen Abgesandten „Sr. Exzellenz des Kaiserl. Österr. Feldzeugmeisters Baron von St. Vincent" gegolten haben. Jedenfalls ist es diese Szene gerade, die ein „offizieller Künstler" zur Erinnerung an die glänzenden Erfurter Tage in einem Bilde des Museums „de nos gloires" zu Versailles in einer „idealen" Form dargestellt hat (wiedergegeben z. B. in der „Illustrierten Weltgeschichte von Flathe, Hertzberg u. s. w. Bd. X., S. 485, und bei Vandal I, S. 418 aufs genaueste beschrieben). Faßt man auf dem Bilde die Wände des Empfangsraumes, insbesondere die Bilder, die doch, da nur der untere Teil zu sehen ist, recht hoch gewesen sein müssen, und ferner das gesamte sonstige Milieu näher ins Auge, so erkennt man, daß der Künstler wenigstens die Übergabe des Schreibens sich in einem größeren Raume denkt, als in dem „cabinet", in das sie Vandal sich verlegt denkt. Dieser erste Empfang fand statt am 29. September. Das bezeugt uns J, wo es heißt, die erste lange Audienz habe am 29. stattgefunden; ferner die Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung mit dem Bericht aus Erfurt vom 2. Oktober: „Am 29. hatte der Artilleriegeneral Graf „St. Vincent, österr. Botschafter, eine sehr lange Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon," weiter der Hamburger Correspondent, der erzählt, am 30. habe v. Vincent Audienz beim russischen Kaiser gehabt, „wie er selbige Tags vorher 3 Stunden lang bei Kaiser Napoleon gehabt hatte". Nach dem Bericht des Chefs der französischen Spionage Charles Schulmeister (F) war der Österreicher am 29. September eingetroffen. Vandal verlegt Vincents Ankunft auf den Tag nach der Kaiserankunft, also auf den 28. und folgt weiter: „Napoleon erteilte ihm „immédiatement" also sofort Audienz und empfing seine Botschaft „avec solemnité" also aufs feierlichste." Er mag sich um einen Tag geirrt haben. Unberechtigt ist jedenfalls die Annahme Hassels (Gesch. der preuß. Politik 1807—1815, der sich Lucas (Programm von Rheine 1897 II, 16) anschließt, daß St. Vincent am 1. Okt. vorgelassen sei. Wenn auch Vincent seinen Bericht nach Wien vom 1. Oktober datiert, so folgt noch nicht daraus, daß auch seine Unterredung an diesem Tag stattfand. Übrigens hatte v. Vincent noch 2 Audienzen: die eine am 8. Oktober (Hamb. Correspondent 18. Oktober). Diese letzte muß wieder sehr feierlich gewesen sein: Nach dem Berichte vom 14. Oktober aus

Erfurt empfing Napoleon zuerst den König von Sachsen, dann den bisherigen russischen Botschafter in Paris Grafen Tolstoi, der sein Abberufungsschreiben einreichte, schließlich den „Grafen v. Vincent und übergab ihm ein Schreiben als Antwort auf jenes Sr. Majestät des Kaisers von Österreich". Ob Prinz Wilhelm von Preußen in diesem Raume zu der Audienz vom 9. Oktober (Hassel, S. 276) sich einfand, nachdem der bereits in Paris am 8. September vorläufig festgesetzte Vertrag wegen der Räumung Preußens durch die französischen Truppen am 8. Oktober endgültig unterzeichnet, somit die Situation geschaffen war, die Preußen freimachte und dazu befähigte, eine allmähliche Erholung anzubahnen, läßt sich nicht feststellen. Alles in allem haben wir uns den großen Saal als den Schauplatz für die großen Tafeln, für die Gottesdienste und für die feierlichen Empfänge zu denken.

Wir wenden uns zu dem anderen (östlichen) Flügel des Gebäudes. Wie wir oben (S. 276) sahen, wurde „das hintere Zimmer auf der (vom Weimarischen Geleitshaus gerechnet) entgegengesetzten Seite" zum Konferenzzimmer auserwählt.

Nun liegen auf dem östlichen Seitenflügel nach dem Kasino zu 3 Zimmer: das Eckzimmer (entsprechend dem auf dem entgegengesetzten Flügel liegenden Schlafraum des Kaisers), das als Salle auf dem Grundriss von 1711 bezeichnet ist, dann eine Chambre d'audience und schließlich eine Chambre à coucher. Daß der letztere Raum die Konferierenden aufgenommen habe, ist kaum anzunehmen, da er viel zu klein ist. Somit bliebe nur die Chambre d'audience über, wenn nicht gar der vordere „Salle" genannte Raum in Betracht kommt, der jedenfalls noch heute 2 zugemauerte Fenster aufweist, die 1711 als geöffnet eingezeichnet sind.

Wenn in diesem Flügel die Konferenzberatungen stattfanden, so werden wir in ihn auch die Arbeitszimmer für den Kaiser und seine Bureaus zu verlegen haben. Einen Fingerzeig für das Arbeitszimmer geben uns die Denkwürdigkeiten des Fürsten von Montgelas (1799—1817), Stuttgart 1887. Dort heißt es S. 169 ff.: „Eines Abends, kurz vor der Abreise der beiden Monarchen, sendet Kaiser Napoleon den alten Mamelucken Rustan . . . zu mir mit dem Ersuchen, mich, falls ich Zeit habe, zu ihm zu begeben. Diese Unterredung hatte nun schon

lange gedauert und Menneval, welcher in einem kleinen Zimmer nebenan verweilte, war schon mehrmals mit Papieren in der Hand eingetreten, aber auf ein Zeichen des Kaisers sogleich wieder verschwunden . . . nunmehr entliess mich derselbe . . und empfahl mir schließlich, noch an demselben Abend Champagny aufzusuchen . .“ Es hatte das Kabinet des Kaisers also neben sich ein kleineres Zimmer für die Privatsekretäre (Menneval und Fain). Das kleinste Zimmer ist das neben dem großen Audienzzimmer. Dies würde sehr gut sich für die Privatsekretäre geeignet haben, da es einerseits dem Audienzflügel nahe lag, andererseits doch nicht weit vom Kongreßzimmer entfernt war. Es würde dann das Napoleonische Arbeitszimmer zwischen diesem kleinen Raume und dem Erkerzimmer zu suchen sein. Freilich gebe ich zu, daß außer dem Hinweise von Montgelas kein direktes Zeugnis mehr für meine Vermutung mir vorliegt.

Im „Kaiserlichen Palaste“ wohnten außer dem Kaiser und seinen Privatsekretären noch der Großmarschall Duroc, der Stallmeister Cavalotty, der Adjutant General Lauriston und der Leibarzt Yvan (auch Jvan und Joan). Ihre Wohnungen werden wir wohl hauptsächlich in das oberste Stockwerk zu verlegen haben.

---

4. Die Wohnung des Kaisers von Russland (Anger 6).

Daß der Russische Kaiser im Triebelschen Hause gewohnt hat, wird von allen Quellen übereinstimmend angegeben. Daß dieses Triebelsche Haus aber mit dem heutigen Divisionsgebäude Anger Nr. 6 identisch ist, bezeugen alle Angaben des Stadtarchivs. Wie konnte es da nun kommen, daß neuerdings der „Preußische Hof“ (Anger 4) als die Wohnung Alexanders bezeichnet wurde (z. B. Brünnert, Napoleons Aufenthalt in Erfurt im Jahre 1808, Erfurt 1899 S. 9). Die erste Veranlassung zu dem Irrtum gab der Setzer der polizeilichen Kongreßliste. Er druckte nämlich als Wohnung des Großfürsten Konstantin: Anger Nr. 1520, anstatt Nr. 1529. Nun war Anger Nr. 1520 tat-

sächlich identisch mit dem heutigen Divisionsgebäude Anger 6. Freilich — und dieser Irrtum ist für jeden leicht begreiflich, der nicht ganz genau die in den verschiedenen Zeiten verschiedenen Nummerierungen der Erfurter Häuser kennt — war diese Nr. 1520 erst seit 1826 identisch mit Anger 6, nicht aber schon 1808. War nun aber einmal der Großfürst Konstantin nach Anger 6 verlegt, so blieb bei Berücksichtigung der Angabe, Alexander habe im Triebelschen Hause neben dem Ursulinerinnen-Kloster gewohnt, nur das Gebäude übrig, welches auf der anderen Seite dieses Klosters lag, das war aber kein anderes als der „Preußische Hof."

Wenn nun dieses ehemals Triebelsche Haus auch nicht zu den ältesten Häusern der Stadt gehört, — es ist zu Anfang des 18. Jahrhunderts gebaut worden — so ist es doch eines der historisch merkwürdigsten. Außerdem ist es insofern interessant, als es seit seiner Entstehung im großen und ganzen wenig Veränderungen erfahren hat. Toreingang, Treppenaufgang, Verteilung der Zimmer im oberen Stock, alles ist im wesentlichen noch heute so, wie es vor 100 Jahren war. Freilich, die innere Ausschmückung war anders, gerade dieses Haus war auf Napoleons Befehl auf das Kostbarste durch Gobelins und Möbel aus Paris ausgestattet worden. Der Großmarschall Alexanders Graf Tolstoi erhielt die Gobelins von Napoleon als Geschenk.

---

5. Das „Parterre von Königen".

„Die geistigste Unterhaltung gewährte offenbar das französische Schauspiel." So sagt der Schilderer des Kongresses im Journal für Luxus etc. S. 738, und die übrigen Beschreiber des Festes äußern sich in ähnlicher Weise. Jedenfalls hat Napoleon das Wort, das er vor Berufung des Kongresses seinen Vertrauten zurief: „Ich will Deutschland durch Pracht und Glanz in Erstaunen setzen" (Tall. S. 300) am wirksamsten in die Tat umzusetzen geglaubt, indem er die besten französischen Schauspieler nach Erfurt schickte, damit sie hier die größten Erzeug-

nisse der französischen Geisteskultur den Deutschen vor Augen führten. Natürlich sollten diese Geisteserzeugnisse zugleich solche sein, in denen große Helden vorgeführt wurden, die gewaltige, ruhmvolle Taten verrichteten und sich durch Tapferkeit und hohe Geistesgaben über die gewöhnlichen Menschen erhoben. In ihnen sollten die Anspielungen besonders wirken, die auf den Imperator selber hinzielten, „der auf der Weltbühne als Sieger und Gewaltherrscher mit seinen Legionen einherschritt, wie auf der Theaterbühne die Künstler." (Tall. S. 320). Und der Zweck wurde erreicht: Wie Talleyrand schreibt (S. 321), „hörte alle Welt die Schauspieler, schaute alle Welt auf ihn." Ja der Zauber, den der Gebieter der Welt in diesem Raume ausübte, war so überwältigend, daß man darüber ganz vergaß, daß es ja außerdem ein „Parterre von Königen"[1]) sei, in dem sich das alles abspielte. Man kann sagen, „unbewußt" brachte dies jener am Schauspielhause die Wache habende französische Offizier zum Ausdruck, als er den beim Herannahen des Königs von Württemberg dreimal das Spiel rührenden Trommlern zornig zurief: „Taisez vous, ce n'est qu'un roi!" Und die allgemeine Stimmung gibt wieder, was ein uns nicht weiter bekannter Verfasser einer Skizze dieses Parterre (s. u. S. 291) begeistert ausruft: „Ich kann kühn behaupten, noch nie etwas Imposanteres, Glänzenderes im Leben gesehen zu haben, als diese Fürstenversammlung" —, im Journal für Luxus aber wird erklärt (S. 855), diesen cours dramatique von 14 Tagen zu sehen hätte man selbst nach dem Urteil der Franzosen ohne Übertreibung ein Jahr in Paris sein müssen.

Wer möchte nicht gern wissen, wo der Raum lag, der in jenen Tagen eine solche Bedeutung erlangte?

Eines wird uns zunächst jeder Erfurter, der auch nur ein wenig Interesse für die Geschichte seiner Stadt aufweist, sofort sagen können: daß nämlich jenes Parterre von Königen im heutigen „Kaisersaal", einem etwa 60 m langen, symmetrisch angelegten dreistöckigen Gebäude mit einer Art von griechischem

---

[1]) Mehrfach wird überliefert, daß Napoleon dem großen Schauspieler Talma vor der Reise nach Erfurt gesagt habe, er möge dort sein Bestes hergeben, denn er werde vor einem Parterre von Königen spielen (Préparez vous à jouer devant un parterre de rois). Talma soll geantwortet haben (W. S. 36, Anm.): Sire c'est ainsi que je joue toujours mon rôle.

Tempelgiebel, auf der nördlichen Häuserreihe der Futterstrasse (heute Nr. 15 und 16) gelegen, zu suchen sei. Aber über die genaue Lage jenes Raumes gehen die Meinungen erheblich auseinander. Eine Tradition, die ich im vergangenen Sommer in einer Zeitung als unumstößlich sicher hingestellt fand, verlegt ihn in den kleinen Saal des Grundstücks Nr. 15. Diese Annahme ist aber schon deshalb unstatthaft, weil das fragliche Gebäude 1808 gar nicht zu dem „Ballhaus" gehörte, in dem sich das Erfurter Theater befand, sondern erst 1831 zu diesem gezogen wurde. Damals kaufte nämlich der unternehmungstüchtige Christian Gottlieb Teichmann das „Ballhaus", das seit 1796 in den Händen der Frau Zugbaum und ihrer Erben sich befand (also Futterstrasse 16), und zugleich das danebenliegende Privathaus, das viele Jahrzehnte lang der Familie Reisland gehört hatte; er vereinigte beide Häuser zu dem imposanten Gebäude von heute.

Somit könnte von den bestehenden Räumen nur der große Saal in Nr. 16 in Frage kommen. Aber noch heute in Erfurt lebende Handwerker und Künstler können uns darüber belehren, daß dieser Saal erst im Jahre 1870 das heutige Aussehen erhalten hat und daß er vorher ganz anders beschaffen war. Während nämlich früher das Parterre des Saales um eine Etage tiefer, also im heutigen Tunnel lag, wurde — weil im Jahre 1869 „infolge der Teilnahmlosigkeit des Publikums . . . das Theater aufhörte, Theater zu sein" (Hartung Häuserchronik II 186), im folgenden Jahre ein Umbau vorgenommen, der nunmehr in erster Linie anderen Zwecken als dem Schauspiel dienen sollte; der neue „geschmackvolle Saal" erhielt nach der Fertigstellung im Hinblick auf das neuerstandene deutsche Kaiserreich den Namen „Kaisersaal". Nun haben wir ein schönes Bild von dem Zustand des Raumes vor 1870 in einer Darstellung des Erntedankfestes der Erfurter Bürgerschaft vom Jahre 1847. Leider aber bekommen wir auch durch dieses Bild keine sichere Vorstellung von dem Aussehen des Ganzen vor 100 Jahren. Denn der Überlieferung nach ist zweimal vor dieser Zeit eine völlige Umänderung bezw. Restaurierung vorgenommen worden. Die eine erfolgte 1831 bei der Übernahme des Grundstückes durch Teichmann (Hartung II 186), die andere 9 Jahre vorher, sie wurde im Dezember 1822 fertig. Über diesen Umbau heißt

es im 2. Stück der „Allgemeinen Thüringischen Vaterlandskunde“ vom 11. Januar 1823 S. 16:

Erfurt. Das nunmehr völlig hergestellte neue Theater ist jetzt hier ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Bei der Vorliebe des hiesigen Publikums für theatralische Unterhaltung wurde der Mangel eines geräumigen, geschmackvollen und zweckmäßig eingerichteten Schauspielhauses schon längst lebhaft gefühlt und im letztverwichenen Frühjahre kam endlich die Erbauung eines neuen auf dem Platz des alten, aber größer und nach einem besseren Plane, ernstlich zur Sprache und zur Ausführung. Die höheren Behörden verlangten zwar anfänglich, daß das neue Gebäude ganz massiv aufgeführt werden sollte; aber wegen des zu großen Kostenaufwandes, der hierzu erforderlich gewesen wäre, ward es den Unternehmern bewilligt, dasselbe von Holz zu erbauen, und dies ist auf eine solche Art geschehen, daß sowohl das Äußere als das Innere an Festigkeit einem steineren Gebäude wenig nachgibt, indem die Umfassungswände großenteils aus doppelten, durch eiserne Schraubenbolzen zusammengehaltenen und bis unter das Dach durchgehenden Säulen bestehen. Auch in allem Übrigen ist die Konstruktion ebenso sorgfältig als dauerhaft. Im Innern besteht die hufeisenförmig gebaute und einfach, aber geschmackvoll verzierte Vorbühne aus dem Parterre, 2 Reihen Logen und einer Gallerie und wird von einer Reihe durchgehender Säulen (16 an der Zahl) getragen, an welchen unter den Logen des ersten Ranges dorische und unter der Gallerie jonische Kapitäle angebracht sind. Zu den Logen und der Gallerie führen sehr bequeme Treppen. Die Beleuchtung der Vorbühne wird durch einen aus argandischen Lampen gebildeten Kronleuchter bewirkt. Die Öffnung des Theaters bildet ein freundliches, mit korintischen Pilastern verziertes Portal. Die Maschinerie ist bequem und für die gewöhnlichen Fälle leicht in Bewegung zu setzen. Mancher im Bau eingetretener Hindernisse ohngeachtet kam es doch dahin, daß am 26. Dezember vorigen Jahres die Vorstellungen wirklich beginnen konnten . . .“

Die Hauptänderung, die vor dem Jahre 1822 stattfand, wird im Jahre 1808 vorgenommen worden sein. Es heißt darüber (G. I 26 ff.), das Theater habe mit einem Male 5 Eingänge — statt des bisherigen einen — erhalten „ohne die Treppe

vom Hof auf die Bühne. Der Haupteingang ins Parterre ist, wie sonst, geblieben, auch der, welcher gleich neben der Türe zum Parterre auf die obere Galerie führt. Dagegen ist von der Straße, neben dem Eingang ins Haus, noch ein anderer für Se Majestät den Kaiser eingebrochen, welcher durch einen Salon vermittelst einer Treppe sogleich in die Herrschaftsloge führt. Ein Tor, welches neben diesem zwischen dem Theater und dem Nachbarhause als gemeinschaftliche Einfahrt diente, ist jetzt zum Zugange in den linken Flügel der Nobelloge benutzt und eine neue Tür ins Haus gebrochen. Dasselbe ist auf dem Hofe des Schauspielhauses selbst geschehen, wo man durch den Torweg auf einer Treppe zum rechten Flügel der Nobelloge steigt. An dieser letzteren, Parterre, ist ein Eingang ins Orchester, durch den man auch, wie sonst, auf die Bühne kommen kann . . . (S. 28). Vor dem Orchester, welches jetzt zur Hälfte verengt ist, hat man ein kleines Parket angebracht, das aber nie besetzt wird, hinter ihm folgt ein grösseres, dessen Vorsprung mit rotem Tuch behängt ist für Se Majestäten die Kaiser von Frankreich, von Rußland, den König von Sachsen und den Grossfürsten Konstantin . . . (S. 31). Zur Seite des Theaters links ist die erste Parterre-Loge, welche sonst gewöhnlich zum Orchester für die Trompeten und Pauken benutzt wurde, zur Schauspielerloge eingerichtet worden. Sie ist durch eine Treppe mit dem daranstossenden Theater in Verbindung gesetzt . . ."

Der als geschickt und fleissig gerühmte Hoftheatermaler von Weimar musste das Innere ganz neu dekorieren (S. 28). (G nennt ihn nicht, nach B war es Horny, nach J Heydeloff).

Anschaulich wird auch das Schauspielhaus von J (747 ff.) unterm 1. Oktober geschildert: „Der Raum faßt ungefähr 300 Personen. Unten tritt man in das Parterre mit roten Bänken, welche bloss von Herren in Uniformen besetzt sind. Durch eine rot behangene Barriere ist es vom Parkett getrennt, wo, bis jetzt in 2 Reihen, vorn auf 2 Fauteuils die beiden Kaiser, daneben auf 2 Stühlen der König von Sachsen und Prinz Wilhelm von Preußen sitzen. Dahinter, gleichfalls noch im Parket, ist eine 2. Reihe von Stühlen, wo die Herzoge von Weimar, Gotha, Oldenburg, (Wilhelm) von Bayern, die Erbprinzen von Weimar, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz und der Fürst von Neuchâtel (Berthier) Platz nahmen. Um das

Parterre laufen au rez de chaussée einige Logen, wovon eine kleinere, zunächst am Theater, für den Fürsten von Benevent (Talleyrand) bestimmt ist, die beiden größten Logen nehmen täglich eine Anzahl Stabsoffiziere der in Erfurt liegenden französischen Regimenter ein. Daran stößt noch eine Parterreloge, wo ich bis jetzt den französischen Gesandten in Dresden Herrn von Bourgoing nebst seiner Gemahlin und Tochter, den 1. Bureauchef La Besnardière nebst mehreren französischen Damen sah. Über dem Parterre finden Sie die erste Logenreihe und darüber die Galerie, welche beide mit Stühlen besetzt sind und wozu an Honoratioren und distinguierte Fremde 150 bis 200 Freibillets täglich vom 1. französischen Kammerherrn de Remusat gegeben werden. Die mittlere große Loge nebst 2 kleineren sind für den Kaiser reserviert. Bei der 1. Vorstellung saßen hier die Kaiser; gleich den andern Tag wurde aber der Platz im Parket gewählt, um dem Theater ganz nahe zu sein. So genießt das Publikum von den Logen aus nun den seltenen Genuß, die Kaiser, Könige und Fürsten ganz frei und sitzend betrachten zu können, und man kann sagen, daß dieses Parterre einzig in seiner Art ist."

In derselben Quelle heißt es (J. S. 857) vom 9. Oktober, an dem „Mahomet" gespielt wurde: „In der ersten Reihe saßen in der Mitte die beiden Kaiser, Alexander rechts, Napoleon links. Neben dem Kaiser Alexander: die Könige von Bayern, Sachsen und Fürst Primas, neben dem Kaiser Napoleon: der König von Württemberg, Großfürst Constantin und Prinz Wilhelm von Preußen. Dahinter, durch eine Balustrade getrennt, besetzten die Fürsten, Marschälle, Minister, Generals und Cavaliers in der reichsten Uniform das ganze Parterre. In der großen Kaiserlichen Mittelloge saß der König und die Königin von Westfalen nebst Ihrer Durchlaucht der Herzogin v. Sachsen-Weimar... Die übrigen Logen waren heute durch die Menge fremder Damen vorzüglich glänzend."

Es ist interessant, eine (schon oben S. 287 erwähnte) von unbekannter Hand entworfene und mit Bemerkungen versehene Skizze [1]) mit dieser Beschreibung zu vergleichen. Auf dieser Skizze (einem Grundriß) sieht man vor der Bühne das

[1]) Ich verdanke sie Herrn Stadtarchivar Dr. Overmann.

Orchester, dann ein Parket mit 7 Stühlen, auf denen die Namen der fürstlichen Persönlichkeiten genau nach den Angaben von J eingezeichnet sind, nur daß Großfürst Constantin fehlt. Dann folgen die Sitzreihen für die Fürsten, links (westlich) für die deutschen, rechts (östlich) für die französischen, alsdann diejenigen für die Marschälle, Gesandten und Minister. Auch die schon mehrfach erwähnten Briefe der Frau Sartorius enthalten die Schilderung einer Vorstellung. Es muß dieselbe gewesen sein, welcher der Entwerfer der Skizze beiwohnte. Denn Frau Sartorius kam Sonntag, den 9. Oktober, wie sie ausdrücklich sagt, in Erfurt an und sah den Fürst Primas und den König von Westfalen im Theater. Diese letzten reisten aber beide schon am 10. nach Hause, sodaß sie schlechterdings nur am 9. noch von jener geistreichen Dame im Theater bemerkt werden konnten.

An demselben 9. Oktober war es übrigens auch, wo Wieland das Theater besuchte und die Größen Frankreichs die Worte sich zuraunten, die man schon früher gehört hatte: „C'est le Voltaire de la nation Allemande!" —

Wir haben alle Beschreibungen von den Veränderungen des Saales bis ins Jahr 1808 zurück mitgeteilt und alles, was uns von Augenzeugen über die Lokalitäten des Theaters und ihre Verwendung zur Zeit der 18 Tage des Kongresses überliefert ist. Es bleibt uns nun noch übrig, unter Zusammenfassung aller Berichte und unter Berücksichtigung aller heutigen örtlichen Verhältnisse festzustellen, was uns heute noch tatsächlich von dem „Ballhaus" erhalten ist.

Es ist das zunächst das „Parterre der Könige" selbst. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der sog. Tunnelraum unter dem heutigen Saale die Stätte war, in der die Stühle für die Kaiser und Könige und für die Größen Frankreichs und Deutschlands standen, in der vorn links (d. h. westlich) die Loge von Rustan, rechts (östlich) die von Talleyrand sich befand. Die Wände, die das Ganze einschließen, sind seit jener Zeit kaum verändert worden, ob die alten Öfen, die rechts und links etwa in der Mitte der Wände stehen, schon damals vorhanden waren, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten. Ein Stuhl, der aus den alten Zeiten des Theaters noch vorhanden ist und von Napoleon benutzt sein soll, wird, wenn er über-

haupt schon zu jener Zeit existierte, jedenfalls nicht zu den 8 Sesseln der ersten Reihe gehört haben. Die Stelle, wo die Worte fielen: „Taisez vous, ce n'est qu'un roi", werden wir am Eingangstor suchen müssen.

---

6. Sonstige Örtlichkeiten von Bedeutung.

Der Fischmarkt erlebte mehrere große Paraden. Die eine (wohl die vom 27. September zu Ehren des Königs von Sachsen) hat eine Darstellung gefunden in einer Zeichnung von Heinrich Kruspe (Geschichts- und Altertumsverein Erfurt), nur schade, daß die Häuser nicht in ihrem Aussehen vor 100 Jahren wiedergegeben sind.

Das Krämpferfeld diente für die Felddienstübungen und größeren Paraden, die insbesondere am 27. September, am 3., 4. und 5. Oktober stattfanden.

Die Zitadellen und Festungswerke sind vom Kaiser besichtigt worden. Die Cyriaksburg suchte er zugleich mit Kaiser Alexander am 13. Oktober auf. Beide Kaiser kamen auseinander und kehrten jeder für sich allein nach Hause zurück (Gothaische Nationalzeitung).

Die großen Erinnerungen, die Erfurt aufzuweisen hat, z. B. die an Luther nnd Gustav Adolf, die ehrwürdigen Denkmäler der größten Zeiten unserer städtischen Geschichte scheinen das Interesse des Welteroberers nicht hervorgerufen zu haben. Seine Gedanken galten auch hier in Erfurt nur der großen Politik der Gegenwart. In der Tat gingen in jenen 18 Tagen der Erfurter „Fürstenflut" die großen Impulse der weltgeschichtlichen Entwicklung von unserem Erfurt aus. Octavian und Antonius waren hier einig und bestimmten noch gemeinsam die Geschicke der Fürsten und Völker. Als sie sich freilich wieder gegenüberstanden, blitzte in ihren Händen das Schwert.

B. Jahresbericht der Akademie

für die Zeit vom 1. Oktober 1907 bis Ende 1908

erstattet vom Sekretär der Akademie **Prof. Dr. E. Stange.**

---

1. Geschäftliche Mitteilungen.

Am 7. Februar 1907 hatte Seine Königl. Hoheit Prinz Friedrich Heinrich von Preußen das Präsidium unserer Akademie zu übernehmen geruht. Zu unserem lebhaften Bedauern konnten wir uns dieser hohen Ehre nur ein Jahr lang erfreuen. Durch ein Schreiben vom 17. Februar 1908 teilte das Hofmarschall-Amt mit, daß Seine Königl. Hoheit, aus Gesundheitsrücksichten gezwungen, voraussichtlich mehrere Jahre in südlichem Klima zu leben, es bedauere, das ehrenvolle Präsidium der Akademie in ersprießlicher Weise ferner nicht mehr führen zu können und es hiermit niederlege. Seine Königliche Hoheit werde auch in Zukunft der Akademie das regste Interesse bewahren und wünsche ihr aufrichtigst erfolgreiches Wirken in ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Der Vizepräsident brachte in einem Schreiben an Seine Königliche Hoheit das aufrichtigste Bedauern über diesen Schritt und die herzlichsten Wünsche für ihre Genesung zum Ausdruck.

Nach dem Tode des Vizepräsidenten, Kgl. Gymnasialdirektors Dr. R. Thiele, von dem im vorigen Jahrbuch berichtet worden ist, übernahm der Berichterstatter dessen Geschäfte in Vertretung. Zur Neuwahl eines Vizepräsidenten schritt der Senat am 22. Januar 1908. Gewählt wurde, wie schon allen Mitgliedern seinerzeit sofort durch Rundschreiben mitgeteilt worden ist, der zum 1. Januar 1908 als Kgl. Gymnasialdirektor nach Erfurt versetzte Herr Professor Dr. Johannes Biereye, der zuletzt

Rektor der Klosterschule Roßleben gewesen war und der Akademie seit 1903 als auswärtiges Mitglied angehört hatte.

Eine reiche Ernte hat im Berichtjahre der Tod gehalten. Der Akademie ist eine grosse Anzahl hochverehrter Mitglieder und eifriger Mitarbeiter, trefflicher Männer der Wissenschaft entrissen worden.

Von den Ehrenmitgliedern sind verstorben:

Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Professor Dr. Friedrich Althoff in Groß-Lichterfelde (20. Okt. 1908).

Geheimer Justizrat Professor Dr. Heinrich Dernburg in Berlin (20. November 1907).

Geheimer Hofrat Dr. Karl Ruland, Direktor des Goethe-Nationalmuseums in Weimar (14. November 1907).

Geheimer Oberregierungsrat D. Dr. Wilh. Schrader, Kurator a. D. der vereinigten Friedrich-Universität Halle-Wittenberg in Halle a. S. (2. November 1907).

Professor Dr. phil. et jur. Theodor Ritter von Sickel, k. k. Sektionschef i. R. in Meran (21. April 1908).

Von den ordentlichen Mitgliedern ist gestorben:

Geheimer Regierungsrat Ernst Lange, Bürgermeister a. D. (16. Oktober 1908).

Von den auswärtigen Mitgliedern sind gestorben die Herren:

Geheimer Kirchenrat D. Dr. Bruno Baentsch, o. Universitätsprofessor in Jena (27. Oktober 1908).

Universitätsprofessor Dr. Heinrich Hübschmann in Straßburg i. E. (23. Januar 1908).

Geheimer Baurat Max Lochner in Grimma (31. Okt. 1908).

Geheimer Hofrat Professor Dr. Wilhelm Scheibner in Leipzig (8. April 1908).

Gymnasialprofessor Karl Schulze in Burg (10. Juli 1908).

Pastor em. Guido Topf in Groß-Salze (26. Juni 1907).

Allen diesen Herren wird die Akademie stets ein dankbares Andenken bewahren.

Zum Ehrenmitglied wurde ernannt:

Professor Dr. Ernst Bernhardt in Erfurt (31. Okt. 1908).

Neu aufgenommen wurden folgende Herren:

Als ordentliche Mitglieder:

Postrat Otto Jentsch (15. Januar 1908).

Professor Paul Kanzow, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium (20. Mai 1908).

Professor Philipp Schmidt, Direktor der Handwerker- und Kunstgewerbeschule (20. Mai 1908).

Als auswärtige Mitglieder:

Dr. Emil Bannwarth, prakt. Arzt in Cairo (25. Febr. 1908).

Pastor Paul Bertram in Bindersleben (20. Mai 1908).

Universitätsprofessor Dr. Otto Franke in Königsberg i. Pr. (25. Februar 1908).

Schulrat Prof. Dr. Hugo Gaudig, Direktor der städt. höheren Schule für Mädchen und des Lehrerinnenseminars in Leipzig (17. Dezember 1908).

Stadtarchivar Hermann Gutbier in Langensalza (22. Januar 1908).

Regierungsrat Prof. Dr. Eduard Karl Heinrich Heydenreich, Kommissar für Adelsangelegenheiten im K. S. Ministerium des Innern in Dresden (20. Mai 1908).

Kgl. Schulrat a. D. Friedrich Polack in Treffurt (20. Mai 1908).

Professor Dr. Gotthard Rauch an der Klosterschule in Roßleben (20. Mai 1908).

Professor Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen (20. Mai 1908).

Lic. Johannes Steinbeck, a. o. Universitätsprofessor in Greifswald (25. Februar 1908).

Die Sitzungen der Akademie wurden in üblicher Weise an einem Mittwoch um 5 Uhr im Sitzungssaale der Königlichen Regierung abgehalten. Die öffentlichen Vorträge waren bisher in der Aula des Königlichen Gymnasiums gehalten worden. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Magistrats der Stadt Erfurt werden sie seit dem Oktober 1908 im Festsaale des Rathauses gehalten. Der herrliche Saal hat dazu beigetragen, daß die Vorträge recht zahlreich besucht waren. Die Akademie verfehlt daher nicht, auch an dieser Stelle dem Magistrate ihren verbindlichsten Dank auszusprechen. Während der Berichtszeit fanden im ganzen 25 Sitzungen statt, unter ihnen 9 Senatssitzungen, 5 ordentliche und 11 öffentliche Sitzungen. Ausführlicheres enthält Abschnitt II.

Zu dem vom 30. Juli bis zum 1. August 1908 stattfindenden 350jährigen Jubiläum der Universität Jena hatte

unsere Akademie eine besondere Einladung erhalten. Der Vizepräsident Professor Dr. Biereye vertrat uns an dem Ehrentage dieser geistigen Hochburg Thüringens, die in so vielen Richtungen die Traditionen der weit älteren, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aber schlafen gegangenen Schwesteruniversität der Herzlandschaft Deutschlands an der Gera fortsetzt, jedenfalls dem Auftreten und der Lehre des größten Erfurter Studenten Dr. Martin Luther ihre Entstehung und den Geist ihrer großartigen Wirksamkeit verdankt. Die herzlichsten Glückwünsche unserer Akademie, der ja so viele der glänzendsten Gelehrten Jenas angehört haben und noch heute angehören, öffentlich auszusprechen, war dem Vizepräsidenten zu seinem großen Bedauern nicht möglich, da die Begrüßungs- und Glückwunschreden aus verständlichen Gründen auf das Mindestmass beschränkt waren; aber doch hatte er Gelegenheit, persönlich Sr. Magnifizenz dem Prorektor der Hochschule Herrn Professor Dr. Delbrück unsere freudige Teilnahme zum Ausdruck zu bringen. Der Dank für die freundliche Einladung an dem zu einer wundervollen Feier sich gestaltenden Feste soll der ruhmreichen Jubilarin, ihren illustren Vertretern und nicht zum wenigsten der von ihr bewiesenen liebenswürdigen Gastfreundschaft auch an dieser Stelle aus vollem Herzen ausgesprochen werden.

Am 31. Oktober 1908 feierte das ordentliche Mitglied unserer Akademie, Herr Professor Dr. Ernst Bernhardt, Gymnasialoberlehrer a. D., das seltene Fest seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums. Der Senat hatte beschlossen, ihn an diesem Tage zum Ehrenmitgliede zu ernennen. Im Verein mit der Akademie veranstalteten die alten Schüler des Jubilars am Nachmittage des 31. Oktober in den Räumen der Ressource eine erhebende, von warmer Herzlichkeit getragene Feier. Die Glückwünsche der Akademie überbrachte der Berichterstatter. Er hob die großen Verdienste hervor, die der Jubilar sich um die deutsche Philologie und im Besonderen um die Erfurter Akademie erworben hat und teilte ihm zum Schluß unter Überreichung des Diploms seine Ernennung zum Ehrenmitgliede der Akademie mit. Möge ein gütiges Geschick Herrn Professor Bernhardt die alte Schaffenslust noch lange erhalten. Möge sein erfolgreiches Wirken auch in Zukunft jüngeren Mitgliedern der Akademie ein leuchtendes Vorbild bleiben!

II. Sitzungsberichte.

In der ersten öffentlichen Sitzung am 16. Oktober 1907 hielt Herr Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt aus Marburg einen Vortrag über „Wanderungen in Siebenbürgen“, der durch eine große Zahl von Lichtbildern veranschaulicht wurde. Der Vortragende wies einleitend darauf hin, daß Siebenbürgen, der äußerste südöstliche Vorposten der österreichisch-ungarischen Monarchie, für die deutsche Touristenwelt ein besonders geeignetes Reiseziel sei, einmal als landschaftlich bevorzugtes Gebiet, in dem der Naturfreund wie der Alpinist reichlich auf seine Kosten komme, andererseits als mehr als fünfhundertjährige Heimat des im 13. Jahrhundert daselbst eingewanderten Sachsenvolkes, das Blut von unserm Blute sei, und das mit heldenhafter Zähigkeit unter dem magyarischen und rumänischen Ansturm sein Deutschtum mannhaft verteidigte. In packender Schilderung führte der Vortragende die Zuhörer von Linz donauabwärts über die Kaiserstadt Wien nach dem schönen Budapest, und von hier durch die weitgedehnten, mit wogenden Saat- und Maisfeldern bestandenen Pußten nach dem siebenbürgischen Hochland, das durch seine allseitige Gebirgsumwallung einer natürlichen Festung gleicht. In farbenreichen Bildern zogen die Hauptorte, Klausenburg, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch und Herrmannstadt, der Zentralpunkt deutschen geistigen Schaffens, an uns vorüber. Andere Bilder klärten über die Großartigkeit der südlichen Karpathen vor allem auf, in denen noch echte Naturwildheit in Bezug auf Landschaft und Tierwelt uns entgegentritt. Aber schon ist der rührige deutsche Karpathenverein in Herrmannstadt dabei, jene Waldeinsamkeiten, auf deren Höhen im Sommer nur der rumänische Schafhirt mit seinen Herden haust, dem Touristen zugänglich zu machen. Bereits bietet die Besteigung des höchsten Berges des Fogaragebirges, des schneegekrönten Negoi, durch die Anlage von Schutzhütten keine zu große Anstrengung mehr. Auf die vielgestaltige Be-

völkerung ging der Vortragende besonders ein. Er schilderte das numerisch in der Minderheit sich findende, aber den Herrenton anschlagende magyarische Element und verweilte dann eingehend bei der Schilderung des einfachen, treuen, zäh seine Scholle und seine verbrieften Rechte verteidigenden Sachsenvolkes, das hier der eigentliche Kulturträger gewesen und es noch ist, und das heute einen schweren Kampf um seine Selbständigkeit nicht nur gegen das Magyarentum, sondern auch gegen das viel gefährlichere, da pekuniär reichlich unterstützte Rumänentum zu führen hat, einen Kampf, dessen Ausgang noch nicht abzusehen ist, der aber hoffentlich mit dem Siege des Rechts und der geistigen und tief religiösen Waffen des Sachsenvolkes enden wird. Auch in die sturmbewegte Vergangenheit gewährte der Vortragende herrliche Einblicke. Noch zeugen die wohlerhaltenen Kirchenkastelle, die den Bewohnern eine feste Zufluchtsstätte boten, wenn tatarische oder türkische Reitersgeschwader durch die gesegneten Gaue brausten, sowie die Bauernburgen, die zum Teil zerfallen sind, von der kriegerischen Unruhe früherer Jahrhunderte.

In der zweiten öffentlichen Sitzung am 23. Oktober sprach Herr Universitätsprofessor Dr. Cartellieri über „Richard Löwenherz im heiligen Land." Der Vortragende ging davon aus, daß Schiller es für nötig hielt, sich bei seiner Behandlung der Kreuzzüge wegen der Wahl des Themas förmlich zu entschuldigen. Die moderne Geschichtswissenschaft hat das Bestreben, auf Grund möglichst umfassender Quellenkenntnis unbefangen zu urteilen. Das ist besonders nötig bei einer Persönlichkeit wie Richard Löwenherz, den spätere Sage verherrlicht hat, dessen ritterliche Umwelt uns viel fremder ist als manche andere. Richard vertritt vollkommen die Verbindung des Rittertums mit den kirchlichen Ideen, wie sie sich in den Kreuzzügen geäußert hat. Man darf ihn nicht für einen Engländer halten, sondern er war Franzose, vereinigte aquitanisches und normannisches Wesen. Das Geld zum Zuge verschaffte er sich durch Ämterschacher. Seine heftige Feindschaft mit seinem Lehensherrn, König Philipp II. August von Frankreich, verhinderte von vornherein ein Gelingen des Unternehmens. Zum Ausbruch kam sie besonders während der gemeinsamen Belagerung Akkons (1191). Der eine tat immer das Gegenteil

von dem, was der andere wollte. Dabei hatte Richard mehr Schuld als Philipp. Schließlich wurde Akkon von den Belagerten nach tapferer Verteidigung den Christen übergeben. Der französische König kehrte bald heim, Richard war jetzt der Anführer aller Kreuzfahrer. Sehr bald machte er sich Feinde durch sein gewalttätiges Wesen und seine Verachtung anderer Nationalitäten. Es sei nur an die bekannte Beschimpfung des Herzogs Leopold von Österreich erinnert. Er gewann freilich die Schlacht bei Arsuf und wurde durch seine tollkühnen Taten der Schrecken der Feinde. Aber er verstand es garnicht, das national gemischte Heer einig zu machen und zur Eroberung Jerusalems zu führen. Da diese Stadt in den Händen der Sarazenen blieb, galt der Kreuzzug für gescheitert, und die Verantwortung wurde Richard zugeschoben, zum Teil sicher mit Recht. Als er sich entschloß, nach Europa zurückzukehren, vermochte er den Christen nur einen schmalen Küstenstrich Palästinas mit Tyrus als bedeutendster Stadt zu sichern und die Erlaubnis zum Besuche des heiligen Grabes zu erwirken. Demnach sind die dauernden Wirkungen von Richards Wirksamkeit im heiligen Lande nicht sehr erheblich. Aber man muß im Auge behalten, daß er zuerst eine gewaltige englische Flotte durch das Mittelmeer geführt und sich als frühen Vorläufer der orientalischen Politik der Engländer gezeigt hat. Er war kein großer Politiker oder Feldherr, aber der stärkste und kühnste Ritter seiner Zeit, stets bereit, sich im Dienste der kirchlichen Ideen zu betätigen. Darin — so schloß der Vortragende — liegt sein unvergänglicher Ruhm, darin aber auch die Grenze seines Wesens.

In der dritten öffentlichen Sitzung am 6. November sprach der praktische Arzt Herr Dr. Axmann über „Die Verlängerung des Lebens.“ Der Vortrag ist in diesem Jahrbuch abgedruckt.

In der vierten öffentlichen Sitzung am 27. November redete Herr Professor Dr. Götze über „Troja und die trojanischen Funde.“ Der Vortrag wurde durch viele Lichtbilder veranschaulicht.

In der fünften öffentlichen Sitzung, der Festversammlung am 26. Januar 1908 zur Vorfeier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs, hielt Herr Senior D. Dr. Bärwinkel den Festvortrag über „Die Hohenzollern und die Toleranz.“

Der Redner verfolgte die Absicht, zu zeigen, daß kein Fürstengeschlecht so viel für Durchführung der hohen Idee der Toleranz getan hat wie die Hohenzollern, und daß Brandenburg-Preußen geradezu der Bannerträger der religiösen Duldung in der Geschichte der Menschheit gewesen ist. Während dem Altertum religiöse Duldung durchaus unbekannt war und die siegreichen Völker die eroberten Länder zur Annahme ihrer Religion zwangen, hat Christus religiöse Duldung geübt, und sein Evangelium fordert Toleranz. Im Mittelalter hatte die Kirche das vergessen. Mit der Reformation kam religiöse Duldung wieder zum Durchbruch. Doch erst nach und nach. Im Prinzip hat sie Luther verlangt, aber staatsrechtlich ging es zunächst noch nach dem Grundsatz: cujus regio illius religio. Die Religion der Bürger eines Staates sollte sich nach der des Landesfürsten richten. Sogar der Passauer Vertrag 1552 gab nur den Reichsständen die Religionsfreiheit, nicht den einzelnen Bewohnern eines Landes. Dabei waren die Anhänger des reformierten Bekenntnisses von dieser Religionsfreiheit noch ausgeschlossen, bis sie namentlich durch die Bemühungen des Großen Kurfürsten im Westfälischen Frieden 1648 als Augsburgische Konfessionsverwandte Duldung erlangten. Diese schwachen Anfänge wahrer religiöser Duldung wurden nun in hervorragender Weise durch die Kurfürsten von Brandenburg gefördert, namentlich seit Johann Sigismund 1613 zur reformierten Kirche übergetreten war. In Brandenburg-Preußen wurden bald Lutheraner und Reformierte als gleichberechtigt anerkannt, auch den Katholiken Duldung gewährt, während in den anderen Ländern davon noch kaum die Rede sein konnte. Der Redner zeigte nun die großen Fortschritte, welche die religiöse Duldung in Brandenburg-Preußen gemacht, besonders durch den Großen Kurfürsten und Friedrich den Großen. Er legte das eingehend dar auf Grund der von M. Lehmann in seinem großen Sammelwerke „Preußen und die katholische Kirche" abgedruckten Urkunden über die preußische Staatsverwaltung. Auch das Werk von H. Landwehr: „Die Kirchenpolitik des großen Kurfürsten" lag den Ausführungen des Redners zu Grunde. Mit Recht konnte er dabei darauf hinweisen, welch ein Abstand zwischen dem Verhalten des Großen Kurfürsten in seiner Toleranz gegen Katholiken und selbst Juden und dem des Kaisers und Ludwig XIV. gegenüber den Protestanten zu konstatieren sei. Die Nachfolger des

Großen Kurfürsten folgten seinem Vorbilde. Auch Friedrich Wilhelm I., der trotz seiner Strenge und seines entschiedenen evangelischen Bekenntnisses den Katholiken Wohlwollen entgegen brachte, ihnen in Stettin eine Kirche baute und katholische Militärgeistliche anstellte. Friedrich der Große ging in seiner Toleranz so weit, daß man ihn fast gleichgültig gegen die eigene Konfession nennen konnte. Doch ist er mit dem vielfach mißbrauchten Ausspruch: „In meinen Staaten kann ein jeder nach seiner Fasson selig werden" nur für die Beibehaltung einer konfessionellen katholischen Schule eingetreten. Und wenn er auch der katholischen Kirche starken Schutz gewährte und sogar die Jesuiten in seinem Lande duldete, selbst nachdem der Jesuitenorden als friedenstörend aufgehoben war, so hat er doch energisch die Oberhoheit des Staates über die Kirche gewahrt, wie er es auch in einem Briefe an den Kardinal Sinzendorf ausgesprochen: „Ich erkenne keine päpstliche noch andere Autorität in meinem Lande an, wessen sich wohl der Kardinal bescheiden und wissen muß, daß er unter einem Souverän lebt, der die Mittel hat, seine Autorität zu soutenieren." Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., war gegen die katholische Kirche tolerant, dagegen atmete sein unter Beihilfe Wöllners am 9. Juli 1788 erlassenes Religionsedikt einen Geist der Duldsamkeit gegenüber freieren Richtungen in der eigenen Kirche. Friedrich Wilhelm III. hat das segensreiche, aus dem Geist der Glaubensduldung geborene Werk der Union vollbracht, aber er hat sich dabei nicht ganz frei gehalten von Intoleranz gegen die Altlutheraner. Der katholischen Kirche gegenüber war er sehr entgegenkommend und sorglos, daß er das Konkordat von 1821 mit dem Papste schloß, wodurch die katholische Kirche in bezug auf die Ausstattung mit äußeren Mitteln und Ehrenbezeugungen vor der evangelischen Kirche weit bevorzugt wurde und fast volle Freiheit in Verwaltung ihrer Angelegenheiten erhielt, während die evangelische Kirche eine Domäne des Staates blieb. Wohin das führte, sollte er zu seinem großen Schmerze im Mischehenstreit erfahren. Die dann von ihm angewandten harten Maßregeln korrigierte sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV., wobei freilich der preußische Staat in noch größere Abhängigkeit von Rom kam. Vergebens suchte Wilhelm I. im Kulturkampf die Staatshoheit über die Kirche wieder soweit herzustellen, wie sie zur Zeit Friedrichs des Großen war. Aber

noch während des Kulturkampfes war Wilhelm I. durchaus tolerant gegen die Katholiken. Sein Wohlwollen gegen die evangelische Kirche bewies er dadurch, daß er ihr eine Verfassung gab. Im guten evangelischen Bekenntnis seinem Großvater völlig ebenbürtig und wie er ein warmer Verehrer Martin Luthers erscheint uns der jetzige Kaiser gleichsam als die verkörperte Toleranz. Der Redner führte viele seiner christlich-evangelischen Zeugnisse an und betonte dabei, daß Kaiser Wilhelm II. die Toleranz als eine notwendige Frucht wahrhaft evangelischen Glaubens ansehe, wie er das ganz besonders in seinem Trinkspruch am 31. Okt. 1892 in Wittenberg ausgesprochen habe: „Es gibt in Glaubenssachen keinen Zwang. Hier entscheidet allein die freie Überzeugung des Herzens, und die Erkenntnis, daß sie allein entscheidet, ist die gesegnete Frucht der Reformation. Wir Evangelischen befehden niemand um seines Glaubens willen. Aber wir halten fest an dem Bekenntnis des Evangeliums bis in den Tod. Das ist meine Zuversicht, mein Gebet und meine Hoffnung.“ — Die Rede klang aus in ein mit Begeisterung aufgenommenes Hoch auf den Kaiser als hochherzigen Hüter wahrer Duldung und als freudigen Bekenner des Evangeliums. Zum Schluß der erhebenden Feier trug der Chor Hauptmanns Motette „Herr, unser Herrscher“ vor.

In der ersten ordentlichen Sitzung am 12. Febrnar las Herr Professor Dr. Schneider eine Abhandlung über „Die silberne Reliquientafel der Marienburg vom Jahre 1388.“ Sie ist in diesem Jahrbuche abgedruckt.

In der sechsten öffentlichen Sitzung am 26. Februar sprach Herr Professor Hoffmann über „Olympia“. Der Vortragende sprach über ein von ihm aufs gründlichste studiertes Gebiet und wußte von Olympia, dieser geweihtesten Stätte des griechischen Altertums, unter Benutzung von Lichtbildern eine lebendige Vorstellung zu erwecken. Zunächst wies er auf die Bedeutung hin, welche Olympia für die Hellenen hatte, es war eine uralte Kultusstätte des Königs der Götter, Zeus, und zugleich ein Nationalheiligtum, in dessen Nähe jede Feindschaft ruhte. Sodann schilderte er das Treiben zur festlichen Zeit der Spiele und betrachtete deren einzelne Arten. Faustkämpfer, Diskoswerfer und Wagenlenker wurden im Bilde vorgeführt. 393 wurden die Spiele von Theodosius I. verboten, und nun wirkten Fana-

tismus, Plünderungen und Erdbeben zusammen, um die Stätte in Trümmer zu legen. Die von dem benachbarten Kronoshügel herabrieselnden Sand- und Mergelmassen vergruben darauf den Ort, sodaß er aus der Geschichte schwand. Sodann besprach der Redner die verschiedenen Vorschläge, diese untergegangene Welt wieder ans Tageslicht zu ziehen, gedachte der Funde der Franzosen im Jahre 1829 und zeigte, wie es Ernst Curtius gelungen sei, das preußische Königshaus und den Deutschen Reichstag für dieses Werk zu gewinnen. Die Ausgrabungen fanden von 1875 bis 1881 statt und kosteten 800000 Mark. Die Abgüsse des Gefundenen befinden sich jetzt zu Berlin in einem besonderen Olympia-Museum. An dem Dörpfeldschen Situationsplan wurden nunmehr die Grundrisse der einzelnen aufgedeckten Gebäude gezeigt, die Bohnsche Rekonstruktion der Altis gab ein anschauliches Bild ihres einstigen Aussehens. Dann zeigte der Vortragende die wichtigsten der gefundenen Skulpturen, den Hermes des Praxiteles, die Giebelgruppen und die Metopen vom Zeustempel und versuchte an der Hand von elischen Münzen eine Vorstellung von dem berühmten Gold-Elfenbeinbilde des Zeus des Phidias zu geben. Den Schluß bildete die Betrachtung der Nike des Paionios in der Grüttnerschen Rekonstruktion.

In der zweiten ordentlichen Sitzung am 4. März hielt Herr Professor Dr. Paul Stange einen Vortrag über „Die Ureinwohner Chiles“.

Der Vortragende stützte sich auf eigene Beobachtungen und Studien, die er während seines achtjährigen Aufenthaltes in Chile im Verkehr mit der Urbevölkerung gemacht hatte. Diese Bevölkerung ist in 3 große Gruppen zu teilen:

1. Incasische Rasse der Quichua und Aimará, etwa noch 20000 Seelen, im nördlichen Chile noch in Andentälern und an der Küste lebend.

2. Die eigentlichen Araukaner, die sich selbst Mapuche (Leute des Landes) nennen und die man wieder in Pehuenchen (Leute der Araucarienwälder), Huilliches (Leute des Südens) und Tehuelchen (Leute des Ostens) scheidet. Doch bedeuten diese Namen keine besonderen Stämme, sondern bezeichnen nur die Lage ihrer Sitze nach der geographischen Lage. Der Redner verbreitete sich dann eingehend über das eine gewisse

geistige Überlegenheit zeigende Volk, schilderte seine physischen und geistigen Eigenschaften und Anlagen und trug auch einige der Märchen vor, die die Leute sich zur Abendstunde gern erzählen und die in mythoiogische, Tiermärchen und Märchen europäischen Ursprungs zerfallen.

3. Die magellanischen Indier, in 3 Gruppen zerfallend: a) Onaindianer, b) Yaghanes und c) Alacalufes. Während die Araucaner etwa noch 100000 Seelen zählen und mit der Zeit wohl in der chilenischen Bevölkerung aufgehen werden, gibt es noch etwa 4000 Onas, 1000 Yaghanes und 500 Alacalufes. Es verbleiben schließlich noch einige Hundert Bewohner der Osterinsel malayischer Rasse.

In der 3. ordentl. Sitzung am 6. Mai las Herr Professor Dr. Beermann eine Abhandlung über „Die augenblicklichen Meinungen und Vorschläge betreffs einer internationalen Hilfssprache.“ Der Verfasser legte dar, unter welchen Bedingungen und Voraussetzungen eine künstliche Hilfssprache allein möglich sei. Der häufig erhobene Einwand freilich, eine künstliche Hilfssprache sei unmöglich, weil die Sprache ein Organismus wäre, der nicht künstlich geschaffen werden könne, gelte nicht, da die Sprache kein Organismus, sondern die Tätigkeit eines solchen, nämlich des Menschen, wäre. Das Haupterfordernis bei einer Kunstsprache in theoretischer Beziehung sei vollkommene Durchsichtigkeit und Klarheit, in praktischer Beziehung möglichste Anlehnung an die international bereits bekannten Bildungen und Ausdrücke. Er zeigte sodann, daß das jetzt vielfach gepriesene Esperanto beiden Forderungen nicht entspreche, und wies zum Schluß auf das von ihm herausgegebene Novilatin hin.

In der 4. ordentl. Sitzung am 20. Mai trug Herr Professor Deile vor über „Die Erfurter Loge unter Dalberg und Dominikus und ihre Beziehungen zur Erfurter Akademie.“ Der Vortrag ist in diesem Jahrbuche abgedruckt.

In der 5. ordentl. Sitzung am 30. September las Herr Stadtarchivar Gutbier aus Langensalza eine Abhandlung über „Erfurter Studenten des Mittelalters aus Salza und Umgegend.“ Die Abhandlung ist in diesem Jahrbuche abgedruckt.

In der 7. öffentl. Sitzung am 28. Oktober redete Herr Gymnasialdirektor Professor Dr. Biereye über „Erfurt zur Zeit des Fürstenkongresses 1808“. (Mit Lichtbildern). Vgl. hierzu die letzte Abhandlung dieses Heftes.

In der 8. öffentl. Sitzung am 11. November redete Herr Professor Dr. Rauch aus Rossleben über „Der Kamisardenkrieg in den Sevennen. Ein dunkles Blatt aus der Geschichte des französischen Protestantismus.“

Der Vortragende wies einleitend darauf hin, daß die interessante, dramatisch verlaufende Episode wenig beachtet und gekannt sei; er habe sie aus den z. T. schwer zugänglichen Quellen studiert. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Regierungsantritt Ludwig XIV. legte der Vortragende die Gründe dar, die den „Sonnenkönig“ zur Verfolgung der Hugenotten veranlaßten, und zeigte, wie er erst auf dem Verwaltungswege, dann mit ungesetzlichen Gewaltmaßregeln vorging und schließlich das Edikt von Nantes und damit die Glaubensfreiheit der französischen Protestanten aufhob. Die im Lande Zurückgebliebenen hatten schwerste Drangsale zu erdulden und führten ein äußerst gedrücktes Dasein als „die Kirche der Wüste“. Ihren religiösen Bedürfnissen dienten erst gebildete Laienprediger — die Schicksale eines derselben, des Advokaten Brousson, schilderte der Redner nach dessen Tagebuche —, dann Bauern und Weber, die sich wie Propheten vorkamen und sich mit Vorliebe in die prophetischen Schriften des Alten Testaments vertieften. Dieses prophetische Element, verbunden mit allerlei ekstatischen Erscheinungen, gewann einseitig das Übergewicht und bildete den Hintergrund des Glaubenskampfes, der ohne dieses Element in seinem Ausbruche wie in seinem fast beispiellos hartnäckigen und auch grausamen Verlauf gar nicht zu verstehen ist. Nach einer Beschreibung des Kriegsschauplatzes zeichnete dann der Vortragende in großen Zügen den Verlauf des Krieges, in dem nie mehr als 4200 Kamisarden unter der Führung ihres Helden Jean Cavalier gegen 30—40000 Mann regulärer Truppen mit staunenswerter Tapferkeit kämpften. Er schilderte das barbarische Vorgehen des zuerst die königlichen Truppen befehligenden Marschalls Montrevel, der aber keinen Erfolg hatte, und dann die ebenso militärisch-geschickten

wie diplomatisch-klugen Maßnahmen des Marschalls Villars, der durch umfassende Absperrungsmaßregeln den Kamisarden Lebensmittel und Munition abschnitt, die zur Unterwerfung bereiten Einwohner der Gegend milde behandelte und mit den einzelnen Führern und Heerhaufen Unterhandlungen anknüpfte, die schließlich zu Jean Cavaliers Unterwerfung und zum Erlöschen des Aufstands führten. Mit einem zusammenfassenden Urteil über Geist und Art des Kamisardenkriegs, in dem trotz vieler Irrungen doch die ideale Seite, der heldenmütige Kampf für eine große, heilige Sache nicht zu verkennen ist, und mit dem Hinweis auf den Zusammenhang dieser Glaubenskämpfe mit der gerade in jenen Gegenden jetzt wieder einsetzenden protestantischen Bewegung schloß der Vortrag.

In der 9. öffentl. Sitzung am 25. November beleuchtete Herr Kgl. Schulrat a. D. Fr. Polack aus Treffurt „Die Bedeutung der Frage in Wolfram von Eschenbachs Parzival."

Mit Vorliebe behandeln die Romandichter unserer Zeit psychologische Charakterentwickelungen. Es braucht nur an Stilgebauers „Götz Krafft", Frenßens „Jörn Uhl" und „Hilligenlei", Ernst Hesses „Peter Comenzind," Feodor Sommers „Ernst Reiland", Worms „Erdenkinder" und Ernst Zahns „Clari-Mari" erinnert zu werden. In seinem Vortrage zeigte Schulrat Polack aus dem alten psychologischen Epos „Parzival" von Wolfram von Eschenbach die typische Werdegeschichte eines suchenden, irrenden und endlich findenden Menschen. Er wies nach, wie vier Fragen gleichsam die Überschriften der vier Entwickelungsstufen bilden: 1. die Kinderfrage der Einfalt oder dumbheit, 2. die Grübelfrage des Zweifels, 3. die Sehnsuchtsfrage des Heilsverlangens, 4. die Liebesfrage des Helferdranges. Die Beantwortung dieser vier Fragen in ritterlichen und seelischen Kämpfen führt endlich zur Läuterung des Helden und zur Versöhnung des Welt- und Geisteslebens. Das Epos klingt aus in den Zeilen:

Wes Leben so sich endet,
daß Gott nicht wird gepfändet
der Seele durch des Leibes Schuld,
und er dennoch sich die Huld
der Welt erhielt mit Würdigkeit,
der blieb vom rechten Ziel nicht weit.

In der 10. öffentlichen Sitzung am 2. Dezember redete Herr Regierungsrat Professor Dr. Heydenreich aus Dresden über: „Familiengeschichte und Heraldik". Der Vortrag ist in diesem Hefte abgedruckt.

In der 11. öffentlichen Sitzung am 9. Dezember sprach Herr Militäroberpfarrer Konsistorialrat Falke aus Frankfurt a. M. über: „Jesus im Lichte der nichtchristlichen Religionen."

Eine richtige Beurteilung Jesu hängt von der inneren Stellung ab, die man zu ihm einnimmt. Infolge der Verschiedenheit dieser Stellung herrschen zunächst im Christentum die verschiedensten Anschauungen über Jesus, und diese verschiedenen, oft feindseligen Ansichten einzelner führender Geister im Christentum (z. B. D. Fr. Strauss, Renau, E. von Hartmann, Nietzsche, Kalthoff u. s. w.) haben auch die Urteile in der nichtchristlichen Welt beeinflusst.

Aber nicht nur diese abgeleiteten Ströme fließen durch die nichtchristlichen Völker, sie haben sich auch originale Meinungen gebildet, und es ist nicht nur religionsgeschichtlich interessant, den Schattenumrissen nachzugehen, welche die Lichtgestalt Jesu auf das Heidentum geworfen, sondern es liegt auch darin ein Gewinn für die Heidenmission und für uns Christen selbst.

Es ist den nichtchristlichen Völkern zunächst nur möglich, Jesum gemäß den ihnen anerzogenen religiösen Anschauungen von ihren eigenen höchsten Idealen zu beurteilen. Sie stellen ihn zunächst in Parallele mit ihren Religionsstiftern und Göttern und warten ab, ob sie die diesen zukommenden Prädikate auch auf Jesum übertragen können.

Die Chinesen, die gewohnt sind, Konfuzius „den größten Menschen" Chinas, „den heiligsten Lehrer der Vorwelt" zu nennen, können Jesum auch nicht anders als einen weisen „Lehrer" beurteilen. Bei ihrem nüchternen naturalistischen Sinn ist ihnen das Evangelium Jesu mit seinen erlösenden Wirkungen zunächst völlig unverständlich. Geradezu verdächtig erscheinen ihnen die Sakramente der Taufe und des hlg. Abendmahls, in denen sie einen Geheimbund wittern.

Dasselbe Urteil haben die Japaner. Die drei dort herrschenden Religionen (Konfuzianismus, Schintoismus, Buddhismus) sind in eine besonders scharfe Auseinandersetzung mit dem Christentum getreten, da der christliche Geist eine Macht zu werden und die

Verhältnisse dort zu durchdringen beginnt. Soweit die Japaner Konfuzianer sind, halten sie Jesum für einen „Weisen“; die buddhistischen Priester hassen zum Teil den „Gott der weißen Teufel“, andere halten ihn für eine Inkarnation Buddhas, „denn Jesu Lehre ist unverkennbar die Lehre aller Buddhas, nur dem jüdischen Volke und seiner Zeit unbequem“. Selbst die zum Christentum übergetretenen Japaner machen sich von Jesu eine besondere Meinung, indem sie ihn nationalisieren. „Der japanische Heiland muß nicht nur, wie wir, schwarze Haare und schwarze Augen, sondern auch ein japanisches Herz haben.“ Der Vortragende brachte hierüber mehrere interessante Belegquellen.

Die Hindus in Indien beurteilen von ihrem brahmanisch-pantheistischen Standpunkt Jesum im besten Fall als eine Verkörperung Brahmas, aber als eine dem Krischna gegenüber minderwertige. Das Volk hat sich mit dem Gedanken abgefunden, daß Jesus vielleicht eine Erscheinungsform des Allwesens sei, aber, so sagen sie „Ihr Christen habt nur einen Awatar (Herabsteigung der Gottheit); wir haben deren neun und sehen einem zehnten entgegen. Eure Religion muß offenbar die armseligere sein.“ Der Vortragende ging besonders auf die Ähnlichkeit der Namen „Krischna Jisnu“ uud „Christus Jesus“ ein und bewies, daß eine Entlehnung unmöglich sei. Besonders charakterisierte er den Einfluß der „Theosophischen Gesellschaft“ auf die indische Nation, deren Anschauungen auch in Europa sich weit verbreitet haben.

Die mohammedanische Religion hat sich am ausführlichsten mit Jesus befaßt und ihn so hoch gestellt, wie keine andere nichtchristliche. Mohammed erhielt das Bild Jesu aus jüdischen Anschauungen und christlichen Apogryphen. Maria, die Mutter Jesu, zugleich Schwester des Moses, hat ihn als „Jungfrau“ geboren. Jesus ist ein Prophet, ein Gesandter des Messias, „das Wort von Gott“, „der Geist von ihm“. Nur das Prädikat „Sohn“ Gottes verweigert ihm Mohammed, weil darin eine Gotteslästerung liegt. Jesus ist nicht am Kreuz gestorben, sondern Gott hat ihn entrückt und einen andern für ihn kreuzigen lassen. In längerer Ausführung wurde diese koranische Auffassung über Jesus charakterisiert und darauf hingewiesen, daß trotz der hohen Prädikate Jesus auch im Islam nicht richtig erkannt sei.

Zuletzt wurde die jüdische Beurteilung Jesu beleuchtet. Was der Philosoph Spinoza und Heinrich Heine von ihm gesagt haben, wie das orthodoxe Judentum und das Reformjudentum unserer Zeit von ihm denken und schreiben, wie sich im heutigen Judentum mit voller Abweisung Jesu auch durchaus anerkennende und objektive Würdigungen verbinden, kam in genaueren Darlegungen zum Ausdruck.

Der Redner schloß mit dem Gedanken, daß in den nichtchristlichen Religionen gewiss nicht nur Finsternis, sondern viel Licht enthalten sei, aber die volle Wahrheit sei nur in Jesu Glaube geoffenbart worden, und wenn man auch die Erfolge der Heidenmission sowohl quantitativ wie qualitativ nicht allzu hoch werten dürfe, so sei doch eine Bresche in die nichtchristlichen Völker geschlagen, und es sei zu erhoffen, daß die Weltgeschichte mit dem Siege der christlichen Religion endigen würde.

III. Verzeichnis der Mitglieder der Akademie.[1]

Gesamtzahl: 224.

---

a. Präsidium.

vacat.

b. Ehrenmitglieder (17).

Seine Königliche Hoheit der Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen. 1901.

Seine Hoheit der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen. 1902.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha. 1905.

[1]) Die den einzelnen Namen beigefügten Ziffern bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Seine Durchlaucht der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg. 1902.

„ Exzellenz der Staatsminister Herr D. Dr. von Studt. 1904.

„ Exzellenz der Staatsminister Herr Freiherr von Rheinbaben, Chef des Finanzministeriums in Berlin. 1904.

„ Exzellenz der Staatsminister Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen. 1891.

Herr Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat von Brauchitsch, Regierungspräsident a. D., auf Mittel-Gerlachsheim bei Marklissa in Schlesien. 1891.

„ Wirklicher Geheimer Rat von Dewitz, Oberpräsident a. D. der Provinz Schleswig-Holstein, Exzellenz, in Kiel. 1899.

„ Regierungspräsident von Fidler in Erfurt. 1904.

„ Geheimer Regierungs- und Obermedizinalrat Dr. med. Schuchardt in Gotha. 1868.

„ Dr. phil. August Baumeister, Kaiserlicher Ministerialrat a. D. in München. 1899.

„ Ober- und Geheimer Regierungsrat Trosien, Direktor des Königl. Provinzialschulkollegiums in Magdeburg. 1901.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Hittorf, o. Professor der Chemie und Physik an der Universität in Münster. 1904.

„ Professor D. Martin Kähler, Senior der theologischen Fakultät in Halle a. S. 1904.

„ Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat D. Dr. Harnack, o. Professor der Theologie und Generaldirektor der Königl. Bibliothek in Berlin. 1904.

„ Professor Dr. Ernst Bernhardt in Erfurt. 1877.

c. Mitglieder des Senates (9).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Gymnasialdirektor Professor Dr. Biereye, Vizepräsident der Akademie. 1903.

„ Professor Dr. Emil Stange, Sekretär der Akademie. 1891.

„ Sanitätsrat Dr. Loth, Rendant der Akademie. 1893.

„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1891.

„ Senior, Superintendent und Pastor D. Dr. Bärwinkel. 1891.

Herr Oberbürgermeister Dr. jur. Schmidt. 1897.
„ Oberrealschuldirektor Dr. Venediger. 1892.
„ Professor Schubring. 1877.
„ Verwaltungsgerichtsdirektor Jordan. 1902.

d. Ordentliche Mitglieder (46).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Professor Apel. 1897.
„ Dr. med. Axmann, praktischer Arzt. 1899.
„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.
„ Professor Dr. Beermann. 1896.
„ Professor Dr. Brünnert. 1892.
„ Professor Dr. Cramer. 1897.
„ Professor Deile. 1907.
„ Professor Dischner. 1897.
„ Pastor Dr. Fischer. 1904.
„ Oberregierungsrat a. D. Dr. jur. Geutebrück. 1889.
„ Stadtschulrat Dr. Gutsche. 1904.
„ Geschichts- und Porträtmaler von Hagen. 1891.
„ Professor Hellmann. 1897.
„ Professor Dr. Herwig. 1898.
„ Geh. Medizinalrat und Kreisarzt Dr. Heydloff. 1904.
„ Professor Hoffmann. 1891.
„ Geh. Justizrat Huschke. 1895.
„ Postrat Jentsch. 1908.
„ Geh. Regierungsrat Johannes. 1906.
„ Professor Kanzow. 1908.
„ Stadtrat Kappelmann. 1902.
„ Professor Dr. Krauth. 1904.
„ Oberstleutnant a. D. Kubale. 1899.
„ Geheimer Kommerzienrat Lucius. 1893.
„ Professor Dr. Lüttge. 1903.
„ Geheimer Baurat Neumann. 1895.
„ Stadtarchivar Dr. Overmann. 1903.
„ Stadtbaurat Peters. 1907.
„ Professor Dr. Pöhlig. 1899.
„ Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.
„ Sanitätsrat Dr. med. Reißner, praktischer Arzt. 1901.
„ Pfarrer Scheibe. 1898.

Herr Professor Schmidt, Direktor der Handwerker- und Kunstgewerbeschule. 1908.
„ Professor Dr. Schmitz. 1877.
„ Professor Dr. Schneider. 1905.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat a. D. Scholz. 1897.
„ Justizrat Schröer. 1904.
„ Generalmajor z. D. Freiherr von Schrötter. 1900.
„ Pastor Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Sanitätsrat Professor Dr. med. Stacke. 1898.
„ Professor Dr. Paul Stange. 1899.
„ Professor Dr. Thimme. 1904.
„ Landrat Dr. Voigt. 1903.
„ Justizrat Dr. Weydemann. 1894.
„ Sanitätsrat Dr. Zschiesche, Direktor der Provinzial-Hebammenlehr- und Entbindungs-Anstalt. 1893.

e. Auswärtige Mitglieder (132).[1]

Herr Pastor Lic. Albrecht in Naumburg a. S. 1895.
„ Professor Dr. Anemüller in Detmold. 1906.
„ Geheimer Oberschulrat Dr. von Bamberg, Gymnasialdirektor in Gotha. 1899.
„ Dr. med. Bannwarth, prakt. Arzt in Kairo. 1908.
„ Amtsgerichtsrat Bartolomäus in Krotoschin. 1903.
„ Wirklicher Geheimer Rat Dr. med. von Behring, Exzellenz, o. Universitätsprofessor in Marburg. 1894.
„ Amtsgerichtsrat Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Pastor Bertram in Bindersleben. 1908.
„ Geheimer Medizinalrat Dr. Binswanger, o. Universitätsprofessor in Jena. 1904.
„ Professor Bithorn, Stiftssuperintendent und erster Domprediger in Merseburg. 1894.
„ Landrat von Bloedau in Arnstadt. 1904.
„ Landgerichtsdirektor Dr. Bockenheimer in Mainz. 1902.
„ Geheimer Baurat Boie in Elgersburg. 1899.

[1]) Wir bitten die verehrten Mitglieder dringend, uns von jeder eintretenden Veränderung des Wohnortes oder des Titels Kenntnis zu geben.
Der Sekretär der Akademie.

Herr Geheimer Hofrat von Bojanowski, Oberbibliothekar in Weimar. 1899.
„ Dr. phil. Brandis, Großherzogl. Bibliotheksdirektor in Jena. 1906.
„ Dr. Breysig, o. Universitätsprofessor in Berlin-Schmargendorf. 1894.
„ Dr. Brinckmann, Provinzialschulrat in Hannover. 1897.
„ Dr. Brode, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.
„ Leutnant a. D. Brunckow, Schriftsteller in Dessau. 1880.
„ Geheimer Hofrat Dr. Burkhardt, Großherzogl. Archivdirektor und Herzogl. Sächsischer Archivar a. D. in Weimar. 1899.
„ Dr. Cartellieri, o. Universitätsprofessor in Jena. 1907.
„ Lic. Dr. Clemen, Oberlehrer in Zwickau i. S. 1906.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Conrad, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.
„ Professor Dr. Dobenecker in Jena. 1897.
„ Professor Dr. phil. et jur. Dörpfeld, erster Sekretär des Kaiserlichen Deutschen Archäologischen Instituts in Athen. 1904.
„ D. theol. Ecke, o. Universitätsprofessor in Bonn. 1899.
„ Professor Dr. Ehwald, Oberbibliothekar in Gotha. 1900.
„ Oberbaurat Erlandsen in Sondershausen. 1906.
„ Geheimer Hofrat D. Dr. Eucken, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.
„ Konsistorialrat R. Falke, Militäroberpfarrer in Frankfurt a. M. 1894.
„ Professor Dr. H. Fechner in Breslau. 1860.
„ Oberleutnant a. D. K. W. Th. Fischer in München. 1902.
„ Dr. Franke, Universitätsprofessor in Königsberg i. Pr. 1908.
„ Geheimer Regierungsrat D. Dr. Fries, o. Universitätsprofessor und Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1899.
„ Geheimer Schulrat Dr. Funk, Gymnasialdirektor in Sondershausen. 1900.
„ Schulrat Professor Dr. Gaudig, Direktor der städt. höh. Töchterschule in Leipzig. 1908.
„ Professor Dr. Georges, Herzogl. Bibliothekar u. Vorsteher des Herzogl. Haus- und Staatsarchivs in Gotha. 1899.

Herr Professor Dr. Götze, Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin. 1901.

„ D. theol. Graue, Superintendent a. D. in Nordhausen. 1903.

„ Professor Dr. Größler in Eisleben. 1899.

„ Stadtarchivar Gutbier in Langensalza. 1908.

„ Dr. O. Harnack, o. Professor der Literaturgeschichte an der technischen Hochschule in Stuttgart. 1904.

„ Geheimer Kirchenrat D. Dr. jur. et phil. Hauck, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1904.

„ Konsistorialrat D. Haupt, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1893.

„ Konsistorialrat Dr. Heine, Militäroberpfarrer a. D. in Kirchscheidungen a. U. 1891.

„ Pfarrer Heinzelmann in Villach in Kärnten. 1902.

„ Konsistorialrat Dr. Hermens, Militäroberpfarrer a. D. und Superintendent in Cracau b. Magdeburg. 1897.

„ Geheimer Regierungsrat Herrmann, Provinzialschulrat in Berlin. 1894.

„ Geheimer Ober-Justizrat Herrmann, Landgerichtspräsident in Nordhausen. 1894.

„ Professor Dr. E. Hesse in Magdeburg. 1885.

„ Regierungsrat Professor Dr. Heydenreich, Kommissar für Adelsangelegenheiten im Kgl. Ministerium des Innern in Dresden. 1908.

„ Dr. Hilgenfeld, o. Universitätsprofessor in Jena. 1903.

„ K. K. Schulrat Professor Dr. Hintner in Wien. 1894.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. Holder-Egger, o. Universitätsprofessor in Berlin. 1906.

„ Professor Dr. Hülsen, Sekretär des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Rom. 1904.

„ Dekan Lic. Hummel in Crailsheim. 1893.

„ Archivrat Dr. Jacobs, Fürstlicher Archivar und Bibliothekar in Wernigerode. 1899.

„ Dr. Jacobsen, Landgerichtsdirektor in Flensburg. 1892.

„ Schulrat Dr. Jonas, Stadtschulinspektor in Berlin. 1901.

„ Dr. Kunz von Brunn, gen. von Kauffungen, städtischer Archiv- und Bibliotheksdirektor in Metz. 1906.

„ D. Dr. Kautzsch, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1907.

Herr Oberkonsistorialrat Professor D. Kawerau, Propst von St. Petri in Berlin. 1898.

„ Dr. jur. et phil. Kekule von Stradonitz, Kammerherr des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, in Gross-Lichterfelde. 1901.

„ Geheimer Archivrat Dr. Keller in Charlottenburg. 1894.

„ Kgl. Studienrat Dr. Kerschensteiner in München. 1901.

„ Kaiserlicher Geheimer Regierungsrat Klewitz, Direktor im Aufsichtsrat für Privatversicherung, in Berlin-Grunewald. 1898.

„ Dr. Knabe, Oberrealschuldirektor in Marburg a. L. 1896.

„ Geheimer Legationsrat Dr. Knappe, General-Konsul a. D. in Berlin-Grunewald. 1900.

„ Dr. Körte, o. Universitätsprofessor in Göttingen. 1906.

„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.

„ Professor Dr. Koetschau, Gymnasialdirektor in Weimar. 1905.

„ Geheimer Hofrat D. Dr. Kolde, o. Universitätsprofessor in Erlangen. 1898.

„ Professor Dr. Kreutzer in Köln a. Rh. 1902.

„ Kirchenrat Dr. Kroner in Stuttgart. 1865.

„ Geheimer Hofrat Dr. Lamprecht, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1904.

„ Geheimer Regierungsrat Leuchtenberger, Gymnasialdirektor a. D. in Berlin. 1889.

„ Archivrat Dr. Liebe in Magdeburg. 1897.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. Lindner, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.

„ Geheimer Justizrat Dr. von Liszt, o. Universitätsprofessor in Berlin-Charlottenburg. 1893.

„ D. Dr. Loofs, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1900.

„ Dr. Lorenz, Superintendent und Oberpfarrer in Weißenfels. 1886.

„ Justizrat Dr. Martinius in Naumburg a. S. 1894.

„ Geheimer Oberschulrat Professor Dr. Menge in Oldenburg. 1899.

„ Mestre y Noé, Archivero de la Biblioteca Historica Municipal in Tortosa in Spanien. 1899.

Herr Dr. Mitzschke, Großherzogl. Archivrat i. R. des Geh. Staatsarchivs in Weimar. 1901.

„ Geh. Regierungsrat Dr. Muff, o. Universitätsprofessor und Rektor der Königl. Landesschule in Pforta. 1898.

„ Dr. Neubauer, Direktor des Lessing-Gymnasiums in Frankfurt a. M. 1904.

„ Dr. Neumann, o. Universitätsprofessor in Strassburg. 1897.

„ D. Dr. Nippold, o. Universitätsprofessor a. D. in Oberursel (Wiesbaden). 1894.

„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.

„ Dr. Pietro da Ponte, Membro della R. Deputazione di Storia Patria in Brescia. 1879.

„ Geheimer Medizinalrat Dr. Pfeiffer in Weimar. 1904.

„ Schulrat a. D. Polack in Treffurt. 1908.

„ Professor Dr. Quidde in Georgenthal. 1863.

„ Professor Dr. Rauch, Pfarrer der Klosterschule in Rossleben. 1908.

„ Dr. Rausch, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1901.

„ Dr. Regel, Universitätsprofessor in Würzburg. 1898.

„ Dr. Rein, o. Universitätsprofessor in Jena. 1898.

„ Professor Schaper, Bildhauer in Berlin. 1904.

„ D. Schauerte, Propst und bischöflicher Kommissar in Magdeburg. 1898.

„ Konsistorialrat Schaumann, Militäroberpfarrer i. Posen. 1901.

„ Wirklicher Geh. Regierungsrat Dr. Fr. Schmidt, Dirigent der Abteilung für Kunst und Wissenschaft im Kultusministerium, in Berlin-Steglitz. 1904.

„ Dr. G. Schmidt, Pastor em. in Halle a. S. 1894.

„ Dr. M. G. Schmidt, Oberlehrer in Marburg a. L. 1901.

„ Professor Dr. Schreiber, Gymnasialdirektor in Ilfeld. 1891.

„ Wirklicher Geheimer Rat Dr. Schultze, Exzellenz, o. Universitätsprofessor in Jena. 1873.

„ Professor Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen. 1908.

„ Herr Lic. Dr. Schwarzlose, erster Pfarrer an St. Katharinen in Frankfurt a. M. 1891.

„ Geheimer Hofrat D. Dr. Sievers, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1894.

Herr Geheimer Justizrat Dr. jur. u. phil. Stammler, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1904.

„ Lic. Steinbeck, Universitätsprofessor in Greifswald. 1908.

„ Geheimer Medizinalrat Dr. Stintzing, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. Suchier, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1899.

„ Geheimer Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.

„ Professor Dr. Thiele, Oberlehrer a. D. in Halle a. S. 1893.

„ Geheimer Rat Dr. Thon, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.

„ Geheimer Postrat Tuckermann in Charlottenburg. 1873.

„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat in Thalstein bei Jena. 1897.

„ Professor Voigt, Provinzialschulrat in Berlin-Schöneberg. 1898.

„ Professor Dr. Voretzsch in Altenburg (S.-A.). 1895.

„ Dr. Wangerin, o. Universitätsprofessor und Präsident der Kais. Leopold. Carolin. Akademie der Naturforscher in Halle a. S. 1904.

„ D. Warneck, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1892.

„ Dr. Weber, Universitätsprofessor in Jena. 1907.

„ Dr. Weitemeyer, Augenarzt in München. 1899.

„ Geheimer Kirchenrat D. Dr. Wendt, o. Universitätsprofessor in Jena. 1905.

„ Professor Dr. Wiedenfeld in Köln a. Rh. 1903.

„ D. Dr. Wiegand, o. Universitätsprofessor in Greifswald. 1906.

„ Professor Dr. Wiegand, Direktor der Kgl. Museen in Berlin, z. Z. in Konstantinopel. 1906.

„ Dr. Winderlich, Direktor der höh. Mädchenschule und des Lehrerinnen-Seminars in Görlitz. 1901.

„ Professor D. Witte, Superintendent a. D. in Halle a. S. 1896.

„ Dr. Zawodny in Prag. 1897.

„ Geheimer Justizrat Dr. Zitelmann, o. Universitätsprofessor in Bonn. 1894.

IV. Verzeichnis der Behörden, Anstalten und wissenschaftlichen Gesellschaften, mit denen die Akademie im Tauschverkehr steht.

Gesamtzahl: 112.

A. Europa.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preußen.

Berlin: Kultusministerium.

Berlin: Königl. Preußische Akademie der Wissenschaften.
Abhandlungen 1907. Sitzungsberichte 1908.

Berlin: Verein für die Geschichte Berlins.
Mitteilungen 1908. Schriften 42.

Bonn: Königl. Universitätsbibliothek.
Chronik 32—33. Universitätsprogramme 1907/08.

Bonn: Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande.
Bonner Jahrbücher 116.

Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
Jahresbericht 38—40.

Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Jahresbericht 84—85.

Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Schriften 12, 2. Bericht des westpreuss. bot. zoolog. Vereins 30.

Danzig: Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreuss. Provinzial-Museen.

Danzig: Westpreussischer Geschichtsverein.
Mitteilungen 7, 1—3. Zeitschrift 50.

Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Mansfelder Blätter 21.

Elberfeld: Naturwissenschaftlicher Verein.

Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.

Erfurt: Königl. Gymnasium.
Osterprogramm 1908.

Erfurt: Königl. Realgymnasium.

Erfurt: Städtische Oberrealschule.

Erfurt: Gartenbauverein.

Erfurt: Gewerbeverein.
Jahresbericht 1906/07. 1907/08.

Erfurt: Thüringer Wald-Verein.

Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein.
Helios 24/25.

Görlitz: Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Neues lausitzisches Magazin 83—84. Corpus diplom. Lusatiae 3, 3—4.

Göttingen: Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Nachrichten und Mitteilungen 1908.

Greifswald: Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.

Halle a. S.: Kaiserliche Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Leopoldina 44.

Halle a. S.: Thüringisch-sächsischer Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale.
Neue Mitteilungen 23.

Halle a. S.: Provinzialmuseum der Provinz Sachsen.
Jahresschrift für die Vorgeschichte 6—7.

Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
Mitteilungen 31.

Hannover: Geographische Gesellschaft.
Katalog Nachtrag 3.

Hannover: Naturhistorische Gesellschaft.

Kassel: Verein für Erdkunde.

Kassel: Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Zeitschrift 31—32.

Kassel: Verein für Naturkunde.
Abhandlungen 51.

Königsberg i. Pr.: Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Schriften 47—48.

Lüneburg: Naturwissenschaftlicher Verein.
Jahreshefte 17.

Marienwerder: Historischer Verein.
Zeitschrift 46.

Mühlhausen i. Thür.: Altertumsverein.
Mühlhäuser Geschichtsblätter 8—9.

Münster: Verein für die Geschichte und Altertumskunde Westfalens.
Zeitschrift 65, 1.

Osnabrück: Naturwissenschaftlicher Verein.
Jahresbericht 16.

Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Monatsblätter 8. Zeitschrift 22.

Stettin: Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Baltische Studien 11. Monatsblätter 20.

Thorn: Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Mitteilungen 15.

Wiesbaden: Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Annalen 37. Mitteilungen 1907/08.

Wiesbaden: Nassauischer Verein für Naturkunde.
Jahrbücher 60—61.

b. Deutsche Bundesstaaten außerhalb Preußens.

Altenburg: Geschichts- und altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.

Altenburg: Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Mitteilungen 13.

Ansbach: Historischer Verein für Mittelfranken.

Augsburg: Historischer Verein für Schwaben und Neuburg.
Zeitschrift 33.

Braunschweig: Verein für Naturwissenschaft.
Jahresbericht 15.

Bremen: Historische Gesellschaft des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertümer.

Bremen: Naturwissenschaftlicher Verein.
Abhandlungen 19, 2.

Darmstadt: Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen
Archiv 5. Quartalblätter 4, 6—8.

Detmold: Geschichtliche Abteilung des naturwissenschaftlichen Vereins.
Mitteilungen 5.

Dresden: Flora, Königlich Sächsische Gesellschaft für Botanik und Gartenbau.

Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Sitzungsberichte 1907.

Erlangen: Universitätsbibliothek.
Universitätsprogramme 1907.

Gießen: Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.

Hall a. Kocher: Historischer Verein für das Württembergische Franken.

Hamburg: Verein für Hamburgische Geschichte.
Mitteilungen 27. Zeitschrift 12, 3, 13.

Hamburg: Naturwissenschaftlicher Verein.
Abhandlungen 19. Verhandlungen 15.

Hamburg: Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Verhandlungen 13

Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
Neue Jahrbücher 15.

Hildburghausen: Verein für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Schriften 57.

Hohenleuben: Vogtländischer altertumsforschender Verein.

Jena: Verein für Thüringische Geschichts- und Altertumskunde.
Zeitschrift 18.

Meiningen: Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Neue Beiträge 21.

München: Königliche Akademie der Wissenschaften.
Sitzungsberichte 1908.

München: Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

München: Historischer Verein von Oberbayern.

Nürnberg: Germanisches Museum.
Anzeiger 1907.

Nürnberg: Naturhistorische Gesellschaft.
Abhandlungen 16—17.

Schleiz: Geschichts- und altertumsforschender Verein.
Schmidt u. Böhme: Geschichte der Stadt Schleiz. 1. Bd.

Schwerin: Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Jahrbücher 72—73. Register zu 51—60.

Strassburg i. E.: Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
30 naturwiss. Dissertationen.

Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
Vierteljahrshefte 16—17.

Tübingen: Königliche Universitätsbibliothek.
12 Dissertationen, 1 Universitätsschrift.

II. Österreich-Ungarn.

Brünn: Naturforschender Verein.
Bericht der meteor. Kom. 25. Verhandlungen 45.

Hermannstadt: Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Archiv 34—35.

Laibach: Musealverein von Krain.
Mitteilungen 20. Jzvestja 17.

Linz a. D.: Museum Francisco-Carolinum.
Jahresbericht 66.

Prag: Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.
Beiträge 8. Bibliothek 20. Rechenschaftsbericht 1907.

Prag: Lotos, naturwissenschaftlich-medizinischer Verein für Böhmen.
Sitzungsberichte 26.

Prag: Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Bericht 59.

Pressburg: Verein für Natur- und Heilkunde.

Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
Mitteilungen 38.

Wien: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Anzeiger 1907.

Wien: Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
Schriften 48.

III. Andere Staaten Europas.

Basel: Naturforschende Gesellschaft.
Verhandlungen 19.

Bergen: Museum.
Aarbog 1907, 1908. Aarsberetning 1907. Crustacea 5, 19—22.

Cherbourg: Société nationale des sciences naturelles et mathématiques.

Leeuwarden: Friesch Genootschap van Geschied-, Oudheit- en Taalkunde.

Verslag 79. Reimers: Friesische Papsturkunden.

Luxemburg: Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.

Moskau: Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.

Bulletin 1907.

St. Petersburg: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Bulletin 1907/08.

Riga: Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands.

Mitteilungen 18, 2; 20, 1—2. Sitzungsberichte 1906/07.

Stockholm: Königliche Akademie der Wissenschaften.

Handlingar 42, 5—12, 43, 1—6. Arkiv för matematik, astronomi och fysik 3—4. Arkiv för kemi, mineralogi och geologi 2, 4—6, 3, 1—2. Arkiv för botanik 6—7. Arkiv för zoologi 3—4 Arsbok 1907/08. Meddelanden 1, 7—11. Les prix Nobel 1905. Accessionskatalog 20—21.

Stockholm: Kongl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.

Upsala: Königliche Universitätsbibliothek.

B. Amerika.

Albany, N. Y.: New-York State Library.

Report 88—89. State Museum, Bulletin 106—120. State Museum, Report 57—59, 60, 4. Education Department. Report 3—4.

Boston, Mass.: Society of Natural History.

Proceedings 33, 3—9.

Buffalo, N. Y.: Society of Natural Sciences.

Bulletin 8, 5—6, 9, 1.

Chapel Hill, N. C.: Elisha Mitchell Scientific Society.

Journal 23, 4, 24, 1—2.

Chicago, Jll.: Chicago Academy of Sciences.

Natural History Survey 4, 2, 6. Special Publication 2. Nabuco: The Place of Camoens in Literature.

Cincinnati, Ohio: Lloyd Library of Botany etc.

Bulletin 10. Mycological Notes 27—29.

Halifax, N. S.: Nova Scotian Institute of Science.

St. Louis, Miss.: Academy of Science.

Transactions 16, 8—9, 17, 1—2, 18, 1

St. Louis, Miss.: Missouri Botanical Garden.
Report 18.

Madison, Wisc.: Academy of Sciences, Arts and Letters.
Transactions 15.

Milwaukee, Wisc.: Wisconsin Natural History Society.
Bulletin 5, 3—4, 6, 1—2. Public Museum Report 25—26.

New Haven, Conn.: Connecticut Academy of Arts and Sciences.
Transactions 13 p. 149—348.

Philadelphia, Penn.: Academy of Natural Sciences.
Proceedings 59, 60 P. 1—2.

Salem, Mass.: Tufts College Library.

San Francisco, Cal.: California Academy of Sciences.
Proceedings IV 1 pp 1—6. IV 3 pp 1—40.

V. Zuwachs zur Bibliothek.

An Geschenken sind der Bibliothek zugegangen:

a) Von Mitgliedern in Erfurt:

Bärwinkel: Moderne Theologie und moderne Weltanschauung. Erf. 1907. — Der Tod Jesu in seiner Bedeutung als Heilstatsache. Erf. 1908. — Programm der Gerstenbergfeier am 27. Dezember 1908 mit einer Abhandlung: Die Hohenzollern und die Toleranz. Erf. 1908.

Deile: Goethe als Freimaurer. — Stunden mit Goethe. Sonderheft (4). Berlin 1908.

Hoffmann: Gymnasialbibliothek, Heft 45—48. Im ionischen Kleinasien. Erlebnisse und Ergebnisse. Geschildert von R. Thiele; Afrika in seinen Beziehungen zur antiken Kulturwelt. Von Fr. Cramer; Delos die Insel des Apollon. Geschildert von O. Fritsch. Gütersloh 1907—1908.

Jentsch: Telegraphie und Telephonie. Von J. Noebels, A. Schluckebier u. O. Jentsch. = Handbuch der Elektrotechnik. 12. Band. Leipzig 1901. — Telegraphie und Telephonie ohne Draht. Berlin 1904.

Neumann: Gebäude für den Post-, Telegraphen- und Fernsprechdienst. = Handbuch der Architektur IV. 2, Heft 3. 2. Aufl. L. 1908.

Thimme: Das Märchen. = Handbücher zur Volkskunde. 2. Bd. L. 1909.

b) Von auswärtigen Mitgliedern:

Cartellieri: Richard Löwenherz im Heiligen Lande. S. A. a. d. Histor. Zs. 101. M. u. B. 1908.

Clemen: Balthasar Stanberger, Dialogus zwischen Petrus und einem Bauern (1523). Hrsg. v. O. Cl. = Flugschrift. a. d. 1. Jahren d. Reformation III 5. L. 1908.

Grössler: Das Helmsdorfer Fürstengrab. S. A. a. d. Montagsblatt Nr. 3—7. Magdeburg 1908.

Gutbier: Beiträge zur Häuserchronik der Stadt Langensalza. 1. Heft.

Hermens: Die gemeinsame Gefahr der evang. Kirche und der deutschen Nationalität in der Diaspora der deutschen Grenzmarken. = Flugschr. d. Evang. Bundes 112|114. L. 1895. — Zu Schutz und Trutz unserer protest. Literatur. = Flugschr. d. Ev. B. 169. L. 1900. — Prof. Harnacks Kaisergeburtstagsrede 1907. = Flugschr. d. Ev. B. 254. L. 1908.

Heydenreich: Das älteste Fuldaer Cartular im Staatsarchive zu Marburg, das umfangreichste Denkmal in angelsächsischer Schrift auf deutschem Boden. Leipzig 1897. — Das Archiv der Stadt Mühlhausen in Thüringen. M. 1901. — Archivwesen und Geschichtswissenschaft. Marburg 1900. — Aus der Geschichte der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen. Halle 1900. — Aus großer Zeit. Historische Festreden. Marburg 1897. — Bau- und Kunstdenkmäler im Eichsfeld und in Mühlhausen. M. 1902. — Berichte über die Literatur zu Phaedrus und Properz aus den Jahren 1873—1887. S.-A. a. d. Jahresbericht über die Fortschritte der class. Altertumswissenschaft Bd. 39—55. 1884—85. — Die Beziehungen des Hauses Wettin zur Berghauptstadt Freiberg. Fr. 1889. — Bibliographisches Repertorium über die Geschichte der Stadt Freiberg und ihres Berg- und Hüttenwesens. Fr. 1885. — Fabius

Pictor und Livius. Ein Beitrag zur römischen Quellenforschung. Freiberg 1878. — Geschichte und Poesie des Freiberger Berg- und Hüttenvereins. Fr. 1892. — Griechische Berichte über die Jugend Constantins des Großen. In Griechische Studien Hermann Lipsius zum 60. Geburtstag dargebracht. Leipzig 1894. — Die Hyginhandschrift der Freiberger Gymnasialbibliothek. Leipzig 1878. — Kriegsdrangsale von Freibergs ländlicher Umgebung im 18. Jahrhundert. Fr. 1879. — Kurze Geschichte des Kirchspieles Leubnitz bei Dresden. Leipzig 1878. — Das Recht zur Wappenführung. S.-A. a. d. Mitteil. der Zentralstelle f. deutsche Personen- u. Familiengeschichte. 3. Heft. Leipzig 1908.

Kekule von Stradonitz: Über die neuere, Goethe und Schiller betreffende, genealogisch-heraldische Literatur. In Goethe-Jahrbuch 1908.

Kerschensteiner: 1. Jahresbericht der Lehrlingsabteilung der männlichen Fortbildungsschulen Münchens. M. 1907.

Klewitz: Monatsschrift für deutsche Beamte. 32. Jahrgang. Berlin 1908.

Köster: Naumburg a. S. im siebenjährigen Kriege. S. A. a. d. Neuen Mitteil. a. d. Gebiet hist. antiqu. Forschungen. 23. Bd. Halle 1908.

Scheibner: Beiträge zur Theorie der linearen Transformationen, als Einleitung in die algebraische Invariantentheorie. Leipzig 1907.

G. Schmidt: Die Familie von Klitzing. III. Berlin 1907. — Das Geschlecht von der Schulenburg. I. Beetzendorf 1908.

Steinbeck: Das Verhältnis von Theologie und Erkenntnistheorie erörtert an den theologischen Erkenntnistheorien von A. Ritschl u. A. Sabatier. Leipzig 1898. — Das göttliche Selbstbewußtsein Jesu nach dem Zeugnis der Synoptiker. Leipzig 1908.

Tuckermann: Anleitung zum Perspektivzeichnen für Elementar-, Fortbildungs-, Gewerbe- und Kunstschulen, sowie zum Selbstunterricht. Berlin 1907.

Voretzsch: Zur Einführung der Kontinentalsperre in Altenburg im Dezember 1806. A. 1907.

d) Von sonstigen Personen:

Henkel, Professor in Pforta: Die Gegend von Kösen. S. A. aus d. Globus. 92. Bd. Braunschweig 1907.

Henriksen: Sundry Geological Problems. Christiania 1908.

Janet in Beauvais: Anatomie du corselet et histolyse des muscles vibrateurs après le vol nuptial, chez la reine de la fourmi (lasius niger). Limoges 1907. — Notes extraites des Comptes Rendus des séances de l'Academie des sciences. Nr. 16—20. Paris 1906—07.

Kreienbrink in Wiesbaden: Die Pflege und Ernährung des Neugeborenen. Von A. Martin. Berlin 1905. — Die Pflege und Ernährung der jungen Mutter. Von dems. Wiesbaden 1907.

Kromphardt: Die Welt als Widerspruch. 2. Aufl. New York 1907.

Kgl. Regierung zu Erfurt: Mittelalterliche Volksspiele in den thüringisch-sächsischen Landen. Von Karl Heldmann. Neujahrsblätter 32. Halle 1908.

Schöndörffer: Gesammelte Schriften von Emil Arnoldt. 1—3. Nachlass 1—2. Berlin 1906—08.

Teubner: Verlag auf dem Gebiete der Mathematik, Naturwissenschaften, Technik nebst Grenzwissenschaften. Leipzig und Berlin 1908.

Inhalt.







